

# *Vom Verlust des Selbst in der Fremde*

*Eine Studie über das Reisen  
– anhand autobiographischer Texte*

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades  
der  
Philosophischen Fakultät  
der  
Westfälischen Wilhelms-Universität  
zu  
Münster (Westf.)

vorgelegt von  
Jens Jürgen Clausen  
aus Hamburg

2006

Tag der mündlichen Prüfung:

**19. Juli 2006**

Dekan der Philosophischen Fakultät  
der  
Westfälischen Wilhelms-  
Universität Münster:

**Prof. Dr. Dr. h. c. Wichard Woyke**

Erziehungswissenschaft:

Prüfer: **Prof. Dr. Helmut Mair**

Deutsche Philologie:

Prüfer: **Prof. Dr. Helmut H. Koch**

**Für Barbara**

# *Vom Verlust des Selbst in der Fremde*

## *Eine Studie über das Reisen – anhand autobiographischer Texte*

<b>1. Einleitung</b>	5
1.1 Idee und Ausgangsfrage	5
1.2 Psychische Krisen in der Fremde – in Selbstschilderungen	8
1.3 Reisende mit auffälligem Verhalten – von außen betrachtet	11
<b>2. Der Kontext der Erkundung</b>	16
2.1 Zur Forschungslage	16
2.2 Das Stendhal-Syndrom: Nervenanstrengung und Dissoziation	21
2.3 Das Jerusalem-Syndrom: Verstörung und religiöser Wahn	25
2.4 Zum Gegenstand der Erkundung	28
2.5 Zur Auswahl der verwendeten Texte	30
2.6 Zum <i>Verlust des Selbst</i> in belletristischen Texten	32
<b>Exkurs 1: „Wohin denn ich?“ (Friedrich Hölderlin)</b>	37
<b>3. Begriffsklärungen und theoretische Grundlagen</b>	41
3.1 Aspekte des Reisens	41
3.1.1 Zum Begriff der <i>Reise</i>	41
3.1.2 Psychische Dispositionen auf Reisen	47
3.1.3 Versuch einer Typologie der Reisenden	49
3.1.4 Abschiede und Aufbrüche	51
3.1.5 Begegnungen und Beziehungen	55
3.1.6 Erfahrungen der Bewegung	56
3.1.7 Melancholie des Hotelzimmers	59
3.1.8 Erfahrungen der Ungeborgenheit	62
3.1.9 Wirkungen des Meeres	64

3.2	Aspekte der Fremde	68
3.2.1	Zum Begriff der <i>Fremde</i>	68
3.2.2	<i>Fremde</i> im entwicklungspsychologischen Kontext	73
3.2.3	<i>Fremde</i> im ethnopsychiatrischen Kontext	75
3.2.4	Der Prozess der Erfahrung der <i>Fremde</i>	79
3.2.5	<i>Entfremdung</i> und emotionale Verlorenheit	82
<b>Exkurs 2:</b>	<b>„Wie bin ich froh, dass ich weg bin!“ (Johann W. Goethe)</b>	<b>84</b>
3.3	Aspekte des Selbst	95
3.3.1	Zum Begriff des <i>Selbst</i>	95
3.3.2	Das <i>Selbst</i> in der Sozialpsychologie	98
3.3.3	Das <i>Selbst</i> in der Psychoanalyse	100
3.3.4	Das <i>Selbst</i> in der Entwicklungspsychologie	102
3.3.5	Das <i>Selbst</i> in der neueren Kleinkindforschung	105
3.3.6	Das <i>Selbst</i> in der analytischen Selbstpsychologie	107
3.4	Aspekte der Bindung	110
3.4.1	Zum Begriff der <i>Bindung</i>	110
3.4.2	Zur Entwicklung der <i>Bindungstheorie</i>	112
3.4.3	Die <i>fremde</i> Situation	113
3.4.4	<i>Bindungs-</i> und Explorationsverhalten	115
3.4.5	<i>Bindung</i> und die Herausbildung des <i>Selbst</i>	117
<b>Exkurs 3:</b>	<b>„...froh, dass man irgendwo zu Hause ist“ (Sigmund Freud)</b>	<b>120</b>
3.5	Aspekte autobiographischen Schreibens	130
3.5.1	Die Autobiographie im literaturwissenschaftlichen Kontext	132
3.5.2	Sein <i>Selbst</i> entdecken – oder: sich selbst erfinden?	136
3.5.3	Autobiographisches Schreiben in seelischen Krisen	140
3.5.4	Therapeutische Grenzen autobiographischen Schreibens	143
3.5.5	Psychoanalytisch-orientierte Zugänge	144
<b>4.</b>	<b><i>Vom Verlust des Selbst in der Fremde</i></b> <b>– eine Analyse autobiographischer Texte</b>	<b>148</b>
4.1	Das <i>bedrohte Selbst</i> auf Reisen: Angst und Panik	150
4.1.1	<i>Beklemmung</i> : Imre Kértesz	151
4.1.2	<i>Verstörung</i> : Erich Wulff	154
4.1.3	<i>Flucht</i> : W.G. Sebald	155
4.1.4	Zur Dynamik von Angststörungen	158
4.1.5	Ängste und Phobien in weiteren Reisetexten	160

4.2	Das <i>irritierte Selbst</i> auf Reisen: Dissoziation	164
4.2.1	Momente der Dissoziation	164
4.2.2	<i>Isolation</i> : Nicolas Bouvier	167
4.2.3	<i>Abgrenzung</i> : Rolf Dieter Brinkmann	171
4.2.4	<i>Fremdheit</i> : Dolf Sternberger	177
4.2.5	Weitere dissoziative Störungen in der Fremde	179
4.3	Das <i>erschöpfte Selbst</i> auf Reisen: Depression	182
4.3.1	Zur Dynamik depressiver Störungen	182
4.3.2	<i>Trennungsverlust</i> : Max Dauthendey	184
4.3.3	<i>Zerrissenheit</i> : Albert Camus	188
4.3.4	<i>Hoffnungslosigkeit</i> : Annemarie Schwarzenbach	193
4.4	Das <i>verunsicherte Selbst</i> auf Reisen: Adoleszente Krisen	201
4.4.1	Adoleszenz als Begriff und Entwicklungsstadium	202
4.4.2	<i>Auflösung</i> : Lori Schiller	205
4.4.3	<i>Entrückung</i> : Everett Ruess	208
4.5	Das <i>entgleitende Selbst</i> auf Reisen: Wahn und Psychose	214
4.5.1	Begriff und Dynamik des Wahns	216
4.5.2	<i>Versenkung</i> : Ortrud Grön	218
4.5.3	Begriff und Dynamik der Psychose	221
4.5.4	<i>Verfolgung</i> : August Strindberg	223
4.5.5	Wahn und Psychose in weiteren Reisetexten	228
<b>5.</b>	<b><i>Vom Verlust des Selbst in der Fremde</i></b> <b>– einige zusammenfassende Gedanken</b>	235
	<b>Nachbemerkung und Dank</b>	240
	<b>Literaturverzeichnis</b>	242

# 1. Einleitung

## 1.1 Idee und Ausgangsfrage

Kann man *auf* Reisen verrückt werden? Oder gar: kann man *vom* Reisen verrückt werden? Kann es sein, dass die Seele – von der es heißt, man brauche sie nur *baumeln zu lassen*, um Entspannung und Glückseligkeit zu erlangen – auf Reisen viel Energie darauf verwenden muss, Gefühle der Angst, der Ungeschütztheit, der Bindungslosigkeit abzuwehren? Kommt es vor, dass Menschen an dem Versuch der Integration verwirrender Fremdheitserfahrungen scheitern und fern von zu Hause in schwere innere Krisen geraten? Sind dies grundsätzliche Gefährdungen, die jeden treffen können, oder bedarf es besonderer seelischer Konstitutionen oder spezieller situativer Konstellationen, dass Menschen in der Ungeborgenheit der Fremde ihre innere Balance verlieren? Stellt das Reisen eine viel höhere Belastung dar, als wir vor uns selbst und anderen zugeben? Gibt es Dokumente, Berichte, Texte, die darüber Auskunft geben, wie und warum jemand – unterwegs am fernen Ort – psychisch aus dem Gleis gerät und sein Selbst verliert?

Eigentlich ist das Reisen und das Überschreiten von Grenzen ja mit der Sehnsucht verknüpft, die Fesseln des Alltags über Bord zu werfen und Körper, Geist und Seele zu erquicken. Wer den sicheren Hafen verlässt und fortgeht, der träumt davon, Abenteuer zu bestehen, Gefahren zu meistern und von fremden Welten und spektakulären Erlebnissen erzählen zu können. Oder er hofft darauf, in angenehmer Umgebung neue Kräfte zu schöpfen, selbstbestimmt und ungebunden, genussvoll und bereichert das fremde Land zu erkunden. Und so schildert der Reisende sein Unterwegssein denn auch: Als Verwirklichung frühester Träume von Freiheit und Abenteuer – als soziale und sprachliche Herausforderung – als Bewältigung physischer Grenzsituationen – als Entdeckung ungeahnter Fähigkeiten – als kulturelle und kulinarische Bereicherung – als Regeneration von Körper, Geist und Seele – als wiedergewonnene Nähe zu sich selbst.<sup>1</sup>

Die Lust am Reisen, die Neugier auf die Fremde, der Ursprung des Fernwehs ist für viele Menschen mit Erlebnissen aus der Kindheit verknüpft. Ihre späteren Reisen begannen – so schildern es berühmte Reisende – mit dem Finger auf der Landkarte, mit Büchern oder Filmen über ferne Länder. Bruce Chatwin erinnert den Zusammenhang von frühkindlicher Erfahrung und späterer Reiselust so: „*Ich war zwei Jahre alt. Wir wohnten bei meiner Großmutter in möblierten Zimmern an der Seepromenade von Filey, Yorkshire. Ich beobachtete die Schiffe, wie sie am Horizont entlang zogen.*“<sup>2</sup> Für Hans-Jürgen Heinrichs sind es die „*inneren Bilder, die jeder Reisende mit sich herum trägt, Träume (...), die ihn beherrschen, Orte, von denen er nicht weiß, ob er sie selbst erfunden hat oder das Leben sie für ihn bereit hält.*“<sup>3</sup> Albert Camus behauptet, dass „*ein Menschenwerk nichts anders ist als ein langes Unterwegssein, um (...) die zwei oder drei einfachen großen Bilder wiederzufinden, denen*

<sup>1</sup> vgl. Stark, Michael; Sandmeyer, Peter (2000): Wenn die Seele Kraft braucht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

<sup>2</sup> Chatwin, Bruce (1996): Der Traum der Ruhelosen. Aus dem Englischen von Anna Kamp. München/Wien: Carl Hanser, S.12

<sup>3</sup> Heinrichs, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1997b): Das Fremde verstehen. Gespräche über Alltag, Normalität und Anormalität. Neuauflage, Gießen: Psychosozial-Verlag, S.159

sich das Herz ein erstes Mal erschlossen hat.“<sup>4</sup> Und Adolf Opel, der zusammen mit Ingeborg Bachmann Ägypten bereiste, erwähnt nicht nur innere Bilder, sondern tatsächlich die Sammelbilder einer Kaffee-Firma mit Darstellungen der Pyramiden, der Sphinx, des Staudamms von Assuan u.ä.<sup>5</sup>, die seine späteren Reisewünsche prägten.

Auch bei Cees Nooteboom stammt der Impuls, immer wieder in die Fremde aufzubrechen, aus seiner Jugendzeit: „*Eines Tages habe ich einen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug genommen; und damit habe ich eigentlich nie mehr aufgehört.*“<sup>6</sup> Für Nicolas Bouvier liegen die Motive des Reisens im Alter zwischen zehn und dreizehn Jahren begründet, in einer Zeit, in der sich die Wünsche und Träume nicht mehr an die Spiele im Kinderzimmer heften lassen, die Phantasien in die Ferne schweifen und man bäuchlings auf dem Teppich liegt und still den Atlas betrachtet: „*Wenn die Sehnsucht den ersten Angriffen der nüchternen Vernunft standhält, sucht man nach Gründen für sie. Und findet keine stichhaltigen. Tatsache ist, dass man nicht weiß, wie man diesen Drang nennen soll. Etwas in uns wächst und löst sich aus der Vertäuung, bis man eines schönen Tages, seiner selbst nicht sicher, endgültig aufbricht.*“<sup>7</sup>

Getrieben von diesem *Drang* oder von der Entdeckung des eigenen Mangels<sup>8</sup> und der Lust auf Neues, suchen vor allem junge Menschen den Weg in die Fremde, die ihnen etwas geben soll, was sie (noch) nicht haben oder (noch) nicht sind: Sie reisen, um in eine „*erregende, mit Phantasien großartiger Entdeckungen aufgeladene fremde Welt eingeführt zu werden*“<sup>9</sup>, um über die eigene Zukunft oder die Vergangenheit der Welt nachzudenken, „*an Straßenecken zu stehen und den Fluss der Gedanken tief in den Strom einmünden zu lassen.*“<sup>10</sup> Manche reisen, um näher zu Gott zu gelangen, um ein verlorenes Paradies wiederzufinden: Trotz ihrer Erfahrung mit der Ferne, trotz ihres kritischen Bewusstseins über ökologische und kulturelle Entwicklungen sind viele Reisende von Paradiesmythen und Utopien beseelt und lassen nicht ab von dem Glauben, dass alle, die sich erfolgreich gegen die Zivilisation gewehrt hätten oder sich ihrem Einfluss entziehen konnten, den Schlüssel zum Glück in der Hand hielten, jenen Schlüssel, den sie selbst in ihrem Alltag in der Moderne längst verloren haben.

Dieser Idee verwandt ist der Gedanke, die Reise als Ritual zu sehen, als Wanderung auf den Spuren der Vorfahren, als religiöse Schöpfungshandlung und als Komplettierung der eigenen Identität. Schließend haben, wie Bruce Chatwin bemerkt, „*all die großen Lehrer – Christus, Buddha, Laotse, der heilige Franziskus – die ewige Pilgerfahrt ins Zentrum ihrer Botschaft gestellt und ihren Schülern erklärt, sie sollten, ganz wörtlich, dem Weg folgen.*“<sup>11</sup> Geradezu klassisch ist ja die Vorstellung, durch die Erfahrung der Fremde die eigene Persönlichkeit auf die Probe zu stellen. Diese „*Aktualisierung des Selbst*“<sup>12</sup> und die damit verbundene Redu-

<sup>4</sup> Camus, Albert (1973): Licht und Schatten. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.8-74; hier: S.23

<sup>5</sup> Opel, Adolf (1996): Landschaft, für die Augen gemacht sind. Wien: Deuticke-Verlag, S.75

<sup>6</sup> Nooteboom, Cees (1997): Im Auge des Sturms. In: Von Deutschland in die Welt. ZEIT-Punkte 2/97, S.8

<sup>7</sup> Bouvier, Nicolas (2002): Die Erfahrung der Welt. Aus dem Französischen von Trude Fein. 3.Aufl., Basel: Lenos-Verlag, S.13

<sup>8</sup> vgl. Bosse, Hans (1994): Der fremde Mann. Eine Ethnoanalyse. Frankfurt a.M.: S.Fischer

<sup>9</sup> ebd., S.31

<sup>10</sup> Woolf, Virginia (1994): Die Wellen. Übersetzt von Maria Bosse-Sporleder. Frankfurt a.M.: Fischer, S.7

<sup>11</sup> Chatwin, Bruce (1996): Der Traum der Ruhelosen. Aus dem Engl. v. A.Kamp. München: Carl Hanser, S.22

<sup>12</sup> In der Tourismusforschung hat sich in diesem Zusammenhang der Begriff der *Selbstaktualisierung* als hilfreich erwiesen, weil er unterschiedliche Motivationsaspekte des Reisens zusammen führt; vgl. Krauß,



zierung auf das „*Wesentliche*“<sup>13</sup> gebe dem Reisenden die Möglichkeit zu erkennen, was das Wesentliche seines Selbst überhaupt sei. Mit den Worten des Schriftstellers Hermann Keyserling: „*Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum*“<sup>14</sup>. Und jeder Reisende glaubt, er könne die Anregungen der Fremde ergreifen, ohne darin verstrickt zu werden, könne die „*Reinheit des Selbst*“<sup>15</sup> bewahren, ohne seine psychische Stabilität zu gefährden oder sich gar selbst zu verlieren.

So hoffte einst auch Goethe, durch eine Reise seine Situation zu verwandeln, der Stagnation seiner künstlerischen Produktion, der Mühsal seiner Verwaltungsaufgaben, der unglücklichen Liebesbeziehungen und dem ganzen höfischen System Weimars zu entkommen und sich „*in Gegenden der Welt zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin*“.<sup>16</sup> Diese Reise, in den Jahren 1786 bis 1788 unternommen und erst viel später literarisch zur großen Italienischen Reise („*Auch ich in Arkadien!*“<sup>17</sup>) stilisiert, sollte ihm helfen, „*allerley Mängel zu verbessern und allerley Lücken auszufüllen, stehe mir der gesunde Geist der Welt bey!*“<sup>18</sup> Anlass seines Aufbruchs war, so Goethe gegenüber Fürst Carl August, der drängende Wunsch, „*ein Ganzes zu werden, um nicht in förmliche Beziehungen zersplittert*“ am Hofe in Weimar mehr und mehr zu verkümmern, „*sondern aus einem festen Kern heraus selbstbestimmt zu handeln*“<sup>19</sup>.

Damit formulierte Goethe jenes antike Grundmotiv des heroischen Reisens, das nicht erst seit der Aufklärung kursierte und die Grand Tour<sup>20</sup> der Neuzeit bestimmte, sondern schon in der Odyssee bzw. im Gilgamesch-Epos zur Darstellung gekommen war: Die Erlangung von Identität und Autonomie durch Bewältigung von Situationen der Ungeschützttheit und Fremdheit. Und was zu Goethes Zeit noch ausschließlich Angelegenheit der Männer, der Soldaten, Kaufleute, wandernden Gesellen, Studenten und Abenteurer war oder zu sein schien, nämlich die Fremde als Selbstprüfung zu entdecken, zog im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr Frauen an. Aus dem viktorianischen England und anderen Regionen Europas flüchteten sie aus den Fesseln der bürgerlichen Ordnung<sup>21</sup> und brachen auf, um die Ferne und sich selbst darin zu erfahren. Oft gegen den erheblichen Widerstand ihrer Ehemänner und ihrer Familien gingen diese Frauen fort – nicht nach Italien oder in die Schweiz, nicht an die touristischen

---

Harald; Kagelmann, H.Jürgen: Selbstaktualisierung. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H.Jürgen (Hrsg) (1993): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft. München: Quintessenz-Verlag, S.208-211

<sup>13</sup> Ernst, Heiko (1999): Reisen, um sich zu verändern. In: Psychologie Heute 7/99, S.20-27; hier: S.23

<sup>14</sup>Keyserling, Graf Hermann (1990): Das Reisetagebuch eines Philosophen (orig.1919). Frankfurt a.M. u. Berlin: Ullstein, S.14

<sup>15</sup> Leferink, Klaus (1999): Spazierengehen – eine leichte Form der Schizophrenie. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Bd.15, S.170

<sup>16</sup> Goethe, Johann Wolfgang (1887): Gesammelte Werke, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1887-1919 (Weimarer Ausgabe), Bd.IV,7, S.253f

<sup>17</sup> Eigentlich handelt es sich bei *Arkadien* um eine karge Landschaft auf dem Peloponnes, in der Hirten lebten. Der antike Geschichtsschreiber Polybios besang seine Heimat derart hymnisch, dass deren Name seit Vergil für das Urbild geselliger Einfachheit und menschlichen Glücks steht. Goethe sah in Italien das Wunschland seiner Sehnsüchte und nannte es daher *Arkadien*. Vgl. Jessing, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hrsg.): Goethe-Lexikon. Stuttgart u. Weimar: Metzler, S.25

<sup>18</sup> Goethe 1887, S.253

<sup>19</sup> ebd.

<sup>20</sup> vgl. Brilli, Attilo (1997): Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die ‚Grand Tour‘. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Berlin: Wagenbach

<sup>21</sup> vgl. Boesch, Ina (1996): Reisen Frauen anders? Variationen über Miss Liberty. In: Grüttner, Karin; Plüss, Christine (Hrsg.): Herrliche Aussichten. Frauen im Tourismus. Zürich, S.204-217

Orte jener Zeit, sondern in den Orient, bisweilen auch nach Afrika oder Südamerika. Für viele von ihnen, wie Isabella Bird, die im 19. Jahrhundert die halbe Welt erkundete, hatte das Reisen eine befreiende, fast schon therapeutische Funktion: „*Solange ich auf dem Rücken eines Pferdes bin und im Freien schlafe, geht es mir gut. Sobald ich für einige Tage in die Zivilisation zurückkehre, bin ich wieder down.*“<sup>22</sup>

So bedeutete das Reisen damals – und dies gilt häufig auch heute – Rollenerwartungen und Verpflichtungen der vertrauten Umgebung aufzugeben, zum Kern der eigenen Persönlichkeit vorzudringen, zum absoluten, nicht mehr reduzierbaren Selbst. Eric Leed bezeichnet das Reisen als „*die paradigmatische Erfahrung an sich*“<sup>23</sup> und das Unterwegssein als Chance der Selbstvergewisserung. Denn wer Abschied nimmt und fortgeht, der kann aus der Distanz auf das Eigene schauen, kann sich im Kontext der Fremde neu erfahren, kann bislang eingenommene Positionen und alte Fixierungen als wandelbar erleben und sie zumindest probeweise aufgeben: „*Auf Reisen stellen wir unsere eigene Kultur – und wie diese sich in uns eingeschrieben hat – in Frage, sind bereit, Fesseln zu durchschneiden – Rimbaud spricht davon, die Haltetaue schießen zu lassen*“<sup>24</sup>.

Was aber, wenn diese *Distanz auf Probe* misslingt, das Infragestellen der gewohnten Identität zum Verlust des inneren Gleichgewichts, zur ernsthaften psychischen Destabilisierung führt? Wenn die *Haltetaue* abhanden kommen und das Selbst sich als wenig gefestigt erweist? Wenn der Reisende in der Konfrontation mit der Fremde sein Leben für fragwürdig zu halten beginnt, sein mitgebrachtes Selbst als Fiktion, als Illusion erlebt? Wenn er tagträumend am Meer spazieren geht und dabei an den ‚anderen Schauplatz‘ des Seins, ins Unbewusste gerät und den Boden unter den Füßen verliert? Wenn dem genüsslichen *Baumeln* der Seele ein bedrohliches *Taumeln* folgt und *der gesunde Geist der Welt* ihn verlässt? Dann stellt sich die Frage, ob das Reisen als Erfahrung der Fremde *um sich herum* und der Fremde *in sich*<sup>25</sup> als besondere Auslösesituation einer psychischen Krise angesehen werden kann. Und so bemisst Albert Camus den eigentlichen Wert des Reisens an dem besonderen Moment der Angst: „*Fern von unseren Angehörigen, fern von unserer Sprache, all unserer Stützpunkte verlustig, unserer Masken beraubt, befinden wir uns völlig an der Oberfläche unserer selbst.*“<sup>26</sup>

## 1.2 Psychische Krisen in der Fremde – in Selbstschilderungen

So vielschichtig die neurophysiologischen Vorgänge, die genetischen Dispositionen und die psychosozialen Hintergründe für die Entstehung psychischer Erkrankungen sein mögen<sup>27</sup>, so schwer zu bestimmen sind die individuellen Belastungsfaktoren im Prozess akuter Krisen. Bestenfalls lässt sich sagen, dass eine „*verminderte kognitive und emotionale Verarbeitungs-*

<sup>22</sup> Sauerländer, Willibald (2004): Sie liebten das Heulen der Schakale. In: Süddeutsche Zeitung, 30.08.04, S.12

<sup>23</sup> ebd., S.19

<sup>24</sup> zit.n. Heinrichs, Hans-Jürgen (1997): Das Feuerland-Projekt. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, S.186

<sup>25</sup> siehe hierzu besonders: Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xania Rajewsky. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>26</sup> Camus, Albert (1973a): Licht und Schatten. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.8-74; hier: S.65

<sup>27</sup> vgl. Häfner, Heinz (2005): Das Rätsel Schizophrenie. 3.Aufl., München: C.H.Beck, S.248

kapazität durch hohe und zu komplexe Anforderungen oder Stressbelastungen zur mentalen Entgleisung“<sup>28</sup> führen kann. Eine solche Stressbelastung ist das Reisen durchaus – zumindest wenn es das Risiko eingeht, sich mit der Fremde zu konfrontieren und sich nicht darauf reduziert, als touristisches Gereistwerden „Fünf-Sterne-Orte der Welt abzuhaken.“<sup>29</sup> Vieles weist also darauf hin, dass die Erfahrung des Selbstverlustes in der Fremde kein singuläres Ereignis ist, sondern zu allen Zeiten zahlreiche Reisende getroffen hat – die einen episodisch, die anderen dramatisch und fundamental.

Die Berichte von Menschen mit psychischen Erkrankungen zeigen, dass ihre Krisen auffallend häufig in der Fremde begannen: auf Reisen durch Europa, Fernost oder Übersee, im Verlaufe von Studienaufenthalten an ausländischen Universitäten, auf Gruppenfahrten oder im Zuge von Schüler-Austausch-Begegnungen. Zustände der Verwirrtheit und der seelischen Irritation führten bei nicht wenigen von ihnen zu Erschütterungen der inneren Balance mit gravierenden psychischen Dekompensationen, die bisweilen auch psychiatrische Klinikeinweisungen an fremden Orten nach sich zogen. Hierzu einige Beispiele:

- Eine junge Frau (im Interview trägt sie den Namen Barbara<sup>30</sup>) schildert die Stufen ihrer Erkrankung auf einer Reise durch Thailand: Während einer Meditation verliert sie die Kontrolle über ihre Wahrnehmungen und Gefühle, gerät in Todesängste und entwickelt Wahnvorstellungen, die ihr wie Erleuchtungen vorkommen. Nach ärztlicher Behandlung in Thailand und später an ihrem Heimatort braucht sie Jahre, um sich von dieser gravierenden seelischen Krise zu erholen und auf den Boden der Realität zurück zu kommen.
- Fabian Brenk<sup>31</sup> erlebt einen psychischen Zusammenbruch auf einer Reise, die Abstand von den Belastungen des Universitätsexamens geben soll. Auf seiner Tour erreicht er verwirrt eine Jugendherberge, wird dort abgewiesen, lässt sich jedoch nicht vertreiben; man ruft die Polizei und erstattet Anzeige gegen ihn wegen Hausfriedensbruchs. Niemand erkennt, dass sich der Fremde in einer akuten psychotischen Krise befindet.
- Aus Anne Rüffers Buch ‚Leben mit Schizophrenie‘<sup>32</sup> erfährt man, wie eine junge Frau ihre erste Psychose bei einem Studienaufenthalt in Paris erleidet, bei weiteren Krisen für Tage spurlos verschwindet und sieben Klinikaufenthalte, zwei Suizidversuche sowie mehrere bulimische Phasen durchleben muss, bevor es ihr gelingt, über ihre Erkrankung zu sprechen, zu schreiben und so wieder festen Halt zu gewinnen.
- Lori Schiller<sup>33</sup> berichtet in einer ausführlichen Schilderung ihres Psychoseerlebens vom Beginn ihrer Erkrankung während einer Jugendfreizeit, wo sie nach den ersten Tagen der Euphorie immer bedrückter wird, Schlafstörungen erleidet und von Stimmen gepeinigt wird, die sie über viele Jahre nicht mehr los wird.
- Peter Mansdorff<sup>34</sup> schildert seinen ersten psychischen Zusammenbruch während eines Studienaufenthaltes in Frankreich, wo er an seiner Examensarbeit schreibt, dann in aufgewühlter Verfassung die Idee entwickelt, er könne mit seinen Schriften zur Vollendung der

<sup>28</sup> ebd.

<sup>29</sup> Löffler, Sigrid (2005): Die Welt ist unendlich viel größer, als man denkt. Ein Gespräch mit dem holländischen Weltfahrer Cees Nooteboom. In: Literaturen 11/2005, S.16-22; hier: S.19

<sup>30</sup> Oster, Ulrike (1997): Barbara: Meine zweite Geburt. Ein Gespräch über eine psychotische Krise während einer Meditation in Thailand. In: Soziale Psychiatrie 4/97, S.8-9

<sup>31</sup> Brenk, Fabian (2004): Meine Psychoseerfahrung. <http://mitglied.lycos.de/fbrenk/Psychose.htm> (20.06.04)

<sup>32</sup> Ruffer, Anne (1999): Leben mit Schizophrenie. 52 Gespräche mit Bettina über ihren Weg aus der Krankheit. Bern, München, Wien: Scherz-Verlag

<sup>33</sup> Schiller, Lori (1995): Wahnsinn im Kopf. Aus dem Amerikanischen von K.Miedler u. Ch.Neugebauer.

Bergisch Gladbach: Lübbe

<sup>34</sup> Mansdorff, Peter (1994): Von der Zukunft umzingelt. Bonn: Psychiatrie-Verlag

Französischen Revolution, zu einem Leben in Harmonie und Brüderlichkeit und zur Entwicklung des Weltfriedens beitragen – bis er sich in einer psychiatrischen Klinik an einem ihm völlig unbekanntem Ort in der französischen Provinz wiederfindet.

Andere Krisen in der Fremde enden zwar nicht gleich in schweren psychotischen Dekompensationen, weisen aber Formen wahnhafter oder anorektischer Störungen auf, wie die folgenden autobiographischen Berichte zeigen:

- Otto Stern<sup>35</sup> wird auf einer Autofahrt in den Süden von paranoiden Phantasien überrollt, als er in eine Kolonne von Militärfahrzeugen gerät. Er glaubt, von geheimen Strahlen gelähmt und im Sitz erdrückt zu werden. Um der Ängste Herr zu werden, verbringt er Stunden damit, die Verkehrsführung, die Verkehrsdichte und das System der Einbahnstraßen einer fremden Stadt zu erfassen. Auf der Weiterfahrt sieht Stern dann die Fahrbahn immer verschwommener und glaubt, sie würde direkt in den Himmel führen – bis er an einer Grenzstation einen Zusammenbruch erleidet und psychiatrisch behandelt werden muss.
- Helmut Mehelsky<sup>36</sup> berichtet von Wahngedanken am Flughafen, wo er sich im Labyrinth der Pfeile verirrt und befürchtet, jeden Moment Opfer einer Bombenexplosion zu werden; auf dem Weg zum Flugzeug ist er von panischer Angst erfüllt und glaubt, er müsse im Zwischenreich zwischen Erde und Weltraum verharren; im Flugzeug kommt er nicht zur Ruhe und fühlt sich getrieben, einen Geigenkasten zu öffnen, den er im Gepäck über sich bemerkt und in dem er ein Maschinengewehr vermutet; nur mit Mühe und der geduldigen Umsicht der Crew übersteht er diesen Flug.
- Antje Peters<sup>37</sup> erzählt von einer schweren seelischen Krise und dem Beginn ihrer Magersüchterkrankung während eines einjährigen High-School-Aufenthaltes in Kalifornien. Sie fühlt sich dort einsam, isoliert und nur dann gut und erfolgreich, wenn sie es schafft, so wenig wie möglich zu essen. Ihre Gastfamilie und ihr gesamtes soziales Umfeld ignoriert die Tatsache, dass sie beständig an Gewicht verliert und ihr Essverhalten immer gestörter wird. Als sie beim Einkaufen zusammenbricht und ihrer Gastmutter unter Tränen gesteht, dass sie kaum noch Nahrung zu sich nehmen könne, muss sie ihren Aufenthalt in der Fremde vorzeitig beenden.<sup>38</sup>

Manche dieser seelischen Irritationen in der Fremde, selbst wenn sie dissoziative oder gar psychotische Züge annehmen, klingen nach Tagen oder Wochen ab. Und doch handelt es sich um mehr als nur flüchtige Erlebnisse der Verwirrtheit: Massive Eintrübungen einzelner Sinnesorgane treten auf, Sprache und Motorik sind zeitweilig blockiert, elementare Funktionen der Selbststeuerung versagen, die Abgrenzung der eigenen Identität gegenüber der irritierenden Fremde gelingt nicht mehr. Folgen einer solchen Erfahrung sind dann häufig Angst- und Panikattacken – von denen Ärzte, Reiseleiterinnen und Hotelbesitzer reichlich zu berichten wissen.<sup>39</sup> Dies trifft nicht nur jugendliche Reisende: Auch Menschen, die familiäre,

<sup>35</sup> Stern, Otto (1996): Zehn Stationen des Wahnsinns. In: Brückenschlag, Bd.12/1996, S. 98-102

<sup>36</sup> Mehelsky, Helmut (1996): Ein Schlag auf den Kopf. In: Brückenschlag, Bd.12/1996, S. 120-127

<sup>37</sup> Peters, Antje (2004): Hass auf meinen Körper. In: Süddeutsche Zeitung Nr.158, 12.07.04, S.30

<sup>38</sup> solche Berichte über Erstmanifestationen von Magersucht während Auslandsaufenthalten an High-Schools oder Universitäten werden auch vom Christoph-Dornier-Centrum in Münster bestätigt; dort sind immer wieder Patientinnen anzutreffen, die – ohne Ess-Störungen in ihrer Vorgeschichte gezeigt zu haben – in der Fremde erstmals Symptome dieser Erkrankung entwickelten. (Mündliche Mitteilung von Herrn Dipl. Psych. Bussius). Allein eine Untersuchung dieses Phänomens wäre schon eine eigene Studie wert.

<sup>39</sup> vgl. den Bericht von Roy Malkin im *UNESCO Courier* 1999 ([www.unesco.org/courier/1999](http://www.unesco.org/courier/1999))

berufliche und soziale Lebensetappen erfolgreich gemeistert haben, können angesichts der Erfahrung der Fremde ernste psychische Störungen entwickeln:

- Birgit Schindler<sup>40</sup> beschreibt eine Reise nach Italien, die sie nach ihrem Examen unternimmt und die mit dem Suchen von heilenden Steinen, dem Studium von Tarot-Karten, und dem Versenken ins Tagebuch beginnt und schließlich in eine akute Psychose mündet.
- Ortrud Grön<sup>41</sup> schildert das Erleben einer wahnhaften und manischen Episode in Rom, wo sie über drei Monate täglich eine bestimmte Treppe im Vatikan aufsucht in der fieberhaften Annahme, in ihren Ornamenten lebensentscheidende Botschaften zu finden.

Nach Erhebungen des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener (BPE)<sup>42</sup> stellen Reisen für Menschen mit erhöhter Vulnerabilität die gefahrvollste Belastung dar, die man ihnen auferlegen kann. Nicht die Beendigung einer Beziehung, nicht der Verlust des Arbeitsplatzes, nicht der Tod eines Angehörigen ist nach der Umfrage des BPE für sie das bedrohlichste Lebensereignis, sondern das Reisen in die Fremde<sup>43</sup>. Und in ihrem Erfahrungsbericht über *Psychose und Partnerschaft* nennen Helene und Hubert Beitler das Reisen als einen häufigen Auslöser einer psychotischen Krise (neben Situationen der Verliebtheit oder der Trennung).<sup>44</sup>

### 1.3 Reisende mit auffälligem Verhalten – von außen betrachtet

Mit auffälligen Menschen, die in der Fremde psychische Erkrankungen erleiden, haben es die Botschaften und Konsulate der Bundesrepublik Deutschland häufig zu tun; unter der Adresse [www.auswaertiges-amt.de](http://www.auswaertiges-amt.de) finden sich eine Reihe von Berichten über deutsche Staatsbürger, die im Ausland psychisch entgleisen – wie z.B. folgender Fall: *„Ein 28jähriger Hamburger ist seit zwei Jahren in Indien verschollen. Eine Touristin unterrichtet die deutsche Botschaft in New Delhi über den Aufenthaltsort des Vermissten. Dieser sitzt abgemagert vor einem Hindu-Tempel und redet unverstündlich vor sich hin. Der Arzt diagnostiziert eine Psychose. Als der Konsularbeamte neben ihm steht, erklärt er: ‚Schön, dass sie endlich kommen, ich habe sie bereits auf transzendentalen Weg gerufen‘.“*<sup>45</sup> Allein die Deutsche Botschaft in New Delhi berichtet von jährlich etwa 50 „geistig verwirrten Personen“, deren ärztliche und soziale Versorgung und Heimführung von der Botschaft organisiert werden muss.<sup>46</sup>

Gefährdet sind aber nicht nur melancholische Fernreisende mit Hang zum meditativen Rückzug. Auch kommunikationsfreudige Animatoure in Club-Anlagen sind vor seelischen Krisen nicht gefeit. In ihrer Studie über einen *Robinson Club* erforschte M. Pannenbecker, wie belastet und gefährdet die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter häufig sind. Der ewige Zwang zur Fröhlichkeit, der Verlust des Privatlebens während der Zeit im Club, die Isolierung von der Heimat, die Flüchtigkeit der Sozialkontakte sowie der ständige Wechsel der Kolleginnen

<sup>40</sup> Schindler, Birgit (1999): Psychose-Erfahrung und Genesung. In: Psychosoziale Umschau, 3/99, S.33-34

<sup>41</sup> Grön, Ortrud (1996): Fenstersprung in die Wahrheit. In: Brückenschlag, Bd.12/1996, S. 43-57

<sup>42</sup> Knuf, Andreas; Gartelmann, Anke (2003): Bevor die Stimmen wiederkommen. Vorsorge und Selbsthilfe in psychischen Krisen. 4.Aufl., Bonn: Psychiatrie-Verlag

<sup>43</sup> ebd., S.177

<sup>44</sup> Beitler, Helene und Beitler, Hubert (2002): Psychose und Partnerschaft. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.47

<sup>45</sup> Informationen dazu unter [www.auswaertiges-amt.de](http://www.auswaertiges-amt.de) (Stand: 24.04.06)

<sup>46</sup> ebd.

und Kollegen führte bei nicht wenigen von ihnen zu Depressionen, Suchterkrankungen und zu psychotischen Störungen: *„Es ist ein Job für Leute mit sehr viel überschüssiger Energie und guter Kondition. Nur, da sie zumeist noch jünger sind, verfügen sie nicht oder doch sehr selten über die psychische Stabilität, die ihnen hilft, mit dem Kräfte verschleißenden, seelischen Stress ihrer Grundsituation tatsächlich fertig zu werden. Ihre innere Balance ist dabei ständig gefährdet.“*<sup>47</sup>

Auch im Zusammenhang mit Aspekten der Flugsicherheit wird von unruhigen, verwirrten und psychisch auffälligen Passagieren berichtet, die entweder schon in den Hallen des Flughafens herum irren (das *airport wandering* psychotisch erkrankter Menschen<sup>48</sup>) oder während des Fluges dekompensieren und zu einer Gefahr werden. So versuchte ein junger Student auf einem inneramerikanischen Flug ins Cockpit zu gelangen, weil er meinte, das Flugzeug selber steuern zu müssen. Er riss auf dem Weg zwei Flugbegleiterinnen nieder, schlug gegen die Tür des Cockpits und öffnete sie. Der Crew gelang es, ihn an seinen Platz zurück zu führen. Wenige Minuten später wollte er erneut in das Cockpit eindringen. Es entstand Panik, der Student musste von Mitreisenden überwältigt werden.<sup>49</sup>

In der ‚Psychiatrischen Praxis‘ findet sich die Kasuistik eines jungen Mannes, der vor seiner Abreise nervös und voller Angst vor dem Eincheck-Schalter erschien und plötzlich den Flughafen verließ. Etwas später entschloss er sich, doch den Flug anzutreten. Allerdings irritierte ihn die Situation an Bord erheblich: *„Keiner der Passagiere redete, alle saßen nur ‚komisch‘ da. Der Abflug verzögerte sich wegen technischer Probleme. Als das Flugzeug endlich auf dem Weg war, hatten sich seine Unruhe und seine Sorge weiter gesteigert. Es kam ihm vor, als fliege das Flugzeug im Kreis. Irgend etwas schien im Gange. Über Lautsprecher sagte der Kapitän etwas durch, das er nicht verstand. Er fragte, ob er noch aussteigen könne. Während des Fluges wollte er dem Piloten mitteilen, dass das Flugzeug zu tief fliege. Ihn befiel der wahnhafte Gedanke, den Absturz nur durch eine Liebeserklärung abwenden zu können. Der Passagier wurde in die Business-Class versetzt. Wenig später war er auf dem Weg zum Cockpit, um die Liebeserklärung über den Bordlautsprecher abzugeben.“*<sup>50</sup>

Die Lektüre von Tageszeitungen fördert immer wieder Berichte über die psychische Verwirrtheit von Reisenden ans Tageslicht, beispielsweise folgende Geschichte: *„Mit der Bahn kam Claudio P. von seiner Heimatstadt Neapel nach Frankfurt. Eine Fahrkarte hatte er nicht. Niemand hatte ihn kontrolliert. Was er am Main wollte, ist ihm bis heute völlig unklar. In der Stadt, wo er kein Ziel hat und niemanden kennt, macht er sich auf zum Flughafen, will ein Ticket nach Manila kaufen. Das ist die Heimatstadt seiner Frau, die aber in Neapel lebt. Die 600 Euro Bargeld, die er bei sich hat, reichen nicht aus für die Passage auf die Philippinen. Claudio P. nimmt angesichts dieser Umstände Abstand von seinen Reiseplänen. Wenige Stunden später sitzt er im Gefängnis. Weil er ohne Umweg vom Lufthansa-Schalter zu einer Damentoilette ging, dort eine der Trennwände überkletterte und der in der Kabine befindlichen Frau ins Gesicht schlug. Vor Angst und Entsetzen schrie die Frau um Hilfe. BG-*

<sup>47</sup> Pannenbecker, Marion (1985): Club-Urlaub und Animation. Beobachtungen in einem Hotel des Robinson Club auf Fuerteventura. Starnberg: Studienkreis für Tourismus / Materialien zur Tourismusforschung, S.65/66

<sup>48</sup> Shapiro, S. (1982): Airport wandering as a psychotic symptom. In: Psychiatria Clinica 15/1982, S.173-176

<sup>49</sup> US News and World Report 2.Okt.2000

<sup>50</sup> Müller, Jürgen et al. (2001): Psychisch auffällige Flugpassagiere – Widerstand gegen die Anweisungen des Flugpersonals. In: Psychiatrische Praxis 28/2001, S.292-294; hier: S.292

*Beamte führten Claudio P. schließlich ab. Vor Gericht finden weder er noch sein Verteidiger eine Erklärung für die absonderliche Tat, die er in keinem Detail bestreitet.* „<sup>51</sup>

Menschen können in der Fremde, wie die Beispiele zeigen, in die verwirrendsten Zustände geraten und Handlungen begehen, die ihrer bisherigen Lebensweise und ihrem Selbstbild völlig fremd sind. Bisweilen dauert es eine Weile, bis überhaupt ihre Herkunft, das Motiv ihrer Reise und die Frage, in welchem psychischen Zustand sie aufgebrochen waren und in welchem sie sich jetzt befinden, geklärt werden kann: *„Ein 48jähriger Mann wird in ratlosem und verwahrlostem, abgemagertem Zustand aus Italien in die Schweiz gebracht. Er wusste nicht, wie er nach Mailand (wo er aufgegriffen wurde) gekommen war, und er hatte für die Zeit seiner Abwesenheit nur geringe Reste von Erinnerung. Er sei von zwei schwarz gekleideten Männern bedroht und gezwungen worden, sich nach Basel zu begeben und nach Spanien zu fliegen. Dort sei er in den Bergen in einer Hütte festgehalten worden. Wie er von dort nach Mailand gekommen sei, erinnere er nicht. In Mailand sei er langsam ‚erwacht‘, habe kein Gefühl im Bein gehabt, habe Stimmen (...) gehört, sich beobachtet und von magnetischen Kräften beeinflusst gefühlt. Er erlebte sich verdoppelt in einen depressiv gestimmten Franz und einen aggressiven Frank. Der Zustand hielt ca. 5 Wochen an.*“<sup>52</sup>

Auch die folgende Geschichte ging durch die Presse: *„Die Identität einer in Australien inhaftierten Frau ist geklärt, es handelt sich um eine Deutsche. Der Name von Cornelia R. stand auf der Vermisstenliste der Polizei, erklärte die Einwanderungsministerin. Die 39-jährige war wegen psychotischen Verhaltens aufgegriffen worden. R. ist nun nach einer zweimonatigen Inhaftierung im berüchtigten Internierungslager Baxter in Australien entlassen worden. Angehörige hatten sie auf Fotos identifiziert. Flüchtlingsorganisationen hatten auf die Lage der Frau aufmerksam gemacht, weil sie sich in der von Stacheldraht und elektrisch geladenen Zäunen umgebenen Hochsicherheitsanlage auffällig benahm.*“<sup>53</sup>

Einerseits sind Fälle psychischer Krisen in der Fremde zahlreich, andererseits fehlen systematische Studien dazu fast gänzlich. Lediglich die *Transkulturelle Psychiatrie*<sup>54</sup> hat sich der Thematik angenommen und Überlegungen über Vorkommen, Symptomatik und Verlauf psychischer Störungen bei Migranten angestellt und Vorschläge erarbeitet, wie seelisch erkrankten Menschen aus Ländern mit anderen kulturellen Hintergründen angemessen geholfen werden kann.<sup>55</sup> So erwähnt Koch<sup>56</sup> den Fall einer türkischen Patientin, die nach Deutschland kam, um zu heiraten. Wenige Stunden vor der Hochzeit sprang sie aus dem Fenster und wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Auf der Station blieb sie in sich gekehrt und sprach kein Wort; auch dem türkisch sprechenden Personal gelang es nicht, Kontakt zu ihr aufzunehmen.

<sup>51</sup> Frankfurter Neue Presse vom 17.06.2004 / www.rhein-main.net

<sup>52</sup> Scharfetter, Christian (1999): Dissoziation – Split – Fragmentation. Bern: Huber, S.18

<sup>53</sup> Wälterlin, Urs (2005): Psychisch kranke Frau monatelang in Australien interniert. In: Süddeutsche Zeitung Nr.30, 07.02.05, S.10

<sup>54</sup> Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (Hrsg.) (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag

<sup>55</sup> neben dem oben erwähnten Sammelband von Hegemann/Salman sind hier zu nennen: Jong, Joop de (2000): Psychiatrische Probleme im Zusammenhang mit Verfolgung und Flüchtlingsstatus. In: Helmchen, Hanfried et al. (Hrsg.): Psychiatrie der Gegenwart. Bd.3, 4.Auflage, Berlin/Heidelberg/New York, S.483-520; Akashe-Böhme, Farideh (2000): In geteilten Welten. Fremdheitserfahrungen zwischen Migration und Partizipation. Frankfurt a.M.: Brandes u. Apsel; David, Matthias (Hrsg.) (2001): Migration und Gesundheit. Zustandsbeschreibung und Zukunftsmodelle. 3.Aufl., Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag

<sup>56</sup> Koch, Eckardt (1998): Wahn und Entwurzelung. In: Kiesel, Doron; Von Lübke, Hans (Hrsg.): Vom Wahn zum Sinn. Krankheitskonzepte in der multikulturellen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Brandes und Apsel, S.39-51

Der behandelnde Arzt äußerte die Vermutung einer Psychose und überwies die Patientin in die Psychiatrie. Dort lag sie *„meist abgewandt im Bett, saß mit ratlosem, leerem Blick im Schneidersitz auf dem Fußboden und weinte, äußerte die Überzeugung, sie habe durch ihren Wunsch, nach Deutschland zu gehen, ihre Eltern getötet und sei nun ganz allein. Dann kam es bei hoher innerer Anspannung auch zu aggressiven Reaktionen. Frau C. verkannte die Behandler, ängstigte sich wegen Schüssen, die sie hören würde, sah Blut in ihrem Zimmer und war der Überzeugung, das Personal habe ihr Blut ausgesaugt.“*<sup>57</sup>

Obwohl vieles auf eine schizophrene Erkrankung hindeutete, besserte sich der Zustand der jungen Frau in den folgenden Tagen rasch. Sie konnte dem Klinikpersonal berichten, dass sie von ihrem Verlobten und einem Onkel vom Flughafen abgeholt worden sei; am Abend habe sie *„ihrem Verlobten erzählt, sie sei mit zwölf Jahren vergewaltigt worden. Der Verlobte habe zwar gesagt, das mache nichts, aber sein Verhalten habe sich total verändert. Auch seine Brüder und deren Frauen hätten sich merkwürdig verhalten und Hochzeitsgeschenke, die sich bereits in der Wohnung befunden hätten, mitgenommen.“*<sup>58</sup> Koch beschreibt weiter, dass die Patientin nach wenigen Tagen in die Obhut ihres Bruders entlassen werden konnte, der dafür sorgte, dass seine Schwester sicher in die Türkei zurückkehrte. Und er schließt: *„Bei diesem dramatischen Geschehen bestätigte sich der anfängliche Verdacht einer paranoid-halluzinatorischen Schizophrenie nicht. Dagegen sprachen die sehr schnelle Besserung und die Umstände, unter denen Frau C. erkrankte. Wir fühlten uns vielmehr an die Beschreibungen von Allers aus dem Jahre 1920<sup>59</sup> erinnert und gehen rückblickend von einer akuten paranoiden Reaktion in sprachfremder Umgebung mit einer akuten Belastung aus.“*<sup>60</sup>

Einen weiteren Fall erwähnt die Psychotherapeutin Carola Burkhardt-Neumann<sup>61</sup>, die darauf hinweist, dass Reisen in die Fremde auch bei solchen Menschen deutliche seelische Krisen auslösen können, die zuvor keinerlei Prädisposition für eine psychische Erkrankung gezeigt hätten; so schildert sie die Geschichte einer jungen Frau, Tochter einer deutschen Mutter und eines südasiatischen Vaters, die sich beiden Kontinenten und Kulturen zugehörig fühlt und nach ihrer Abiturprüfung voller Erwartung in das Land ihres Vaters reist. Dort gerät sie in eine schwere psychische Krise, entwickelt Verfolgungsideen und wird mit der Diagnose einer *paranoiden Schizophrenie*<sup>62</sup> notfallmäßig in eine psychiatrische Klinik gebracht. Nach ihrer Rückkehr wird sie in Deutschland weiter nervenärztlich behandelt, wobei für lange Zeit die Diagnose der Schizophrenie bestehen bleibt, bis deutlich wird, dass es sich um eine vorübergehende *Reisepsychose*<sup>63</sup> gehandelt hat.

Von einer solchen Psychoseform berichtet auch Hartmut Kraft<sup>64</sup>, der die folgende Geschichte zunächst von der Ehefrau eines Künstlers erfährt: Sie sei mit ihrem Mann nach Indien gereist

<sup>57</sup> ebd., S.47

<sup>58</sup> ebd., S.48

<sup>59</sup> Allers, Rudolf (1920): Über psychogene Störungen in sprachfremder Umgebung. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Neurologische Psychiatrie, Heft 60/1920, S.281-289

<sup>60</sup> Koch 1998, S.48

<sup>61</sup> Burkhardt-Neumann, Carola (1999): Bin ich wirklich schizophren? Die unsicheren Diagnosen der Psychiatrie und ihre Folgen für die Patienten. München: Zenit-Verlag

<sup>62</sup> siehe Dilling et al. (1999): Internationale Klassifikation psychischer Störungen (ICD-10). Göttingen, S. 103ff

<sup>63</sup> ebd., S.116: unter F23 finden sich im ICD-10 mehrere Formen akuter psychotischer Episoden bzw.

Störungen, die durchaus vorübergehend schizophrene Züge (siehe F23.1/F23.2) aufweisen können, allerdings nur für einen kürzeren Zeitraum (unter 1 Monat) anhalten

<sup>64</sup> Kraft 1998, S.191ff



und habe dort erlebt, wie dieser von Stunde zu Stunde hektischer geworden sei; er habe in Kaschmir tagsüber erhebliche Unruhe verbreitet und nachts nicht mehr geschlafen. Sie habe versucht, ihn zu beruhigen, doch sei er immer gereizter und aggressiver geworden und habe sie sogar in den Arm gebissen. Das Zusammensein mit ihm sei wegen der Hektik, die er verbreitete, und der Angst, die er ausstrahlte und auslöste, bald nicht mehr möglich gewesen. Er habe in die dortige psychiatrische Klinik eingewiesen werden müssen. Dort habe man ihm zwei oder drei Spritzen gegeben und ihn an Händen und Füßen fixiert; in den folgenden Tagen sei er mit Tabletten behandelt worden, bevor sie mit ihm die Heimreise antreten konnte. So sei die lang ersehnte Reise schon nach knapp zwei Wochen beendet gewesen.

Kurz darauf berichtet der Erkrankte selbst von seinen Erlebnissen: Er habe – als Maler und Performance-Künstler – hohe Erwartungen an diese Reise gehabt und sei schon Tage zuvor sehr angespannt gewesen. In Kaschmir sei er gleich über den Dal-Lake gefahren. Dabei habe er gefühlt, dass gerade eine bedeutsame Performance ablaufe, und zwar in Zusammenarbeit mit John Cage. Er schätze Cage und kenne ihn persönlich. Seine Vorstellung sei gewesen, dass parallel zu seiner Performance in Kaschmir John Cage eine Performance in den USA durchführe. Diese Zusammenarbeit habe ihn stolz gemacht; als dann ein Flugzeug über den See flog, habe er gedacht: „*Das läuft ja prima. Die filmen jetzt meine Aktion hier und übermitteln sie live in die USA.*“ Ziel seiner Performance sei die Säuberung des Dal-Lake gewesen. Eigentlich sollte man meinen, der See dort sei noch ein Stück unberührter Natur, aber in Wirklichkeit sei viel Dreck und Zivilisationsmüll dort zu finden.

Eines Nachts sei er in ein Boot gestiegen, der See habe ganz abscheulich gestunken, und er habe alle seine Kraft aufwenden müssen, um mit beiden Armen das Wasser so aufzuwühlen, dass die Schadstoffe entweichen konnten. Bei der Aktion habe er so viel Energie entfaltet, dass das Boot in der Mitte auseinander gebrochen sei. Bald darauf habe er einen Chor von Tausenden von Menschen gehört, ein dunkler Gesang, der über den See hinweg gebräut und in die Berge verschwunden sei; „*Jetzt ist die Seele eines Verstorbenen über den See in die Berge und dort zur Ruhe gebracht worden*“, habe er gedacht. Das habe ihn so ergriffen, dass er geweint habe. Später sei ihm die Sonne ungeheuer stark vorgekommen. Vor dieser Energie habe er sich zu schützen versucht, indem er ihr seinen Arm entgegen gestreckt und aus Leibeskräften gerufen habe. Auf diese Weise habe er die Energie der Sonne zurückdrängen können. Als er auf dem Rückweg seine Frau getroffen habe, sei ihm klar gewesen, dass auch sie ihre Energie der Sonne entgegen setzen müsse. Das sei ein richtiger Kampf mit der Sonne um seine Frau gewesen und er habe sie kräftig in den Arm gebissen, damit sie laut schreien und so die Sonnenenergie eindämme möge. Er selbst habe in diesen Tagen gespürt, dass er immer hektischer werde, aber es habe sich bei ihm eben die Überzeugung gebildet, dass ein riesiges Unglück über die Welt hereinbrechen werde, falls er „die Performance“ nicht schaffen sollte. Dies habe ihn so unter Druck gesetzt, und er habe sich ständig beobachtet, ja geradezu überwacht und verfolgt gefühlt. Die Klinik habe er für einen Teil der Performance gehalten, und es habe ihm Leid getan, dass er seiner Frau und seiner Umgebung erhebliche Unannehmlichkeiten bereitet habe.<sup>65</sup>

---

<sup>65</sup> ebd., S.194

## 2. Der Kontext der Erkundung

### 2.1 Zur Forschungslage

Die Frage, ob das Reisen in die Fremde für einige Menschen eine besondere psychische Belastung darstellt, wurde bislang im wissenschaftlichen Kontext nicht gestellt. Weder in der Tourismus-Wissenschaft noch in der Mental-Health-Forschung sind systematische Untersuchungen zu dieser Thematik vorgenommen worden. Auch die Sozialpsychologie und die Psychiatrie haben diesen Gegenstandsbereich weitgehend unbeachtet gelassen: In psychiatrischen Lehrbüchern oder aktuellen Studien sucht man Hinweise auf das Vorkommen, die Häufigkeit und mögliche Auslöser seelischer Krisen auf Reisen vergebens. Die internationalen Klassifikationssysteme ICD-10 und DSM-IV geben zu diesem Phänomen ebenfalls keine Auskunft, was nicht verwunderlich ist, handelt es sich hierbei doch um deskriptive Manuale, die auf eine möglichst vollständige und systematische Erfassung und Beschreibung psychischer Symptome abzielen; die Hypothesenbildung bezüglich der Ursachefaktoren ist darin ganz bewusst ausgespart. Nur an wenigen Stellen wird angedeutet, dass Störungen der Befindlichkeit, seien sie depressiver, dissoziativer oder psychotischer Art, mit äußeren Stressoren (z.B. körperlicher Überforderung) und seelischen Belastungen (Verlust von Bindungspersonen, Mangel an Zuwendung, tiefe Kränkungen u.ä.) verknüpft sein können.<sup>1</sup>

Empirische Studien oder Fallvignetten über seelische Entgleisungen in der Fremde fehlen fast völlig – bis auf zwei fast in Vergessenheit geratene Arbeiten aus Göteborg bzw. Innsbruck und eine Untersuchung aus Italien<sup>2</sup>, von der noch zu sprechen sein wird. Überhaupt fällt im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs auf, dass die Erfahrung hoher psychischer Spannung auf Reisen vielen vertraut ist, sich jedoch offenbar kaum jemand gezielt damit befasst. Lediglich das *Wörterbuch der Psychiatrie*<sup>3</sup> enthält unter dem Begriff *Reisepsychose* einen eigenen Beitrag. *Reisepsychose* wird darin so definiert: „*Während einer Auslandsreise auftretende psychische Krankheit von verhältnismäßig einheitlicher Symptomatik: Die Kranken fühlen sich beobachtet; sie glauben, dass sie vergiftet, ermordet, missbraucht werden sollen. Hinzu kommen Bewusstseinsstörungen und Halluzinationen. Als Ursache wird das Zusammenkommen von sprachlicher Isolierung, Übermüdung, mangelhafter Nahrungsaufnahme, leichten Infektionen bei einer prädisponierten Persönlichkeitsstruktur angesehen. Nur in seltenen Fällen soll es sich um Schizophrenien handeln*“.<sup>4</sup>

Dieser Wörterbuch-Eintrag ist in der psychiatrischen Fachliteratur einer der seltenen Hinweise auf die Existenz eines spezifischen Störungsbildes, das im Zusammenhang mit Reisen auftritt; er verweist darauf, dass dem veränderten, oft wahnhaften Erleben in der Fremde die Erfahrung der Isolierung und des Beziehungsverlustes – neben vegetativen Faktoren wie Schlaf- und Nahrungsdefizit sowie Infektionen – zugrunde liegen kann. Leider erwähnt er nicht, welche Studien oder klinischen Erfahrungen den Hintergrund der

<sup>1</sup> siehe z.B. Tölle, Rainer; Windgassen, Klaus (2003): Psychiatrie. 13. überarb. u. ergänzte Aufl., Berlin / Heidelberg / New York: Springer-Verlag

<sup>2</sup> Magherini, Graziella (1989): La sindrome di Stendhal. Firenze: ponte alle grazie

<sup>3</sup> Peters, Henrik-Uwe (1997): Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie. München: Urban & Schwarzenberg

<sup>4</sup> ebd., S.449

Aussagen bilden. So lässt sich auch nicht klären, ob die These von der „*prädisponierten Persönlichkeit*“ sich in allen Fällen als haltbar erweist.

Einige regionale Studien über paranoide Reaktionen in sprachfremder Umgebung<sup>5</sup>, über seelische Störungen bei Hawaii-Reisenden<sup>6</sup>, über Depressionen von Urlaubern auf tropischen Inseln<sup>7</sup>, über die psychischen Auswirkungen von Kreuzfahrten<sup>8</sup> oder über die Verwirrtheit von japanischen Touristen in Paris<sup>9</sup> sind zwar zu finden, doch stellen diese Arbeiten keine grundsätzlichen Überlegungen zum Verlust des Selbst in der Fremde an, sondern gehen davon aus, dass die Erkrankten schon vor Antritt ihrer Reise psychische Krisen durchlebten oder überhaupt in die Fremde aufbrachen, weil sie sich davon die Lösung ihrer Probleme erhofften.<sup>10</sup> Dabei haben zwei Untersuchungen schon vor vierzig Jahren darauf aufmerksam gemacht, dass auch Reisende, die zuvor als psychisch stabil galten, in der Fremde ihre innere Balance verlieren können: So stellte Prokop bei der Analyse der Aufnahmen von Reisenden an der Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik Innsbruck fest, dass bei 29 akut schizophrenen Zuständen nur vier Patienten schon vor der Reise psychotische Schübe durchlebt hatten.<sup>11</sup> Und Lars Nilsson beschrieb in ausführlichen Fallvignetten Reisende, die aus dem Ausland nach Schweden zurück geholt werden mussten, weil sie in der Fremde dekomponiert waren und in der Psychiatrischen Universitätsklinik Göteborg Aufnahme fanden.<sup>12</sup> Auch bei ihnen war mehrheitlich keine psychische Vorerkrankung zu erkennen. Und doch gerieten sie auf ihren Reisen durch Spanien oder Griechenland, während eines Sprachkurses in Frankreich, England oder auf den Kanarischen Inseln in sensitiv-paranoide Wahnzustände, fühlten sich verfolgt, vergiftet, hypnotisiert oder hatten selbst die Vorstellung, andere hypnotisieren zu können. In ihrer schwedischen Heimat mussten sie sich oft langwierigen Behandlungen unterziehen. Leider haben diese beiden Studien keinen weiteren Eingang in die Fachliteratur gefunden.

In Vortragsreihen des Auswärtigen Amtes, in der Reisemedizin<sup>13</sup>, in Ratgeber-Büchern wie „*Gesund auf Reisen*“<sup>14</sup> und auf Internet-Seiten [www.crm.de](http://www.crm.de) (Centrum für Reise-

<sup>5</sup> Allers, Rudolf (1920): Über psychogene Störungen in sprachfremder Umgebung. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Neurologische Psychiatrie, Heft 60/1920, S.281-289/1920

<sup>6</sup> Steltzer, J. (1979): Psychiatric emergencies in travelers to Hawaii. In: Comprehensive Psychiatry 20, S.463-468

<sup>7</sup> Pierce, Philip L. (1981): ‚Environment shock‘. A study of tourists‘ reactions to two tropical islands. In: Journal of Applied Social Psychology 11, S.268-280

<sup>8</sup> Gebauer, O.J. (1981): Urlaub und Erholung in therapeutischer Sicht. Diss.phil. Freie Universität Berlin

<sup>9</sup> Uemoto, N. et al (1982): Maladies mentales chez les Japonais à Paris. In: Annales Medico-Psychologique 140, S.717-727

<sup>10</sup> Kagelmann weist auf Untersuchungen von Pierce (1981) hin, die auf der Grundlage von Tagebuchnotizen zu dem Ergebnis kamen, dass es besonders bei Aufenthalten in ‚exotischen‘ Gegenden in den ersten Urlaubstagen häufig zu negativen Stressreaktionen und zu depressiven Verstimmungen kommt, die sich als ‚environment shock‘ bezeichnen lassen; vgl. Kagelmann, H. Jürgen (1993): Klinische Psychologie und Tourismus. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch der Tourismuswissenschaft. München: Quintessenz-Verlag, S. 92-99; hier: S.95

<sup>11</sup> Prokop, Heinrich (1965): Das Problem des Aufenthaltes im Ausland in psychiatrischer Sicht. In: Der Nervenarzt, 36.Jg., Heft 5, S.212-218; siehe auch: Prokop, Heinrich (1970): Psychiatric illness of foreigners vacationing in Innsbruck. In: Schweizer Archiv für Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie 107, S.363-388

<sup>12</sup> Nilsson, Lars (1966): Über Reisepsychosen. In: Der Nervenarzt, 37.Jg., Heft 7, S.310-313

<sup>13</sup> vgl. z.B. Kretschmer, Harald (Hrsg.) (1999): Reisemedizin. München: Urban & Fischer; Diesfeld, Hans J.; Krause, Gerard; Teichmann, Dieter (Hrsg.) (2003): Praktische Tropen- und Reisemedizin. 2.Aufl., Stuttgart: Thieme; Krüger, Norbert; Sanchez, Enrique (1995): Tropenkrankheiten. Diagnostik, Therapie, Prävention. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

<sup>14</sup> Bresser, Harald (1995): Gesund auf Reisen. Hattendorf: Schettler-Verlag

medizin)<sup>15</sup>, [www.travelmed.de](http://www.travelmed.de) oder [www.fit-for-travel.de](http://www.fit-for-travel.de) spielen psychische Erkrankungen in der Fremde auf den ersten Blick keine Rolle. Von Malaria und Gelbfieber, von HIV und diversen Infektionskrankheiten ist dort die Rede, nicht aber vom Verlust des Selbst in der Fremde. In den Registern dieser Ratgeber findet man dort, wo *Psychose* stehen könnte, *Psoriasis* (Schuppenflechte), wo *Depression* zu vermuten wäre, *Dekompression* (Taucherkrankheit) oder wo *Dissoziation* erwähnt sein könnte, *Distorsion* (Verstauchung). Doch dann entdeckt man unter dem Stichwort *Verwirrtheit* folgende Bemerkung: „*Akute Verwirrtheit und Koma zählen zu den häufigsten Einweisungsdiagnosen in tropischen Krankenhäusern. Meist entwickeln sich diese Störungen innerhalb von Stunden bis Tagen. Neurologische Störungen müssen nicht durch spezielle Tropenkrankheiten verursacht sein. Vielleicht besteht die Grundkrankheit schon lange latent und bricht zufällig oder aufgrund besonderer Belastungen auf der Reise erstmals aus.*“<sup>16</sup>

Wenn die erwähnten Zustände akuter Verwirrtheit und die zahlreichen Beispiele psychischer Entgleisungen von Reisenden die *häufigste Einweisungsdiagnose in tropischen Krankenhäusern* darstellen und auch in unseren psychiatrischen Kliniken offenbar keine Seltenheit sind, dann verwundert es, dass diesem Phänomen der psychischen Erkrankung auf Reisen bislang so wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Aber der Gedanke, Reisen könnte der inneren Stabilität mancher Menschen eher schaden als nützen (und dies womöglich auch noch nachhaltig), hat im Bewusstsein der Tourismus-Industrie wie in den Phantasien der Urlauber offenbar noch keinen Platz. Zwar weiß man seit Beginn des Massentourismus, dass ein Großteil der Reisenden nicht entspannt und ausgeglichen, sondern eher nervös und unkonzentriert heimkehrt und schon nach Tagen oder wenigen Wochen sich wieder *reif für die Insel* fühlt; auch weisen Psychiater bereits seit 25 Jahren darauf hin, dass zahlreiche Urlauber in und nach den Ferien an psychischen Störungen wie Schlaflosigkeit, Erschöpfung und unklaren Angstzuständen leiden.<sup>17</sup> Doch in Bezug auf die psychische Belastung des Reisens hat die Tourismus-Wissenschaft nur *Flugängste* oder *Jet-Lags* genauer im Blick<sup>18</sup>, während andere seelische Phänomene und Krisen in der Fremde noch einer systematischen Untersuchung harren<sup>19</sup>. Vielleicht liegt die Vorstellung noch zu fern, dass das Reisen den Geist und die Seele gefährden könnten. Gerade die Kunden der Tourismus-Industrie möchten an der Phantasie festhalten, ihr Abtauchen von den Belastungen des Alltags werde ihre körperliche und geistige Anspannung überwinden. Sie glauben, dass in der Fremde ein Auftanken besser möglich sei als daheim. Nur fern von Zuhause könnten sie Freiheit empfinden, Unabhängigkeit und Sorglosigkeit genießen, ihre physischen und psychischen Energien regenerieren.<sup>20</sup>

<sup>15</sup> Das Centrum für Reisemedizin ([www.crm.de](http://www.crm.de)) weist bislang an keiner Stelle auf Gefahren einer psychischen Erkrankung auf Reisen hin, sondern erwähnt nur die *Höhenkrankheit* oder die *Creutzfeldt-Jakob-Krankheit*, wenn es um Aspekte einer gestörten psychischen Befindlichkeit in der Fremde geht.

<sup>16</sup> Bresser 1995, S.637f

<sup>17</sup> das Thema *Streß im Urlaub* war dem SPIEGEL schon 1978 eine Titelgeschichte wert (DER SPIEGEL Nr.33, 14.o8.1978, S.36ff)

<sup>18</sup> in den Publikationen der Reisepsychologie finden sich nur zur *Flugangst* oder zu den psychischen Nachwirkungen des *Jet-Lag* knappe Anmerkungen; vgl. Kagelmann, H.Jürgen (1995): Sozialpsychologie des Reisens. In: Miller, Rudolf (Hrsg.): Sozialpsychologische Aspekte der Zeit, der Bewegung, des Reisens. Hagen: Schriften der FernUniversität, Kurseinheit 3, S.100/101

<sup>19</sup> Hinweise auf Flugreisende, die im Flugzeug oder im Flughafen durch Ängstlichkeit, Aggressivität, Agitiertheit oder psychotische Verstörung auffallen, beschränken sich meist auf knappe Kasuistiken oder auf lokale Erhebungen. Vgl. Wiesmann, Udo (2001): Severe mental illness and airports – the scope of the problem. In: Psychiatric Bulletin 25, S.261-264

<sup>20</sup> vgl. Krippendorf, Jost (1996): Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen. Bern: Zytglogge-Verlag, S.14

Nicht bestätigt wird diese optimistische Haltung allerdings von einer Studie mit dem Titel *Reisen und seelische Gesundheit*<sup>21</sup>. Darin wurden Campingurlauber und Rucksackreisende von Bettina Graf befragt, welche Erfahrungen sie bezüglich ihrer körperlichen und seelischen Befindlichkeit auf ihrer Reise gemacht hätten. Von den Rucksackreisenden, den *Travellern* wurde angegeben, dass ein möglicher Zugewinn an Selbstvertrauen durch die Überwindung äußerer und innerer Gefahren erzielt worden sei. Dabei mussten psychische Verunsicherungen in Kauf genommen werden: „*Gelingt eine Bewältigung der fremden Situation jedoch nicht, kann das zu einer Destabilisierung führen. Dies kann bis hin zum körperlichen und/oder psychischen Zusammenbruch führen.*“<sup>22</sup> Die bewusste Wahl der Reiseform, das Aufsuchen von *Sicherheitszonen* in bedrohlichen Momenten sowie die Vermeidung von Situationen der Einsamkeit und Überforderung seien jedoch geeignete Maßnahmen, mit denen der Gefahr einer Destabilisierung bzw. Dekompensation begegnet werden könne.

Graf untersucht auch das Phänomen der Regression auf Reisen: „*Hier gibt es Chancen und Schwierigkeiten. Eine zeitlich begrenzte Regression kann zu psychischer Stabilität beitragen, wird sie jedoch zum Dauerzustand, können die Bewältigungsressourcen darunter leiden.*“<sup>23</sup> Es komme zur Intensivierung der Sinneseindrücke: „*Die wahrgenommene Reiseumwelt wird im Dienste der Wunscherfüllung verändert und idealisiert, sie wird zur Projektionsfläche. Diese urlaubsspezifische Wahrnehmungsverzerrung ist auch für die emotionale Grundtönung verantwortlich, die mit einer gelungenen Reise einher geht.*“<sup>24</sup> Häufig setze die Idealisierung im Dienste der Wunscherfüllung rückwirkend ein, wenn schwierige Situationen überwunden werden konnten, die im Moment der Konfrontation alles andere als beglückend erlebt wurden. Insgesamt müsse man, was den Erholungsgrad des Reisens angehe, überwiegend von einer „*illusorischen Perzeption*“<sup>25</sup> ausgehen: Meist werde die Fremde wunschorientiert und idealisierend wahrgenommen. Damit vermeide der Reisende (vor sich und anderen) das Eingeständnis, dass der teure Urlaub strapaziös, unbefriedigend, wenig entspannend gewesen sei.

Nach Kagelmann ist längst erwiesen,<sup>26</sup> dass Menschen auf Reisen häufig unter Stressreaktionen, psychosomatischen Problemen und ernsten psychischen Störungen leiden, die sich „*als Folge nicht erfolgreicher Anpassung an die neue soziopsychische Situation bei den Reisenden herausbilden.*“<sup>27</sup> Die Tourismus-Industrie scheint um diesen Befund nach wie vor einen weiten Bogen zu machen. Im Spektrum der Tourismus-Wissenschaft sind bisweilen die sozialen Folgen des Massentourismus, selten jedoch die Wirkungen des Reisens auf die Psyche des Individuums erforscht worden<sup>28</sup>. Wenn in diesem Bereich

---

<sup>21</sup> Graf, Bettina (2002): *Reisen und seelische Gesundheit. Erfahrungen(träume zwischen Autonomie und Geborgenheit*. München und Wien: Profil-Verlag

<sup>22</sup> ebd., S.257

<sup>23</sup> ebd., S.260

<sup>24</sup> ebd., S.261

<sup>25</sup> ebd., S.286

<sup>26</sup> Kagelmann, H.J.: *Klinische Psychologie und Tourismus*. In Hahn, H. u. Kagelmann, H.Jürgen (Hrsg.) (1993): *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie*. München: Quintessenz-Verlag, S.92-99

<sup>27</sup> ebd., S.94

<sup>28</sup> dabei wird durchaus wahrgenommen, dass eine „*riesige Forschungslücke*“ (Keul) bezüglich systematischer und methodisch zuverlässiger Studien zum Verhältnis von Reise und Gesundheit, Urlaub und Erholung zu konstatieren sei: „*Will engagierte Tourismusforschung heraus aus dem Windschatten reiner Marktforschung und Trendspekulation, muss sie historisch-kritisch arbeiten und grundlegende Fragen stellen. Ihre Studien sollten qualitativ-hermeneutisch, nicht positivistisch-zudeckend sein. Weil sich Bedürfnisse immer ambivalent gestalten, (...) sollten auch die destruktiven Wirkungen (...) reflektiert werden.*“ Keul, Alexander G. (1997): *Reise, Erholung, Urlaub, Gesundheit. Ein Feld zwischen Mythos und*

überhaupt sozialpsychologische Untersuchungen vorgenommen werden, so ist der Fokus eher auf die Situation der *Bereisten*, der gastgebenden Menschen in den Urlaubsländern gerichtet. In einer (in Fachkreisen anerkannten, aber im öffentlichen Diskurs wenig rezipierten) „Alpendorf“-Studie<sup>29</sup> untersuchte der Psychiater Guntern über mehrere Jahre die Auswirkungen des Tourismus in der Schweizer Gemeinde Saas-Fee im Wallis, die mit der Anbindung an das Verkehrsnetz einen dramatischen Strukturwandel erlebte: Aus dem abgeschiedenen, in karger bäuerlicher Tradition lebenden Dorf entwickelte sich rasch ein modernes Wintersportzentrum mit ganz neuen Arbeitsmöglichkeiten für die Bevölkerung. Doch die Veränderung der Erwerbsstruktur hatte ihre Kehrseite: so standen den 800 Dorfbewohner rasch bis zu 12000 (Tages-) Touristen gegenüber.

Guntern erforschte in Interviews, Fragebögen und Analysen der Krankengeschichten die sozialen und psychischen Veränderungen der Bevölkerung und fand heraus, dass es im Zuge der Entwicklung zu einem Anstieg psychosomatischer Erkrankungen gekommen war: Magen-Darm-Probleme, chronische Kopfschmerzen, Herz-Kreislauf-Beschwerden, Schlafstörungen, erhöhter Alkohol- und Drogenkonsum, Angstzustände sowie affektive und psychotische Störungen wurden beobachtet.<sup>30</sup> In anderen Studien wird diskutiert, ob der Tourismus ein suizidförderndes Potential in sich trage, ob also in Reiseregionen aufgrund des raschen Wandels ökonomischer Strukturen und des Verlustes sozialer Bindungen eine höhere Selbsttötungsrate bei den Einheimischen festzustellen sei.<sup>31</sup>

Doch zurück zu jenen, die den sicheren Hafen verlassen. In einer Untersuchung Fishers<sup>32</sup> wurden Studierende, die von ihrer Familie und ihrer vertrauten Umgebung getrennt waren, über ihre psychische Situation befragt: *„Im Untersuchungsprozeß wurde deutlich, dass der Wechsel an eine Universität oder eine andere Bildungseinrichtung, die nicht am Heimatort liegt, für die Betroffenen mit erheblichem Streß verbunden ist. Die psychische Belastung manifestiert sich in Depressionen, zwangsneurotischen Verhaltensweisen, somatischen Symptomen, phobischer Vermeidung und Zerstreutheit bzw. Geistesabwesenheit.“*<sup>33</sup> Da solche massiven Reaktionen auf Trennungen bei Studierenden wie auch bei Familienangehörigen und Freunden häufig als Zeichen der Schwäche und des Versagens angesehen werden, gehe mit der Erfahrung des Heimwehs noch ein herabgesetztes Selbstwertgefühl einher, was wiederum die Fähigkeit, sich in der Fremde zu orientieren und sich auf Neues einzulassen, erheblich vermindere oder gar unmöglich mache.

Boesch<sup>34</sup> beschreibt *Heimweh* als Zustand des Leidens, der einen „*ergreift*“, dem man „*nicht Herr zu werden vermag*“<sup>35</sup> und der irrationale Handlungen hervorbringt. Begründet sei das Heimweh in dem quälenden Bedauern über etwas, das – vorübergehend oder auch dauerhaft – verloren gegangen sei. Zwar erreiche das Heimweh meist keine dramatische, pathologische Dimension, sondern lege sich wie ein melancholischer Schatten auf die

---

Empirie. In: Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): *Tourismus und Gesundheit*. Gießen: Psychosozial-Verlag (psychosozial, 20.Jg. Nr.69, Heft 3, S.7-11)

<sup>29</sup> Guntern, Gottlieb (1979): *Social Change, Stress an Mental Health in the Pearl of the Alps. A Systematic Study of a Village Process*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Verlag

<sup>30</sup> Guntern, Gottlieb (1977): *Die Langzeitstudie Alpendorf. Ein Paradigma für das Studium langfristig wirkender, psychosozialer Stressoren*. In: *Schweizer Archiv Neurologie-Neurochirurgie-Psychiatrie* Nr.121, S.97-113

<sup>31</sup> vgl. dazu Bachleitner, Reinhard (1997): *Suizid durch Tourismus – Faktum oder Fiktion?* In: *Tourismus-Journal* 1/97, S.225-238

<sup>32</sup> Fisher, Shirley (1990): *Heimweh. Das Syndrom und seine Bewältigung*. Bern/Göttingen/Toronto: Verlag Hans Huber

<sup>33</sup> ebd., S.XII

<sup>34</sup> Boesch, Ernst (1998): *Sehnsucht. Von der Suche nach Glück und Sinn*. Bern: Verlag Hans Huber

<sup>35</sup> ebd., S.60

Umgebung, wie eine untergründige Freudlosigkeit, die das Gefühl hervorrufe, nicht dort zu sein, wo man eigentlich hingehöre. Dieses Heimweh sei eine rückwärts gerichtete Sehnsucht, die der Gegenwart ihre Kontur und Farbigkeit raube, während es das Verlorene, das Anderswo „in das milde Licht einer imaginären Beglückung“ tauche.<sup>36</sup> Was aber nicht nur in Bezug auf melancholische, depressive Erfahrungen, sondern insgesamt fehlt, sind systematische Untersuchungen über die Folgen des Reisens, sind Untersuchungen über das psychische Erleben unbekannter Welten bei jenen, die ihre vertraute Umgebung verlassen und aufbrechen, um ihr Selbst in der Fremde neu zu erfahren.

## 2.2 Das *Stendhal-Syndrom*: Nervenfall und Dissoziation

Aus Italien liegt eine Studie der Ärztin und Psychotherapeutin Graziella Magherini<sup>37</sup> vor, die Krankengeschichten der Aufnahmestation einer psychiatrischen Klinik in Florenz über mehrere Jahre ausgewertet hat. Konfrontiert mit zahlreichen Akutaufnahmen psychisch entgleister Touristen, die im Zustand erheblicher Verwirrtheit oder Verlorenheit in die Klinik Santa Maria Nuova in Florenz eingeliefert wurden, kommt sie zu folgendem Ergebnis: Nach ihren Untersuchungen geraten keineswegs nur gefährdete, vulnerable, *prädisponierte* Menschen in der Fremde in schwere psychische Krisen und dekompen­sieren, sondern durchaus auch solche, die vor ihrer Reise ausgeglichen waren und in beruflicher wie privater Hinsicht als stabil und erfolgreich galten. Graziella Magherini schildert in einer Reihe von Fallvignetten zahlreiche psychische Krisen von Florenz-Reisenden, die verschiedene Formen und Stadien der Derealisation, Depersonalisation und psychotischen Störung erlebten und dabei so handlungs- und bewegungsunfähig wurden, dass sie sich einer stationären psychiatrischen Behandlung unterziehen mussten. Aus dieser Studie unterschiedlicher seelischer Zusammenbrüche und psychiatrischer Behandlungen sei an dieser Stelle folgender Fall exemplarisch angeführt:

Kamil, ein junger Mann aus Prag, Maler und Absolvent der Kunstakademie, reist in einer Zeit nach Florenz, als das Reisen in den Westen für Bürger der Tschechoslowakei nicht selbstverständlich ist. Offenbar ermöglicht ihm sein familiärer Hintergrund diese Reise: Sein Vater ist Schriftsteller, die Mutter eine angesehene Wissenschaftlerin. Beide waren involviert in die Geschehnisse des Prager Frühlings und leben jetzt im Spannungsfeld zwischen bürgerlich-intellektuellen Werten, Hoffnungen auf mehr Freizügigkeit einerseits und sozialistischer Realität andererseits. Immerhin, der Sohn kann als Student und Teilnehmer einer Delegation nach Italien reisen, wo er besonders Florenz erkunden möchte. Doch dort wird Kamil von einer eigenartigen seelischen Anspannung überwältigt: Er hat das Gefühl, sich aufzulösen, seinen inneren Zusammenhalt zu verlieren und auseinander zu fallen. Fast im Fieber bemüht er sich noch, den Besuch von Kirchen, Kapellen und Museen zu bewältigen, doch dann wird seine Angst, gänzlich zu verschwinden, immer größer. Er verliert seine Sprache und sein Zeitgefühl, muss sich auf die Straße legen, um nicht aus sich selbst herauszutreten, wie er später berichtet. Dort, am Boden, kann er sich nur darauf konzentrieren, an das Bett in seinem Zimmer in Prag zu denken – die letzte Bastion an Sicherheit, die ihm in dieser Phase des drohenden Selbstverlustes bleibt.<sup>38</sup>

---

<sup>36</sup> ebd., S.61

<sup>37</sup> Magherini, Graziella (1989): *La sindrome di Stendhal*. Firenze: ponte alle grazie

<sup>38</sup> ebd., S.56/57

Aus weiteren Fallvignetten und den Auswertungen des empirischen Materials dieser Studie erfährt man von amerikanischen, afrikanischen und europäischen (jedoch kaum von einheimischen, also italienischen) Reisenden, die in den Museen, Hotelzimmern und auf den Straßen von Florenz ihr inneres Gleichgewicht verlieren; einige von ihnen sind in einer Reisegruppe unterwegs, viele sind Alleinreisende, in der Regel kunstinteressiert, die sich daheim gut auf diese Reise vorbereitet haben. Ihre seelische Krise setzt oft unmittelbar an den Besuch von Kirchen und Museen ein, wird offenbar also durch die intensive Beschäftigung mit Kunstobjekten ausgelöst.

Für Magherini zeigt der *Verlust der Kohäsion des Selbst*<sup>39</sup> dieser stationär behandelten Touristen folgende Varianten: Bei einigen treten Störungen des Denkens und der Wahrnehmung auf, wahnhaftige Stimmungen sowie akustische oder optische Halluzinationen spielen eine Rolle, häufig werden tiefe Schuldgefühle im Zusammenhang mit der persönlichen Geschichte formuliert. Bei anderen stehen affektive Störungen im Vordergrund, die Gefühle der eigenen Bedeutungslosigkeit – angesichts der kunsthistorischen Berühmtheiten vor Ort – thematisieren oder in Omnipotenzphantasien umschlagen. Eine dritte Gruppe von Patienten wiederum zeigt Symptome der Panik, die oft mit erhöhtem Puls und Blutdruck, Bauchschmerzen, Krämpfen, Ohnmachtsattacken und dem Verlust des Selbstgefühls verbunden sind. Die überwiegende Zahl der aufgenommenen Touristen, so die Studie, ist zwischen 26 und 40 Jahren alt und unverheiratet, Frauen sind etwas zahlreicher vertreten als Männer<sup>40</sup>. Viele der stationär aufgenommene Reisenden, besonders die mit affektiven Störungen oder Panikattacken, können nach drei bis acht Tagen entlassen werden, nur bei jenen mit Wahnbildungen und Denkstörungen kann eine längere Behandlungsdauer notwendig sein<sup>41</sup>.

Mit dieser Studie prägte Graziella Magherini den Begriff des *Stendhal-Syndroms*, der in der Kunstgeschichte, der Literatur und des Films inzwischen durchaus geläufig ist: So greift Christine Wolter den Stoff in ihrer Erzählung *Das Stendhal-Syndrom* auf und schildert den Beginn einer schleichenden psychotischen Erkrankung, ausgelöst durch eine Florenzreise<sup>42</sup>. Der Film *La Syndrome di Stendhal* des Regisseurs Dario Argento benutzt die seelische Krise einer jungen Frau in den Uffizien als spektakulären Hintergrund für eine grausame Kriminalgeschichte<sup>43</sup>. Der Niederländer Frans Strijards lässt in dem zeitgenössischen Theaterstück *Das Stendhal-Syndrom*<sup>44</sup> einen Psychiater über Bewusstseinsstörungen angesichts von Kunstwerken referieren, während Botho Strauß in dem Roman *Der Junge Mann* das Phänomen der Verstörung nach einem Museumsbesuch aufgreift und seine Protagonistin *Almut* wahnhaft, verwirrt und verängstigt in den Uffizien zu Boden sinken lässt – mit fast den gleichen Worten, die Stendhal 150 Jahre zuvor verwendete, als er seinen eigenen psychischen Zusammenbruch in Florenz beschrieb.<sup>45</sup>

Die Idee, gewisse Störungen ihrer Akutpatienten als *Stendhal-Syndrom* zu bezeichnen, lag für Graziella Magherini nahe, als sie sich folgenden Hintergrund vergegenwärtigte:

---

<sup>39</sup> ebd., S.98

<sup>40</sup> ebd., S.99ff

<sup>41</sup> ebd., S.106

<sup>42</sup> Wolter, Christine (1990): *Das Stendhal-Syndrom*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag

<sup>43</sup> *La Syndrome di Stendhal*: Regie: Dario Argento; Drehbuch: Franco Ferrini; Produzent: Guiseppe Colombo; Hauptdarsteller: Asia Argento; Tomas Kretschmann. Italien 1996

<sup>44</sup> Strijards, Frans (1991): *Das Stendhal-Syndrom*. Aus dem Niederländischen von Monika The. In: Theater Heute, 11/91, S.43-56

<sup>45</sup> Strauß, Botho (1984): *Der junge Mann*. Roman. München/Wien: Carl Hanser Verlag, S.264



Im Jahre 1817<sup>46</sup> reiste der 34jährige französische Leutnant Henry Beyle, der später unter dem Namen *Stendhal* zu literarischem Ruhm gelangte<sup>47</sup>, nach Rom, Neapel und Florenz. Dies war seine zweite Reise durch Italien; die erste hatte er 17 Jahre zuvor unternommen, war anschließend Soldat in Napoleons Armee und hatte in militärischer und in ziviler Mission Deutschland und Russland kennengelernt. Den Schlachtfeldern der napoleonischen Kriege entkommen, wünschte Stendhal (Beyle) nun nichts sehnlicher, als in Frieden die europäischen Zentren von Kultur und Bildung, Literatur und Theater besuchen zu können. In seinen Reiseaufzeichnungen findet sich über seine Ankunft in Florenz folgender Eintrag:

*„Vorgestern, als wir den Apennin hinab nach Florenz fuhren, pochte mein Herz stark. Wie kindisch! Endlich, an einer Wegbiegung, fiel mein Blick auf die Ebene, und ich erkannte von Ferne die dunkle Masse des Domes mit seiner berühmten Kuppel von Brunelleschi. Dort lebten Dante, Michelangelo und Leonardo! sagte ich mir; das ist die edle Stadt, die Königin des Mittelalters! In diesen Mauern entstand die Kultur; dort hat Lorenzo Medici so gut den König gespielt und seinen Hof gehalten, an dem zum ersten Mal seit Augustus das soldatische Verdienst nicht das erste war. Kurz, die Erinnerungen drängten sich in meinem Herzen; ich war außerstande, vernünftig zu denken, und überließ mich meinem Wahnsinn wie bei einer geliebten Frau. Als wir durch den häßlichen Triumphbogen der Porta San Gallo einfuhren, hätte ich dem ersten Florentiner, dem ich begegnete, um den Hals fallen mögen.*

*Endlich gelangte ich nach Santa Croce. Dort, rechts am Eingang, ruht Michelangelo; weiterhin ist das Grab Alferis von Canova: ich erkenne die große Gestalt der Italia. Dann erblicke ich Macchiavellis Grabmal, und gegenüber von Michelangelo ruht Galilei. Was für Männer! (...) Meine Bewegung ist so tief, daß sie fast religiös ist. Das feierliche Dunkel dieser Kirche, ihr schlichter, offener Dachstuhl, ihre unvollendete Fassade, das alles spricht eindringlich zu meiner Seele. Ach, könnte ich doch vergessen!*

---

<sup>46</sup> gerade sind die ersten Teile von Goethes ‚Italienischer Reise‘ unter dem Titel ‚Auch ich in Arkadien‘ erschienen. Goethe hatte schon bald nach Erscheinen ein Exemplar von Stendhals ‚Reise nach Italien‘ zur Hand und schrieb darüber in einem Brief an Zelter vom 18. März 1818: *„Vorstehendes sind Auszüge aus einem seltsamen Buche Rome, Naples et Florence, par M. de Stendhal, officier de cavalerie, das Du Dir notwendig verschaffen mußt. Der Name ist angenommen, der Reisende ein lebhafter Franzose, passioniert für Musik, Tanz, Theater. Die paar Pröbchen zeigen Dir seine freie und freche Art und Weise. Er zieht an, stößt ab, interessiert und ärgert, und so kann man ihn nicht loswerden. Man liest das Buch immer wieder mit neuem Vergnügen und möchte es stellenweise auswendig lernen. Er scheint einer von den talentvollen Menschen, der als Offizier, Employé oder Spion, wohl auch alles zugleich, durch den Kriegsbeginn hin- und wiedergepeitscht worden. An vielen Orten ist er gewesen, von anderen weiß er die Tradition zu benutzen und sich überhaupt manches Fremde anzueignen. Er übersetzt Stellen aus meiner ‚Italienischen Reise‘ und versichert, das Geschichtchen von einer Marchesina gehört zu haben. Genug, man muß das Buch nicht allein lesen, man muß es besitzen.“* (zitiert aus der Einleitung von F.v.Oppeln-Bronikowski zu: Stendhal (i.e.Henry Beyle): Reise in Italien. Rom – Neapel – Florenz. Dt. Bearbeitung von F.v.Oppeln-Bronikowski. München: Diederichs 1996 (Nachdruck der Ausgabe Jena: Diederichs 1911 S.XVII)

<sup>47</sup> bekannt sind vor allem die beiden Romane *Rot und Schwarz* und *Die Kartause von Parma* sowie die hier zitierten Impressionen *Reise in Italien. Rom – Neapel – Florenz*. Dieses Tagebuch ist das erste Werk, worin das Pseudonym *Stendhal* auftaucht, unter dem der Autor berühmt werden sollte. *„Weshalb er sich gerade dieses Pseudonym ausgesucht hat, darüber ist viel gestritten worden. Keinesfalls war es eine Huldigung für den von ihm wenig geschätzten Winckelmann, daß er sich nach dessen Vaterstadt nannte. Vielleicht geht der Name auf eine Reminiszenz aus seiner Braunschweiger Zeit zurück; jedenfalls passt es sehr gut für einen ‚in ausländischen Diensten‘ getretenen Kavallerie-Offizier, ‚der seit 1814 nicht mehr Franzose ist‘, als der er sich bei seinen Lesern einführt.“* (Stendhal (i.e.Henry Beyle): Reise in Italien. Rom – Neapel – Florenz. Dt. Bearbeitung von F.v.Oppeln-Bronikowski. München: Diederichs 1996 (Nachdruck der Ausgabe Jena: Diederichs 1911, S.III)

*Ein Mönch tritt an mich heran. Statt des gewohnten Widerwillens, der sich bis zum physischen Ekel steigert, empfand ich fast Freundschaft für ihn. (...) Ich bat ihn, mir die nordöstliche Seitenkapelle aufzuschließen, wo sich die Fresken von Volterrano befinden. Er führte mich hin und ließ mich allein. Dort setzte ich mich auf das Fußbrett eines Betpultes und lehnte den Kopf rückwärts an das Pult, um die Sibyllen von Volterrano an der Decke zu betrachten. Sie haben mir den größten Genuß bereitet, den mir je ein Gemälde gemacht hat.*

*Ich befand mich in einer Art von Ekstase bei dem Gedanken, in Florenz und den Gräbern so vieler Großen so nahe zu sein. Ich war in Bewunderung der erhabenen Schönheit versunken; ich sah sie aus nächster Nähe und berührte sie fast. Ich war auf dem Punkt der Begeisterung angelangt, wo sich die himmlischen Empfindungen, wie sie die Kunst bietet, mit leidenschaftlichen Gefühlen gatten. Als ich die Kirche verließ, klopfte mir das Herz; man nennt das in Berlin einen Nervenanstoss; mein Lebensquell war versiegt, und ich fürchtete umzufallen.“<sup>48</sup>*

Was der Schriftsteller Stendhal am Ende dieser Passage als ‚Nervenanstoss‘ schildert, haben die von Magherini behandelten Reisenden häufig in weit stärkerem Maße erlebt; nicht nur Schwindelgefühle kennzeichnen ihre psychischen Krisen, sondern massive depressive, dissoziative oder psychotische Symptome, die schließlich eine stationäre Behandlung notwendig machten. Übrigens hätte man das Phänomen auch Heine-Syndrom, Heinse-Syndrom oder Sebald-Syndrom nennen können, denn in den Aufzeichnungen dieser drei Schriftsteller finden sich ähnliche Erfahrungen. So notiert Heinrich Heine nach dem Besuch des Mailänder Doms: *„Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall (...) hervorgucken und oben auf allen Spitzen gepflanzt stehen, dieses steinerne Volk verwirrt einem fast die Sinne. (...) Im mitternächtlichen Mondschein (...) kommen all die weißen Steinmenschchen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgestiegen (...) und flüstern einem alte Geschichten ins Ohr.“<sup>49</sup>* Wilhelm Heinse erwähnt nach dem Besuch des Pantheons in Rom: *„Der Raum darin reißt ohne Wort und Feier einen Menschen von Gefühl zur Anbetung hin und entrückt ihn aus der Zeit in die Unermeßlichkeit. Sobald man hineintritt, fängt man an zu schweben, man ist in der Luft und die Erde verschwindet.“<sup>50</sup>* Sebald beschreibt ein Erlebnis in Den Haag, wo er (nach einer grauenhaften Nacht im Hotelzimmer) ein besonderes Gemälde studieren möchte: *„Ich bin daher in ziemlich schlechter Verfassung gewesen, als ich am nächsten Vormittag im Mauritshuis vor dem beinahe vier Quadratmeter großen Gruppenporträt ‚Die anatomische Vorlesung des Dr. Nicolas Tulp‘ stand. Obzwar ich eigens wegen dieses Bildes (...) nach Den Haag gekommen war, gelang es mir in meinem übernächtigten Zustand auf keine Weise, (...) irgendeinen klaren Gedanken zu fassen. Vielmehr fühlte ich*

<sup>48</sup> ebd., S.164ff. Das Buch erschien zunächst in 500 Exemplaren, die erste Auflage verkaufte sich offenbar nicht besonders, denn Stendhal musste bis 1826 warten, ehe seine überarbeitete Fassung (die schon seit September 1818 fertig war) angenommen und gedruckt wurde. Über seine Aufzeichnungen sagt Stendhal: *„Diese Skizze ist ein natürliches Werk. Jeden Abend schrieb ich das auf, was mir den meisten Eindruck gemacht hatte. Oft war ich so müde, daß ich kaum den Mut hatte, zu Papier und Feder zu greifen. Ich habe an diesen schlecht gebauten Sätzen fast nichts geändert.“* (ebd., S.IV) Er verschweigt allerdings, dass er mindestens dreimal seine italienischen Reiseaufzeichnungen durch- und umgearbeitet hat und dabei Bruchstücke von verschiedenen Reisen zu einem Gesamteindruck zusammengestellt hat.

<sup>49</sup> zit.n. Heine, Heinrich (1982): Reisebilder. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.303. Siehe auch: Raddatz, Fritz J. (1989): Bilder einer Reise – Heinrich Heine in Italien. München u. Luzern: Bucher-Verlag, S.73

<sup>50</sup> Haufe, Eberhard (1987) (Hrsg.): Deutsche Briefe aus Italien. Von Winckelmann bis Gregorovius. Leipzig: Koehler und Amelang, S.13

*mich, ohne daß ich genau gewußt hätte warum, von der Darstellung derart angegriffen, daß ich bald eine Stunde brauchte, bis ich mich (...) einigermaßen wieder beruhigte.*<sup>51</sup>

Dennoch hat sich die Bezeichnung *Stendhal-Syndrom* als treffend erwiesen und ist in die Fachdiskussion der Kunstgeschichte eingegangen<sup>52</sup>. Allerdings wird der Begriff nicht immer konsequent im Sinne der erwähnten Studie verwendet, sondern bezeichnet oft recht allgemein das Phänomen des *cultural overflows*<sup>53</sup>, der nervlichen Überreizung nach dem Besuch eines Museums oder einer historischen Stätte, wie es vielen Reisenden widerfährt, die, erschöpft und leicht verwirrt, eine Ausstellung oder eine Kirche verlassen. Auch hat die Popularisierung des Begriffs *Stendhal-Syndrom* inzwischen zu recht fahrlässigen und verfälschenden Varianten geführt, z.B.: „*Der französische Schriftsteller Stendhal war ein sensibler Mensch. Bei einem Spaziergang durch Florenz fiel er irgendwann in Ohnmacht. ‚Zu viel, zu viel Schönheit‘, soll der von der Pracht der Stadt Überwältigte noch im Taumeln gesagt haben*“<sup>54</sup>; und in einem Bericht über die Kirchen Roms (sic !) findet sich der Hinweis: „*Als der französische Autor Stendhal die Basilika erblickte, soll er in einen rauschartigen Zustand verfallen sein – vom Stendhal-Syndrom spricht man heute.*“<sup>55</sup> Vernachlässigt wird in der journalistischen Verwendung des Begriffs die Tatsache, dass das *Stendhal-Syndrom*, wie Graziella Magherini gezeigt hat, in seiner akuten Form eine behandlungsbedürftige psychische Krise darstellt, die mit Panikattacken, Wahrnehmungsstörungen, wahnhaften Denk- und Bewusstseinsveränderungen sowie mit affektiven Irritationen einher gehen kann.

### 2.3 Das Jerusalem-Syndrom: Verstörung und religiöser Wahn

Schweren seelischen Erschütterungen scheinen Reisende seit vielen Jahrhunderten besonders in der Stadt Jerusalem, die als Reiseziel eine spezifische Anziehungskraft besitzt, ausgesetzt zu sein. Schon aus dem frühen Mittelalter sind Pilgerreisen nach Rom, nach Santiago de Compostela und besonders ins ‚Heilige Land‘, nach Jerusalem überliefert.<sup>56</sup> Auf Landkarten des 12. bis 15. Jahrhunderts bildete die Stadt den Mittelpunkt der Welt und lockte Reisende verschiedenster Regionen und Religionen. Für zahlreiche christliche Pilger des Spätmittelalters verlief die Reise nach folgendem Schema<sup>57</sup>: Zunächst galt es, beim Pfarrer oder, wenn man von fürstlichem Stand war, beim Papst die kirchliche Erlaubnis zur Pilgerfahrt einzuholen. Dann machte man sich auf den Weg nach Venedig und handelte dort mit einem Reeder einen Vertrag über die Passage aus; Pilgerschiffe ver-

<sup>51</sup> Sebald, Winfried G. (1995): *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt*. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag, S.106

<sup>52</sup> lediglich in der deutschsprachigen Psychiatrieforschung ist dieser Begriff noch wenig bekannt; in den einschlägigen Lexika psychiatrischer Fachbegriffe sucht man vergebens nach dem *Stendhal-Syndrom*; auch Arenz hat in seinem ansonsten informativen Sammelwerk der psychiatrischen Syndrome vom *Stendhal-Syndrom* offenbar noch nichts gehört. (vgl. Arenz, Dirk (2001): *Eponyme und Syndrome in der Psychiatrie. Biographisch-klinische Beispiele*. Köln: Viavital-Verlag)

<sup>53</sup> die ersten Hinweise zum *Stendhal-Syndrom* und zum Phänomen des *cultural overflows* erhielt ich von Dr. Michaela Walliser, Freiburg

<sup>54</sup> Schächter, Tobias (2002): „Von der Sehnsucht erfüllt“. In: TAZ 07.11.02, S.19

<sup>55</sup> Telsler, Dietmar (2004): „Das Buch des Okzidents“. [www.rhein-zeitung.de/magazin/reise](http://www.rhein-zeitung.de/magazin/reise) (04.04.04)

<sup>56</sup> vgl. Donner, Herbert (1979): *Pilgerfahrt ins Heilige Land. Die ältesten Berichte christlicher Palästina-Pilger*. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk.

<sup>57</sup> die folgenden Informationen basieren auf den Forschungen von Nolte, Cordula (1997): *Erlebnis und Erinnerung. Fürstliche Pilgerfahrten nach Jerusalem im 15. Jahrhundert*. In: Erfen, Irene; Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): *Fremdheit und Reisen im Mittelalter*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S.65-92

ließen Venedig zweimal jährlich, im März und im Juli; sie waren sechs bis acht Wochen entlang der istrischen, dalmatischen, griechischen und türkischen Küste unterwegs, bevor sie Palästina erreichten. Trotz erheblicher Reisekosten war der Aufenthalt auf einem Pilgerschiff alles andere als angenehm. So findet man in Reiseaufzeichnungen des 15. Jahrhunderts Berichte über quälende Hitze, Ratten und Ungeziefer an Bord; auch die drangvolle Enge, die ständige Unruhe und die geringe Rückzugsmöglichkeit machte den Passagieren zu schaffen. Hinzu kamen Unwetter, Seeräuber-Angriffe oder gewalttätige Auseinandersetzungen unter der Mannschaft oder den Reisenden.

Im Heiligen Land hielten sich die Pilger meist nur 14 Tage auf, die Hälfte davon in Jerusalem. Unter Führung von Franziskanern, deren Kloster auf dem Berg Sion wichtiger Anlaufpunkt war, absolvierten die Pilgergruppen ein festes Programm, das sie zu den Orten des biblischen Geschehens führte: Zur Via Dolorosa, zu den Stadttoren und den Kirchen Jerusalems, zum Ölberg und vielleicht nach Bethlehem. Der Höhepunkt einer solchen Fahrt bestand im Spätmittelalter für viele Reisende darin, in der Grabeskirche zum *Ritter des Heiligen Grabes* geschlagen zu werden. Seit Kaiser Friedrich Wilhelm III. war dies auch nichtadligen Pilgern erlaubt: Ein Ritterschlag steigerte das Ansehen in der Heimat und öffnete Türen zum gesellschaftlichen Aufstieg. Allerdings musste der Pilger dafür Gefahren und Risiken in Kauf nehmen.

Von körperlichen Krankheiten und von psychischen Irritationen ist in den Pilgerberichten dieser Zeit die Rede: Mancher erblindete – wie Ludwig III. von der Pfalz, der aufgrund einer Infektion während der strapaziösen Reise sein Augenlicht verlor.<sup>58</sup> Mancher erlitt einen Herzschlag – wie der Herzog Christoph von Bayern, der von Hitze und Krämpfen geplagt ins Wasser sprang; sein Grab auf Rhodos wurde für spätere Pilgerfahrten zu einer wichtigen Station, an der um göttlichen Beistand nachgesucht und für die Gesundheit der Reisenden gebetet wurde. Und mancher kehrte geistig so verwirrt von Heiligem Grab zurück, dass er – wie Wilhelm der Ältere von Hessen – nach seiner Jerusalemreise die Regierungsgeschäfte abgeben musste.

Schließlich existiert aus dem 15. Jahrhundert eine Darstellung (sie gilt als die älteste Autobiographie in englischer Sprache) einer Pilgerreise Margery Kempes, die nach 20 Jahren Ehe und der Geburt von 14 Kindern im Jahre 1413 zur Reise ins Heilige Land aufbrach. Aus ihrem Reisebericht erfahren wir von einer ganzen Anzahl von Pilgern, die – von mystischen Eindrücken überwältigt – in Jerusalem ihre Fassung verloren. Auch Margery Kempe selbst geriet an den heiligen Stätten in eine eigenartige Trance bzw. in psychosenahe Zustände, erlebte Schrei- und Weinkrämpfe und verließ in ihren Wahrnehmungen und Verhaltensweisen mehrfach den Boden der Realität. Menschen um sie herum hegten den Verdacht, dass sie an einer Krankheit leide, berauschende Getränke zu sich genommen habe oder, was die Pilger besonders ängstigte, dass ein unruhiger Geist in sie gefahren sei. Auf jeden Fall löste sie Irritationen aus, weil sie *„dauernd von Visionen geplagt wurde, mit Heiligen verkehrte, in Verzückungen geriet und sich dabei entsprechend exaltiert zu benehmen pflegte.“*<sup>59</sup> Sie selbst glaubte, *„mit Gott im Bunde zu sein, ihre Umgebung war der Überzeugung, sie sei es mit dem Teufel.“*<sup>60</sup> Als sie die Angst der

---

<sup>58</sup> ebd., S.82

<sup>59</sup> Kienecker, Alfred (1988): Reisende Frauen. Strukturen ihrer Mobilität. In: Frauen auf Tour. Herausgegeben von der ‚Gruppe Neues Reisen‘. Berlin: Eigenverlag, S.33

<sup>60</sup> Potts, Lydia (1988): Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt. Berlin: Orlanda-Verlag, S.182

anderen Pilger spürte, beschloss sie, sich von der Gruppe zu entfernen, lieber allein zu reisen und ihre Schreie und Tränen in der Abgeschiedenheit für sich zu behalten.<sup>61</sup>

Nun sind seelische Erschütterungen und psychische Verstörungen keineswegs ein Phänomen mittelalterlicher Pilgerfahrten. Auch und gerade heute stellt Jerusalem unter allen Städten und Regionen, in denen Reisende seelisch aus dem Gleichgewicht geraten und tatsächlich psychiatrisch behandelt werden müssen, den prominentesten und quantitativ auffälligsten Ort dar. In der Stadt dreier Religionen, dem „*Kraftzentrum für Gläubige aus aller Welt*“<sup>62</sup>, ist die aktuelle Angst vor Terroranschlägen genauso wie die Hoffnung auf Erleuchtung und Erlösung offenbar stärker als irgendwo sonst auf der Welt. Dies erzeugt enorme Verunsicherungen, die sich oft zu religiösen Wahnvorstellungen steigern: „*Überwältigt von der Atmosphäre des Heiligen Landes erkranken jährlich rund 200 amerikanische und europäische Touristen am sogenannten Jerusalem-Syndrom; sie haben messianische Visionen und Erscheinungen oder halten sich selbst für Gott. Dies geht aus einer Studie einer Gruppe von Psychiatern des Kfar-Shaul-Hospitals hervor.*“<sup>63</sup>

Meist werden die Verwirrungen von verdeckten Phasen der Ängstlichkeit und der Nervosität eingeleitet: Die Reisenden zeigen sonderbare Verhaltensweisen, ziehen sich zurück, entfernen sich von der Reisegruppe und entwickeln z.B. zwanghafte Reinigungsrituale bis hin zur Rasur aller Körperhaare. Dann suchen sie – oft nur durch ein weißes Bettlaken bekleidet – heilige Stätten auf und halten dort magische Zeremonien ab. Das allein ist noch kein Grund für eine psychiatrische Einweisung: Erst wenn sie Formen der Selbst- oder Fremdgefährdung aufweisen, z.B. die Nahrung verweigern, tage- und nächtelang in der Stadt umherirren oder zum Toten Meer aufbrechen und dann in der Wüste von Beduinen aufgegriffen werden, verstört, halb verdurstet, mit einem gewaltigen Sonnenbrand und im Delir redend, ist eine klinische Behandlung unumgänglich.<sup>64</sup>

Auch hier nahm man lange Zeit an, dass solche Menschen, die an den heiligen Stätten Jerusalems auffällig wurden, bereits vor ihrer Ankunft an psychischen Störungen litten<sup>65</sup>, vielleicht schon lange in der Phantasie eines ‚heiligen Auftrages‘ unterwegs waren und nun in den Gassen der Altstadt, am Ziel ihrer ‚Mission‘, endgültig ihr Selbst verloren. Doch die aktuellen Berichte dort tätiger Psychiater und Psychotherapeutinnen zeigen, dass neben all jenen, die im Geiste schon als Moses, Elias, Johannes oder Maria Magdalena die Stadt betraten, immer häufiger ganz ‚normale‘, unauffällige Touristen in derartige psychische Krisen geraten<sup>66</sup>.

Es sind jährlich mindestens 200 Reisende<sup>67</sup>, die verstört durch die Straßen Jerusalems irren und in die Akutaufnahme der psychiatrischen Klinik ‚Kfar Shaul‘ im Westen der Stadt eingewiesen werden müssen. Nach Ansicht der Therapeutin Ziva Strauss handelt es sich um Menschen wie beispielsweise die „*Königin der Nacht‘, eine Argentinierin, die*

<sup>61</sup> vgl. Ohnesorg, Stefanie (1996): Mit Kompass, Kutsche und Kamel. Einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur. St. Ingbert: Röhrig-Verlag, S.56

<sup>62</sup> Heller, Andreas (1999): Apocalypse now. In: Neue Zürcher Zeitung, 06.12.99, S.5

<sup>63</sup> Süddeutsche Zeitung 04.09.1991; näheres dazu in Kap.1.6

<sup>64</sup> vgl. Heller 1999, S.5

<sup>65</sup> zu ihnen wird man auch Else Lasker-Schüler rechnen müssen, die in ihrem letzten Lebensjahr nicht nur verarmt und unerkannt, sondern auch deutlich verwirrt in den Gassen Jerusalem anzutreffen war. Vgl. Pazi, Margarita (1994): ‚Verkünderin west-östlicher Prägung. Else Lasker-Schüler in Jerusalem. In: Text und Kritik, Heft 122: Else Lasker-Schüler. München: edition text+kritik, S.65-74

<sup>66</sup> so berichtet es die *Deutsche Ärztezeitung* vom 25.05.2000

<sup>67</sup> vgl. Kaglemann, H. Jürgen (1993): Klinische Psychologie und Tourismus. In: Hahn, Heinz; Kaglemann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft. S.92-99

*sich die Kleider vom Leib riss und nackt auf den Mauern der Altstadt tanzte, um den verdorrten Boden Israels zu befruchten. Oder ‚Samson den Starken‘, einen Kanadier, der glaubte, einen Stein aus der Klagemauer versetzen zu müssen. Einem Lehrer aus Kopenhagen wiederum erschien ausgerechnet auf der Kuppel des Felsendoms die Heilige Jungfrau, worauf er den Wärter der Moschee mit Fäusten traktierte, da der sich geweigert hatte, die Gottesmutter gebührend zu empfangen.“<sup>68</sup>*

## 2.4 Zum Gegenstand der Erkundung

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass zwar einige Befunde, aber bislang keine systematischen Untersuchungen zur skizzierten Thematik der psychischen Krise auf Reisen bzw. zum *Verlust des Selbst in der Fremde* vorliegen. Folglich können, abgesehen von den Angaben zu Florenz und Jerusalem, quantitative Befunde zum Untersuchungsgegenstand weder referiert noch selbst generiert werden. Da aber empirischen Ansätze und Ergebnisse der Psychiatrie, der Sozialpsychologie, der Mental-Health-Forschung oder der Tourismus-Wissenschaft fehlen, müssen Hypothesen und mögliche Erkenntnisse auf anderem Wege erzielt werden.

Die Materialbasis dieser Studie bilden autobiographische Texte, Reisetagebücher, Briefe, also Selbstzeugnisse von Reisenden. Sie werden darauf hin zu befragen sein, wie psychische Krisen in der Fremde erlebt und beschrieben werden. Ausgehend von Reisetexten, von Informationen zu den ausgewählten Autorinnen und Autoren sowie zusätzlichen Überlegungen zu psychiatrischen Hintergründen ist zu ermitteln, welche intrapsychische Arbeit mit der Erkundung der Fremde verbunden ist, welche Gefährdungen sich dabei ereignen und wie seelische Irritationen oder Dekompensationen mit ihren jeweiligen Reiseerfahrungen korrespondieren. Denn es ist der Psychiatrie nicht fremd, von den „*Dichtern zu lernen*“<sup>69</sup>, also Strukturen menschlichen Erlebens aus literarischen Texten abzuleiten, wenn diese „*über die Feinfühligkeit für die Wahrnehmung verborgener Seelenregungen (...) und den Mut verfügen, ihr eigenes Unbewusstes laut werden zu lassen*“<sup>70</sup>, wie Freud es einst formulierte.

Wenn Angstzustände, Depressionen, Dissoziationen, Psychosen und andere seelische Krisen auf Reisen bei der Analyse der autobiographischen Texte in den Blick kommen, dann wird zu fragen sein, ob die Betroffenen schon vor ihrem Aufbruch Anzeichen einer krisenhaften psychischen Entwicklung aufwiesen und ob sie vielleicht den Weg in die Fremde erst antraten, als sie untergründig schon spürten, dass ihre Seele zu entgleisen drohte. In diesem Fall wäre die Reise gewissermaßen ein Fluchtversuch vor dem drohenden, letztlich nicht mehr vermeidbaren psychischen Zusammenbruch. Wären sie hingegen Reisende, die vor Antritt ihrer Fahrt keinerlei Krisensymptome gezeigt hätten, dann könnte die Reise selbst, speziell die Konfrontation mit der Fremde für den Ausbruch ihrer Störung verantwortlich sein. Also ist zu prüfen, in welcher aktuellen Lebenssituation und

<sup>68</sup> Heller 1999, S.4; in den Worten des Schriftstellers Amos Oz ist das „*Jerusalem-Syndrom eine mentale Störung, die die Leute dazu bringt, sich ihrer Kleider zu entledigen, auf einen Stein zu klettern und zu prophetisieren.*“ vgl. Oz, Amos (2003): ‚Frieden muss nicht idyllisch sein‘. In: DIE ZEIT 4/2003, S.46

<sup>69</sup> vgl. Fischer, Gottfried (1996): Die beziehungstheoretische Revolution. Gedanken zur Methodik der modernen psychoanalytischen Literaturwissenschaft. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Methoden in der Diskussion. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.15, S.11-32; hier: S.19

<sup>70</sup> Freud, Sigmund (1910): Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd.XIV, Frankfurt a.M., S.419-506

in welcher seelischen Verfassung die ausgewählten Autorinnen und Autoren die Ferne ansteuerten: Welche *Erfahrungen der Fremde* führten zu Irritationen, Verstörungen oder gar psychotischen Dekompensationen?

Um dafür einen Verstehenshorizont zu skizzieren, sind Aspekte der *Reise*, der *Fremde*, des *Selbst* und des *autobiographischen Schreibens* zu klären und in *literaturwissenschaftliche* Zusammenhänge einzuordnen. So bewegt sich diese Studie an der Schnittstelle von Literatur und Psychiatrie. Sie untersucht Quellen psychischer Grenzerfahrungen und setzt sie in einen psychiatrisch orientierten Bezug. Durch die Verknüpfung von literarischen Selbstzeugnissen und psychiatrischen Hintergrundinformationen sollen aus individuellen Leidensgeschichten jene Fremdheitserfahrungen herausgearbeitet werden, die nicht nur Menschen mit psychischen Erkrankungen vertraut sind, sondern Erfahrungsbereiche eines jeden Reisenden berühren. Bei der Analyse ausgewählter autobiographischer Reiseliteratur zur beschriebenen Thematik ist also zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen das Reisen in die Fremde zu existentieller Bedrohung und psychischer Krise führt, was betroffene Menschen fern von Zuhause in veränderter Wahrnehmung erleben, wie ihre seelischen Strukturen und ihre Sinne unter diesen Umständen arbeiten; und vor allem: wie Menschen den *Verlust ihres Selbst* auf Reisen schildern.

Die Verbindung autobiographischer Reiseberichte mit psychiatrischen Aspekten erfolgt nicht in der Absicht, die hier erkundeten Erfahrungen der Fremde als ‚Psychopathologie‘ zu deklarieren bzw. zu denunzieren. Zwar werden die Texte in Zusammenhang gebracht mit Begriffen und Erkenntnissen der psychiatrischen Wissenschaft zu einzelnen seelischen Störungen und ihren Symptomen. Doch sollen die Berichte in erster Linie gelesen werden als Varianten bewusster und unbewusster innerer Aktivitäten, die zum Ausdruck bringen, wie befremdliche Geschehnisse auf Reisen erlebt, verarbeitet und gestaltet werden können. Nicht immer wird es dabei gelingen, eindeutig erkennbare Ursachen für die Ausbrüche depressiver, dissoziativer oder psychotischer Krisen in den Texten zu finden. Aber es können Fragmente der Innenwelten ans Licht gebracht und ihr jeweiliges Gewordensein angedeutet werden. In diesem Sinne werden die ausgewählten und interpretierten Texte nicht nur Auskunft über die jeweiligen Konflikte und Widersprüche ihrer Verfasser geben, sondern auch vor Augen führen, mit welchen Krisen und mit welchen Bewältigungsmöglichkeiten Reisende konfrontiert sein können.

Zum Wesen autobiographischen Schreibens gehört es, dass ein reflektierendes Subjekt durch erinnernde Erforschung der eigenen (Lebens-)Wege sich seiner selbst vergewissert. Dies gilt für Reisetexte in besonderem Maße, da das Selbst sich am fernen Ort oft gefährdeter fühlt als daheim, d.h. seine inneren Strukturen als weniger verankert, eher gelockert und fließend erlebt. Gerade das gibt die Möglichkeit, durch geschriebene und veröffentlichte Reflexionen das Selbst zu bewahren, das sonst verloren zu gehen droht und durch die Hinwendung an einen (konkreten oder fiktiven) Leser stabilisiert wird. In diesem Sinne handelt es sich bei der hier vorgelegten Studie also um eine literarisch-psychiatrische Spurensuche, um eine Analyse seelischer Verstörungen von Menschen, die ihre vertraute Welt verlassen und an fernen Orten – für kurze Momente oder mit langfristigen Folgen – den Verlust ihres Selbst erleben.

Die Studie arbeitet mit Begrifflichkeiten, die einer genaueren Abklärung bedürfen, bevor die Untersuchung der einzelnen autobiographischen Texte erfolgen kann. Da es sich um eine interdisziplinäre Arbeit handelt, in der Aspekte der Literaturwissenschaft auf psychiatrische und psychologische Kategorien treffen, besteht die Notwendigkeit einer vorbereitenden Darlegung des hier verwendeten wissenschaftlichen ‚Handwerkszeugs‘.

Ein erster Aspekt des theoretischen Teils widmet sich der Bedeutung des *Reisens* und benennt die psychischen Dimensionen, welche sich in der literarischen Verarbeitung des Reisens finden lassen und die damit die hier dargestellten spezifischen Krisenerfahrungen vertiefen. Anschließend wird der Begriff der *Fremde* ausgeleuchtet und seine Verwendbarkeit für die Erörterung spezifischer Irritationen auf Reisen geprüft. Ferner wird der Begriff des *Selbst* eingeführt und in psychoanalytischer, entwicklungspsychologischer und bindungstheoretischer Hinsicht untersucht. Schließlich werden einige Überlegungen zum autobiographischen Schreiben als Ausgangsbasis dieser Studie reflektiert.

Damit sind die Möglichkeiten und die Grenzen des literaturwissenschaftlichen Heran gehens an dieses Phänomen benannt: Nicht um die Frage der Verursachung psychischer Störungen soll es hier gehen und nicht um eine abschließende Klärung von Auslöse-Situationen psychischer Erkrankungen; das mag der Life-Event-Forschung überlassen bleiben (auch wenn deren Ergebnisse bislang nur dann überzeugten, wenn es um die Klärung von Rückfällen ging; als weniger eindeutig hat sich die Beschäftigung mit jenen belastenden Lebensereignisse erwiesen, die zur ersten Erkrankung geführt haben<sup>71</sup>). Hier soll lediglich dargestellt und erörtert werden, wie verängstigte und verwirrte Reisende den Prozess ihrer Verstörung in der Fremde selbst erleben, wie sie ihn beschreiben und welche Hypothesen über die Hintergründe ihrer seelischen Krise sich formulieren lassen.

## 2.5 Zur Auswahl der verwendeten Texte

Die Literatursauswahl für diese Studie konzentriert sich – abgesehen von den *Exkursen* – auf ausgewählte autobiographische Schriften des 20. Jahrhunderts. Reiseschilderungen des 18. und 19. Jahrhunderts wie die von Karl Philipp Moritz, Gottfried Seume, Jakob Michael Reinhold Lenz o.a. ließen sich ebenfalls verwenden, denn auch in ihnen sind depressive, dissoziative und wahnhaftige Momente der Begegnung mit der Fremde zu finden. Fast könnte man sagen: die autobiographischen Reiseberichte dieser Autoren scheinen von dem Verlangen geprägt zu sein, die Irritationen und seelischen Gefährdungen, die sie in der Fremde erlebten, durch poetische Verwandlung zu verarbeiten. Es würde jedoch einer eigenen Studie bedürfen, diese Reiseerfahrungen – vor dem Hintergrund ganz spezifischer biographischer Umstände und gesellschaftlicher Verhältnisse – angemessen zu verstehen und auf psychische Dispositionen hin zu untersuchen.

Die Autorinnen und Autoren, die hier zur Sprache kommen, gehören dem 20. Jahrhundert an und befinden sich bei dem, was sie erfahren, erleiden und beschreiben tatsächlich auf Reisen. Jeder ausgewählte Text hat also autobiographischen Charakter, es liegt ihm eine reale Reise zugrunde. Alle Texte dokumentieren in Erinnerungen, Empfindungen und Reflexionen. Es werden kaum Sehenswürdigkeiten und äußere Verhältnisse beschrieben, der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf psychischen Momenten und Situationen. Die Reiseerfahrungen sind so verdichtet, dass der Prozess der Rekonstruktion des Durchlebten deutlich wird und man Anteil nehmen kann an der ‚Arbeit der Seele‘ bei der Erfahrung der Fremde: *„Reiseberichte geben hermeneutische Prozesse wieder, Prozesse der Verstehens oder des Nichtverstehens. Dabei verraten Reiseberichte nie etwas allein über die*

---

<sup>71</sup> Dohrenwend, B.P. (1995): Life events and other possible psychosocial risk factors for episodes of schizophrenia and major depression. In: Mazure, C.M. (Hrsg.): Does stress cause psychiatric illness? Washington DC: American Psychiatric Press, S.43-65; vgl. auch Häfner, H. (2000): Das Rätsel Schizophrenie. München: Beck, S.164



*durchreiste Welt, sondern immer auch etwas über das reisende Ich. Sie gewähren Einblicke in die kulturspezifischen und persönlichen Denk- und Wahrnehmungsweisen, die das reisende Ich bewusst in den Mittelpunkt stellen und neben einer äußeren auch – und vor allem – eine innere Reise schildern.*“<sup>72</sup>

Die Themen, die auf erkenntnistheoretischer Ebene die ausgewählten Reisetexten prägen, greifen auf ihre Weise Kernfragen der Postmoderne (in der dem Reisenden nichts mehr fremd zu sein scheint) auf, nämlich die Wahrnehmung oder den Verlust der Fremde im Zeitalter der Massenmedien, den Text als Konstrukt, das Verhältnis von Fiktion und Realität und die Möglichkeit der Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung durch das Schreiben. *„Reisen und Schreiben – zwei parallele Suchbewegungen; Die Reise geht nicht im Text auf. Der Text ist nicht ihr Abbild. Keine Verschriftlichung von Erlebtem, das vor dem Wort bereits existiert hätte. Der Text selber ist Suche, Exploration. Es geht nicht ums Urteilen, sondern ums Losreißen.*“<sup>73</sup>

Auch im anthropologischen Sinne ist das Reisen nicht nur ein Sich-Erheben zur Fahrt, sondern auch ein Losreißen und Aufbrechen gefestigter Strukturen: das Vertraute weicht dem Neuen, das Gewisse dem Ungewissen.<sup>74</sup> Dass eine solche Neuordnung befreiend, bisweilen aber auch irritierend und psychisch gefährdend sein kann, wird sich bei der Durcharbeitung der Reiseberichte und Tagebücher zeigen. Daher war es für die Auswahl der Texte nicht entscheidend, welchen Grad der Bekanntheit die Autorin bzw. der Autor besitzt oder welche literarische Qualität ihr bzw. ihm zugesprochen wird. Wichtiger war die Frage, wie intensiv die Darstellung der Dynamik der psychischen Veränderung angesichts der Erfahrung der Fremde beschrieben werden konnte.

Wie irritierend die Fremde erlebt wird, welche Ängste, Dissoziationen oder Depressionen sie auslöst, das lässt sich auch anhand der Aufzeichnungen von Friedrich Hölderlin, Johann Wolfgang Goethe und Sigmund Freud skizzieren. Ihre Erfahrungen der Fremde sind als *Exkurse* in die Studie eingefügt und zeigen in unterschiedlichen Varianten, ob und gegebenenfalls wie es diesen Reisenden gelingt, Zustände der Verwirrung und der seelischen Labilität so aufzufangen, dass die Psyche nicht aus dem Gleis gerät (Freud) und die Verarbeitung der Grenzerfahrungen den literarischen Ruhm noch mehr (Goethe). Deutlich wird dabei, dass auch diese Reisenden nicht ohne Abwehrmaßnahmen auskommen, wenn sie von Gefühlen der Einsamkeit und der Bindungslosigkeit auf Reisen überschwemmt werden. Und nicht immer gelingt die Abwehr des Bedrohlichen – wie die Erfahrung des zuerst genannten (Hölderlin) zeigt, dessen Reise schließlich in einer dramatischen psychischen Krise endet.

Die Reise als seelische Grenzerfahrung – dieses Motiv ist auch in belletristischen Texten zu finden. Peter Handke oder Botho Strauß, Anton Szerb, Rainer Maria Rilke u.v.a.m. haben ihre Protagonisten in die Fremde geschickt und dort Momente der Verwirrung erleben lassen. Anzunehmen und bisweilen auch nachweisbar, dass die dort beschriebenen Erlebnisse nicht nur den Helden der Romane zu eigen sind, sondern in erheblichem Maße auch von ihren Autoren als reale Erfahrungen geteilt wurden. Und dennoch: Rainer Maria Rilke ist nicht *Malte Laurids Brigge* und Botho Strauß nicht *Almut*. Daher muss es

<sup>72</sup> Korte, Barbara (1996): *Der englische Reisebericht*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesell., S.9/10; siehe auch: Biernat, Ulla (2004): „Ich bin nicht der erste Fremde hier.“ Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.28/29

<sup>73</sup> Killert, Gabriele (1998): *Ins innere Indien*. In: *Die Zeit* Nr.46 (05.11.98), S.10

<sup>74</sup> Spode, Hasso (1997): *Wohin die Reise geht*. In: *Voyage. Jahrbuch für Reise und Tourismusforschung*. Bd.1, S.7-12

genügen, auf den folgenden Seiten kurz auf solche Darstellungen der psychischen Gefährdung und Entgleisung auf Reisen in belletristischen Texten hinzuweisen.

## 2.6 Zum Verlust des Selbst in belletristischen Texten

Momente des Selbstverlustes auf Reisen lassen sich nicht nur anhand autobiographischer, sondern auch belletristischer Texte studieren. An dieser Stelle können jedoch nur wenige Beispiele genannt werden.<sup>75</sup> Erfahrungen des Selbstverlustes und der seelischen Entgleisung in der Fremde finden sich jedenfalls bei Helmut Lange, Anton Szerb, Botho Strauß, Peter Handke, Rainer Maria Rilke u.v.a.m.<sup>76</sup> Da Prosatexte jedoch weniger überzeugend als autobiographische Schriften Aufschlüsse über seelische Dispositionen der Autorinnen und Autoren geben und die Darstellung psychischer Verstörungen in fiktionalen Texten natürlich nichts über konkrete Reiseerfahrungen der Autorin bzw. des Autors aussagt, seien hier nur einige Texte genannt:

Hartmut Lange schildert in der Erzählung *Die Bildungsreise*<sup>77</sup> den Prozess der zunehmenden Verwirrung eines Reisenden während seines Aufenthaltes in Rom. Ursprünglich hatte der Kunsterziehers Müller-Lengsfeldt vor, das antike Rom kennen zu lernen und das Leben Johann Winkelmanns zu studieren. Doch dann gestaltet sich die Erkundung immer merkwürdiger: Das nächtliche Treiben vor seinem Hotelfenster ist ihm unerklärlich, ein bedrohlicher Wanderfalke taucht immer wieder auf, und je mehr sich Müller-Lengsfeldt an die Geschichte und die Seelenlage Winkelmanns heran tastet, dieses eigentümlichen Menschen mit seinem rätselhaften Doppelleben, um so prekärer wird seine eigene. Am Ende bleibt fraglich, ob der Kunsterzieher überhaupt von der Reise zurückkehren wird.

In dem Roman *Reise im Mondlicht*<sup>78</sup> von Anton Szerb befindet sich der Protagonist nach der Trennung von seiner Ehefrau auf dem Weg in die Fremde und entwickelt dabei in zunehmendem Maße die Vorstellung, verfolgt zu werden. Er flüchtet von einem Ort zum anderen: „Am frühen Morgen stand er auf, schlich hinunter, trommelte nach langem Kampf den Wirt heraus, bezahlte die Rechnung, bekam seinen Paß zurück und lief zum Bahnhof. Ein schläfriges Fräulein machte ihm an der Bar einen Kaffee, nach einer Weile trafen italienische Arbeiter ein. Michálys Beklommenheit wollte nicht aufhören. Dauernd fürchtete er, erwischt zu werden, jede (...) Erscheinung war ihm suspekt, die ganze Zeit, bis endlich der Zug kam.“<sup>79</sup> An dieser Stelle des Romans ist noch nicht zu erkennen, ob es sich um eine psychische Verwirrung oder um eine reale Verfolgung handelt – immerhin taucht ein Mann am Zug auf, der ihn festzuhalten versucht und von dem anzunehmen ist,

<sup>75</sup> Die genauere Sichtung und Analyse entsprechender Texte würde eine eigene Studie erfordern. Eine solche Arbeit ist z.B. Kalathehali, Narjes Khodae (2005): *Das Fremde in der Literatur. Postkoloniale Fremdeitskonstruktionen in Werken von Elias Canetti, Günter Grass und Josef Winkler*. Münster: Lit-Verlag. Sehr informativ für diesen Zusammenhang sind auch: Biernat, Ulla (2004): „Ich bin nicht der erste Fremde hier“. Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg: Königshausen & Neumann; Magill, Daniela (1989): *Literarische Reisen in die exotische Fremde. Topoi der Darstellung von Eigen- und Fremdkultur*. Frankfurt a.M.: P.Lang-Verlag

<sup>76</sup> Die Liste könnte man fortführen, z.B. mit Shalev, Zeruya (2000): *Mann und Frau*. Berlin: Berlin-Verlag; Bowles, Paul (1990): *Der Weg nach Tassemsit*. Bonn: Frank & Frei Verlag; Tabucchi, Antonio (1990): *Indisches Nachtstück*. München: Hanser

<sup>77</sup> Lange, Hartmut (2000): *Die Bildungsreise*. Zürich: Diogenes

<sup>78</sup> Szerb, Anton (2004): *Reise im Mondlicht*. 4.Aufl., München: dtv

<sup>79</sup> ebd., S.79

er sei tatsächlich von der verlassenen Ehefrau mit der Beschattung Michálys beauftragt worden. Im Verlauf der Reise steigert sich die erwähnte Beklommenheit jedoch mehr und mehr, bis sie in eine regelrechte paranoide Krise mündet.

Um sich der Verfolgung zu entziehen, fährt er nach Norcia: „*Als er ausstieg, standen die Monti Sibillini mit ihren mehr als zweitausend Metern hohen Gipfeln vor ihm und rechts der Gran Sasso, der höchste Berg Italiens.*“<sup>80</sup> Er bemüht sich in der ungewohnten, zur Reflexion animierenden Landschaft, sein Leben zu sortieren, seinen inneren Aufruhr zu besänftigen, um eine neue Perspektive zu entwickeln. Doch seine Zerrissenheit und sein wahnhaftes Erleben lassen sich nicht abschütteln: „*Er strich um kleine Bergdörfer herum, sah, dass sich die Einwohner beruhigend verhielten, dass ihn niemand verfolgte. (...) Er rasierte sich nicht mehr, wusch sich nicht, zog sich zum Schlafen nicht aus, war immer nur auf der Flucht. Und auch in seinem Inneren geriet alles durcheinander, hier im kargen, unbarmherzigen Gebirge, in der Menschenleere und Verlassenheit. Nicht die leiseste Andeutung eines Zieles tauchte in seinem Bewusstsein auf, er wusste nur, dass es kein Zurück gab. (...) Er vermochte sein eigenes Altwerden zu sehen, die langsamen, aber sichtbaren Vorgänge in seinem Körper, sah seine Haut schrumpeln, im Tempo des großen Zeigers der Uhr. Das waren bereits die Symptome eines Nervenfiebers.*“<sup>81</sup>

Ein weiteres Beispiel eines Romans, in dem es um Erfahrungen der Fremde, um vorübergehende Missdeutungen der Realität und um kurze dissoziative Störungen geht, findet sich in Javier Marias' Roman *Mein Herz so weiß*<sup>82</sup>: Auf ihrer Hochzeitsreise bezieht ein junges Paar ein Hotel in Havanna; es ist später Nachmittag, der Mann steht am Fenster und blickt auf die geschäftige Straße, während die Frau erschöpft auf dem Bett liegt. Die Aufmerksamkeit des Mannes fällt auf eine Kubanerin, die vor dem Hotel wartend auf und ab geht, und immer stärker entsteht in ihm der Eindruck, dass ihr Warten ihm gelte: „*Sie richtete den Blick auf mich und wandte ihn leicht ab und blinzelte, um besser sehen zu können, und richtete ihn abermals auf mich und wandte ihn ab. Dann hob sie einen Arm in einer Gebärde, die weder Gruß noch Annäherung war, ich meine Annäherung an einen Fremden, sondern Aneignung und Erkennen (...). Sie rief etwas, das ich aufgrund der Entfernung nicht verstehen konnte, und ich war sicher, dass sie es mir zurief.*“<sup>83</sup> Keineswegs jedoch, so muss der Mann am Fenster feststellen, ist er der Angesprochene, der Gemeinte, und seine Verwirrung ist komplett, als seine Frau ihn fragt, was denn los sei.

In Botho Strauß' Roman *Der Junge Mann*<sup>84</sup> findet sich eine konkrete Schilderung dessen, was schon im Zusammenhang mit dem ‚Stendhal-Syndrom‘ als spezifische seelische Krise eines Reisenden gesagt wurde; Strauß lässt dort ‚Almut‘ auftreten, die Tochter eines Malers und Restaurators, die seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr Schülerin und Assistentin ihres Vaters in Sachen Kirchenmalerei ist. Nach dessen Tod wendet sie sich zunächst von der Kunstgeschichte ab, gerät in eine depressive Krise, beginnt ein Sprachstudium und arbeitet als Fremdsprachenkorrespondentin für eine Textilfirma. Ihre ursprüngliche Faszination für die Malerei hält sie nun jahrelang in sich verborgen bzw. nimmt sie selbst gar nicht mehr wahr, bis sie eines Tages auf einer Geschäftsreise nach Florenz kommt. Als ihr Verlobter vorschlägt, die Uffizien zu besuchen, willigt sie ein, ohne die Folgen dieses Besuches zu ahnen: „*Die unzähligen Touristenscharen, Schulklassen, sich kreuzende und drängende Führungen, die lauten Vorträge in kaum beherrschten Fremdsprachen, die*

<sup>80</sup> ebd., S.80

<sup>81</sup> ebd., S.81

<sup>82</sup> Marias, Javier (1996): *Mein Herz so weiß*. Aus dem Spanischen von Elke Wehr. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>83</sup> ebd., S.24

<sup>84</sup> Strauß, Botho (1984): *Der Junge Mann*. München u. Wien: Carl Hanser Verlag

*Masse der gleichgültig gaffenden und weitertrottenden Besucher und die zwischen ihnen versteckt spielenden Kinder, dies alles machte es fast unmöglich, einen freien Blick auf ein Gemälde zu werfen oder gar in Ruhe davor zu verweilen. Das Gemische und Geschiebele empfand ich zunehmend als bedrohlich. Ich geriet in eine würgende Bedrängnis; der kalte Schweiß brach aus, und ich fürchtete, regelrecht ohnmächtig zu werden.“<sup>85</sup> (Bei Stendhal hieß es: „Als ich die Kirche verließ, klopfte mir das Herz; (...) mein Lebensquell war versiegt, und ich fürchtete umzufallen.“<sup>86</sup>)*

Offenbar hat Botho Strauß hier die Parallele zu Stendhals Erlebnissen in Italien geradezu gesucht – ohne allerdings die literarische Vorlage an irgend einer Stelle zu erwähnen: der gleiche Schauplatz, nämlich Florenz, der gleiche Vorgang, nämlich Besichtigung von Kirchen und Museen, die gleichen Folgen, nämlich zunächst Irritation, dann Dissoziation und schließlich Ohnmacht. Und in beiden Fällen wird der Reisende durch die erlebte Situation zur Überprüfung seines bisherigen Lebensweges aufgefordert: *„In diesem Zustand kam ich vor den Simone Martini zu stehen und konnte mich nicht mehr vom Fleck rühren. Und selbst als mich wieder ein starker Besucherstrom abdrängen wollte, strebte ich mit allen Kräften zurück an dieses herrliche Ufer der ‚Verkündigung‘. Das Bild hatte mich ganz in seiner Gewalt (...). Ich stand vollkommen schutzlos und nackt vor seinem Antlitz. Und da traten sie hervor, und wie sie mich riefen und schauten, die Augen der Vergangenheit, die mich nicht mehr loslassen wollten!“<sup>87</sup>* Nachdem sie von ihrem Verlobten aus den Uffizien herausgeleitet worden ist, fängt sich Almut wieder und genießt noch ein paar *„banale Zerstreungen“* in ihren letzten Reisetagen in Florenz. Äußerlich unverändert, doch innerlich getroffen von dem Ereignis erinnert sie sich an die inspirierenden Erlebnisse während der Restaurationsarbeiten mit ihrem Vater und beginnt, an der Beziehung zu ihrem Verlobten und schließlich an ihrem gegenwärtigen Lebensentwurf zu zweifeln.

Die *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*<sup>88</sup> von Rainer Maria Rilke enthalten die Schilderung der psychischen Krise eines jungen Menschen, der seine Heimat verlässt, um sich der Fremde auszusetzen. Maltes Versuch, in Paris beängstigende und bedrängende Situationen auszuhalten, gelingt ihm nur schwer – und am Ende vielleicht nur dadurch, dass er sich schreibend und erinnernd seiner selbst vergewissert. Dabei eröffnen sich Einblicke in soziale Zusammenhänge, aber auch Einblicke in das eigene Bewusstsein: *„Ich lerne sehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht dorthin. Ich weiß nicht, was dort geschieht.“<sup>89</sup>*

Zu Beginn dieses Werkes, das von Formen des Tagebuches und des Briefromans sowie von aktuellen Wahrnehmungen und von Szenen der Kindheit durchzogen ist, deutet sich die Verlorenheit des Reisenden an: *„Man hat niemand und nichts und fährt in der Welt herum mit einem Koffer und mit einer Bücherkiste und eigentlich ohne Neugierde. Was für ein Leben ist das eigentlich: ohne Haus, ohne ererbte Dinge, ohne Hunde. Hätte man doch wenigstens seine Erinnerungen.“<sup>90</sup>* Frei von Erinnerungen bleibt Rilke hier dann doch nicht, im Gegenteil: je mehr die Erfahrung der Einsamkeit und der Bindungslosigkeit zunimmt, desto stärker steigen Kindheitserlebnisse in ihm auf. Während er versucht,

<sup>85</sup> ebd., S.263/64

<sup>86</sup> Stendhal (i.e. Henry Beyle): Reise in Italien. Rom – Neapel – Florenz. Dt. Bearbeitung von F.v.Oppeln-Bronikowski. München: Diederichs 1996 (Nachdruck der Ausgabe Jena: Diederichs 1911 S.XVII), S.164

<sup>87</sup> Strauß 1984, S.264

<sup>88</sup> Rilke, Rainer Maria (1982): Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>89</sup> ebd., S.9

<sup>90</sup> ebd., S.19

das hektische Treiben der Pariser Lebenswelt zu durchschauen und die Dinge hinter den Fassaden zu begreifen, gelangt er bald auch hinter die Oberfläche seines eigenen Seins.

In den Aufzeichnungen verdichtet sich die Erfahrung der fremden Stadt mehr und mehr zu einem ‚Großstadt-Schock‘. Fast hautlos, ohne die Möglichkeit der Nutzung von Abwehrmaßnahmen ist Malte der irritierenden Realität ausgesetzt: *„Die Existenz des Entsetzlichen in jedem Bestandteil der Luft. Du atmest es ein mit Durchsichtigem; in dir aber schlägt es sich nieder, wird hart, nimmt spitze geometrische Formen an zwischen den Organen; denn alles, was sich an Qual und Grauen begeben hat auf den Richtplätzen, in den Folterstuben, den Tollhäusern, den Operationssälen, unter den Brückenbögen im Nachtherbst: alles das ist von einer zähen Unvergänglichkeit, alles das besteht auf sich und hängt, eifersüchtig auf alles seiende, an einer schrecklichen Wirklichkeit. Die Menschen möchten vieles davon vergessen dürfen; ihr Schlaf feilt sanft über solchen Furchen im Gehirn, aber Träume drängen ihn ab und ziehen die Zeichnungen nach.“*<sup>91</sup>

An vielen Stellen lesen sich diese *Aufzeichnungen* wie ein verzweifelter Versuch, die innere und äußere Realität schriftlich zu fixieren und so dem Gefühl der Auflösung eine Schranke entgegen zu setzen. In dem Werk selbst erfährt der Protagonist sich bald allerdings nicht mehr als einer, dem das Reden und Schreiben von sich noch gelingt. Malte findet sich zwischenzeitlich im Pariser Zentrum für Psychiatrie und Neurologie, im Krankenhaus Salpetriere wieder und macht dort die Erfahrung: *„Der Arzt hat mich nicht verstanden. Nichts. Es war auch schwer zu erzählen. Man wollte einen Versuch machen mit dem Elektrisieren.“*<sup>92</sup> Auch die psychiatrische Behandlung kann hier den drohenden Selbstverlust in der Fremde nicht aufhalten. Auf den Straßen von Paris fühlt Malte sich zunehmend orientierungslos: *„Es war Abend, und ich verirrte mich in der fremden Gegend und ging Boulevards mit endlosen Mauern in einer Richtung hinauf und, wenn dann kein Ende da war, in der entgegengesetzten Richtung zurück bis an irgendeinen Platz. Dort begann ich eine Straße zu gehen, und es kamen andere Straßen, die ich nie gesehen hatte, und wieder andere. Elektrische Bahnen rasten manchmal überhell und mit hartem, klopfendem Geläute heran und vorbei. Aber auf ihren Tafeln standen Namen, die ich nicht kannte. Ich wußte nicht, in welcher Stadt ich war und ob ich hier irgendwo eine Wohnung hatte und was ich tun mußte, um nicht mehr gehen zu müssen.“*<sup>93</sup>

Immer tiefer dringt der Protagonist in die befremdlichen Phänomene ein, die ihn umgeben und irritieren. Gleichzeitig öffnen sich in ihm die Schleusen zum eigenen Unbewussten: Bilder der Kindheit tauchen auf, aktuelle Erfahrungen und erinnerte Szenen fallen zusammen, bis Malte flehentlich ausruft: *„Ich würde so gern unter den Bedeutungen bleiben.“*<sup>94</sup> Bald muss er seine psychische Energie ganz darauf verwenden, nicht in dissoziatives, wahnhaftes oder psychotisches Erleben abzugleiten. Der Verlust rationaler Deutungsmuster ängstigt ihn, auf die Überfülle von Eindrücken reagiert Malte durch den Versuch der Verschriftlichung seiner sich überstürzenden Wahrnehmungen: *„Ich habe etwas getan gegen die Furcht. Ich habe die ganze Nacht gegessen und geschrieben.“*<sup>95</sup> Er spürt Furcht im Nacken, dass ihm nach dem Verlust der Integrationsfähigkeit seiner bedrohlichen Wahrnehmungen auch sein Selbst verschwinden könnte. Nur schreibend kann er das Gefühl bewahren, sich nicht völlig zu verlieren und innerlich aufzulösen.

---

<sup>91</sup> ebd., S.71

<sup>92</sup> ebd., S.53

<sup>93</sup> ebd., S.61

<sup>94</sup> ebd., S.51f

<sup>95</sup> ebd. S.19

Man kann sich kaum der Vermutung entziehen, dass das Beschriebene nah am Selbst des Schreibenden komponiert ist. So hat Rilke die *Aufzeichnungen* in engen Zusammenhang mit seiner Erfahrung des Reisens an fremde Orte und mit seinem Daseinsentwurf jener Zeit gebracht und bestätigt, dass in den Erlebnissen des *Malte* jener *„Schattenzusammenhang sich rührender Kräfte“* zur Darstellung gekommen sei, von dem er während seines Aufenthaltes in Paris heimgesucht wurde.<sup>96</sup> An Lou Andreas-Salomé schreibt er: *„So griff mich jetzt wieder das Entsetzen an (...) wie in einer unsäglichen Verwirrung. (...) Wie allein war ich unter diesen Menschen, wie fortwährend verleugnet von allem was mir begegnete; die Wagen fuhren durch mich durch, und die welche eilten, machten keinen Umweg um mich und rannten voll Verachtung über mich hin.“*<sup>97</sup>

Nach der Fertigstellung der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* – die Lou Andreas-Salomé als *„Pariser Tagebuch“*<sup>98</sup> des jungen Rilke bezeichnet – weist der Autor an mehreren Stellen darauf hin, welche psychischen Anstrengungen ihn dieses *„schwere, schwere Buch“*<sup>99</sup> gekostet habe; in einem Brief an Lili Schalck heißt es: *„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen, selbst wenn sie hier wären, aufklären könnte, warum mir das Leben zu solcher Schwere und Trübe angewachsen ist, daß ich nie von mir schreiben möchte.“*<sup>100</sup> Und an Marie von Thurn und Taxis schreibt er: *„Mir graut ein bißchen, wenn ich an all diese Gewaltigkeit denke, die ich im Malte Laurids durchgesetzt habe, wie ich mit ihm in der konsequenten Verzweiflung hinter alles geraten war, bis hinter den Tod gewissermaßen, so daß nichts mehr möglich war, nicht einmal das Sterben.“*<sup>101</sup> Später erwähnt er die heftige Abwehr, die seine erste Konfrontation mit der Fremde und mit der modernen Lebenswirklichkeit der Metropole in ihm hervorgerufen habe. In Paris sei er in kraftzehrender Auseinandersetzung mit der Realität in die tiefsten Schichten seines Körpers und seiner Seele gestiegen und nach Fertigstellung des Schreibens physisch und psychisch am Ende gewesen: *„Kannst Du’s begreifen, dass ich hinter diesem Buch recht wie ein Überlebender zurückgeblieben bin, im Innersten ratlos?“*<sup>102</sup>

<sup>96</sup> Rilke, Rainer Maria (1996): Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Band 3: Prosa und Dramen. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.643

<sup>97</sup> Andreas-Salomé, Lou (1988): Rainer Maria Rilke. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.36

<sup>98</sup> ebd.

<sup>99</sup> Rilke, Rainer Maria (1950): Briefe. Erster Band (1897-1914). Wiesbaden: Insel-Verlag, S.301

<sup>100</sup> ebd., S.300

<sup>101</sup> ebd., S.290

<sup>102</sup> ebd., S.325

## Exkurs 1: „*Wohin denn ich?*“ (Friedrich Hölderlin)

Als Friedrich Hölderlin im Herbst 1801 das Angebot einer Hofmeisterstelle im Hause des Hamburger Konsuls Meyer in Bordeaux erhält, löst der Gedanke an ein Leben in der Fremde äußerst gemischte Gefühle in ihm aus. Einerseits muss er sich eingestehen, dass seine Zukunft in der Heimat wenig verheißungsvoll aussieht: Eine Pfarrstelle, wie die Mutter es seit Jahren von ihm erwartet, kann und will er nicht antreten; sie würde den Verlust seiner inneren Freiheit und damit den Tod seines literarischen Schaffens bedeuten. Andererseits sind all seine Versuche, als Schriftsteller ökonomisch zu überleben, gescheitert: Zwar erscheinen seine Gedichte in verschiedenen Literaturmagazinen, zu einer eigenständigen Buchausgabe kann sich Verleger Cotta zu dieser Zeit jedoch nicht durchringen. In seiner Not wendet sich Hölderlin an einige befreundete Professoren, um Möglichkeiten einer Lehrtätigkeit in griechischer Literatur zu erkunden – vergeblich. Zuletzt bittet er Friedrich Schiller, in dessen Haus er früher häufig zu Gast war, für ihn nach einer Stelle in Jena Ausschau zu halten. Doch Schiller hilft nicht. Er antwortet nicht einmal mehr.

Nach Bordeaux also? Die Vorstellung eines Auslandsaufenthaltes fällt Hölderlin nicht leicht. Im Brief an den Bruder schildert er den Schmerz der Trennung: „*Soviel darf ich gestehen, daß ich in meinem Leben nie so fest gewurzelt war ans Vaterland, nie den Umgang mit den Meinigen so sehr geschätzt, so gerne mir zu erhalten gewünscht habe*“<sup>1</sup>. Gegenüber seinem Freund Böhlendorff verschweigt er die „*bitteren Tränen*“ nicht, die es ihn koste, „*mein Vaterland noch jetzt zu verlassen. Denn was hab ich Lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen.*“<sup>2</sup> Als kündigten sich Ahnungen kommender äußerer und innerer Gefahren bereits in ihm an, fährt er fort: „*Sonst konnt' ich jauchzen über eine neue Wahrheit, eine bessere Ansicht deß, das über uns und um uns ist, jetzt fürcht' ich, daß es mir nicht geh' am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von Göttern ward, als er verdauen konnte. Aber ich thue, was ich kann, so gut ichs kann, und denke, wie ich sehe, wie ich auf meinem Wege auch dahin muß wie die andern, daß es gottlos ist und rasend, einen Weg zu suchen, der vor allem Anfall sicher wäre (...). Und nun leb wohl, mein Theurer! Bis auf weiteres. Ich bin jetzt voll des Abschieds.*“<sup>3</sup>

Am 10. Dezember 1801 bricht Friedrich Hölderlin zu Fuß in Richtung Bordeaux auf. Bei nasskaltem Winterwetter wandert er über Tübingen und Freudenstadt in den Schwarzwald hinein, gelangt über Kehl nach Straßburg, wo er für einige Tage unter Kontrolle der Ausländerbehörde steht. Der Weg über Paris wird ihm angesichts der politischen Lage verweigert. Am 30. Dezember 1801 erhält er die Erlaubnis zur Weiterreise in Richtung Lyon. „*Überschwemmungen und andere unabwendbare Umstände*“ machen den Weg über Dôle und Mâcon „*beschwerlich und erfahrungsreich*“<sup>4</sup>. Das Alleinsein tut ein übriges, dass er zunehmend irritierter wird: „*Ich weiß es, einsame Beschäftigung macht, daß man in die weite Welt sich schwieriger findet.*“ In Lyon, wo er sich erneut für mehrere Tage unter polizeiliche Kontrolle begeben muss, empfindet Hölderlin das städtische Treiben als „*so lebhaft, dass man nur in innigem Andenken an solche, die uns kennen und wohl auch gut sind, sich selber wiederfindet.*“<sup>5</sup> Seine Wanderung über die Berge des

<sup>1</sup> Hölderlin, Friedrich (1969): Werke und Briefe. Herausgegeben von F. Beißner und J. Schmidt, Bd. 2, Frankfurt a.M.: Insel-Verlag

<sup>2</sup> ebd., S. 942

<sup>3</sup> ebd.

<sup>4</sup> ebd.

<sup>5</sup> ebd.

Beaujolais und an der Loire entlang führt ihn schließlich auf die „gefürchteten überschnittenen Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildnis, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im rauhen Bette.“<sup>6</sup> Am Morgen des 28. Januar 1802 erreicht er völlig erschöpft das Ziel seiner Reise. Hoffend darauf, dass ihm der „sichere erquickende Schlaf wohl tun...“ und sein inneres Aufgewühltsein besänftigen möge, schildert er seiner Familie daheim die Gefahren, die er durchlebt und die Gebete, die ihn begleitet haben. Der Mutter möchte er das Bild eines gesunden, starken und furchtlosen Sohnes vermitteln, „...durch und durch gehärtet und geweiht, wie Ihr es wollt.“<sup>7</sup> Freund Ulrich Böhlendorff hingegen vertraut er an, dass er während der Tage und Nächte seiner Reise „die traurige einsame Erde“ und „das gewaltige Element, das Feuer des Himmels“ gesehen und sich von „Apoll geschlagen“ gefühlt habe.<sup>8</sup>

Der Aufenthalt in Bordeaux währt nicht lange; nach fünf Monaten ist der Reisende wieder in der Heimat. Niemandem hat er den Entschluss und den Zeitpunkt seiner Rückkehr mitgeteilt; die Mutter, die Geschwister, die Freunde sind seit Wochen ohne Nachricht von ihm. Ungewiss die Hintergründe seiner Abreise<sup>9</sup>, unklar die Route seines Heimweges, unverkennbar die äußeren und inneren Veränderungen Hölderlins: Als er sich in Stuttgart einigen Freunden zeigt, erkennen sie ihn kaum wieder: „leichenblaß, abgemagert, von hohlem wildem Auge, langem Haar und Bart, gekleidet wie ein Bettler“; kaum hörbar murmelt er vor sich hin, „mit dunkler geisterhafter Stimme“ – ein „schauriger Eindruck, den die zerstörte Gestalt“<sup>10</sup> auf sie macht. Wenige Tage später dann die Ankunft in Nürtingen: „Mit verwirrten Mienen und tobenden Gebärden, im Zustande des verzweifeltsten Irrsinnes“ trifft er dort ein: „...bey seiner Mutter angelangt, jagte er sie und sämtliche Hausbewohner in der Raserey aus dem Hause.“<sup>11</sup> Er verkriecht sich in seinem Zimmer und kann sich, wenn seine Stimmungen bedrohlich werden, nur durch das laute Lesen von Texten der griechischen Mythologie beruhigen.<sup>12</sup>

Einige Zeit später weilt Schelling in der Gegend. Hölderlin rafft sich auf, wandert „querfeldein wie durch Instinkt geführt“<sup>13</sup>, um den Studienfreund zu treffen – hoffend vielleicht, dass dieser ihm Verständnis entgegenbringen und ihn unterstützen werde. Doch Schelling ist tief erschrocken über die äußere und innere Verfassung des Freundes und hält lediglich noch eine pflegerische Betreuung des seelisch Erkrankten für denkbar: „Der traurigste Anblick, den ich während meines hiesigen Aufenthalts gehabt habe“, so schreibt Schelling an Hegel, „war der von Hölderlin. Seit einer Reise nach Frankreich (...) ist er am Geist ganz zerrüttet, und obgleich noch einiger Arbeiten, z.B. des Übersetzens aus dem Griechischen bis zu einem gewissen Punkte fähig, doch übrigens in vollkommener Geistesabwesenheit. Sein Anblick war für mich erschütternd: er vernachlässigt sein Äußeres bis zum Ekelhaften (...). Wer sich seiner annehmen wollte, müßte (...) ihn von Grund auf wieder aufbauen. (...) Hier zu Lande ist keine Hoffnung ihn herzustellen.“

<sup>6</sup> ebd., S.944

<sup>7</sup> ebd.

<sup>8</sup> ebd., S.945

<sup>9</sup> Werner Walz vermutet neben einem Gefühl von Fremdheit, unzureichenden Französischkenntnissen, nervlicher Überforderung bei der Unterrichtung der vier kleinen Töchter im Hause des Konsuls auch erste Anzeichen der beginnenden Psychose: „Es mag die latente Krankheit in ihm zum Ausbruch gedrängt haben; eine ihrer Erscheinungsformen ist die jähe Flucht, objektiv unerklärlich für den Außenstehenden, subjektiv für den Kranken freilich aus seiner Welt heraus wohl begründet: sie wollen mich nicht haben, was tue ich also hier?“ Walz, Werner (1967): Auf der Suche nach Hölderlin. In: Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst. 9.Jg., Heft 3/67, S.35-36

<sup>10</sup> ebd.

<sup>11</sup> ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Michel, Wilhelm (1967): Das Leben Friedrich Hölderlins. Frankfurt a.M.: Insel, S.384

<sup>13</sup> zit.n. Beck 1975, S.92



*Ich dachte Dich zu fragen, ob Du Dich seiner annehmen wolltest, wenn er etwa nach Jena käme, wozu er Lust hätte.*<sup>14</sup>

Hegel antwortet ausweichend. Der Rest der Geschichte ist bekannt: In den folgenden Jahren werden sich andere Freunde – allen voran Sinclair – um den Erkrankten kümmern und werden ihm ermöglichen, sich ganz auf das Schreiben zu konzentrieren. In der Tat gelingen Hölderlin in dieser Zeit neben einigen Fragmenten noch entscheidende Gedichte und Übersetzungen. Doch auch der Aufenthalt in Homburg bringt nicht die erhoffte Beruhigung der Nerven, im Gegenteil: Der herbeigerufene Arzt Dr. Müller notiert: *„Wie erschrak ich aber als ich den armen Menschen so sehr zerrüttet fand, kein vernünftiges Wort war mit ihm zu sprechen, und er ohnausgesetzt in der heftigsten Bewegung. Meine Besuche wiederholte ich einigemal fand den Kranken jedesmal schlimmer, und seine Reden unverständlicher, Und nun ist er so weit daß sein Wahnsinn in Raserey übergegangen ist, und daß man sein Reden, das halb deutsch, halb griechisch und halb lateinisch zu lauten scheint, schlechterdings nicht mehr versteht.*“<sup>15</sup>

Im September 1806 sieht sich Sinclair gezwungen, den Freund – gegen dessen Willen – in klinische Behandlung nach Tübingen zu bringen. Da jedoch keine Besserung eintritt, entschließt sich Chefarzt Authenrieth nach einigen Wochen, seinen Patienten der Familienpflege des Schreinermeisters Zimmer anzuvertrauen. Die folgenden 36 Jahre, seine zweite *Hälfte des Lebens* wird Hölderlin in einem Turmzimmer am Neckar verbringen; wird rauchen, etwas Geige spielen, unruhig auf- und abwandern und darauf Wert legen, von Besuchern mit dem Namen *Scardanelli* und dem Titel *Hofbibliothekar* angesprochen zu werden (seine Mutter wird sich bis zu ihrem Tod im Jahre 1828 weigern, ihren Sohn noch einmal zu sehen); wird vor sich hin murmeln<sup>16</sup> oder im Garten des Hauses Kirschen pflücken – und Tübingens Kinder werden Grimassen schneiden, über den Zaun schielen und sich über ihn lustig machen.

---

<sup>14</sup>Hölderlin, Friedrich (1946): Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe (St.A.). Hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart: Kohlhammer Verlag, Bd.7.2, S.261f. (Die spannende, aber wissenschaftlich heute nicht mehr haltbare These von Pierre Bertaux, der in Hölderlins beginnender Psychose eine bewusst gewählte Schutzhaltung gegenüber politischer und familiärer Anforderung sah, kann hier nur so gewendet werden, dass es sich psycho-dynamisch gesehen bei einer Psychose durchaus um den (allerdings unbewussten) Bewältigungsversuch einer psychischen Überforderung handeln kann. Vgl. dazu Bertaux, Pierre: Friedrich Hölderlin. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1981. Siehe auch: Beck, Adolf (1977): Hölderlin im Juni 1802 in Frankfurt? Zur Frage seiner Rückkehr von Bordeaux. In: Hölderlin-Jahrbuch Bd.19/20 (1975-1977); Tübingen: Mohr, S. 458-475)

<sup>15</sup> Gutachten des Hofrats Dr. Müller in Homburg über Hölderlins Zustand. Hölderlin, Friedrich (1946): Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe (St.A.). Hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart: Kohlhammer Verlag, Bd.7.2, S.337. Vgl auch: Fichtner, Gerhard (Hrsg.) (1980): Psychiatrie zur Zeit Hölderlins. Tübingen: Universitätsbibliothek, S.51.

<sup>16</sup> Zu den Besuchern in Hölderlins Turmzimmer zählt Varnhagen von Ense, der in seinen ‚Denkwürdigkeiten‘ berichtet: *„Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spazieren geht, ihn so viel als nöthig bewacht. Denn sein Wahnsinn ist nicht gerade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt große Werke, die er geschrieben habe, andre, die er jetzt schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm hierbei zu Gebot; selten fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind.*“ Hölderlin, Friedrich (1946): Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe (St.A.). Hrsg. von Friedrich Beissner, Stuttgart: Kohlhammer Verlag, Bd.7.2, S.370

Soweit zunächst zu Hölderlin. Viel ist darüber spekuliert<sup>17</sup> worden, was dem Dichter in diesen Tagen und Wochen im einzelnen widerfuhr, dass er in fremder Umgebung in einen solch tiefen seelischen Abgrund stürzte und schließlich chronisch psychisch erkrankte; welchen Anteil die unglückliche Liebesbeziehung zu Susette Gontard, die Trennung von der Geliebten und schließlich ihr Tod an seinem seelischen Zusammenbruch gehabt haben könnte; ob für ihn die Erkenntnis des Scheiterns all seiner schriftstellerischen Hoffnungen und Pläne und der Bruch in der Beziehung zu Schiller kaum mehr zu ertragen war; ob auch Lebensereignisse aus früher Kindheit wie der Tod des Vaters und des Stiefvaters in seinen ersten Lebensjahren oder die ambivalente Beziehung gegenüber der Mutter zur seelischen Dünnhäutigkeit Hölderlins beitrugen; und ob er die kommenden seelischen Gefährdungen schon voraussah, als er seinem Freund Böhlendorff zum Abschied schrieb: *„Ich werde den Kopf ziemlich beisammen halten müssen in Frankreich...“*<sup>18</sup>

All diese Überlegungen, die in der Hölderlin-Forschung seit mehr als 150 Jahren erwogen werden, müssen an dieser Stelle offen bleiben. In unserem Zusammenhang, also im Rahmen der literarisch-psychiatrische Untersuchung von Erfahrungen der Fremdheit und Bindungslosigkeit, der depressiven, dissoziativen oder gar psychotischen Entgleisung auf Reisen kann bestenfalls etwas Licht darauf geworfen werden, wie es anderen Menschen mit Erfahrungen seelischer Krisen in der Fremde – ähnlich dem verstörten Dichter auf seiner Wanderung von Nürtingen nach Bordeaux, während seines Aufenthaltes im Süden Frankreichs oder auf seinem Rückweg in die Heimat – ergehen kann bzw. ergangen sein mag. Festzuhalten ist, dass Friedrich Hölderlin – wie zahlreiche Menschen nach ihm auch – während einer großen Reise eine tiefgreifende psychische Verstörung erlitt, die sein weiteres Leben so tragisch prägen sollte.

---

<sup>17</sup> siehe Peters, Uwe Henrik (1982): Hölderlin. Wider die These vom edlen Simulanten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

<sup>18</sup> Hölderlin, Friedrich (1969): Werke und Briefe. Herausgegeben von F.Beißner und J.Schmidt, Bd.2, Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.941

## 3. Begriffsklärungen und theoretische Grundlagen

### 3.1 Aspekte des Reisens

„Reisen ist ein Prozess des Verschwindens,  
ein einsamer Weg  
auf einer dünnen geographischen Linie,  
die ins Vergessen führt.“  
(Paul Theroux)

Das *Reisen* bzw. die *Reise* soll in dieser Studie nicht metaphorisch, nicht als Chiffre verstanden und verwendet werden, wie dies im literarischen und therapeutischen Kontext<sup>1</sup> oft der Fall ist. Hier soll es um tatsächliche Reisen, um konkrete Erlebnisse des Fortgehens aus vertrauter Umgebung und um Konfrontationen mit der Fremde gehen. Daraus leiten sich jene Fragen ab, die schon eingangs gestellt wurden: Welche Auswirkungen hat das Verlassen sicherer Häfen und das Eintauchen in ferne Welten auf die Verfassung eines Reisenden? Welche seelischen Anstrengungen bzw. (Abwehr-)Maßnahmen sind notwendig, um in der Fremde nicht sein Selbst zu verlieren? Welche Gefährdungen der psychischen Stabilität kann die Erfahrung der Fremde auslösen? Getragen von dem Gedanken, dass die Lösung aus vertrauter Umgebung und der Verlust der Geborgenheit für manche Menschen eine Erfahrung darstellt, die zur inneren Klärung und Reifung, für andere zu beängstigender Dissoziation, Depression oder psychotischer Dekompensation<sup>2</sup> führen kann, sind hier Texte von Autorinnen und Autoren versammelt, die sehr verschiedene Situationen der Verwirrung ihres Selbst auf Reisen schildern und reflektieren.

#### 3.1.1 Zum Begriff der *Reise*

*Reisen* ist vielen Menschen heute so vertraut wie essen, schlafen oder arbeiten. Sie machen sich auf, um die Wohnung, das Haus, die vertraute Umgebung und vor allem die Arbeit hinter sich zu lassen, Erholung zu suchen, Körper und Geist zu regenerieren und neue Erfahrungen zu sammeln. *Reisen* im Sinne des *Unterwegsseins* ist zum strukturellen Bestandteil des Lebens geworden – so wie *Mobilität* und *Tourismus* als soziale und kulturelle Schlüsselphänomene für das Verständnis der Moderne gelten.<sup>3</sup> Nach Berechnungen der Welt-Tourismus-Organisation (WTO) wird die Reisebranche in den nächsten Jahren trotz Naturkatastrophen, Terroranschlägen u.ä. weiter steigende Zahlen verbuchen: Von 1,5 Milliarden Reisen im Jahr 2020 sei auszugehen, was eine Verdopplung gegenüber

<sup>1</sup> siehe Reimer, Christian; Rüger, Ulrich (2003): Psychodynamische Psychiatrie. Berlin: Springer-Verlag: „Jeder therapeutische Prozess ist daher für uns einmalig und immer wieder die Reise in ein unbekanntes Land.“ (S.347); oder Machleidt, Wieland (2003): Schizophrenie. Behandlungspraxis zwischen speziellen Methoden und interdisziplinären Konzepten. Stuttgart u. New York: Schattauer, wo es heißt: „...eine neue Weichenstellung ermöglichen, jedoch nicht die ‚Reise‘ bis zum Zielbahnhof begleiten...“ (S.114)

<sup>2</sup> Knuf, Andreas et al.(1997): Bevor die Stimmen wiederkommen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.177

<sup>3</sup> Confino, Alon (1998): Tourismusgeschichte Ost- und Westdeutschlands. Ein Forschungsbericht. In: Gohlis, Tobias (Hrsg.): Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung, S.145-151; hier: 145

dem Jahr 1995 bedeutet.<sup>4</sup> Insgesamt wird dieser Industriezweig die Auto- und die Energiebranche übertreffen und die weltweit größte Industrie mit den meisten Beschäftigten sein.<sup>5</sup> Allerdings besteht eine Kluft zwischen der Zahl der ‚Reisenden‘ und der Masse der ‚Bereisten‘: 20% der Weltbevölkerung stellen 90% der Touristen<sup>6</sup>. Sie stammen meist aus Europa, Nordamerika, Japan und China. Diese Ströme von *Reisenden* ergießen sich aus Flughäfen, Bahnhöfen, Häfen, Autobahnen über die Strände und Inseln, Berge und Täler, Hauptstädte und Heilige Stätten, um sich, am Schauplatz der Sehnsucht angekommen, zu fragen, ob das „*Einpacken, Auspacken, Billette lösen, Wagen wechseln, Gasthöfe mit impertinent frisierten Kellnern, schändlicher Ernährung und erschütternden Rechnungen*“<sup>7</sup> den Aufwand wirklich wert sei.

Viel ist über das Reisen geschrieben worden. Schwierig jedoch ist es, die *Reise* bzw. das *Reisen* präzise zu definieren: Der inflationäre Gebrauch der Begriffe umfasst heute diverse Formen der Bewegung, der Mobilität, der Ortsveränderung, des Verkehrs, des beruflichen, forschenden oder touristischen Unterwegsseins. Dagegen meinte ‚*Risan*‘ einst im Althochdeutschen: *aufstehen, sich erheben, aufbrechen* und bedeutete vor allem: *bewaffneter Auszug aus der Heimat, Kriegsfahrt*. Im Mittelhochdeutschen fand eine Ausweitung des Begriffs statt: Auf *Reisen* gingen jetzt nicht nur Ritter, Kreuzfahrer und *reisige* Söldner<sup>8</sup>, auch friedliche, an bestimmte Ziele und Zwecke gebundene Fahrten fielen darunter. Heutige Definitionen fassen *Reise* als „*Fahrt zu einem entfernteren Ort, größerer Ausflug, längere Entfernung vom Heimatort*“<sup>9</sup> auf oder als „*räumliche Bewegung, die sich über einen gewissen Zeitraum erstreckt, eine gewisse Entfernung überwindet und durch ein bestimmtes Ziel, Vorhaben oder wenigstens Interesse eine innere Geschlossenheit erhält.*“<sup>10</sup> Die Tourismusforschung<sup>11</sup> definiert *Reise* als „*Fahrt nach Orten außerhalb des ständigen Wohnsitzes zwecks Erholung, Erlebnis, Sport, Bildung, Kultur, Vergnügen, gesellschaftlicher oder beruflicher Betätigung oder aus Anlass familiärer Ereignisse.*“<sup>12</sup>

Die meisten Definitionen gehen von der Annahme aus, dass die *Reise* einen „*Bogen über Heimat, Aufbruch, Weg, Ziel, Wende bis zum Rückbezug zu einer Heimat*“<sup>13</sup> beschreibt. Nicht jeder Reisende gelangt aber ans erträumte Ziel, mitunter können unvorhergesehene Ereignisse, Begegnungen und Gefahren zu Kursänderungen führen, kann auch das „*Erlebnis des Fahrens die Erfahrung des Ziels in den Hintergrund drängen.*“<sup>14</sup> Und ob einer, der unterwegs ist, sich auf einer *Reise* befindet oder als Pilot, Paketzusteller oder Pianist einer Arbeit nachgeht, als Migrant nach einem neuen Zuhause sucht, ist bisweilen schwer zu entscheiden. Daher ist vorgeschlagen worden, das *Reisen* als subjektiven Zustand, als

<sup>4</sup> vgl. Kufeld, Klaus (2005): Die Erfindung des Reisens. Versuch gegen das Missverstehen des Fremden. Wien: Edition Splitter, S.11; siehe auch: Ristau, Oliver (2002): Abtauchen ins Spektakel. In: DIE ZEIT, 10.01.02

<sup>5</sup> Urry, John (1990): The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies. London:

<sup>6</sup> Eder, Walter (1991): Zu Hause in der Fremde? Der Verlust der Raumerfahrung als Verlust des Erfahrungsraums beim Reisen. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.158-172; hier S.159

<sup>7</sup> Villers, Alexander von (1925): Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigang. Leipzig: Insel-Verlag, S.67

<sup>8</sup> vgl. Reichert, Folker (2001): Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer, S.15

<sup>9</sup> vgl. Wahrig: Deutsches Wörterbuch, S.2995

<sup>10</sup> ebd.

<sup>11</sup> Opaschowski, Horst W. (2002): Tourismus. Eine systematische Einführung. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Opladen: Leske und Budrich

<sup>12</sup> ebd., S.25

<sup>13</sup> Meyer, Christian (1997): Die religiöse Reise. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte Nr.49, S.11-33; hier: S.17

<sup>14</sup> ebd.

äußere und innere Disposition des Reisenden zu bezeichnen, die sich aus Anschauungen, Einstellungen und Gefühlen zusammensetzt: „*Die Reise ist, abgesehen von einer Bewegung von einem Ort zu einem anderen, vor allem eine Schwingung der Seele.*“<sup>15</sup> Anders gesagt: „*Es ist eben nicht die Situation, die das Reisen ausmacht, sondern der Zustand des Reisenden, seine Befindlichkeit.*“<sup>16</sup> Nach dieser Auffassung ist von einer *Reise* erst im Nachhinein zu sprechen, wenn der *Reisende* heimkehrt und den Vorgang des *Reisens* zum Abschluss bringt – dann erst konstituiert sich aus den Impressionen des *Reisens* in den Gedanken des *Reisenden* das Substrat dieser *Reise* – wozu die Erzählung, der Vortrag, der Reisebericht oder das Reisetagebuch<sup>17</sup> die Form und die Verdichtung liefert: „*Denn eine Reise beginnt nicht in dem Moment, da wir uns auf den Weg machen, und sie endet nicht, wenn wir ans Ziel gelangt sind. In Wahrheit beginnt sie viel früher, und sie ist faktisch nie zu Ende, weil sich das Band unserer Erinnerungen in unserem Inneren weiterdreht, auch wenn wir längst angekommen sind.*“<sup>18</sup>

Die *Reise* stellt eine grundlegende Erfahrung des Seins dar und ist für jeden mit Bildern, Erinnerungen und Phantasien besetzt. Schon der Vorgang der *Reise* und die Erfahrung des *Reisens* ist von einer Vielfalt assoziativer Verknüpfungen umgeben, die schwer einzugrenzen sind. Im Deutschen wird vom *Reisen* und von der *Reise* gesprochen, während im Englischen und im Französischen differenziert wird zwischen *voyage* (von lateinisch: *viaticum* = das für den Reiseweg Notwendige, Wegzehrung; im Französischen für Umherreisen ohne besonderes Reiseziel gebräuchlich), *journey* bzw. *ournée* (von lateinisch: *diurnum* = Wegstrecke, die man an einem Tag zurücklegt) und *travel* (im Englischen sowohl für *Reise von großer Distanz und längerer Abwesenheit vom Heimatort* als auch *Zurücklegung einer Wegstrecke, von Ort zu Ort gelangen* gebräuchlich; im Französischen ist *travail* die physisch und psychisch anstrengende, mühsame Arbeit).

Das *Reisen*, das *Sich-Erheben* zur kriegerischen, entdeckenden oder kaufmännischen Fahrt kann auch heute noch, wenn nicht der Veranstalter ein All-Inclusive-Angebot geschnürt und alle Eventualitäten abgesichert hat – einen Aufbruch aus gefestigten Strukturen bedeuten: Das Vertraute wird verlassen zugunsten des Neuen, das Gewisse zugunsten des Ungewissen.<sup>19</sup> So gilt dem einen das *Reisen* als Symbol der Begegnung mit dem Andersartigen (dem Nicht-Ich), gar als Symbol des Lebens schlechthin<sup>20</sup>, für andere bedeutet *Reisen* „*die Relativierung des ‚Eigenen‘ in der Auseinandersetzung mit dem ‚Fremden‘.*“<sup>21</sup> Wie in alten Mythologien haftet dem *Reisen* etwas heldenhaftes an: Homers Odysseus und Enkidu aus dem Gilgamesch-Epos, Sindbad und Parzival, Marco Polo und Christoph Columbus, sie alle sind reisende Helden, denen es auferlegt ist, Prüfungen in der Fremde zu bestehen und reich an *Erfahrungen* in den vertrauten Schoß zurück zu kehren.

<sup>15</sup> Roy, Claude (1964): Vom wahren Sinn des Reisens. Lausanne: Editions Rencontre, S.11

<sup>16</sup> Lüdke, Norbert (2004): Was ist ‚Reisen‘? Die Suche nach dem Phänomen. [www.reisegeschichte.de](http://www.reisegeschichte.de) (23.02.04), zusammengestellt von AGIR (=Archiv zur Geschichte des individuellen Reisens)

<sup>17</sup> zu der besonderen Form des gestalteten Tagebuchs siehe: Abdelouahab, Farid (2005): Unterwegs! Reisetagebücher aus fünf Jahrhunderten. Kehl: Kubik/RvR Verlag

<sup>18</sup> Kapuscinski, Ryszard (2005): Meine Reisen mit Herodot. Aus dem Polnischen von Martin Pollack. Frankfurt a.M.: Eichborn, S.106f

<sup>19</sup> Spode, Hasso (1997): Wohin die Reise geht. In: *Voyage*. Bd.1, S.7-12

<sup>20</sup> vgl. Gross, Martin (1991): Ferne / Nähe. Einige Überlegungen zum vorläufig letzten Versuch, die Fremde zu erfinden. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.56-71; hier: S.72

<sup>21</sup> Graf, Bettina (2002): Reisen und seelische Gesundheit. Erfahrungsräume zwischen Autonomie und Geborgenheit. München und Wien: Profil-Verlag, S.10

Das *Reisen* als das *Erfahren* der Welt zeigt, dass sich in früherer Zeit und ursprünglicher Bedeutung des Wortes nur als *erfahren* bezeichnen darf, wer die Fremde bereist und erlebt hat, wer dabei manches auf sich genommen und gelernt, also *erfahren* hat; ähnlich wird jemand, der weit in der Welt herumgekommen ist, als *bewandelter* Mann (franz. ‚routinier‘) und damit als kundig und gelehrt bezeichnet.<sup>22</sup> Für Montaigne liegt der Reiz des *Reisens* folglich darin, der „*Seele beständig Gelegenheit zu geben, unbekannte und neue Dinge zu beobachten. Und ich weiß keine bessere Schule des Lebens einzurichten, als ihm unaufhörlich die Verschiedenheit so vieler anderer Leben vorzustellen.*“<sup>23</sup> Auffallend ist der Wunsch, in die Vergangenheit zu steigen, an die Quellen der Geschichte zu gelangen, Orte von welthistorischer oder familiengeschichtlicher Bedeutung aufzusuchen, sich mit Kulturen und Traditionen alter Zeiten zu konfrontieren. Nicht das Aktuelle wird vor allem gesucht, sondern das längst Verfallene, die Ruinen der Menschheitsgeschichte, die dazu animieren, sich in fremde Existenzen und deren Zeithorizont hinein zu phantasieren. Dies gilt für Erwachsene wie auch für Kinder, denen es oft Lust bereitet, anderes Leben vor dem geistigen Auge auferstehen zu lassen.

Jugendliche hingegen haben im Prozess der Identitätsfindung oft mit sich selbst genug zu tun und können auf die historische Dimension des menschlichen Seins für eine Weile gut verzichten. Sie bemessen den Wert ihrer Reise eher daran, ob es ihnen gelingt, in Kontakt mit anderen Menschen in der Fremde zu kommen. Nicht Altes, Vergangenes noch Neues, Unbekanntes zu *sehen* ist ihr Ziel. Wenn schon das Vertraute gegen das Neue eingetauscht werden kann, so weniger auf dem Gebiet der Betrachtung, sondern eher auf dem der Beziehung: Eine *Reise* soll Kontakt, Austausch und Berührung ermöglichen, sei es auf kultureller, sozialer oder sexueller Ebene. Für manchen wiederum bedeutet die *Reise* eher eine Flucht, ein Entkommen. Ihnen liegt mehr daran, eine Welt zu verlassen, als in einer anderen anzukommen; und so suchen sie nicht den Kontakt, sondern die Abwesenheit, die Leere, die Einsamkeit.<sup>24</sup>

Mancher ahnt dabei allerdings, dass er mit seinen Reisen Risiken eingeht und bisweilen dem Tod nicht mehr weit entfernt ist: „*Man reist nicht, um sich wie einen Christbaum mit Exotik und Anekdoten zu schmücken, aber damit die Straße einen rupft, ausspült, auswindet, wie jene vom Waschen fadenscheinig gewordenen Handtücher, welche mit einem Seifensplitter in den Bordellen gereicht werden. Man entfernt sich weit weg von den Alibis und den heimatlichen Verwünschungen, und was man vorbeigehen sieht in jedem dreckigen Bündel, das man in übervolle Wartesäle trägt, auf kleine, vor Hitze und Armut niederdrückende Bahnsteige, ist unser eigener Sarg.*“<sup>25</sup>

Auch im alten Griechenland sind *Reisende* oft mit sozialer Ausgrenzung, Wahnsinn und Tod assoziiert: Aristoteles erwähnt in der Schrift *Der Staat der Athener*, dass niemand Bürgerrechte genießen solle, der nicht „*von beiden Elternteilen her zur Stadt gehöre*“<sup>26</sup>. So sind es vor allem unehelich Geborene, Vaterlose, die auf *Reisen* gehen müssen, denn

<sup>22</sup> vgl. Opaschowski 2002, S.15

<sup>23</sup> Montaigne: Essais III, S.9; zit.n. Urbain, Jean-Didier (1997): Auf der Suche nach dem Homo Viator. Überlegungen zu einer Anthropologie des Reisens. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung, Bd.1, S.18

<sup>24</sup> vgl. Bräuer, Rolf (1997): Das abenteuerliche Unterwegssein und ‚Erfahren‘ der Welt als konstitutive Existenzweise des epischen Helden der mittelalterlichen Literatur. In: Erfen, Irene; Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): Fremdheit und Reisen im Mittelalter. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S.53-63

<sup>25</sup> Bouvier, Nicolas (2002): Der Skorpionsfisch. Aus dem Französischen von Barbara Erni. Zürich: Ammann, S.46/47

<sup>26</sup> Aristoteles: Der Staat der Athener XXVI,4; zit.n. Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xenia Rajewsky. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.60

sie sind aus dem sozialen Kontext gefallen und können ihr Glück (oder: ihr Selbst) nur in der Fremde finden. In der griechischen Mythologie ist die erste *Reisende* eine Frau, und zwar ausgerechnet eine, die auch noch wahnsinnig wird und zum ständigen Umherirren verurteilt ist: Es ist Io, die Geliebte des Zeus, die von Zeus' rechtmäßiger Ehefrau Hera eifersüchtig verfolgt und in eine Kuh verwandelt wird. Zeus lässt vom Interesse an Io nicht ab und erscheint ihr als Stier. Hera ist darüber so erzürnt, dass sie Io von einer Bremse stechen lässt, die mit dem Stachel des Wahnsinns behaftet ist. Die unglückliche Io ist nun dazu verdammt, ohne Haus und Heimat Europa und Asien zu durchreisen.<sup>27</sup>

Weil *Reisen* eben keine Erfahrung der Moderne ist, sondern seit je her eine *conditio humana* darstellt, der es nicht um zurückgelegte Wegstrecken geht, sondern um den *Geist der Reise*, die gelebte Erfahrung, wird Reisen gleichzeitig als Allegorie bzw. als Metapher verwendet, um Übergänge und Transformationen zu bezeichnen – bis hin zum Tod. So heißt es in einem Gedicht aus der Mongolei: „*Warum gehst du auf einem schlechten knarrenden Wagen fort, oh mein Herr / Wirst du deine Frau und deine Kinder wirklich verlassen, oh mein Herr / Wie ein in Not aufschreiender Falke, warum gehst du fort, oh mein Herr / Wie ein leichter, im Wind sich wiegender Strohalm, warum gehst du fort, oh mein Herr?*“<sup>28</sup> Das *Sterben*, das *Dahinscheiden* gilt also ebenso wie das Leben an sich als *Reise*, als *Pilgerfahrt*. Auch eine Krankheit wird in manchen Kulturen als *Reise* angesehen, wenn dem Erkrankten die Seele geraubt worden oder abhanden gekommen ist und ein Schamane sie aus der Fremde, aus der Unterwelt zurückholen muss.<sup>29</sup> So lässt sich *Reise* mit Krankheit und Tod verbinden, aber auch mit dem Wunsch nach Erlösung. Wie von einer verborgenen, weitgehend unbewussten Verletzung getrieben, bewegt sich der Reisende auf seiner Odyssee vorwärts, „*kein Hindernis hält ihn auf, und alle Leiden, alle Beleidigungen, alle Zurückweisungen sind ihm gleichgültig auf der Suche nach diesem unsichtbaren und verheißenen Territorium, diesem Land, das nicht existiert, aber das in seinen Träumen auftaucht und das man wohl ein Jenseits nennen muß.*“<sup>30</sup>

Psychotherapeutische Schriften verwenden den Begriff der *Reise* im Sinne der Auseinandersetzung mit den *Tiefen des eigenen Selbst*. Bei Sigmund Freud steht das *Reisen* für jegliche Form des *Ausreißens*<sup>31</sup>, für rebellische Reaktionen gegen Vater und Mutter, im weiteren Sinne für das Verlassen des Gewohnten, Vertrauten, Alltäglichen. Im engeren psychoanalytischen Verständnis bedeutet *Reisen*, in den Strom der Libido einzutauchen, den Gesetzen des Vaters (Vaterlands) zu entkommen und zur Mutter (Erde) zu gehen, auch träumerisch und regressiv in die Kindheit zurück zu sinken. Gleichzeitig enthält das *Reisen* die Möglichkeit, Fremdes und Befremdliches zu erkunden, Vergangenes neu zu beleben, seelige Irrfahrten in ferne Welten zu unternehmen. Wer sich einer psychoanalytischen Behandlung unterzieht, der begibt sich auf eine *Reise* in entfernte Gegenden des Unterbewusstseins, von wo aus die Heimat, das Bewusstsein, aus einer neuen Perspektive erscheint. Eine psychoanalytische Behandlung kann also – ähnlich einer Reise – eine Umstrukturierung der Erfahrung bewirken, indem „*die Rollensysteme, die unsere Identität stützen und unsere Wahrnehmung lenken, durch die Konfrontation mit dem Fremden erschüttert werden.*“<sup>32</sup>

<sup>27</sup> ebd., S.51

<sup>28</sup> zitiert nach: Roy, Claude 1964, S.156

<sup>29</sup> vgl. Mattenklott, Gert (1984): Vorgestellte Reisen – Reisevorstellungen. In: Bergmann, Klaus; Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch das Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.156-172

<sup>30</sup> Kristeva 1990, S.15

<sup>31</sup> vgl. Richter, Dieter (2003): Freud als Tourist. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.6, S.158

<sup>32</sup> Erdheim, Mario; Nadig, Maya (1979): Größenphantasien und sozialer Tod. In: Kursbuch 58/1979, S.115-126; hier: 122

Im psychiatrischen Kontext spielt der Begriff *Reise* ebenfalls eine Rolle: So ist für David Goldblatt die Psychose „eine Reise, auf der das Bewußtsein sich in der Weise wandelt, dass es Dinge nicht mehr in der gewohnten, sondern in einer neuen Sichtweise sieht“<sup>33</sup>; Ronald D. Laing verwendet den Ausdruck im Zusammenhang mit psychotischem Erleben und verknüpft damit die Vorstellung, der psychisch erkrankte Mensch befinde sich auf einer Reise, von welcher er zu gegebener Zeit selbst zurück kehren werde; der Arzt oder Therapeut könne den Erkrankten bei diesem Unterwegssein bestenfalls ein Stück begleiten, nicht aber behandeln.<sup>34</sup> Laing schildert in der ‚Phänomenologie der Erfahrung‘ eine psychotische Episode des Bildhauers Jesse Watkins und begreift die Psychose hier weitgehend als eine Reaktion auf die Erfahrung der Entfremdung und als Selbstheilungsge-schehen, das die Entfremdung aufheben soll: „Es ist ein Bericht über seine Reise in den inneren Raum und die innere Zeit.“<sup>35</sup>

In der Psychose-Literatur gibt es zahlreiche Beispiele, in denen das Leben selbst<sup>36</sup> oder zumindest Momente neuer Anschauungen von sich und der Welt als *Reise* bezeichnet werden: So spricht Mary Barnes, Patientin von R.D. Laing in der therapeutischen Wohn-gemeinschaft Kingsley Hall, von ihrer „Reise durch den Wahnsinn.“<sup>37</sup> Für Susanna Kaysen befinden sich psychotisch erkrankte Menschen „auf einer gefährvollen Reise, von der wir viel lernen können, wenn er oder sie zurückkehrt“<sup>38</sup>, und Ursula Termeer bekennt: „Meine manische Reise brachte mich auf den Weg.“<sup>39</sup> Erfahrungstexte aus dem Internet enthalten Formulierungen wie „Meine Reise in die andere Wirklichkeit“, „Psychose ist wie eine Reise durch die eigene Psyche“<sup>40</sup> oder „als Alternative zum Begriff ‚Psychose‘ verwende ich lieber die Bezeichnung ‚Reise zum Selbst‘“<sup>41</sup>. Und den Zusammenhang von Cannabis-Konsum und psychotischer Symptombildung erlebt Sven Ramos Bulik als „eine Reise an die Grenzen des Verstandes. Und zurück.“<sup>42</sup>

In dieser Studie wird es allerdings nicht – wie eingangs erwähnt – um die metaphorische Bedeutung des Reisens gehen, die in Zygmunt Baumans Worten das „Leben als Reise“<sup>43</sup> umfasst. Hier werden vielmehr reale Reisen bzw. autobiographische Berichte des Reisens im Mittelpunkt der Betrachtung stehen, besonders solche, die einen hohen Faktor an Un-sicherheit und Erschütterung aufweisen und das Selbst in Frage stellen. Bei den *Reisen-den*, die vorgestellt werden, handelt es sich um Menschen, die erstens in der Lage sind,

<sup>33</sup> Goldblatt, David (1995): Zwei Wochen des Dabeiseins – die Integration der Psychose in die Person. In: Bock, Thomas et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie Verlag, S.223-230, hier: 226

<sup>34</sup> Laing, Ronald D. (1969): Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>35</sup> ebd., S.134

<sup>36</sup> In der Broschüre einer Psychotherapeutischen Fachklinik findet man unter der Überschrift: *Psychisch krank?* z.B. folgendes Postulat: „Unser Leben ist eine Reise ins Ungewisse. Dabei kann es jeden erwischen – in jungen Jahren, wenn Selbstfindung und Entwicklungsaufgaben einen überfordern, im Erwachsenenalter, wenn neue Anforderungen oder unerwartete Veränderungen das Leistungs- und Bewältigungsvermögen übersteigen, oder in späteren Jahren, wenn die Anpassung an veränderte Lebensumstände misslingt.“ EOS-Klinik Münster 2004

<sup>37</sup> Barnes, Mary (1973): Meine Reise durch den Wahnsinn. München: Kindler

<sup>38</sup> Kaysen, Susanna (1994): Seelensprung. Ein Leben in zwei Welten. Hamburg: Hoffmann & Campe, S.18

<sup>39</sup> Termeer, Ursula (1995): Meine manische Reise brachte mich auf den Weg. In: Keßler, Nicola (Hrsg.): Manie-Feste. Frauen zwischen Rausch und Depression. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 69-125

<sup>40</sup> vgl. [www.tamaralex.net/psychose](http://www.tamaralex.net/psychose) (Stand: 21.06.2004)

<sup>41</sup> Irren-Offensive Nr.5: [www.antipsychiatrie.de](http://www.antipsychiatrie.de) (Stand 13.01.05)

<sup>42</sup> Bulik, Sven Ramos (2006): Was für eine Reise. Bis an die Grenzen des Verstandes. Und zurück. In: Soziale Psychiatrie 1/2006, S.20-23; hier: S.23

<sup>43</sup> Bauman, Zygmunt (1995): Identitätsprobleme in der Postmoderne. Vortrag auf dem Kongress der Neuen Gesellschaft für Psychologie am 2.März 1995 in München



sich selbst – im Kontext der Fremde – zum Gegenstand der Wahrnehmung zu machen; die es zweitens vorziehen, selbst zu reisen und nicht darauf warten, von touristischen Veranstaltern gereist zu werden; denen drittens die Beschwerlichkeit des Unterwegsseins, die andere vom Aufbruch in die Ferne abhält, eigentlich willkommen ist<sup>44</sup>; die viertens nicht ungerne auf Behaglichkeit und Wärme verzichten, weil ihnen die Abwesenheit von Geborgenheit und Nähe zu besonderer Wachheit und Konzentration auf sie selbst verhilft;<sup>45</sup> und die fünftens, obwohl sie als Gäste in der Fremde mit vielen anderen Menschen in Kontakt treten, im Grunde allein reisen, weil ihre Wege, auch wenn einige Strecken bisweilen mit anderen zurück gelegt werden, doch nur ihre eigenen sind. Für Kristeva sind es Suchende, die ahnen, wie dünn die Verankerung in der Welt sein kann, und die im Reisen das „*Glück des Übergangs*“ erleben, das „*immer nur ein kurzes, provisorisches, sich selbst verzehrendes*“ ist, „*eine hauchdünne Erfahrung von ‚Nicht-mehr-dort‘ und ‚Noch-nicht-hier‘*“.<sup>46</sup> Canetti spricht von Reisenden, die bestrebt sind, Vertrautes hinter sich zu lassen und ‚Ominöses‘ zu entdecken: „*Ein Vorteil von Reisen in neue Gegenden ist das Durchbrechen des Ominösen. Die neuen Orte fügen sich nicht in alte Bedeutungen ein. Für eine Weile öffnet man sich wirklich. Alle vergangenen Geschichten, das eigene übervolle Leben, das an seinem Sinn erstickt, bleibt plötzlich hinter einem, als hätte man es irgendwo in Verwahrung gegeben, und während es sich da stille hält, geschieht lauter Ungedeutetes. Das Neue.*“<sup>47</sup>

### 3.1.2 Psychische Dispositionen auf Reisen

Nun öffnet nicht jeder Reisende gleich alle Wahrnehmungskanäle<sup>48</sup> und stellt seine bisherigen Empfindungen und Denkgewohnheiten komplett zur Disposition, wenn er neue Orte erkundet. Mancher tastet sich zögernd in die Fremde hinein, sucht im Ungewohnten nach Vertrautem, genießt den sicheren Eckplatz im Café, um sich nicht im Chaos zu verlieren. Er besteigt einen Kirchturm, um dem irritierten und bedrückten Selbst wieder Größe und Übersicht zu verleihen; oder er blickt vom Schiff aus zurück auf den geschäftigen Hafen, wehmütig vielleicht, weil das, was er gestern als einengend empfand, ihn heute, im Moment des Abschieds, schon wieder rührt. Er reist, um sich neu zu entdecken, ohne sich dabei allzu sehr zu verlieren.

Zur psychischen Reifung und zur Selbstaktualisierung<sup>49</sup> gehört es, die sicheren Häfen zu verlassen und die Fremde zum „*Prüfstein einer Selbstbefragung*“<sup>50</sup> zu machen. Dabei

<sup>44</sup> eine eindruckliche Beschreibung solcherart Reise ist: Büscher, Wolfgang (2003): Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß. 3.Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

<sup>45</sup> vgl. Krusche, Dietrich (1994): Reisen. Verabredung mit der Fremde. 2.Aufl., München: Beck, S.17

<sup>46</sup> vgl. Kristeva 1990, S.18

<sup>47</sup> Canetti, Elias (1970): Alle vergeudete Verehrung. Aufzeichnungen 1949-1960. München: C.Hanser, S.102

<sup>48</sup> vgl. Heinritz, Reinhard (1991): „Fremde Wildnis“, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 17, S.72-93: Heinritz geht allerdings davon aus, dass der Reisende permanent gezwungen sei, die „*Gültigkeit ‚eigener Erkenntniskategorien‘ in Frage zu stellen. Das Fremdheitsgefühl ist nicht punktuell, sondern total.*“ (ebd., S.72)

<sup>49</sup> Nach Franz Resch zeigen sich Aspekte der Selbstaktualisierung z.B. in dem Bestreben, Handlungsspielräume zu erweitern und Handlungsfreiheit sowie Selbstwirksamkeit zu erleben – was oft fern vom Elternhaus besser zu gelingen scheint als daheim. Vgl. Resch, Franz (1998): Das adoleszente Selbst. In: Rudnitzki, Gerhard; Resch, Franz; Althoff, Frank (Hrsg.): Adoleszente in Psychotherapie und beruflicher Rehabilitation. Heidelberg: Matthes Verlag, S.13-22; hier: S.15

eröffnet das Reisen die Möglichkeit, ernüchternden Alltäglichkeiten zu entfliehen und Fremdheiten zu erleben, die – meist mit sprachlich und kulturell begrenzten Mitteln – entschlüsselt werden müssen: undeutliche Ansagen aus Lautsprechern, die in Panik versetzen, man könnte Flüge verpassen oder Bahnsteige verwechseln; Topographien von Landschaften und Städten, die nur schwer zu durchschauen sind; Regeln und Gepflogenheiten, die befremdlich wirken; Gesten und Sprachfetzen, die auf etwas weisen, das einem verschlossen bleibt; Geräusche und Gerüche, die irritieren und verstören. Ganz anders als daheim sind alle Sinne auf Empfang programmiert: Wer sich vom Vertrauten wegbegibt, um zu entspannen, muss eine ungeheure Arbeit der Dechiffrierung und der Integration leisten: „*Das Gehen in der Fremde schärft den Sinn für Zeichen und zwingt dazu, sie zu lesen.*“<sup>51</sup> Als Ryszard Kapuscinski auf seiner ersten Reise außerhalb seines Heimatlandes Polen in Rom eintrifft, ist er ganz benommen von den neuen Erfahrungen: „*Das Gewirr der Stimmen, die Lichter und Geräusche wirkten auf mich wie eine Droge. Für einen Moment verlor ich die Orientierung, wußte nicht mehr, wo ich mich befand. Ich muß gewirkt haben wie ein Tier aus dem Wald: betäubt, verängstigt, mit weit aufgerissenen Augen, die etwas zu sehen, zu durchdringen, zu unterscheiden suchten.*“<sup>52</sup>

Reisen ist ein angstbesetztes Unternehmen. Nicht selten wird der Aufbruch in die Fremde von Schreckensbildern begleitet: Szenen von dramatischen Flutwellen, verunglückten Reisebussen, brennenden Hotels oder sinkenden Fährschiffen müssen vom angespannten Reisenden verdrängt werden. Auf dubiose Händler, zweifelhafte Taxifahrer, Taschendiebe und andere ‚Halsabschneider‘ sind die Sinne zu richten. Bedroht von Krankheits-erregern aller Art, die durch Wasser, Speisen, Stechmücken oder sexuelle Kontakte übertragen werden und den Körper schädigen können, ist Aufmerksamkeit gefordert, die in dauernde Überreiztheit umschlagen kann, wo Entspannung erhofft wurde. Die Psyche, ihrer heimischen Sicherheiten beraubt, fühlt sich den Busfahrern, Zollbeamten, Trekkingführern und Köchen schutzlos ausgeliefert. Ohne ein gehöriges Maß an Urvertrauen ist das offenbar kaum zu überstehen.

Häufig stellt sich in den ersten Tagen der Reise eine enorme Ermüdung ein, die fälschlich den Reisestrapazen oder dem mitgenommenen Stress der letzten Arbeits- und Abreisetage zugeschrieben wird. Doch resultiert die Anstrengung, die manchen zu Beginn einer Reise ernsthaft erkranken lässt, eher aus den genannten Angstbewältigungs- und Integrationsanforderungen, die einen vor die kaum lösbare Aufgabe stellen, seine Ich-Grenzen durchlässig zu machen, um Antennen für die ungewohnten Bedeutungsgehalte der Fremde zu entwickeln, und sie doch nicht zu weit zu öffnen, um die eigenen psychischen Strukturen nicht zu gefährden. Dem strapazierten Bewusstsein gelingt in Situationen des Ausgeliefertseins und der äußeren Anspannung die Deutung von Worten, Gesten und Atmosphären oft nicht mehr vollständig. Bis in die Träume hinein irrt es durch fremde Straßen, fühlt sich verfolgt oder kraftlos bis zur Selbstaufgabe: „*Es war so anstrengend, in dem Frühstücksraum die Rolle der Touristin zu spielen. Mein Wunsch war nach Schreien, Weinen, (...). Wie lange kann ich es mit diesem Feuerball im Kopf noch aushalten, ohne zusammen zu brechen? Wird es hier auf der Straße inmitten der traumhaften Landschaft passieren? Das Ende, und dann der Himmel, der Neuanfang?*“<sup>53</sup>

---

<sup>50</sup> Biernat, Ulla (2004): „Ich bin nicht der erste Fremde hier“. Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.80

<sup>51</sup> Büscher, Wolfgang (2003): Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.186

<sup>52</sup> Kapuscinski, Ryszard (2005): Meine Reisen mit Herodot. Aus dem Polnischen von Martin Pollack. Frankfurt a.M.: Eichborn, S.19

<sup>53</sup> Orgaß, Annette (1995): Der Sonnenmond. Frankfurt a.M.: Fischer, S.21

Besonders der Einzelreisende, dessen Wahrnehmung ohne das Korrektiv vertrauter Anderer auskommen muss, pendelt nicht selten zwischen realitätsnahen und phantasienahen Gefühlen: *„Im Zug (...) seltsame Zustände des Hinabtauchens. Wer allein ist, wird unruhiger, wacher, aufmerksamer, von jeder Unruhe mitgerissen, wie ein Weidenzweig, den das strömende Wasser eines Baches mitreißt.“*<sup>54</sup> Bilder des Unbewussten steigen auf und setzen die Realität außer Kraft: Schritte vor der Zimmertür, Stimmen von der Straße, Blicke von Vorübergehenden werden übermäßig auf sich selbst bezogen bzw. als gegen sich gerichtet wahrgenommen. Vorstellungen und Wirklichkeiten fließen ineinander, die Grenzen von Ich und Nicht-Ich verschwimmen bis hin zur Gefahr der Selbstaflösung: *„Da es aber vielleicht mein letzter Tag in Schiras ist, gehe ich abends gegen den Rat meiner vorsichtigen Diener noch einmal allein aus. Die Eingeschlossenheit und die Traurigkeit meines Hauses fallen mir auf die Nerven, und ich verspüre große Lust, das kleine Café außerhalb der Mauern mit seinen rosaroten Fayencen aufzusuchen. So gehe ich. Wieder umschließt mich die Stille und die Dunkelheit, ich stehe inmitten der verfallenen Wälle, inmitten des Labyrinths schmaler krummer Gassen. Wie der kleine Däumling im Wald muß ich auf jedes Zeichen achten, das ich mir gemerkt habe, um in die richtigen Gänge einbiegen zu können; ich schreite langsam vorwärts, strecke wie ein Blinder die Arme vor mich hin und begegne auf meinem Weg keinem anderen Lebewesen als den vor mir fliehenden Katzen, die zu dieser Stunde auf nächtlichen Raub aus sind. Und niemals habe ich in einem Land ein solches Gefühl von Fremdheit und Einsamkeit verspürt.“*<sup>55</sup>

### 3.1.3 Versuch einer Typologie der Reisenden

Es ist nicht verwunderlich, dass der, der reist, Maßnahmen der Abwehr ergreift, wenn er seine innere Balance als gefährdet erlebt. Mancher braucht ein Höchstmaß an Sicherheit in seiner Reiseplanung und Durchführung. Deswegen fährt er am liebsten stets an den gleichen Ort. Lässt er sich doch auf Unbekanntes ein, dann hat er es zuvor durch das Studium mehrerer Reiseführer zu etwas Bekanntem gemacht. Verärgert ist er, wenn er die Dinge nicht exakt so vorfindet, wie er sie sich ausgemalt hat. Fremde Lebensformen irritieren ihn, er richtet seine Bleibe rasch so ein, wie er es von zu Hause gewohnt ist. Gewissenhaft kontrolliert er das ‚Preis-Leistungs-Verhältnis‘: das Geldausgeben fällt ihm schwer, er empfindet es wie einen Verlust an Körpersubstanz.<sup>56</sup> Vielleicht meistert er seine Angst vor der Fremde auch dadurch, dass er sich in den ersten Tagen versteckt oder nur in sehr kleinen Dosierungen den unbekanntem Ort erforscht; er bleibt einige Tage im Hotel oder in dessen engstem Radius, steuert, wenn er die Schutzhülle verlässt, immer wieder das gleiche Restaurant an, um Angst und Unsicherheit zu minimieren und beschränkt sich auf kleine, vorsichtige Schritte der Erkundung.

Einem anderen Reisenden fällt ohne ‚action‘ im Urlaub die Decke auf den Kopf. Er reist selten allein, doch auch seine Begleitung ist ihm nicht Kontakt genug: Geradewegs geht er auf Einheimische am Ferienort zu, begeistert sich für deren alltägliche und kulturelle Gepflogenheiten, ist der erste, der auf Festen zu Samba-Rhythmen oder afrikanischen Trommeln tanzt. Er liebt es, sich mitreißen zu lassen und kann – z.B. in einer Gruppe – auch selbst mitreißen, neigt zur Ausgelassenheit und braucht das Gefühl, nicht am Rande, sondern im Mittelpunkt des Geschehens zu stehen. Jeder im Hotel kennt ihn, mit jedem

<sup>54</sup> Kaschnitz, Marie-Luise (1984): Wohin denn ich. Aufzeichnungen. Frankfurt a.M.: Fischer, S.23

<sup>55</sup> Loti, Pierre (2000): Nach Isfahan. Aus dem Französischen von Dirk Hemjeoltmans. München: dtv, S.103

<sup>56</sup> König, Karl (1992): Kleine psychoanalytische Charakterkunde. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S.93

Barkeeper ist er schnell per ‚Du‘. So meidet er die Erfahrung, an diesem Ort eigentlich fremd, unbedeutend zu sein.

Manch Reisender wiederum gibt sich bescheiden in seinen Ansprüchen, nimmt karge Hotelzimmer und dürftige Mahlzeiten klaglos hin und achtet unterwürfig darauf, Wirtsleuten und Kellnern nicht negativ aufzufallen. Jedes Sich-gehen-lassen widerstrebt ihm, weswegen er sich von beschwingten Stimmungen nur schwer anstecken lässt. Wenn er auch oft nicht wirklich zufrieden mit dem fremden Land, den Leuten und dem Reiseverlauf ist, rationalisiert er doch seine Enttäuschung: „*Es hätte schlimmer kommen können.*“ Seine eigentlichen Klagen bleiben aus Angst vor Konflikten unausgesprochen, was zu einer eigentümlichen Atmosphäre aus Unzufriedenheit, Schuldgefühlen und Schuldzuweisungen führt.

Dann gibt es den Reisenden, der hofft, die im Alltag ungelebten Körperwünsche am fremden Ort freier gestalten zu können. Der Badeurlaub soll ihm dazu dienen, mit seinen Kleidern auch die Zwänge abzulegen, befreit in weitgehender oder vollständiger Nacktheit Wasser, Sonne, Meeresrauschen und das Vergehen der Zeit im Halbschlaf zu genießen, ohne Anforderungen erledigen zu müssen. Im Wellness-Urlaub sieht er die Möglichkeit, die Wertschätzung des eigenen Selbst zu kultivieren und das Körper-Äußere und –Innere zu pflegen. Auch Sport in Form von Surfen, Skifahren, Golfen, Wandern oder Bergsteigen gibt ihm Gelegenheit, die Sinne auf sich selbst zu richten und das Körperempfinden neu zu beleben.<sup>57</sup>

Auch trifft man in der Fremde auf den empfindsamen Ästheten, den reisenden Dandy, der den Genuss zelebriert und dafür ein denzenes Publikum braucht. Er kokettiert ständig mit seinem Stilbewusstsein. Mitreisende ‚unter seinem Niveau‘ straft er mit Zynismus und verspottet sie als Touristen und Spießer. Ihn kann nichts wirklich befremden, weil er als gebildeter Reisender alles zu durchschauen meint. Sein Blick ist aus immer der gleichen Distanz auf das Fremde gerichtet, lässt also keine Annäherung zu. So verschließt er vor der sozialen Realität des fremden Landes die Augen oder wendet sich angeekelt ab.<sup>58</sup>

Einen anderen Reisenden zieht es in unbewohnte Landschaften. Er übernachtet in Berghöhlen und knüpft Kontakte bestenfalls zu ebenso einsamen Hirten und Fischern. In seiner Phantasie ist er Eremit, der in jedem verlassenem Haus leben könnte, ein Leuchtturmwärter am letzten Zipfel der Welt. Doch hält es ihn oft nicht lange am einsamen Ort. Denn sobald er feststellen muss, dass er (in der Wahrnehmung der Einheimischen) eigentlich *nicht hier her gehört*, zieht er weiter. Städte besucht er in den unwirtlichen Monaten des Herbstes oder Winters; auch dort wähnt er sich als Bewohner der Stadt, selbst wenn er die Sprache vor Ort nicht spricht – er kann überhaupt gut darauf verzichten, mit Menschen zu sprechen. Er genießt es, sich in der Fremde als (Ein-)Heimischer zu fühlen und bei der Rückkehr die Heimat wie ein Fremder zu sehen.<sup>59</sup>

Bisweilen hören oder lesen wir vom Extrem-Reisenden, der den Atlantik im Tretboot überquert oder den australischen Busch zu Fuß durchstreift. Oft verzichtet er auf Familie, Geschäft und Besitz bzw. verlässt jene, die ihn in der ‚Normalität‘ zu halten versuchen. Sein Glück, seine Erfüllung findet er nicht daheim, sondern in der absoluten Fremde: in

<sup>57</sup> vgl. Hennig, Christoph (1997): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.47

<sup>58</sup> vgl. hierzu: Kracht, Christian; Nickel, Eckart (2001): Ferien für immer. Die angenehmsten Orte der Welt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

<sup>59</sup> ebd., S.94

den Sümpfen des Amazonas, an den Vulkanen Ekuadors, in der Steppe des Ural, an den zerzausten Küsten Patagoniens, in brasilianischen Dörfern, die noch nie ein Fremder zuvor betreten hat. Schon in seiner Jugend fiel er durch einzelgängerische Reisen (z.B. mit dem Fahrrad über die Pyrenäen) auf. Seine Reiseerfahrungen sind für ihn stilles Glück und soziale Verpflichtung zugleich: Ist er wieder zu Hause (falls es das noch für ihn gibt), so hält er Vorträge, sammelt Spendengelder für Projekte und engagiert sich für die vergessenen Regionen und Menschen dieser Welt.

Und schließlich gibt es den eingefleischten Reisenden, der nicht aufhören kann zu reisen, weil er im Grunde gar nicht ankommen will. Jeder Ort bereichert ihn aufs neue mit einer tief verwurzelten Sehnsucht nach der Ferne, mit jeder Reise entfernt er sich weiter und weiter von seinem ursprünglichen Ziel. Er ist begierig aufs Reisen und kann zu irgend einem – vorher gar nicht abzusehenden – Zeitpunkt plötzlich die Gewissheit in sich verspüren, dass er weg muss, weil er gar nicht bleiben kann: *„Jäh bemächtigte sich meiner die Vision eines großen Aufruhrs und eines Sturmes irgendwo in den Einöden dieser Erde, die Vision eines gewaltigen Windstoßes, der die ganze Natur ins Wanken bringt, und ich verspürte eine unbändige Lust, auf und davon zu gehen, Paris den Rücken zu kehren, alles im Stich zu lassen, meine großen Pläne und meine Zechbrüder, die Bücher, die Musik, meine Angewohnheiten, die Frauen...“*<sup>60</sup>

### 3.1.4 Abschiede und Aufbrüche

Abschiede und Aufbrüche sind die Vorbedingungen jeder Reise. Sie bedeuten Abkehr vom gewohnten Raum und Antizipation der Fremde nicht nur als geographisches, sondern als inneres Ziel. Vielleicht repräsentieren sie sogar die Stimmung der ganzen Unternehmung: *„Das erste Gefühl im Wagen oder im Zug, wenn er endlich abfährt, entscheidet über das Kommende.“*<sup>61</sup> Abschiede und Aufbrüche bezeichnen eine Grenzsituation, die Vergangenheit und Zukunft noch einmal und besonders eng – wie zum Zerreißen gespannt – miteinander verknüpft. Wer Abschied nimmt fortgeht (von Flucht und Vertreibung als Grund des Aufbruchs soll hier nicht die Rede sein), der ist im Begriff, Bedürfnisse nach Ungebundenheit und Freiheit, nach Individualität und Selbstfindung, nach Ablösung und Exploration gegen alle äußeren und inneren Bindungskräfte durchzusetzen. Er tritt heraus aus dem sozialen Kontext und wird schon im Moment des Aufbruchs in die Lage versetzt, seine Welt, in die er hineingeboren wurde, die ihn in ihren Normen und Gebräuchen geprägt hat, nun als geschlossenes, von außen beschreibbares Phänomen betrachten zu können. Ernesto Grassi schreibt: *„Die Hoffnung, irgendwie, in einer bestimmten Ferne, Erlösung von unseren Zweifeln zu finden, ist ja nur Ausdruck dafür, daß wir uns in den Räumen unserer Geschichte nicht mehr zu Hause fühlen. So kann es geschehen, daß uns plötzlich auch die vertraute Landschaft der eigenen Heimat fremd wird. Eine unbestimmte, schmerzliche Sehnsucht nach etwas, das wir in ihren Grenzen nicht mehr finden, kann uns hinwegheben und entrücken. Der Kreis, der uns eben noch umfing und uns teilnehmen ließ an dem vertrauten, in seinen Grenzen sich abspielenden Leben, ist mit einem Male verschwunden. Wir stehen draußen und schauen als Fremde auf unsere fremd gewordene Welt.“*<sup>62</sup>

<sup>60</sup> Cendrars, Blaise (1987): Abhauen. Erzählung. Basel: Lenos-Verlag, S.17

<sup>61</sup> Bloch, Ernst (1959): Das Prinzip Hoffnung. Bd.1, Kap 1-37. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.430

<sup>62</sup> Grassi, Ernesto (1955): Reisen ohne anzukommen. Südamerikanische Meditation. Hamburg: Rowohlt, S.24/25

Die Dynamik des Abschieds und Aufbruchs lässt in der Regel keine Zeit, den Entschluss zur Reise noch einmal zu reflektieren. Die Vergangenheit wirkt vollendet. Zwar befindet sich der Reisende noch im gewohnten Raum, jedoch immer beziehungsloser zu diesem werdend – eine Trennungsarbeit, die Energie kostet und schmerzt: ‚Scheiden tut weh!‘ benennt diesen Schritt, der immer durch den Tunnel des Alleinseins führt: *„Aufbruch. Von sich selbst losgelöst, im Augenblick der Abfahrt, leicht, unbestimmt, da und nicht da, verschmolzen mit der kommenden Bewegung in dieser ruhigen Unruhe.“*<sup>63</sup> Für Eric Leed beginnen die formenden und läuternden Wirkungen des Reisens mit dem Zwang, vieles zurückzulassen, was das Selbst der reisenden Person zuvor ausmachte: *„Ein solches Abstreifen aller definierten Beziehungen und Eigenschaften des sozialen Wesens geht häufig nicht ohne Schmerzen vor sich und bewirkt Protest, Kummer und Trauer. Jede Abreise ist ein Augenblick menschlichen Leidens.“*<sup>64</sup> Leed fragt, ob das Reisen grundsätzlich *„als eine Art ‚symbolischen Tod‘“* zu verstehen sei, *„als Abstreifen und Verlust des Selbst, bei dem der nicht weiter reduzierbare Kern zum Vorschein kommt.“*<sup>65</sup> Für Gert Mattenklott gehört es zu den wichtigsten Fähigkeiten eines Reisenden, Abschied nehmen zu können: *„Tausend Tode“* müsse man sterben, ohne verloren zu gehen, ja dass man sie stürbe, sei die Vorbedingung des Aufbruchs<sup>66</sup>. Der spanische Autor Munoz Molina formuliert es so: *„In den Gesichtern derer, die bleiben, und derer, die gehen, liegt dieselbe unwiderruflich Fremdheit, wie zwischen Kranken und Gesunden, und intuitiv erkennt man, ohne es zu wissen, dass Weggehen auch eine Frage von Leben und Sterben ist.“*<sup>67</sup>

Vielen Reisenden sind in der Tat melancholische, depressive Momente und Todesgedanken in Bezug auf Abschied und Aufbruch nicht fremd, und einige autobiographische Reisetexte legen von solchen Erschütterungen und Todesphantasien Zeugnis ab: Wolfgang Koeppen sieht vor der Abreise nach Amerika schon *„das stolze Schiff, das ich noch nicht betreten hatte, an einem Eisberg zerschellen, ein Angestellter der Compagnie schwang eine kleine Totenglocke“*<sup>68</sup>. Max Dauthendey schildert folgende Traumszene vor Antritt einer Reise: *„Ich sah in einen Wald. Durch den führte ein immer enger und enger werdender Weg an vielen, vielen dünnen Baumstämmen vorüber. Vor mir her sprang ein (...) Tier, bald wie ein pechschwarzer Hund, bald wie eine pechschwarze Katze, bald wie ein schwarzer Affe. Das Tier leuchtete vor Schwärze wie ein Stiefel im Schnee. Es sprang eilfertig in Zickzacklinien vor mir her. Ich wußte, das Tier war der leibhaftige Teufel. In seinem Springen lag Freude. Mir war, als geriete ich in einen immer enger und enger werdenden Irrweg, und ich fand kein Ende.“*<sup>69</sup>

Knapper formuliert es Albert Camus in seinem Reisetagebuch, wenn er von der *„leisen Bangigkeit“* spricht, *„die jeder Abreise anhaftet“*<sup>70</sup> – und es scheint ihn beim Aufbruch zu seiner ersten USA-Reise spürbar zu erleichtern, dass er die Schiffskabine für die

<sup>63</sup> Roy, Claude (1964): Vom wahren Sinn des Reisens. Aus dem Französischen von E.Saboz. Lausanne: Editions Rencontre, S.6

<sup>64</sup> Leed, Eric J. (1993): Die Erfahrung der Ferne. Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage. Aus dem Englischen von Hans-H. Harbort. Frankfurt a.M./New York: Campus, S.26

<sup>65</sup> ebd., S.240

<sup>66</sup> Mattenklott, Gert (1984): Vorgestellte Reisen – Reisevorstellung. In: Bergmann, Klaus u. Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 156-172; hier: S.159

<sup>67</sup> Munoz Molina, Antonio (1998): Andalusische Reise. In: Endriss, Beate; Scherer, Bernd; Storch, Wolfgang (Hrsg.): Das weiße Meer. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.67-76; hier: S.71

<sup>68</sup> Koeppen 1990, S.282

<sup>69</sup> Dauthendey, Max (1935): Die festliche Weltreise. Eine Auswahl aus seinen Werken. München: Langen / Müller-Verlag, S.39

<sup>70</sup> Camus 1997, S.17

kommenden Tage und Nächte mit einem freundlichen Psychiater teilen wird. In melancholischer Stimmung bereitet sich auch Rainer Maria Rilke auf eine lang ersehnte Reise nach Ägypten vor: *„Leicht ist es mir nicht, von hier fortzugehen (...). Lieb ist mir der Gedanke, daß ich meine kleine Wohnung aufgeschlagen hier zurücklasse, da stehen die Bücher, - wie wird man zurückkommen?“*<sup>71</sup> Ähnlich angstvoll und bedrückt erlebt der niederländische Schriftsteller Maarten `t Haart die Situation des Aufbruchs: *„Nichts ist deprimierender als der Tag vor einer weiten Fahrt. Es ist, als würde man nie wieder zurückkommen; man geht durchs Haus, durch den Garten, man denkt: hier bin ich nun zum letzten Mal, das alles werde ich nie wiedersehen. Ich kann wirklich nicht verstehen, daß es so viele Menschen gibt, die gerne reisen. Ob ihnen die bodenlose Melancholie der Vorabende unbekannt ist?“*<sup>72</sup>

Eine solche Abreisedepression kann sich zu regelrechten Angst- und Zwangssymptomen verdichten oder ins Wahnhafte abgleiten. Um dem nicht ausgesetzt zu sein, mobilisiert der seelische Apparat eine Reihe von Abwehrmechanismen gegenüber der ‚bodenlosen Melancholie‘: Die einen ergehen sich in selbstvergessener Trödelei und verdrängen jegliche Trennungsangst, bis sie – plötzlich der entschwundenen Zeit gewahr werdend – hektisch, fast panisch das Haus verlassen. Andere steigern sich in eine hochempfindliche Gereiztheit, ärgern sich über verlegte Reisedokumente, aufgekratzte Kinder und schlecht schließende Koffer und kommen erst zur Ruhe, wenn sie ihren sicheren Platz im Zug, auf dem Schiff oder im Flugzeug, gegebenenfalls auch im Auto erreicht bzw. die Stadt, den Bahnhof, den Flughafen definitiv verlassen und damit ihre Bindungs- und Halteimpulse überwunden (fast möchte man sagen: überlistet) haben – wenn sie es denn überhaupt schaffen, rechtzeitig loszukommen und nicht nach einigen Kilometern immer noch zweifeln, ob die Kaffeemaschine oder der Herd wirklich ausgeschaltet war.

Das alles versuchen manche Reisende dadurch zu überwinden, dass sie ihren Aufbruch feiern bzw. feiern lassen: Lieber ein Abschiedsessen mit guten Freunden, als allein in die ‚bodenlose Melancholie‘ des Vorabends zu versinken<sup>73</sup>; lieber ein Glas Sekt auf dem Flughafen als haltlos den Todesängsten ausgesetzt zu sein. Bisweilen ist mit der Trennung ja auch der heimliche Wunsch nach Befreiung verknüpft, nach Lösung aus alten Bindungen, nach Aufbruch zu neuen Ufern oder Abenteuern. Dann muss der Reisende sogar *„eine Betrübniß vortäuschen, die er nicht empfindet; vielmehr erfüllen ihn Freude und Hoffnung, und er kann es kaum erwarten, endlich allein zu sein, um sie auszukosten.“*<sup>74</sup> Wer so den Abschied herbeisehnt, der neigt vielleicht auch zum verschwiegenen Aufbruch, meist im Morgengrauen vorgenommen, wenn alles noch schläft: *„Eines Nachts, als der Sommer am tiefsten war, zog ich die Tür hinter mir zu und ging los, so geradeaus wie möglich nach Osten. Berlin war ganz still an diesem Morgen. Alles, was ich hörte, war das Pochen der eigenen Schritte auf den Dielen, dann auf Granit. Eine Süße lag in der Luft, das waren die Linden, und Berlin lag wach, aber es hörte mich nicht. Es lag wach wie immer und hing wirren, gewaltigen Träumen nach, die aufblitzten wie das Wetterleuchten dort über dem Häusermassiv. Es hatte geregnet die Nacht, ein Bus fuhr vorüber, seine Rücklichter zogen rote Spuren über den nassen Asphalt. Verkehr kam auf,*

<sup>71</sup> Rilke 2000, S.27

<sup>72</sup> Hart, Maarten `t (1999): Ein Schwarm Regenbrachvögel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.146

<sup>73</sup> Michael Ondaatje berichtet, wie er kurz vor seiner Abreise ins ferne Ceylon von krass wechselnden Gefühlen geschüttelt wird. Da fiebert er im Traum der tropischen Landschaft entgegen, Hunde, Knochen, der alte Vater sowie Todesphantasien aller Art bemächtigen sich seiner; erst durch eine wilde Abschiedsparty lassen sich alle Ängste und Trennungsschmerzen ertränken; Ondaatje, Michael (1992): Es liegt in der Familie. Aus dem Englischen von Peter Torberg. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1992, S.13/14

<sup>74</sup> Svevo, Italo (2003): Kurze sentimentale Reise. Aus dem Italienischen von Piero Rismondi. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel, S.9

*in den Alleen schrien die Vögel, zitternd sprang die Stadt an, bald würden Angestellte in breiter Formation in ihre Büros fahren. Damit hatte ich nichts mehr zu tun.*<sup>75</sup>

Wer in der Nacht oder am frühen Morgen aufbricht, zum Abschied lediglich einen Zettel auf den Küchentisch legt und ‚klammheimlich‘ das Weite sucht<sup>76</sup>, der verwandelt nicht selten die eigene Abschiedsdepression in versteckte Aggression, überlässt Trauer und Wut allein den Zurückbleibenden und schützt so das Selbst vor dem eigenen Trennungsschmerz. Oder ihm ist jegliche Trennungproblematik fremd: Unmerklich und routinemäßig trifft er seine Reisevorbereitungen; sein Aufbruch erfolgt in scheinbar emotionaler Distanz sowohl gegenüber denen, die zurück bleiben, als auch gegenüber jenen, denen er entgegen strebt – souverän und unterkühlt, wie man dies von Berufsreisenden kennt oder von Kindern, *„die wiederholte und lange Trennungen erfahren haben und bereits mehr oder weniger dauerhaft abgelöst sind.*“<sup>77</sup>

Natürlich lassen sich Abschiede auch romantisieren, beispielsweise dann, wenn man am Ende eines Tages in die Fremde aufbricht: *„Am Abend auf Reisen zu gehen hat etwas unabweisbar Beglückendes, man kann es sich eigentlich nicht recht erklären, aber da es anhält, vertraut man irgendwann darauf und deutet das marineblaue Gestöber ferner Wolken über dunkler belgischer Nordsee, leicht durchbrochen von stehenden Blitzen von Orange und Rot, als ein Bild der Zuversicht, kurz vor dem Aufbruch.*“<sup>78</sup> Wie immer auch der Abschied gestaltet wird, ganz verdrängen lässt sich das Faktum der Trennung, des Verlassens und Verlassenwerdens nicht: *„Eine Abreise ist immer ein Bruch; sie ist gleichzeitig Ende und Neubeginn, ruft die Erinnerung an eine Vergangenheit wach und entwirft eine Zukunft. Genau darin liegt letztlich jener latente ‚Keim von Wahnsinn‘, der nach Goethe jeder Trennung innewohnt.*“<sup>79</sup> Dieser Keim von Wahnsinn besteht darin, sich im Moment der Trennung quasi selber zu beobachten: Man verlässt und sieht sich dabei zu, wie man verlässt; man sitzt hinter spiegelnden Scheiben und lässt den Anderen sprachlos zurück. Ernst Bloch benutzt das Bild von dem Pfeil (der Reisende) und dem Ei (der Zurückbleibende), die sich schon in verschiedenen Erfahrungsräumen befinden und daher kein Gespräch mehr führen können<sup>80</sup>. So ist mancher bemüht, *„diese Abschiedsszenen zu verkürzen, die lächerlich wirken, wenn sie sich in die Länge ziehen.*“<sup>81</sup>

Und dann gelangt man an das Ziel der Reise, schlendert mehr oder minder ziellos am fremden Ort umher und kommt sich eigentlich verloren vor. Mancher kompensiert das Gefühl von Bedeutungslosigkeit dadurch, dass er sich als Besitzer dieses oder jenes Hauses phantasiert – und sich so wieder als Teil des Dortigen und nicht als ein Fremdkörper fühlen kann. Oder er denkt sich aus, wie er auf die Daheimgebliebenen wirken würde: *„Da ich nun wieder fortging, dachte ich: wenn sie mich hier so wandern sähen! – und in dem Augenblick fühlte ich erst eigentlich den Gedanken der Entfernung, und daß ich nun in England war, welches eine ganz sonderbare Empfindung bei mir hervorbrachte.*“<sup>82</sup>

<sup>75</sup> Büscher, Wolfgang (2003): Berlin-Moskau. Eine Reise zu Fuß. 3.Aufl., Reinbek: Rowohlt, S.11

<sup>76</sup> ein Motiv, dass z.B. in Liedtexten wie *„Junge, komm bald wieder“* (Albers), *„By the time I get to Phoenix“* (Webb) oder *„She’s leaving home“* (Lennon/McCartney) aufgegriffen wird.

<sup>77</sup> Bowlby, John (1976): Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. München: Kindler, S.33

<sup>78</sup> Kopetzky, Steffen (2002): Grand Tour. Berlin: Eichborn, S.12

<sup>79</sup> Leed 1993, S.45

<sup>80</sup> Bloch 1978, S.131

<sup>81</sup> Svevo 2003, S.9

<sup>82</sup> Moritz 1981, S.96



Dem irritierenden Gefühl der Bedeutungslosigkeit in der Fremde stellt sich ein Hauch von Erhabenheit an die Seite, verbunden allerdings mit bisweilen beängstigenden Phantasien: Bloch spricht vom „Stolz des Sterbens“, der in jedem „*Stolz der Abreise*“<sup>83</sup> anklingt – womit sich der Kreis zu Wolfgang Koeppens „kleiner Totenglocke“ schließt: „*Der Stolz der Abreise, in dem bereits das Glück, der Stolz des Sterbens mitschwang, wird vom Triumph der Ankunft erfüllt. Vor allem, wenn das Schiff mit Musik ankommt; dann verbirgt sich in dem Kitsch (...) etwas vom Jubel der Auferstehung aller Toten.*“<sup>84</sup> Von Freud übernimmt Bloch die Idee, die Abreise und das Sterben aufs engste zu verknüpfen: „*Das Sterben wird im Traum durch Abreisen (...) ersetzt*“<sup>85</sup>, so Freud in seiner ‚Traumdeutung‘. Und: „*Das Abreisen bedeutet im Traum Sterben. Es ist auch der Brauch der Kinderstube, wenn sich das Kind nach dem Verbleib eines Verstorbenen erkundigt, den es vermisst, ihm zu sagen, er sei verreist.*“<sup>86</sup>

### 3.1.5 Begegnungen und Beziehungen

Wer aufbricht und auf Reisen geht, wer sich löst aus familiären, sozialen und kulturellen Bindungen, wer sich der Fremde aussetzt, der erfährt sich selbst als Fremden. Er wird Teil einer Ansammlung von Passagieren, also Vorbeiziehenden, die wissen, dass ihr Zusammentreffen zufällig und flüchtig ist und die dennoch gezwungen sind, für eine Weile Raum und Zeit (Reise-Zeit und auch Warte-Zeit) miteinander zu teilen. Gerade zu Beginn einer Reise, wo es noch um Trennung, um Ablösung geht, wird oft darauf geachtet, andere Reisende auf Abstand zu halten: Mit Zeitungen und Mänteln werden Nebensitze okkupiert, dass niemand zu nahe rücke; einsilbig wird auf Fragen nach Abfahrtszeiten und Reisezielen geantwortet, um nicht ins Gespräch verwickelt zu werden; angestrengt wird der Blick aus dem Fenster ins Weite gerichtet, um ein Zusammentreffen mit dem Augenpaar des Gegenübers zu vermeiden. Der Moment des Abschieds möchte melancholisch durchlebt, die Wehmut durchaus genossen werden, denn schließlich hat man die Anstrengung der Ablösung aus dem Vertrauten nicht auf sich genommen, um sogleich ungewollt in einen neuen Kontext verstrickt zu werden.

So stellt sich – vorausgesetzt, das Gegenüber befindet sich in einem ähnlichen Zustand der Trennungsversunkenheit und fordert nicht die Aufnahme einer Gesprächsbeziehung – für eine Weile eine „*Komplizenschaft des Schweigens*“<sup>87</sup> ein. Sie kann sich über den gesamten Verlauf der Reisebegegnung erstrecken, meist lockert sich das Abgrenzungsbedürfnis aber früher: Nachdem die Art des Schweigens getestet ist, wird durch irgendeinen Umstand (Koffer, Zeitung, Schaffner) ein Kommunikationsanlass hergestellt. Vorsichtige Gesprächsannäherungen finden nun statt, um zu einem gemeinsamen Thema zu gelangen. Oft ist man überrascht oder hält es für ‚Schicksal‘, dass man mit einer fremden Person auf eine Gemeinsamkeit stößt, und vergisst dabei jene Suche nach möglichen Gesprächsgegenständen, die untergründig gerade auf jenes Gemeinsame zusteuerte. So ist selbst dann, wenn beide die Komplizenschaft des Schweigens wieder aufnehmen, Begegnung und Beziehung entstanden – Begegnung im Sinne eines ‚Zwischen‘, mit der Erfahrung

<sup>83</sup> Bloch 1978, S.131

<sup>84</sup> ebd.

<sup>85</sup> Freud 1975, S.163

<sup>86</sup> ebd., S.170

<sup>87</sup> Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Aus dem Englischen von Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition, S.78

der Einzigartigkeit, Augenblicklichkeit, Vergänglichkeit und Unabschließbarkeit einer solchen Zusammenkunft. Auch wenn eine intensive Reisekommunikation gelingt, bleibt diese episodisch, weil die Begegnung *„so inszeniert wird, als hätte sie keine Geschichte und keine Zukunft; was immer Bestandteil der Begegnung sein mag, neigt dazu, im Moment der Begegnung selbst geschaffen und erschöpft zu werden; es beginnt, entwickelt sich und endet in ihrem Verlauf.“*<sup>88</sup> Und sie bleibt fragmentarisch, *„insofern nur ein Teil des vielseitigen Selbst und seiner mannigfaltigen Begierden und Interessen bei der Begegnung engagiert ist – der Rest bleibt zeitweilig außer Kraft gesetzt, heimlich beiseite gestellt oder offen als ‚privat‘ zurückgehalten.“*<sup>89</sup>

Menschen mit einer festen Verwurzelung fallen derartig episodische und fragmentarische Begegnungen, bei denen die Trennung schon Bestandteil der Beziehung ist, bisweilen schwer<sup>90</sup>, während Reisende mit einer eher narzisstischen Struktur, die danach streben, sich und anderen ihre Einmaligkeit unter Beweis zu stellen, solche Begegnungen geradezu suchen: Ihre Unverbindlichkeit und Folgenlosigkeit ermöglicht es, gewisse Seiten der eigenen Person besonders hervorzuheben, andere hingegen zu verbergen und in diesem Sinne lediglich ein ‚dosiertes Selbst‘ – natürlich in einem möglichst günstigen Licht – preiszugeben. Andere streben immer wieder danach, sich aus solchen Gesprächssituationen zurückzuziehen, um wieder zu sich zu kommen, bei sich zu sein, die Reiseeindrücke wieder ganz für sich wahrnehmen zu können. So ergeht es Heinrich Heine auf seiner Harzreise: *„Manchmal aber ist es gut, allein zu sein, keine Rücksichten zu nehmen und nicht mehr zuzuhören – den Begleiter zu verabschieden, der zu schnell und zu ungenau ist mit dem Wort. (...) Solange er neben mir ging, war gleichsam die ganze Natur entzaubert, sobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu sprechen und die Sonnenstrahlen erklangen und die Wiesenblümchen tanzten und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde.“*<sup>91</sup> Wie Heine genießt auch Rilke das Alleinreisen; dankbar schildert er, wie er in diversen Ländern, Städten und Landschaften nur mit sich und der Wahrnehmung der Fremde beschäftigt, ungestört seine Sinne darauf ausrichten kann *„mit der ganzen Vielfalt, mit allem Gehör und Gehorsam meines Wesens einem Neuen ausgesetzt, willig ihm zuzuhören und doch wieder genötigt, mich von ihm abzuheben“*<sup>92</sup>

### 3.1.6 Erfahrungen der Bewegung

Der unbekannte, noch unstrukturierte Raum wird von vielen Reisenden höchst ambivalent erlebt: Er reizt zur Erkundung und schürt gleichzeitig die Furcht vor dem Verlust des Selbst; er beflügelt die Phantasie und bedroht die Integrität. Wer die Offenheit des Raumes ertragen kann, ohne sich verloren vorzukommen oder in seinen Assoziationen zu verlieren, der wird empfänglich für jene verborgenen, im Alltag verdrängten Empfindungen, die angesichts der Weite des Raumes in ihm aufsteigen. Gedankenlos, rein assoziativ, schlafwandlerisch möchte der Reisende diesen Raum durchschreiten und sich von seinen Träumen und Einfällen leiten lassen. Animierend wirkt der unbegrenzte Raum auf die Sehnsucht nach Befreiung aus den engen Fesseln des alltäglichen Seins: *„Herrlich ist es,*

<sup>88</sup> ebd., S.85

<sup>89</sup> ebd.

<sup>90</sup> vgl. Ott, Karl-Heinz (1998): *Ins Offene*. Salzburg u. Wien: Residenz Verlag

<sup>91</sup> Heine, Heinrich (1961): *Die Harzreise*. In: Ders., *Werke und Briefe*, Bd.3, Berlin, S.46

<sup>92</sup> Rilke 2000, S.146

*in einer unendlichen Einsamkeit am Meeresufer, unter trübem Himmel, auf eine unbegrenzte Wasserwüste hinauszuschauen.*“<sup>93</sup>

Ebenso bedrohlich kann dieses Offene empfunden werden. Furcht kann sich bei demjenigen einstellen, der am endlosen Strand, auf dem Meer, im Gebirge oder in der Wüste<sup>94</sup> die äußere und innere Orientierung verliert. Die umfangende Weite, der einhüllende Nebel kann schreckliche Gespenster gebieren oder die Phantasie ins Haltlose stürzen – wie im Traum, physisch wie psychisch: *„Ich glaube (...), dass es Landschaften gibt, die einem böse gesinnt sind und die man unverzüglich verlassen muss, sonst stößt einem etwas Unvorhersehbares zu. Es gibt nicht viele davon, aber es gibt sie. Für jeden von uns.*“<sup>95</sup> Dann ist es gut, rechtzeitig Halt zu finden, die Erkundung des offenen Raumes einzustellen und Bindung anzustreben – an einen Menschen oder an einen Ort, der Schutz und Sicherheit verspricht; oder die eigenen inneren Strukturen so festzuzurren, dass ein Entgleiten nicht mehr passiert.

Nicht zu vermeiden, eher zu genießen ist für jeden Reisenden der Moment der ‚Passage‘, also der Bewegung und Veränderung im offenen Raum, jene *„vergnügte Eigenschaft, die so selten sonst vorkommt: genau in der Richtung zu fahren, in die man sich wünscht“*<sup>96</sup>. Diese Synchronizität von Wunschproduktion und realer Bewegung erleben viele Reisende erleichtert und zufrieden, genießen jenen Moment, wenn’s *endlich los geht*, und fühlen sich gebremst und aufgehalten, wenn die Bewegung je zum Stillstand kommt; dann entsteht Unmut und Ärger, wenn der Zug auf offener Strecke plötzlich stoppt oder unnötig lange am einem Bahnhof hält, wenn das Flugzeug zwischenlandet oder das Auto im Stau steht. Vordergründig bezieht sich der Ärger dann auf den Zeitverlust, entscheidender aber ist der Abbruch der Synchronizität von innerer Reise und äußerer Bewegung.

Das Erlebnis der Passage kann auch melancholisch machen: Marion Gräfin Dönhoff spricht von der *„seltsamen Wehmut“*<sup>97</sup> auf Reisen, die in Momenten auftritt, wenn man als Reisender realisiert, dass man nicht hier hin gehört, dass man draußen bleibt, abprallt an jenen Orten und Landschaften, in die man eintauchen wollte, *„denn das ‚Draußen‘, das Fremde in dem objektiven Bild der Landschaft sind doch zweifelsohne die Reisenden.*“<sup>98</sup> Dönhoff erwähnt, dass Eisenbahnfahrten sie meist traurig machen: *„Es ist etwas Merkwürdiges, wenn aus dem, was eigentlich das Leben ist, eine Landschaft wird, die an einem vorbeigleitet mit Stoppelfeldern, Kartoffelfeuern und weidendem Vieh – flüchtige Bilder, die man nicht festhalten kann und für die man selber nur ein Fremdling ist.*“<sup>99</sup>

Die Erfahrung des Unterwegsseins ist für Alexander Kinglake hingegen viel bedeutsamer als die Ankunft am Zielort. Kinglake empfiehlt dem Reisenden, die abrollenden äußeren und inneren Bilder zu genießen; diese Momente seien *„eine jener seltenen und phantastischen Zeiten Deines Lebens, von welchen Du vielleicht in späteren Jahren die eigentliche Form und Bildung Deines Charakters, das heißt Deine eigentliche Identität her datierst.*“<sup>100</sup> Neuzeitlicher formuliert Joan Didion den Rausch der Bewegung, der sich –

<sup>93</sup> H.v.Kleist, zit. n. Henrichs 1998, S.15

<sup>94</sup> vgl. Lindemann, Uwe (2000): Die Wüste. Terra incognita. Erlebnis. Symbol. Eine Genealogie der abendländischen Wüstenvorstellungen in der Literatur von der Antike bis zur Gegenwart. Heidelberg:

<sup>95</sup> Bouvier, Nicolas (2002): Die Erfahrung der Welt. Basel: Lenos, S.244

<sup>96</sup> Bloch, Ernst (1976): Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.430

<sup>97</sup> Dönhoff, Marion Gräfin (1998): Der Effendi wünscht zu beten. Reisen in die vergangene Fremde. Berlin: Siedler, S.9

<sup>98</sup> ebd.

<sup>99</sup> ebd.

<sup>100</sup> Kinglake, zit. n. Leed 1993, S. 71

vorausgesetzt der Kopf ist frei für Assoziationen, die Abwehr ist gelockert – auch auf Autofahrten einstellen kann: *„Um zu verstehen, was da vor sich ging, muß man vielleicht an der Autobahnerfahrung teilgenommen haben, der einzigen weltlichen Gemeinschaft, die Los Angeles besitzt. Nur so auf der Autobahn dahinzufahren, ist nicht dasselbe, wie daran teilzunehmen. Jedermann kann auf der Autobahn ‚fahren‘, und viele Leute, denen es an Begabung fehlt, zögern und widersetzen sich hier und da, verlieren den Rhythmus des Fahrbahnwechsels, haben im Kopf, wo sie herkommen und wo sie hinwollen. Die richtigen Teilnehmer befassen sich nur damit, wo sie gerade sind. Die Teilnahme erfordert (...) Konzentration, so intensiv, als stünde man unter einer Art Narkose. (...) Der Kopf ist leer. Nur der Rhythmus zählt. Eine Verzerrung der Zeit findet statt.“*<sup>101</sup>

Der Soziologe Mihaly Csikszentmihaly hat dafür den Begriff des „Flow-Erlebnisses“ vorgeschlagen. Es widerfährt nur demjenigen, der sich den auftauchenden und vergehenden Erscheinungen hingeben kann, keine Trennung zwischen sich und der Umwelt, zwischen Stimulus und Reaktion, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verspürt<sup>102</sup>. In solchen Flow-Erlebnissen, die sich beim Reisenden ohne alle Stimulanzien und frei jeder Intentionalität einstellen können, entsteht Gemütsruhe, bisweilen Verzückung und verändertes Bewusstsein. Thomas Mann schildert ein solches Erlebnis in Venedig: *„Die langsame Fahrt mit der Gondel vom Bahnhof zum Dampfer, mit fremden Menschen, durch Nacht und Wind, werde ich immer zu meinen liebsten, phantastischsten Erinnerungen zählen. Ich hörte wieder ihre Stille, das geheimnisvolle Anschlagen des Wassers an ihre schweigenden Paläste, ihre Todesvornehmheit umgab mich wieder. Kirchenfassaden, Platz und Stufen, Brücken und Gassen mit vereinzelt Fußgängern erschienen unverhofft und entschwebten.“*<sup>103</sup> Ähnlich erlebt Martha Gellhorn eine Autofahrt in den Bergen: *„Langsam führen wir in Serpentinaufwärts, vorbei an Feldern und dichten Wäldern. (...) Unter uns lag, so weit ich blicken konnte, die goldene Ebene, von blauen Bergen umgeben. (...) Für mich fühlte es sich an, als hätte mein Blut andere Eigenschaften angenommen, etwas neues, Starkes strömte durch meine Adern.“*<sup>104</sup>

Um Flow-Erlebnisse<sup>105</sup> angstfrei und genussvoll zu erleben und zu gestalten, plädieren erfahrene Reisende dafür, sich nicht ausschließlich selbstvergessen der Bewegung im Raum hinzugeben, sondern die vorüberziehende Welt aufmerksam zu beobachten. Nur so könne der Reisende zunehmend die von zu Hause mitgebrachten kategorialen und hierarchischen Ordnungsschemata aufgeben, könne seine Identität im ‚Tanz der Dinge‘ bewahren, ohne sich der befremdlichen Choreographie gänzlich ausgesetzt zu fühlen.<sup>106</sup> Denn das Flimmern der Eindrücke während der *Passage* kann sich zu bemerkenswerten Bildern verdichten. So notiert Bruce Chatwin: *„Ockerfarbene Wände glühen rot im Sonnenuntergang, Wie unwirklich und wie unglaublich schön die Akazien im goldenen Dämmerlicht sind.“*<sup>107</sup> Nur dafür, nicht für das Bestätigen alter Gewissheiten, sondern für das Erkunden neuer Möglichkeiten, gehen wir – nach Ansicht Stefan Zweigs – auf Reisen: *„Wo wir nicht entdecken oder wenigstens zu entdecken vermeinen, wo nicht eine verborgene Energie und Sympathie uns zu neuen Dingen führt, fehlt eine geheimnisvolle Spannung.“*<sup>108</sup>

<sup>101</sup> Didion, zit. n. Leed 1993, S. 29

<sup>102</sup> vgl. Csikszentmihalyi, Mihaly (1985): Das Flow-Erlebnis. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 59

<sup>103</sup> Mann, Thomas, zit. n. Bender, Hans (Hrsg.) (1978): Das Insel Buch vom Reisen. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S. 120f

<sup>104</sup> Gellhorn, Martha (1990): Reisen mit mir und ihm. Berichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 212

<sup>105</sup> hierzu konkret: Anft, Michael (1993): Flow. Tourismus und Flow-Erleben. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H.-Jürgen (Hrsg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. München: Quintessenz, S.141-147

<sup>106</sup> vgl. Leed 1993, S. 80

<sup>107</sup> Chatwin 1995, S. 56

<sup>108</sup> Zweig, zit.n.Bender 1976, S. 252

So kann der Reisende die Bewegung im Raum nutzen, die sich stets verändernde Umgebung intensiv wahrzunehmen und dabei auch sich selbst zu reflektieren, z.B. hinsichtlich der Frage, welches eigentlich die hauptsächlichen Sinnesorgane seiner Wahrnehmung sind und welche Kriterien bzw. Raster er dabei anlegt. Goethe fiel es nicht schwer, auf seiner ‚Italienischen Reise‘ den Spagat zwischen festem Standpunkt (vertrautem Ordnungssystem) und Offenheit für den fremden Raum zu vollziehen: *„Es ist alles, wie ich mir’s dachte und alles neu.“*<sup>109</sup>

Das Resultat dieser Aktivität kann eine Weiterentwicklung der Beobachtungsfähigkeit und eine Reflexion der Distanz zwischen dem Selbst und den Dingen sein – vielleicht noch nicht im Moment des Erlebens, aber in der späteren Verarbeitung. Es kann sich auch Enttäuschung einstellen, wenn die Freude der Bewegung an ein Ziel gelangt, dass den Phantasien nicht standhält: *„Wir freuen uns auf eine Reise, (...) und dann besteht die Freude größtenteils darin, daß man sich um eine Erinnerung reicher weiß. (...) Man fragt sich manchmal, inwiefern eine Gegenwart überhaupt erlebbar ist. Anlässe der Ahnung, Anlässe der Erinnerung. (...) Die Gegenwart bleibt irgendwie unwirklich, ein Nichts zwischen Ahnung und Erinnerung, welche die eigentlichen Räume unseres Erlebens sind; die Gegenwart als bloßer Durchgang; die bekannte Leere, die man sich ungern zugibt.“*<sup>110</sup>

### 3.1.7 Melancholie des Hotelzimmers

Hotelzimmer sind tröstlich und feindselig, beschützend und abstoßend zugleich. Nach Ansicht Natalie Ginzburgs dient die vorübergehende Bleibe in der Fremde vielen Reisenden nicht nur als Platz zum Übernachten und als Stützpunkt zum Erkunden neuer Umgebungen, sondern als Ort der Zuflucht, *„wo sie sich verstecken und verkriechen wie Mäuse oder Katzen unter einem Sofa.“*<sup>111</sup> Endlose Stunden verbringen Reisende damit, düstere Betrachtungen über Höfe, Schächte, Eisentreppe oder über die Beschaffenheit des Zimmers anzustellen. In der ‚Englischen Wallfahrt‘ schreibt Sebald: *„Die Schatten wurden schon lang, als ich von Boulge Park nach Woodbridge hinein wanderte, wo ich im ‚Bull Inn‘ über Nacht blieb. Das Zimmer, das der Wirt mir anwies, war unter dem Dach. Durch das Stiegenhaus drang das Gläserklirren aus der Bar und das dunkle Geraune der Gäste zu mir herauf, manchmal auch ein lauter Ausruf oder ein Lachen. Nach der Sperrstunde wurde es nach und nach still. Ich hörte, wie das Gebälk des alten Fachwerks, das sich in der Hitze des Tages ausgedehnt hatte und jetzt millimeterweise wieder zusammenzog, in den Fugen knackte und ächzte. Unwillkürlich gingen meine Augen in der Finsternis des fremden Raumes in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, suchten den Riß, der gerade die niedrige Decke entlanglaufen mochte, die Stelle, wo der Kalk abblätterte von der Wand oder der Mörtel rieselte hinter der Täfelung. Und wenn ich eine Weile die Augen schloß, war es mir, als läge ich in einer Kajüte auf einem Schiff, als befänden wir uns auf hoher See, als höbe das ganze Haus sich auf den Kamm*

<sup>109</sup> Goethe, zit.n. Leed 1993, S. 81

<sup>110</sup> Frisch, zit. n. Wellmann, Angelika (Hrsg.) (1998): Oh, das Meer! Leipzig: Reclam, S.173

<sup>111</sup> Ginzburg, Natalie (1984): Ungeschickte Reisende. In: DU – Die Zeitschrift für Kunst und Kultur 12/1984, S.122-123; hier: S.122

*einer Welle, als zitterte es dort ein wenig und senkte sich mit einem Seufzer in die Tiefe hinab. Eingeschlafen bin ich erst im Morgengrauen.* <sup>112</sup>

Zwar möchte man gegenüber Ginzburg und Sebald einwenden, dass sich nicht jeder Gast an jedem Ort zu allererst und für Stunden der dunkelsten und unheimlichsten Seite seiner Unterkunft widmet. Doch Menschen, die in der Fremde in eine krisenhafte Stimmung geraten, erleben die Trostlosigkeit und Anonymität eines Hotels bisweilen ganz dramatisch: *„Das Fenster meines Hotelzimmers ist nicht zu öffnen. Ich kann auch nicht hinaus schauen, weil das Fenster (...) vergittert ist. Unten sehe ich einen Lüftungsschacht. (...) Seit wann bin ich in diesem Zimmer? Wie viele Zigaretten habe ich geraucht, bevor ich mir beim Etagenkellner einen Salat Nicoise bestellt habe? (...) Ich muß raus aus der Stickigkeit des Zimmers. Die Hotelhalle wimmelt von Menschen, überwiegend Chinesen, die gerade anreisen. Sprachgewirr, Menschen, die in fremden Sprachen reden. (...) Ich laufe die Treppen hoch, gehe durch irgendwelche Flure. Sie sehen alle gleich aus.* <sup>113</sup>

Bemerkenswert an dieser Hotelzimmer-Melancholie ist, dass Reisende es trotz trister Verfassung lange darin aushalten. Wenn sie die schützende Bastion dann doch verlassen, so meist nicht aus Entdeckerfreude, sondern von der Befürchtung geleitet, man werde sich im Hotel sonst wundern, warum sie sich abkapseln und einschließen <sup>114</sup>. Natürlich gibt es auch Reisende, die sich souverän und genussvoll in Hotels bewegen und aufhalten; doch ganz frei von Erfahrungen einer solchen Melancholie sind vermutlich nicht viele. Denn in der Reiseliteratur wird die Gemütsverfassung des Reisenden in seinem Hotelzimmer immer wieder beschrieben – oft in der Form, dass das Zimmer zum Ort des Schreckens wird und sich der Wunsch nach Rückzuge, Ruhe und Entspannung nicht erfüllt: *„Ich hatte in Rouen eine gräßliche Nacht in einem kleinen Hotel in der Nähe des Bahnhofs verbracht, wo eine Serie von Alpträumen vom Geräusch ein- und ausfahrender Züge untermalt wurde.* <sup>115</sup> Ob die peinigenden Geräusche von außen verursacht sind oder sich im Innern abspielen, ist nicht immer klar zu entscheiden; Kate Millett berichtet: *„So war es auch im Hotel – die Nächte waren von höllischen Geräuschen erfüllt.* <sup>116</sup> Jedenfalls stellen sich Gefühle der Angst und des drohenden Selbstverlustes in diesen befremdlichen Räumen ein: *„Ich war weit fort von zu Haus, (...) müde von der Reise, in einem billigen Hotelzimmer, das ich nie gesehen hatte, (...) und ich blickte auf die hohe gesprungene Decke und wußte etwa fünfzehn seltsame Sekunden lang wirklich nicht, wer ich war. Ich hatte keine Angst, nur, dass ich jemand anders sei, irgend ein Fremder. Und mein ganzes Leben war zu einem Spuk geworden, das Leben eines Geistes.* <sup>117</sup>

Auch ästhetische und hygienische Mängel können dem Hotelgast aufs Gemüt schlagen und die psychische Stabilität beeinflussen. Ganz benommen von den Anstrengungen der Reise, sehnt sich der Körper und die Seele nach Ruhe, um sich sammeln und neu orientieren zu können; doch nicht immer sind die Verhältnisse danach: *„Der Fahrer ließ mich*

<sup>112</sup> Sebald, Winfried G. (1995): Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag, S.258f

<sup>113</sup> Orgaß 1995, S.15

<sup>114</sup> Ginzburg 1984, S.123; siehe auch: Leahy 1995: *„Die Begriffe ‚Reisen‘ (Bewegung, Freiheit) und ‚Zimmer‘ (Ruhe, Geschlossenheit, Enge, Sicherheit) stehen in einem Spannungsverhältnis, in dem auch die Antonymie von Bewegung und Stillstand des Körpers mitschwingt. Die Sache verkompliziert sich noch: Die Suche nach Reisemöglichkeiten, die als Drang erlebt wird, führt, wenn man im Zimmer festsetzt, zu einer möglichen Art von ‚Zimmerreise‘ – man geht buchstäblich ‚die Wände hoch‘.* Leahy, Caitriona (1995): Reisen in einem Zimmer. Oder: die Wände hochgehen. In: Fuchs, Anne und Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.87-101; hier: S.87

<sup>115</sup> Fermor, Patrick L. (2000): Reise in die Stille. München: Hanser-Verlag, S.19

<sup>116</sup> Millett 1996, S.227

<sup>117</sup> Keruac, Jack (1959): Unterwegs. On the road. Reinbek: Rowohlt, S.21

am Empfang stehen und verschwand wortlos. Dann führte mich der Mann von der Rezeption, der (...) einen blauen Turban trug, in den ersten Stock, in eine kleines Zimmer, in dem nur ein Bett, ein Tisch und ein Waschtisch standen. Wortlos zog er ein Leintuch vom Bett, unter dem aufgescheuchtes Ungeziefer panisch herumwuselte. Der Hotelangestellte wischte es mit einer Handbewegung auf den Boden. Er murmelte so etwas wie einen Gruß und ging.<sup>118</sup> Karl König empfindet in einem Hotel in Ostende „viel Höflichkeit ohne Herzlichkeit bei schäbigem Dekor. Ungewöhnlich, daß mich (...) Dreck und herumliegendes Papier so stören.“<sup>119</sup> Bruce Chatwin erlebt das „Hotel Bahzad unbeschreiblich schmutzig. Pfefferminzgrüner Anstrich, scheußlich rosarote Säulen und Tischplatten aus silberfarbigem Kunststoff. Zerfetzte Speisekarten. Die Kellner sind unglaublich schlampig“<sup>120</sup>, während Martha Gellhorn verzweifelt: „Wir saßen im Palast-Hotel (...) wahrhaft gründlich fest. Und fest in dem bislang schlimmsten Schmutz. Zerdrückte Bettwanzen an den Wänden, Bettwanzen, die über die Plankenbetten krochen und aus dem Holzfußboden guckten. Wir stritten uns, ob das Schlafen auf dem Fußboden sicherer sei als auf den Bretterbetten. Ich kann mir nicht vorstellen, wie wir jene Tage hinter uns gebracht haben, ohne den letzten Rest von Verstand zu verlieren.“<sup>121</sup>

Ob verwandt oder geputzt, verwahrlost oder gepflegt, für Cees Nooteboom weisen Hotels grundsätzlich eine spezifische Atmosphäre auf. Es haftet ihnen eine Art von Geheimnis an, das alle Gäste mit sich tragen und das auf den Fluren oder im Lift schwebt, an jenen Orten, an denen die Hotelgäste, die einander nicht kennen, kurzfristig zu einer Intimität gezwungen werden, der die meisten hilflos gegenüberstehen<sup>122</sup>. Diese besondere Atmosphäre des Hotels kann auch ins Gespenstische abgleiten, wie Wolfgang Koeppen es von einer Reise nach Madrid schildert: „Wir suchen ein Hotel. Wir finden es in einer dieser traulichen Straßen. Der Eintritt ist wie in eine Begräbnishalle, (...) alles in einem sehr dunklen Zwielficht, von wenigen Glühbirnen erhellt, wie unterirdisch, wie ein Zwischenreich nach dem Tod.“<sup>123</sup> Überhaupt ist für Koeppen das Hotelzimmer ein Ort der Resignation: Der Zauber der Abreise ist gewichen und ebenso die Unruhe, die „Lust nach der Fremde“, die den Aufbruch begleitet hatte. Ein Gefühl der Ernüchterung stellt sich beim Reisenden ein: „Hier wollte man hin. Hier ist man nun. Es stimmt – wie alles Erreichte – melancholisch.“<sup>124</sup> In solch einer Verfassung geht die Phantasie eigene Wege, wie Albert Camus es beschreibt, der beim Betreten eines düsteren Hotelzimmers über die Möglichkeit nachsinnt, alle Beziehungen zu seinem früheren Leben ein für allemal abzubrechen, nie wieder den vertrauten Menschen ein Lebenszeichen zu senden und statt dessen am neuen Ort in gänzlicher Anonymität weiter zu leben.<sup>125</sup>

Es ist die Beziehungslosigkeit der Hotel-Gegenwart, die zu solchen Phantasien Anlass gibt, die Interesselosigkeit füreinander, die Routiniertheit des Personals, die eigentlich Müdigkeit ist und sich auf keinen Gast mehr einlassen kann, die Distanziertheit der anderen Gäste, die fürchten, die Grenzen ihres Selbst zu überschreiten, wenn sie zu viel von sich preisgeben: „Kein Mensch kümmert sich um den anderen Menschen im großen Hotel, jeder ist mit sich allein (...), jeder wohnt hinter Doppeltüren und hat nur sein Spiegelbild im Ankleidespiegel zum Gefährten oder seinen Schatten an der Wand. In den

<sup>118</sup> Kapuscinski, Ryszard (2005): Meine Reisen mit Herodot. Aus dem Polnischen von Martin Pollack. Frankfurt a.M.: Eichborn, S.27

<sup>119</sup> König, Karl (1994): Reisen eines Psychoanalytikers. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S.9

<sup>120</sup> Chatwin 1995, S.142

<sup>121</sup> Gellhorn 1990, S.58

<sup>122</sup> vgl. Nooteboom, Cees (2000): Nootebooms Hotel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.501

<sup>123</sup> Koeppen 1986, S.38

<sup>124</sup> Koeppen, Wolfgang (1973): Nach Russland und anderswohin. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.14

<sup>125</sup> Camus 1997, S.38f

*Gängen streifen sie aneinander, in der Halle grüßt man sich, manchmal kommt ein kurzes Gespräch zustande, aus den leeren Worten dieser Zeit kümmerlich zusammengebaut. Ein Blick, der auffliegt, gelangt nicht bis zu den Augen, er bleibt an den Kleidern hängen. (...) Vielleicht schleicht nachts jemand aus seinem Zimmer in ein anderes. Das ist alles. Dahinter liegt eine abgrundtiefe Einsamkeit.*<sup>126</sup>

Dennoch kann das Hotelzimmer ein Ort des Schutzes, der Einkehr und des Auftankens sein, selbst wenn die Qualität der Regeneration zu wünschen übrig lässt: *„Im Hotelzimmer liest er noch einmal, (...) aber die fremde Nacht draußen ist voller Geräusche, und er weiß, daß er genau in diesem Augenblick das Wesentliche versäumt, die Minute der Wahrheit. Dann schläft er, meistens schlecht, aber am Morgen hat ihn die Lust wieder gepackt, er geht hinaus, und dann – wenn er Glück hat – beginnt er plötzlich alles zu vergessen, (...) die Geschichte jener Fremde, die er durchstreift, (...) und dann geschieht das einzig Wichtige und Wesentliche, das ihm widerfahren kann: er wird von Stimmungen berührt, von Farben, von Gerüchen, von Formen, von der Essenz fremden menschlichen Lebens oder von der Substanz toter Steine. Sein flüchtiger Blick wird für Momente brennend und intensiv, und der Geist der Länder entschleiert sich ihm, ehe er sich wieder verhüllt und ihn aufs neue zum Touristen macht.*<sup>127</sup>

Und am Ende erlebt der Reisende, dass die ambivalenten Gefühle von Unsicherheit und kalter Anonymität einerseits und von Geborgenheit und persönlicher Verbundenheit andererseits sich im Moment des Abschieds verflüchtigen. Beim letzten Einpacken wird klar, dass schon bald ein anderer den Raum besetzen wird. Eine andere Zahnbürste wird dann im Bad auf ihren Besitzer warten, ein anderes Shampoo in der Dusche stehen, und auch der Ausblick aus dem Fenster wird einem anderen vergönnt sein: *„Dieses Zimmer macht sich dir und mir und keinem Menschen Illusionen. Wenn ich es verlasse und noch einen Blick darauf werfe, ist es nicht mehr mein Zimmer.*<sup>128</sup>

### 3.1.8 Erfahrungen der Ungeborgenheit

Man könnte meinen, dass nur unerfahrene, unglückliche oder unfreiwillig Reisende, die sich in der Fremde bindungslos fühlen oder sich nur schwer von zu Hause trennen konnten, vom Affekt des ‚Heimwehs‘ – in des Wortes weitester Bedeutung – gepackt würden, sich in der Fremde nach Geborgenheit und Vertrautheit sehnen und daher die Rückkehr in die heimische Umgebung anstreben oder sie zumindest für Momente phantasieren. Maarten t’Hart, der, wie erwähnt, von der *bodenlosen Melancholie* am Vorabend seiner Reisen spricht, zählt noch als erwachsener Mann (wie ein unglückliches Schulkind auf Klassenfahrt) bereits kurz nach seinem Aufbruch die Zeit bis zur ersehnten Rückkehr: *„Noch sechs Nächte schlafen, dann darfst du nach Hause. (...) Allmählich teilte ich die Zeit nicht mehr in Tage, sondern in Stunden ein.*<sup>129</sup> Schlaflos wälzt er sich hin und her und lauscht der Turmuhr, die ihm wieder eine Stunde abzieht von der Zeit, die bis zur

<sup>126</sup> Baum, Vicky (1987): Menschen im Hotel. Köln: Kiepenheuer&Witsch; zit.n. Stempel, Hans; Ripkens, Martin (Hrsg.) (2005): Hotel-Geschichten. 2. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S.220.

<sup>127</sup> Andersch, Alfred (1970): Wanderungen im Norden. 5.Aufl., Zürich: Diogenes, S.217/218

<sup>128</sup> Roth, Joseph (1991): Werke, Bd.III, Köln: Kiepenheuer & Witsch; zit.n. Stempel, Hans; Ripkens, Martin (Hrsg.) (2005): Hotel-Geschichten. 2. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S.283

<sup>129</sup> t’Haart 1999, S.147



Heimreise bleibt: „Dann wiederholte ich im Geiste immer wieder die berühmte Worte: *das Leben ist kurz, doch die Stunden sind lang.*“<sup>130</sup>

Auch hoch motivierte Reisende, deren Impuls des Fortgehens gerade von dem Gefühl der Enge und Begrenztheit der Heimat beeinflusst wurde, werden bisweilen von der Sehnsucht nach dem, was sie verlassen haben, eingeholt. Ina Boesch, die sich mit der Situation reisender Frauen befasst, hält kaum einen Begriff für so „*abgeschmackt und fad*“ wie den der ‚Heimat‘; er sei ein häufig missbrauchter Ausdruck, der zu Vorurteilen verleite. Aber er gehöre „*ins Reisegepäck – wie die Angst.*“<sup>131</sup> „*Heimat ist, was einen heimsucht*“ schreibt Rüdiger Görner.<sup>132</sup> Klaus Lehmann formuliert: „*Heimat ist etwas Vertrautes, ein Ort, an dem ich mich mit meiner Geschichte wiederfinde. Das kann ein Hotelzimmer nicht. Wenn ich auf reisen gehe, nehme ich ein Stück Heimat mit. Sorgfältig ausgewählt und eingepackt ist es das Buch, das mich gerade beschäftigt. Es ist das spirituelle Umfeld, das ich in mir trage, die minimale Form von Heimat zwischen zwei Buchdeckeln, zu der ich mich am Ende des Tages zurückziehe. Damit überstehe ich fast alles.*“<sup>133</sup>

Selbst Cees Nooteboom, der seit fünfzig Jahren die Welt durchquert und behauptet, er habe seit dem ersten Abschied von der Mutter eigentlich nie mehr mit dem Reisen aufgehört, selbst dieser erfahrene Reisende kennt und beschreibt das Gefühl des Heimwehs. Für ihn stellt es sich dann ein, wenn er sich als Fremder in einem Umfeld von lauter Einheimischen bewegt, die alle mit der Verrichtung sinnvoller Handlungen beschäftigt sind und ihn damit, ob sie es wollen oder nicht, ausschließen. Das mache ihn zwar nicht neidisch, aber es verursache Heimweh, „*das Heimweh eines Menschen, der in etwas aufgehen möchte, es aber nicht kann und nicht darf.*“<sup>134</sup> Mit Nootebooms Aussage wird deutlich, dass sich das Heimweh keineswegs auf den früheren Mittelpunkt des familiären, sozialen oder beruflichen Lebens konzentrieren muss und auch nicht unbedingt den konkreten Ort, der vor Antritt der Reise verlassen wurde, meint. Die Erfahrung von Heimweh bzw. die Phantasie von Heimat aus der Ferne resultiert ganz allgemein aus dem Verlangen heraus, sich zu Hause zu fühlen, eine vertraute Umgebung wieder zu erkennen und dorthin zu gehören. Vielleicht hat Zygmunt Bauman recht, wenn er sagt: „*Beim Heimweh geht es nicht einfach nur um die Abwesenheit von Heimat, sondern – sei es auch unbewußt – um die Unmöglichkeit, jemals eine zu finden; es geht darum, die Hoffnung mittels eines unendlichen Aufschubs lebendig zu halten.*“<sup>135</sup>

Monika Maron bezeichnet sich selbst als nicht besonders ambitionierte Reisende: „*Das Reisen an sich ist keine Sehnsucht von mir. Am liebsten reise ich dorthin, wo ich Freunde und Bekannte habe und weiß, wo im Supermarkt die Milch steht.*“<sup>136</sup> Doch wenn sie unterwegs ist, ertappt sie sich immer wieder dabei, vom Zugfenster aus sehnsüchtig kleinen Ortschaften nachzuschauen, „*die sich in Mulden oder an Waldränder schmiegen und heimelig durch den Abendnebel leuchten.*“<sup>137</sup> Sie wünscht sich dann in dieses Dorf, dessen Namen sie nicht kennt und von dem sie eigentlich weiß, dass die Glücksverheißung zerstiebt, sobald sie den Ort wirklich betreten und die erste Tür öffnen würde.

<sup>130</sup> ebd.

<sup>131</sup> Boesch 1996, S.211

<sup>132</sup> Görner, Rüdiger (2003): Im Allgäu, Grafschaft Norfolk. In: Arnold, Heinz L. (Hrsg.): Text und Kritik Bd.158: W.G.Se bald. München: Boorberg, S.23-29; hier: S.24

<sup>133</sup> Lehmann 1996, S.32

<sup>134</sup> Nooteboom 1997a, S.108

<sup>135</sup> Bauman 1997, S.82

<sup>136</sup> Maron, Monika (1999): Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte. Frankfurt a.M.: S.Fischer, S.12

<sup>137</sup> ebd., S.46

Ähnliche Gedanken an Idylle und Verwurzelung beschleichen auch Friedrich Gorenstein: „Die Station (...) ist klein, aber dennoch mehr als ein Haltepunkt. Ein eingezäunter Bahnhofsvorgarten, alles sauber und ordentlich. Mondbeschienene Stille. Hier müßte man ein achtzehnjähriges Mädchen haben und selber dreiundzwanzig sein.“<sup>138</sup> Vielen Reisenden scheint es so zu gehen, dass sie in der Bewegung immer wieder von Impulsen des Sich-Niederlassens und Heimisch-Werdens eingeholt werden. In den Ferienorten stehen sie versunken vor Immobilien-Schaukästen, auf Spaziergängen kommen sie kaum an einer Hütte, einem Strandhaus oder einem verlassenen Leuchtturm vorbei, ohne sich hinein zu phantasieren in die Situation, wie es wäre, dort zu leben. In fremden Städten streifen sie, besonders dann, wenn sie allein unterwegs sind, an wohnlichen Häusern, trauten Heimen vorbei, und es überkommt sie vielleicht ein „sehnsüchtiger, zielloser, wie um Verluste trauernder Schmerz, (...) ein namenloser, archaischer Schmerz (...) des Individuums, das im Ich-Kerker schmachtet.“<sup>139</sup>

### 3.1.9 Wirkungen des Meeres

Lange Zeit galt das Meer als „Schauplatz der ödesten, grässlichsten Einsamkeit“<sup>140</sup>, und kaum jemand wäre in früheren Zeiten auf die Idee gekommen, ohne zwingenden Grund das Meer aufzusuchen. Viel zu angstbesetzt war dieser Ort, der alles in die Tiefe zu ziehen und zu verschlingen drohte. Man brauchte gar nicht einmal ein tosendes Unwetter am Meer oder auf dem Meer mitgemacht zu haben, um etwas von der Gewalt des Meeres zu ahnen, um zu spüren, dass die Untiefen unberechenbar und tobsüchtig sein konnten. Das Meer galt als Totenreich, als Region der Unterwelt und konnte diesen Nimbus erst mit Beginn der Urbanisierung der westlichen Kultur und Lebensweise ablegen, als es notwendig wurde, ein Gegenbild zum engen, hektischen, staubigen und krank machenden Großstadtleben zu entwickeln. Überlegen durch seine Dauerhaftigkeit und seine unendliche Weite schien das Meer nun der Zeit und den „flüchtigen Generationen der Menschen, die an einen begrenzten Raum gebunden sind“<sup>141</sup>, zu trotzen.

So empfinden erst die Menschen der Neuzeit das Meer als einen Ort der Kontemplation und des Lichts, der ihnen die Möglichkeit gibt, das eigene Selbst zu relativieren: „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt.“<sup>142</sup> Wer am Meer entlang geht, der sieht – so Sandor Marai – in allem etwas Fernes, anders fern als nur in geographischem Sinn.<sup>143</sup> In seiner horizontalen Dimension symbolisiert das Meer Unendlichkeit, Verschmelzung, Einklang mit allem. In seiner vertikalen Dimension steht es für Bewegtheit und Kampf, Tiefe und Grund. Bei Schiller zieht das Meer den jungen *Taucher* in doppelter Hinsicht in unbekannte Abgründe, wenn vom *schwarzen Mund*, *finsternen Schoß* oder *gähnendem Spalt* die Rede ist. Auch scheint das Meer wechselnde Charakterzüge oder Eigenarten zu haben,

<sup>138</sup> Gorenstein, Friedrich (1995): Reisegefährten. Berlin: Rowohlt, S.142f

<sup>139</sup> Kertész, Imre (1998): Ich – ein anderer. Berlin: Rowohlt, S.59

<sup>140</sup> Henrichs, Benjamin (2005): Da unten aber ist's fürchterlich. Der Mensch und das Meer: Eine ewige Liebesgeschichte, ein einziger Alptraum. In: Süddeutsche Zeitung Nr.138 (18.06.05)

<sup>141</sup> Braudel, Fernand (2001): Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Phillips II. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Bd.1, S.53

<sup>142</sup> Goethe, Johann Wolfgang (1976): Italienische Reise. Auch ich in Arkadien! Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.302 (Tagebucheintrag vom 3.April 1787)

<sup>143</sup> Marai, Sándor (2000): Der Wind kommt vom Westen. Amerikanische Reisebilder. Aus dem Ungarischen von Artur Saturnus. 2.Aufl., Langen Müller Verlag, S.37

sich geradezu launenhaft zu verhalten: *„Manchmal muss sich das Meer ausruhen. Es liegt dann da wie ein nasser Putzlumpen, und wer es zum ersten Mal in solcher Faulheit sieht, wird enttäuscht sein. Aber am anderen Tag kann es sich schon völlig verwandelt haben. Es hat viele Gesichter und Gewänder, kann blau sein wie die Adria oder schwarz wie die Nacht, ganz sanft und ebenso wild, heute ein Spiegel der Wolken und der Sterne, morgen wie eine tobende Menschenmenge: Masse Meer, launisch, bösartig und tief traurig.“*<sup>144</sup>

Die besondere Wirkung des Meeres auf die menschliche Seele liegt nach Marcel Proust darin, dass es uns *„bezaubert wie die Musik, die nicht wie die Sprache die Spur der Dinge trägt, uns nichts von den Menschen sagt, aber die Bewegungen unserer Seele nachahmt. Wenn unser Herz sich in diesen Wellen aufschwingt und mit ihnen zurückfällt, dann vergißt es seine eigene Schwäche und tröstet sich in der innigen Harmonie zwischen seiner Traurigkeit und der des Meeres, die sein Geschick mit dem der Dinge vereint.“*<sup>145</sup> Proust geht davon aus, dass das Meer die Einbildungskraft erfrischt, gleichzeitig tröstet und in dunkle Erregung versetzt, vor allem aber diejenigen fasziniert, die vom Leben angewidert sind und sich vom Mysterium angezogen fühlen. Heinrich von Kleist genießt die *„unendliche Einsamkeit am Meeresufer“*, doch erscheint sie *„wie die Apokalypse“* und es kommt ihm vor, *„wenn man es betrachtet, als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären.“*<sup>146</sup> Virginia Woolf fasziniert beim Strandspaziergang das Zusammenspiel von Himmel und Meeresoberfläche: *„Die Luft schien auszufasern und sich von der grünen Oberfläche zu lösen, sie flackerte und flammte in roten und gelben Fasern wie rauschendes Feuer. Die Meeresoberfläche wurde langsam transparent und lag gekräuselt und glitzernd da (...). Ein Feuerbogen loderte am Rande des Horizonts.“*<sup>147</sup>

Offenbar nicht ganz unbedeutend ist der Standort, von dem aus man das Meer erlebt: Ob man es geruhsam vom Strand aus betrachtet und dabei die ungeahnte Fläche – weniger die unbekannte Tiefe – wahrnimmt und jederzeit in die gesicherte Bastion eines Hotels, Ferienhauses oder Cafés aufsuchen kann. Oder ob man als Schiffsreisender ‚inmitten des Meeres‘ von Tiefe und Fläche zugleich bewegt wird, sich vielleicht darin ausgesetzt und gefährdet fühlt. Die verschiedenen Dimensionen des Meeres scheinen z.B. auf die innere Stabilität Albert Camus‘ in unterschiedlichem Maße zu wirken. Vom Festland aus formuliert er noch ganz gesichert: *„Ich habe das Meer immer geliebt. Es hat immer alles in mir beschwichtigt.“*<sup>148</sup> Oder an anderer Stelle: *„Ein tanzendes, luftiges, jubelndes Licht überflutet (...) die Inseln im Meer. Wir halten eine Weile am Rand der Klippe, und die ganze Unermesslichkeit des Meeres vor uns bietet sich in einer einzigen geschwungenen Linie dar wie eine Schale, aus der wir in langen Zügen das Licht und die Luft trinken.“*<sup>149</sup>

Auf seiner Reise nach Amerika jedoch, die ihn in eine schwere psychische Krise führt, verdichtet sich zunehmend die negative Wirkung des Meeres auf seine Verfassung. Zunächst schreibt er zuversichtlich: *„Diese unendliche Einsamkeit tut mir einen Augenblick lang wohl, auch wenn ich den Eindruck habe, daß dieses Meer heute alle Tränen der Welt in sich wälzt“*<sup>150</sup>. Kurze Zeit später: *„Der Himmel und das Wasser sind ohne Ende. Welch*

<sup>144</sup> Penzoldt, Ernst (1998): Sylt: Masse Meer. In: Neumann, Petra (Hrsg.): Begegnungen am Meer. München: Heyne-Verlag, S.129-132

<sup>145</sup> Proust, Marcel (1995): Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Bd.2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 352f

<sup>146</sup> Kleist, zit. n. Henrichs 1998, S.15

<sup>147</sup> Woolf, Virginia (1994): Die Wellen. Übersetzt von Maria Bosse-Sporleder. Frankfurt a.M.: Fischer, S.7

<sup>148</sup> Camus, Albert (1997): Reisetagebücher. Herausgegeben von Roger Quilliot. Deutsch von Guido G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.42

<sup>149</sup> Camus, Albert (1991): Camus, Tagebuch 1951-1959. Übersetzt von Guido G.Meister, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.201

<sup>150</sup> Camus 1997, S.48

*gute Gesellschaft für die Traurigkeit.*<sup>151</sup> Und dann am folgenden Tag, als ihn starke Suizidimpulse erschüttern: „*Der Himmel ist voll von einem umfassenden Dunst, und die Sonne sieht aus wie eine Krankheit. Das Meer gleicht einer riesigen Geschwulst mit dem metallischen Glanz der Verwesung.*“<sup>152</sup>

Ähnlich erlebt Emil Nolde die Wirkung des Meeres: Von ambivalenten Gefühlen der Bedrohung und der Beglückung hin und her gerissen erkundet er das Wechselspiel von Naturerfahrung und künstlerischer Produktivität. Auf ihn übt das Meer einen Sog aus, der bis zur existentiellen Krise reicht und Gedanken der Selbsttötung nicht ausschließt: „*Ich stand am Strand mit breiter Brust dem Meer gegenüber – und dann in die Lappen gehüllt, die wir Kleider nennen. Ich stand im Sturm mit knirschendem Sand zwischen den Zähnen. Und dann wieder war ich melancholischen Grübeleien verfallen, träumend hin und her in dumpfem Sinnen. Ich ertrug die Schwere der Einsamkeit nicht mehr.*“<sup>153</sup>

Thomas Mann, den man sich am Ostseeufer spazierend vorstellt oder an den Stränden Italiens bzw. Kaliforniens, hat die meiste Zeit seines Lebens fern vom Meer, nämlich in München und in der Schweiz gelebt und seine Urlaube meist in den Bergen verbracht. Dennoch kennt er von zahlreichen Reisen die Wirkung des Meeres als „*sanfte Betäubung in unserem Kopfe*“ und beschreibt die irritierende, dissoziative Stimmung so: „*Es gibt auf Erden landschaftliche Umstände, unter denen eine Verwirrung und Verwischung der zeitlich-räumlichen Distanzen bis zur schwindeligen Einerleiheit gewissermaßen von Natur und Rechtes wegen statthat: Wir meinen den Spaziergang am Meeresstrande. (...) Du bist der Zeit und sie ist dir abhanden gekommen.*“<sup>154</sup> Gerade dieses Phänomen des veränderten Zeitgefühls am Meer bewirkt bei Thomas Mann ein ganz eigentümliches Empfinden: „*In unangemessener Monotonie des Raumes ertrinkt die Zeit.*“<sup>155</sup>

Deutlich erlebt Ernesto Grassi auf einer Reise durch Südamerika die seelisch bedrohliche Wirkung, die das Meer auf die Psyche ausüben kann: „*Ein trüber Tag ging zur Neige, der Himmel hing voll von sich nähernden Gewittern, am Boden schlich feuchter Nebel. Das Meer lag taub, unnahbar, war in seiner fahlen Bedeutung weder fern noch nah. Ein schreckliches Meer, hart wie eine Stahlplatte, bösartig. Die verlassene Küste schien in einen Abgrund zu bröckeln, in den das Auge zu schauen sich weigerte (...): ein tückischer Zauber, bereit, uns in die Irre zu führen und in den Abgrund zu reißen.*“<sup>156</sup> Kein ‚Oben‘, kein ‚Unten‘ sei an einem solchen Ort zu unterscheiden, eine ‚Mitte‘ fehle völlig, jegliche Orientierung ginge verloren, kein Baum, kein Strauch, überhaupt keine Pflanze könne dort leben, und menschliche Kommunikation, jegliches „*logische Wort*“ sei an einem solchen Ort wie dem fahlen Meeresstrand ganz unmöglich und vergebens.<sup>157</sup>

Daher denken die Menschen, die am Meer stehen, an die Endlichkeit ihres Seins, an den Tod. Vielleicht denken sie ihn sich (mit Gerhard Hauptmann) sanfter als anderswo: „*Mondnacht am Meer. Eine vollkommene Klarheit und Stille. Bei Wegfall aller kleinen Einzelheiten und der meisten Farben magische Schönheit der Linie und Form. Man ist gleichsam versunken in einen glanzvollen Nachtfrieden. Das Meer dehnt sich und glitzert*

<sup>151</sup> ebd., S.51

<sup>152</sup> ebd., S.52

<sup>153</sup> Nolde, Emil (1990): *Mein Leben*. Mit einem Nachwort von Martin Urban. 9.Aufl., Köln: DuMont, S.378. Siehe auch: Malkowski, Rainer (Hrsg.) (1990): *Vom Meer, von Flüssen und Seen*. Frankfurt a.M.: Insel, S.299

<sup>154</sup> Mann, Thomas (1952): *Der Zauberberg*. Frankfurt a.M.: S.Fischer, S.748

<sup>155</sup> ebd., S.163

<sup>156</sup> Grassi 1955, S.93

<sup>157</sup> ebd., S.94

*in einer verlockenden Ruheseligkeit. Stille und Glanz gewinnen mehr und mehr etwas magisch Betörendes. Eigene Müdigkeit drängt sanft zur Ruhe. Man möchte ins Meer hineingehen und sich willenlos ihm überlassen. Sind es die Lichtkräfte des Mondes in der selig befriedigten Unendlichkeit der See, die einen sanftseligen Tod vorspiegeln? Oder was sonst? Man will den Schlaf nicht, man will das Bett nicht. Beides erscheint hart materiell, grob, verglichen mit jenem Eingehen, jenem tiefsten Vergehen in Schönheit, zu dem man hingezogen wird. Nichts hält eigentlich mehr, an nichts haftet man. Jede Fessel der Welt ist zerschmolzen.“<sup>158</sup> Ähnlich heißt es bei W.G.Sebald: „Die Welt hinter sich haben und voraus nichts mehr als die Leere.“<sup>159</sup>*

---

<sup>158</sup>Hauptmann, Gerhard (1987): Diarium 1917-1933. Herausgegeben von Martin Machatzke. Frankfurt a.M.: Ullstein, S.117

<sup>159</sup>Sebald, Winfried G. (1995): Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt. Frankfurt a.M.: Fischer, S.71

## 3.2 Aspekte der *Fremde*

„Am Fremden verlockt das Fremde,  
weil es das Ungelebte und plötzlich  
als das mögliche lebbare Eigene erscheint.“  
(Hans Bosse)

### 3.2.1 Der Begriff *Fremde*

Ferne Welten aufzusuchen, vorhersehbare Interaktionen und festgelegte Rollen hinter sich zu lassen und vorzustoßen in neue Räume von Erwartungen und Versprechungen – dieser Aufschein neuer Möglichkeiten ist Dreh- und Angelpunkt eines zerbrechlichen Glücks und gefahrvoller Moment seelischen Scheiterns.<sup>1</sup> Die Konfrontation mit unbekanntem sozialen und kulturellen Strukturen wirft für den Reisenden Fragen der eigenen Herkunft und Prägung, der Zugehörigkeit und der Stellung seines Selbst in der Welt auf. Wie er fremde Bedeutungen zu entschlüsseln versucht, wie sein gerade gewonnenes Gefühl der Autonomie, welches den Aufbruch begleitet, rasch in psychische Verunsicherung umschlagen und zur Angst vor Zerrissenheit, Entwurzelung und Selbstverlust werden kann – davon soll im weiteren Verlauf der Studie die Rede sein. Was aber ist mit *Fremde*, diesem schillernden und äußerst schwer zu fassenden Begriff gemeint? Schon bei der Wahl des bestimmten Artikels (*der Fremde / die Fremde / das Fremde*) zeigt er seine Offenheit:

*Der Fremde* (althochdeutsch: *fremedi*) ist jemand, der sich an einem anderen Ort befindet als an dem, aus dem er stammt, dem er angehört; er ist ‚fram‘, was soviel wie ‚entfernt‘ bedeutet, ein ‚externus‘ (ex terra = aus dem (anderen) Land), ein Nicht-Einheimischer, ein Ausländer.<sup>2</sup> Er kann als Feind wahrgenommen, als Eindringling, als Bote von Krieg und Pest. Oder er kann als Gast, der frischen Wind „in die dumpfen Verhältnisse der Einheimischen“<sup>3</sup> bringt, willkommen geheißen werden. Ist der *Fremde* ein Wanderer, der heute kommt und morgen geht<sup>4</sup>, so mag die Begegnung mit ihm folgenlos sein. Ist er einer, der heute kommt und morgen bleibt, so setzt zwischen ihm und den Einheimischen ein Balanceakt von Nähe und Distanz, von Neugier und Abwehr ein, der zur Verunsicherung, zur Infragestellung bzw. Überprüfung der eigenen Existenzform bzw. der jeweiligen Lebensweise führen kann.

Im juristischen Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff *Fremder* denjenigen, der nicht Staatsangehöriger des Landes ist, in dem er lebt. Bei den Germanen steht der *Fremde* grundsätzlich außerhalb des Rechts bzw. ist (bis in die Neuzeit hinein) von bestimmten Rechten, z.B. des Grunderwerbs, der Berufsausübung, des Markt- und Erbrechts ausgeschlossen. Eine sichere Rechtsstellung kann er nur durch Heirat, Verschwägerung oder

<sup>1</sup> vgl. Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst*. Aus dem Französischen von Xenia Rajewasky. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.14

<sup>2</sup> vgl. Opaschowski, Horst W. (2002): *Tourismus. Eine systematische Einführung*. 3.Aufl., Opladen: Leske und Budrich, S.20

<sup>3</sup> Erdheim, Mario (1988): Die Repräsentanz des Fremden. In: Ders.: *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.237-251; hier: 243.

Für Hans-Jürgen Heinrichs ist *der Fremde* stets eine Fiktion, „um aus der Vielgestaltigkeit eine Einheit zu konstruieren, von der man zu jeder Zeit glaubte, dass sie für das eigene Selbstwertgefühl unabdingbar sei.“

Heinrichs, Hans-Jürgen (1996): Die Erfindung des Fremden und die Entdeckung des Eigenen. In: Ders.: *Erzählte Welt. Lesarten der Wirklichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.33-74; hier: S.43

<sup>4</sup> vgl. Simmel, Georg (1992): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.764

künstliche Verwandtschaft (Adoption, Blutsbrüderschaft) erlangen. *Fremde* – im Plural und ohne bestimmten Artikel – sind jene, deren Zugehörigkeit und Lokalität eine andere ist, die *nicht von hier* sind.<sup>5</sup> Im Japanischen z.B. umfasst dieser Begriff sowohl Ausländer als auch Wesen mit übernatürlichen Kräften und solche Menschen, die von Dämonen besessen sind.<sup>6</sup> Während die Germanen *Fremden* mit Misstrauen begegnen und Frauen und Kinder (insbesondere Neugeborene) vor ihnen verbergen, da die Fremden Krankheiten, rätselhafte Kräfte oder schlechte Einflüsse übertragen könnten, gelten im alten Griechenland *Fremde* als Gäste, Gastrecht und Gastfreundschaft als Tugend und als Grundsatz des privaten und öffentlichen und Lebens.<sup>7</sup>

*Die Fremde* bezeichnet unbekanntes Regionen, Landschaften und Horizonte, die jenseits der heimatlichen Umgebung und Erfahrung liegen und die als Möglichkeitsräume oder als beängstigende Orte des Unvertrauten erfahren werden. In traditionellen Gesellschaften<sup>8</sup> verläuft oft ein Graben zwischen dem Gebiet, das sie bewohnen, ihrem „*geweihten Kosmos*“<sup>9</sup>, und dem unbekanntem, chaotischen Raum jenseits des Grabens, wo Gespenster, Dämonen und die Seelen der Toten hausen, mit denen auch Fremde, die von dort kommen, oft gleichgesetzt werden. Allgemein gesprochen spielt der Begriff *Fremde* dort eine Rolle, wo „*Lebensbereiche und Lebenswelten im Persönlichen wie im Gesellschaftlichen ihre Vertrautheit verlieren.*“<sup>10</sup> Für Christoph Ransmayr ist die *Fremde* ein Ort, an den er flüchtet, um etwas zu finden, das „*mich bewegt und fasziniert, unter Umständen auch verwirrt oder verletzt, mich zurückweist oder weitertreibt.*“<sup>11</sup> Bedrohlich wird es erst, wenn keine konstruktive Abgrenzung zwischen dem Eigenen und dem *Fremden* mehr gelingt und die *Fremde* nur noch als projektive Basis dient, auf der man all das, was unverständlich und uneinfühlbar scheint, kontrollieren oder bekämpfen muss. Zygmunt Baumann spricht von den zwei Gesichtern der *Fremde*: einladend, mit neuen Abenteuern und unendlichen Möglichkeiten lockend und gleichzeitig mysteriös und einschüchternd, verunsichernd und bedrohlich.<sup>12</sup> Als solche ist *die Fremde* Projektionsfläche unterschiedlichster Phantasien<sup>13</sup> und lässt die Ahnung aufkommen, dass sich unser Leben auch ganz anders bzw. woanders abspielen könnte.

*Das Fremde* bildet eine Alternative zum Gewohnten und eine Bedrohung des Eigenen. Es markiert sowohl Objekte als auch Affekte der Verschiedenheit und der Andersheit, die reizen, faszinieren, irritieren und bisweilen auch den Impuls auslösen, sie sich anzueignen und so ihrer Befremdlichkeit zu berauben. Durch *das Fremde* werden wir dazu angeregt,

<sup>5</sup> bei Asterix heißt es in den Worten des Greises Methusalix: „*Ich habe nichts gegen Fremde. Einige meiner besten Freunde sind Fremde. Aber diese Fremden da sind nicht von hier!*“ Zitiert nach: Ladwig, Bernd (1997): *Das Fremde und die Philosophie der normalen Sprache*. In: Naguschewski, Dirk; Trabant, Jürgen (Hrsg.): *Was heißt hier ‚fremd‘?* Berlin: Akademie Verlag, S.77-92, hier: 84

<sup>6</sup> vgl. Eschbach-Szabo, Viktoria (2001): *Das Fremde auf den fernen japanischen Inseln*. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): *Fremdes in fremden Sprachen*. München: Fink Verlag, S.205-225; hier: S.212

<sup>7</sup> vgl. Opaschowski (2002), S.20

<sup>8</sup> und ähnlich ja auch für Kinder

<sup>9</sup> vgl. Landmann, Michael (1975): *Das Fremde und die Entfremdung*. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.180-219; hier: S.181

<sup>10</sup> Waldenfels, Bernhard (1990): *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.58

<sup>11</sup> Ransmayr, Christoph (2001): *Online-Ausgabe des SPIEGEL vom 23.07.01* ([www.spiegel.de/0,1518,147452,00.html](http://www.spiegel.de/0,1518,147452,00.html))

<sup>12</sup> Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg: Hamburger Edition, S.224

<sup>13</sup> Gerade die Verwendung der weiblichen Form knüpft nach Auffassung von Karl-Heinz Kohl an die Tradition der Kolonialisierung an: *die Fremde* wird so zum Inbegriff des Begehrens, zum „*Akt der Entdeckung, Eroberung und Unterwerfung.*“ Kohl, Karl-Heinz (1993): *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden*. München: Beck, S.356; siehe auch: Schlieker, Kerstin (2003): *Frauenreisen in den Orient zu Beginn des 20. Jahrhunderts*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Kultur, S.19

die kulturellen Verhältnisse, in denen wir leben, zu reflektieren und gegebenenfalls zu verändern: „*Am Fremden verlockt das Fremde, weil es das Ungelebte und plötzlich als das möglich lebbare Eigene erscheint.*“<sup>14</sup> Wolfgang Koeppen sucht auf Reisen ganz bewusst und gezielt gerade dieses Fremde: „*Der Schein der Vertrautheit ist gewichen, die Welt ist neu, sie ist mir nicht Freund und nicht Feind, ich wohne nicht, ich bin nicht eingestuft, man erwartet mich nicht, ich habe keine Geschäfte in der Stadt, ich verstehe nichts, und das bedeutet die Möglichkeit des Begreifens. Ich reise allein und gern in Länder, deren Sprache ich nicht spreche, (...) ich bereite mich nicht vor, ich will neu geboren werden, ich will vom Himmel fallen.*“<sup>15</sup>

Bemerkenswert ist, dass *der / die / das Fremde* zugleich positiv und negativ konnotiert<sup>16</sup> sein kann. Und es gehört zum Wesen des Begriffs *Fremde*, dass er in Form einer Relation auftritt und nur in Abhängigkeit von seinem jeweiligen Kontext zu verstehen ist. Dieser Kontext kann seltsam wandlungsfähig sein: Verlässt z.B. ein Reisender seine gewohnte Umgebung, um *das* oder *die Fremde* zu suchen, so kann ihm nach einer Weile das *Fremde* in der Ferne vertraut geworden sein, während bei seiner Rückkehr das Heimische eigentümlich *fremd* auf ihn wirkt. Oder die vertraute, heimische Umgebung ist dem Reisenden bereits im Moment des Aufbruchs fremd geworden: „*Die Hoffnung, in einer bestimmten Ferne Erlösung von unseren Zweifeln zu finden, ist (...) Ausdruck dafür, daß wir uns in den Räumen unserer Geschichte nicht mehr zu Hause fühlen. So kann es geschehen, daß uns plötzlich auch die vertraute Landschaft der eigenen Heimat fremd wird. Eine unbestimmte, schmerzliche Sehnsucht nach etwas, das wir in ihren Grenzen nicht mehr finden, kann uns hinweg heben und entrücken. Der Kreis, der uns eben noch umfing und uns teilnehmen ließ an dem vertrauten, in seinen Grenzen sich abspielenden Leben, ist mit einem Male verschwunden. Wir stehen draußen und schauen als Fremde auf unsere fremd gewordene Welt.*“<sup>17</sup>

Auf der Suche nach Synonymen für den Begriff *Fremde* stößt man auf Ausdrücke wie *Ferne, Andersheit, Verschiedenheit, Alterität, Differenz* oder *Distanz*. Doch sie erläutern *Fremde* nur ungenügend; die Tatsache, dass in diesem relationalen Ausdruck<sup>18</sup> immer eine Bewertung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt mit schwingt, kann darin kaum sichtbar werden. Für Dieter Krusche ist die Fremde „*keine Eigenschaft, die ein Objekt für ein betrachtendes Subjekt hat; sie ist ein Verhältnis, in dem ein Subjekt zu dem Gegenstand seiner Erfahrung und Erkenntnis steht*“.<sup>19</sup> Uwe Timm formuliert es so: „*Das Nächste ist oft das Fernste, nämlich man selbst. Und dieses Selbst, kann es denn staunen, hält es sich offen, die Wahrnehmung zu korrigieren, erfährt sich in der Fremde als fremd. (...) Die Beschreibung der fremden Welt ist eben auch eine Selbstprüfung.*“<sup>20</sup>

<sup>14</sup> Bosse, Hans (1994): *Der fremde Mann. Eine Ethnoanalyse*. Unter Mitarbeit von Werner Knauss. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, S.25

<sup>15</sup> Koeppen, Wolfgang (1990): *An Ariel und den Tode denken*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd.5, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.279-282. Dass es eine psychische Irritation über das Fremde gar nicht mehr geben könne, weil es aufgehört habe zu existieren, wird nicht erst im Zusammenhang mit der *Globalisierung*, sondern schon seit Jahren heftig diskutiert: Vgl. Dietsche, Petra (1985): *Das Staunen über das Fremde*. Frankfurt a.M.: P.Lang

<sup>16</sup> Krusche, Dieter (1985): *Literatur und Fremde*. München: Iudicium-Verlag, S.13

<sup>17</sup> Grassi, Ernesto (1955): *Reisen ohne anzukommen. Südamerikanische Meditationen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.24/25

<sup>18</sup> vgl. Jostes, Brigitte (2004): *Fremdheit. Historisch-anthropologische Erkundungen einer linguistischen Kategorie*. Paderborn: Schöningh, S.40

<sup>19</sup> Krusche 1985, S.13

<sup>20</sup> Timm, Uwe (1997): *Das Nahe, das Ferne*. In: Lützel, Paul Michael (Hrsg.): *Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.34-48; hier: S.44



Dies gilt für verschiedene Dimensionen der *Fremde*, also für die ethnische, kulturelle oder religiöse *Fremde* ebenso wie für die soziale, berufliche oder geschlechtsspezifische *Fremde*. Immer vermischen sich darin Aspekte der realen Erfahrung (*fremd* ist, was wir nicht kennen und/oder nicht verstehen) mit projektiven Mechanismen (was *fremd* ist, das reizt mehr als das Vertraute, aber es ängstigt auch). In der deutschen Sprache müssen sich all diese Dimensionen von *fremd* in einem einzigen Ausdruck sammeln, während andere Sprachen unterschiedliche Wörter verwenden, das Lateinische *peregrinus*, *extraneus*, *externus*, das Französische *importé*, *étranger*, *immigrant*, das Englische *foreign*, *strange* und *alien* und entsprechend das Italienische *forestiero*, *straniero* und *alieno*.<sup>21</sup> Im Orient wiederum ist die Wahrnehmung von *fremd* und *Fremdheit* grundverschieden von jener, die für unseren Kulturraum charakteristisch ist: „In der islamischen Kultur wird eine ‚subjektive‘ von einer ‚objektiven‘ Fremdheitserfahrung unterschieden. Schwerpunktmäßig wird die Erfahrung der Fremdheit ganz vom Subjekt aus gesehen, das etwas oder jemanden als fremd empfindet, ohne Streben nach Einebnung der Verschiedenheit, wie sie die westliche Moderne kennzeichnet.“<sup>22</sup>

Um *fremd* näher zu fassen, verwendet die Soziologie bzw. die Sozialpsychologie gern *eigen* als Kontrastbegriff<sup>23</sup>: der *eigene* und der *fremde* Raum, der *eigene* und der *fremde* Körper, das *eigene* und das *fremde* Haus, die *eigenen* und die *fremden* Kinder usw.<sup>24</sup> Als *fremd* erscheint, was sich der Zugehörigkeit, Verfügbarkeit und Vertrautheit entzieht und jenseits dessen liegt, das man die ‚Eigenheitssphäre‘ nennen könnte.<sup>25</sup> *Fremd* wirkt auf uns ferner das, was wir nicht kennen.. Doch es wird erst dann zu etwas *Fremdem*, wenn es uns auf merkwürdige Weise betrifft, obwohl wir es nicht kennen: „Die Ambivalenz von Angst und Faszination prägt mein Verhalten gegenüber dem Fremden und bestimmt zugleich meine Haltung zu mir selbst. Das Fremde und das Eigene stehen also in einem ähnlichen Verhältnis zueinander wie das Unbewusste und das Bewusste.“<sup>26</sup>

*Fremd* kann eine kategoriale Entgegnung zu *selbst* sein, was in *Fremderfahrung* versus *Selbsterfahrung*, *Fremdbestimmung* versus *Selbstbestimmung*, *Fremdverschulden* versus *Selbstverschulden* zum Ausdruck kommt. Es lassen sich beim Adjektiv *fremd* vier Bedeutungen unterscheiden: 1. *fremd* kann ein Ort sein, der unvertraut ist oder einem so vorkommt; 2. *fremd* kann eine Person oder eine Gruppe von Menschen sein, der bzw. denen man sich nicht zugehörig fühlt; 3. als *fremd* kann eine kulturelle Gemeinschaft inklusive ihrer Sprache, Handlungsweisen und Rituale empfunden werden; 4. als *fremd* kann all das erscheinen, was seltsam und andersartig, unheimlich, ungewohnt und weit entfernt ist.<sup>27</sup>

Wie stark diese Bedeutungsvarianten sich überschneiden und wie schwierig es ist, eine dieser Nuancen zu bevorzugen, wird schon daran deutlich, dass sich *fremd*, *Fremdes* und *Fremdheit* auch in qualitativer Hinsicht differenzieren lässt: *Fremdheit* begegnet uns entweder auf gleicher Augenhöhe, im Austausch unterschiedlicher, aber gleichberechtigter

<sup>21</sup> Ladwig, Bernd (1997), S.83.

<sup>22</sup> Bauer, Thomas (2001): Fremdheit in der klassischen arabischen Kultur und Sprache. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Fremdes in fremden Sprachen. München: Fink Verlag, S.85-107;

<sup>23</sup> vgl. Bielefeld, Uli (1991): Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären. In: Ders. (Hrsg.) Das Eigene und das Fremde. Hamburg: Junius, S.97-128

<sup>24</sup> Es ist allerdings auch möglich, *eigen* und *fremd* nicht kontrastiv, sondern fast identisch zu verwenden: „Horst ist in letzter Zeit sehr *eigen*; er ist uns *fremd* geworden!“.

<sup>25</sup> vgl. Waldenfels, Bernhard (1990): Der Stachel des Fremden. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.59

<sup>26</sup> Erdheim, Mario (1993): Das Fremde – Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. München: Pfeiffer, S.167-183; hier: S.167

<sup>27</sup> vgl. Jostes, Brigitte (1997): Was heißt hier ‚fremd‘? Eine kleine semantische Studie. In: Naguschewski, Dirk; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Was heißt hier ‚fremd‘? Berlin: Akademie Verlag, S.11-76; hier: S.71

Lebensformen und Kulturen; oder wir empfinden *Fremdheit* als Normabweichung, gar als Pathologie (ob als Traum, als Rausch oder als Wahn); schließlich erscheint *Fremdheit* – gerade im Kontext der europäischen Entdeckungsreisen – als frühere Entwicklungsstufe, als Primitivität gegenüber dem Status der Zivilisation – eine Einstellung, mit der *Fremde* als *Wilde* über Jahrhunderte diskreditiert wurden.<sup>28</sup> Es verwundert nicht, dass die Begegnung mit *der Fremde* und *dem Fremden* oft begleitet ist von dem Impuls, beängstigende Aspekte der *Fremde* durch Aneignung zu bewältigen, sie zu entschärfen, ihr den Stachel zu nehmen – auch wenn fraglich ist, ob das am Ende gelingen kann: „*Wenn es eine Fremdheit gibt, die sich nicht heimisch machen und aneignen lässt, so dringt ein Schimmer des Fremden durch die Fugen jeder noch so festgefügtten Ordnung.*“<sup>29</sup>

Zwar verliert ein *fremder* Ort seine irritierende Struktur, indem wir ihn durchstreifen und uns in ihm kundig und vertraut machen: Ein Tourist steigt deswegen auf Kirchtürme und hohe Gebäude, weil er damit das unbekannte Terrain der Straßen, Plätze, Häuserzeilen und Himmelsrichtungen strukturieren kann und sich nicht im Labyrinth der Gassen verläuft. Ebenso kann man die *Fremdheit* einer Sprache minimieren, indem man sie lernt, sie sich aneignet; auch lassen sich Kenntnisse über kulturelle, religiöse, soziale Bedingungen und Hintergründe eines Landes erwerben. Auf jedem dieser Wege mag es gelingen, mehr Orientierung zu erlangen, eine innere Landkarte der *Fremde* zu entwickeln. Doch auch wenn man die *Fremde* zum Gegenstand des Wissens macht, wird man ihre *Fremdheit* nie bezwingen (können), schon deswegen nicht, weil man nicht zu trennen vermag zwischen der konkreten *Fremde*, ihren ethnischen, kulturellen und sozialen Dimensionen einerseits und den eigenen Wünschen und Ängsten, die man auf die *Fremde* projiziert. So bietet sich die ferne *Fremde* dafür an, Rahmen und Hintergrund oder Vorstellungsanlass zu sein für die Bearbeitung wunschhafter oder angstvoller Phantasien: Wird *die Fremde* oder *das Fremde* als bessere Variante potentieller Lebensformen gesehen, dann konzentrieren sich darauf die eigenen Wünsche; wird es als schlechtere Möglichkeit angesehen, ist es geeignet, all die Ängste auf sich zu ziehen, die das projizierende Subjekt bei der Erfahrung der *Fremde* empfindet.<sup>30</sup>

Bemerkenswert ist auch, dass *Fremdheit* nicht nach dem Grad der Ferne, der größeren oder geringeren Distanz gemessen werden kann. Das Verhalten eines Menschen in einem fernen Land mag uns weniger *befremden* als das eigentümliche Verhalten unseres Nachbarn im gleichen Wohnhaus. Gäbe es eine gleitende Skala der *Andersheit*, die vom Nahen zum Fernen reicht, so würde diese *Andersheit* oder *Fremdheit* in der äußersten Fernzone, aber auch in der engsten Nahzone mit besonderer Deutlichkeit wahrgenommen werden.<sup>31</sup> Vielleicht führt das Aussenvorbleiben, das Abprallen an der *Fremde* zu einem verstärkten Zurückgeworfensein auf das *Selbst*, auf das Eigene; vielleicht kann nur derjenige, der nicht von der (bewussten oder unbewussten) Infragestellung seines Selbst absorbiert ist, dem Reiz der *Fremde* offen begegnen; vielleicht gelingt dem, der sowohl Unvertrautes als auch Bekanntes in der Schwebe zu halten vermag, eine angemessene Resonanzfähigkeit gegenüber der *Fremde*. Dann müsste er das als *fremd* Erfahrene nicht vorschnell dem Zugriff des Erkennens, Durchschauens und Einordnens unterziehen.

<sup>28</sup> vgl. Bitterli, Urs (1991): Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. 2.Aufl., München: C.H.Beck, S.19ff

<sup>29</sup> Waldenfels, Bernhard (2001): Das Phänomen des Fremden und seine Spuren in der klassischen griechischen Philosophie. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Fremdes in fremden Sprachen. München: Fink Verlag, S.19-41; hier: S.41

<sup>30</sup> vgl. Krusche (1985), S.18

<sup>31</sup> vgl. Weinrich, Harald (1990): Wie fern ist die Fremde? Von der Hermeneutik zur interkulturellen Fremdeheitsforschung. In: Krusche, Dietrich; Wierlacher, Alois (Hrsg.): Hermeneutik der Fremde. München: Iudicium-Verlag, S. 48-50

In diesem Sinne plädiert Uwe Timm dafür, der *Fremde* neugierig zu begegnen: „*Ein Staunen darüber, wie die Menschen, wie die Dinge beschaffen sind, das heißt, anders sein können als man selbst. Die Wahrnehmung dieser Differenz erst lässt eine Reflexion der eigenen Wahrnehmung zu und damit die Möglichkeit der eigenen emanzipatorischen Veränderung im Verstehen. Ein Verstehen, das sich bemüht, die eigene Wahrnehmung als vorläufig und geschichtlich bedingt anzunehmen, also auch sich selbst als fremd abhängig zu erfahren, um so den anderen, Fremden in seiner Würde wahrzunehmen.*“<sup>32</sup>

### 3.2.2 Die *Fremde* im entwicklungspsychologischen Kontext

Neben der Sozialpsychologie, in der *fremd* als kategoriales Merkmal zur Abgrenzung aller nicht zum eigenen Selbst gehörenden Objekte verwendet wird, hat sich die Entwicklungspsychologie dem Phänomen der *Fremde* angenommen und erkundet Erfahrungen der *Fremdheit* mit folgendem Schluss: Wir haben unsere Umgebung in der Regel so strukturiert, dass wir uns räumlich zurecht finden. Geschieht es dennoch, dass wir die Orientierung verlieren (z.B. auf Reisen), so kann uns eine spezifische Angst überfallen, die eigentlich nicht auf erwartete Bedrohungen zurück geführt werden kann.<sup>33</sup> Diese Angst ähnelt vielmehr frühen Kindheitserfahrungen, die aufsteigen, wenn uns Gefühle der Verlassenheit, Ausgeliefertheit, Bindungslosigkeit und Ungeschützttheit überfallen: „*Ein Kind entwickelt diese Fähigkeit zur Unterscheidung im ersten Lebensjahr, indem es Teile der Mutter- und der Selbst-Repräsentanz abspaltet. Es beginnt zu ‚fremdeln‘: Mit einem ungewohnten Menschen konfrontiert, flüchtet sich das Kind zu den Eltern, um Sicherheit und Schutz vor dem unvertraut wirkenden Menschen zu suchen. So abgesichert – gewissermaßen in Deckung gegangen – vermag es neugierig diesen anderen zu betrachten, kann es ihn in seiner Andersartigkeit vergleichen mit der gewohnten Wirklichkeit und das eigene Selbstgefühl dabei aufrecht erhalten.*“<sup>34</sup>

Körperliche Reaktionen des *Fremdelns* zeigen sich bei Kleinkindern in erstarrter Mimik, deutlicher Pupillenerweiterung, Versteifung des Körpers sowie erhöhtem Puls- und Herzschlag, also Anzeichen von Angst. Die Tatsache, dass Reaktionen des *Fremdelns* nicht von Säuglingen in ihren ersten Lebenswochen gezeigt werden, führt zu der Erkenntnis, dass ein Zusammenhang bestehen muss zwischen der Gehirnentwicklung und der Angstreaktion: Das Erleben einer Wahrnehmung als *fremd* setzt die Zunahme kognitiver Fähigkeiten voraus, die es dem Kind ermöglichen, neue Reize und fremde Menschen mit den bereits ausgebildeten kognitiven Schemata (Gesicht, Gestalt, Geruch vertrauter Personen) zu vergleichen.<sup>35</sup> Angst muss dabei nicht in jedem Fall das beherrschende Gefühl sein; es hänge – so Martin Dornes – sehr von den Bedingungen ab, unter denen der *Fremde* oder das *Fremde* erscheint: „*Unter optimalen Umständen reagiert das acht Monate alte Kind auf einen Fremden mit einer Mischung aus Neugier und Vorsicht, nicht mit Angst. ‚Stranger wariness‘ scheint eher normal und universal zu sein als ‚stranger anxiety‘.*“<sup>36</sup>

<sup>32</sup> Timm 1997, S.42

<sup>33</sup> vgl. Huppertz, Michael (2000): Schizophrene Krisen. Bern: Verlag Hans Huber, S.127

<sup>34</sup> Ruff, Wilfried (1993): Das Fremde – Anlass zur Verführung und Verurteilung. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.280-292, hier: S.280

<sup>35</sup> Thomas, Alexander (1993): Fremdheitskonzepte in der Psychologie. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. München: Quintessenz-Verlag, S.148-154; hier: S.149

<sup>36</sup> Dornes, Martin (1997): Die frühe Kindheit. Frankfurt a.M.: Fischer, S.187

Nach Ansicht Piagets<sup>37</sup> ist das Neugiermotiv, das Interesse am Fremden Voraussetzung für die Reifung der Persönlichkeit und für die Ausbildung von Intelligenz. Neugier treibe das Kind (und den erwachsenen Menschen) dazu, sich aktiv der *Fremdheit* – in Bezug sowohl auf unbekannte Personen wie auch unvertraute Situationen – zu stellen, eine Interaktion mit der Fremde zu wagen mit dem Ziel, Neues daraus zu schöpfen.<sup>38</sup> Piaget nimmt an, dass ein etwa acht Monate altes Kind ahnt, dass Personen oder Sachen, die es nicht mehr sieht, doch weiterleben. Dem Kind wird allmählich bewusst, dass z.B. die Mutter noch existiert, auch wenn sie nicht mehr zu sehen, zu hören und zu spüren ist. Erst die Befürchtung, sie könne nicht mehr verfügbar sein, ist für das Kleinkind die kognitive Bedingung für die Entwicklung von Trennungsangst. Die Annahme der Weiterexistenz einer Person (oder einer Sache), gepaart mit dem Zweifel, ob sich diese Phantasie als gesichert erweist, ist die Voraussetzung dafür, diese Person (oder diese Sache) überhaupt vermissen zu können. (Es gibt für Reisende entsprechende Momente in der Fremde, wo sie nicht sicher sind, ob die heimatliche Welt und die dort lebenden Personen wirklich noch existieren. Bei ihrer Rückkehr stellen sie fast ein wenig überrascht fest, dass alle weitergelebt haben, während sie weg waren.) Im Sinne Piagets verunsichert die Trennung das Kind also vor allem deshalb, weil eine vertraute Person verschwunden ist, an die es sich mit dem Bedürfnis nach Kontakt und Sicherheit wenden kann. Durch Trennungen werden also Kommunikations-, Trost- und Schutzbedürfnisse frustriert.<sup>39</sup>

In der neueren Säuglingsforschung gilt inzwischen als erwiesen, dass eine gesicherte Bindung für die Bewältigung von Fremdheitserfahrungen, ja eigentlich von allen emotional schwer zu bewältigenden Situationen von existentieller Bedeutung ist. Was ein Kind in den ersten Lebensjahren an Bindungsqualitäten entwickelt, davon wird abhängen, wie der erwachsene Mensch auf die Konfrontation mit Fremdheit reagiert: *„Kommt es in kulturellen Überschneidungssituationen zu Fremderfahrungen, die als emotional belastend und bedrohlich erlebt werden, so ist zu erwarten, dass im Individuum ein Vorstellungsschema aktiviert wird, das von der bereits in der Kindheit ausgebildeten Bindungsqualität bestimmt ist und ein dementsprechendes Reaktionsverhalten auf die Fremdheitssituation hervorbringt.“*<sup>40</sup>

In diesem Zusammenhang fragt Masud R. Khan, wie es dem behüteten Baby in ruhigen Phasen des Wohlbefindens ergehen mag, in Momenten also, in denen es zufriedengestellt mit sich *allein* ist. Schließlich verbringe der Säugling die meiste Zeit der ersten Lebensmonate in diesem Zustand. Khan geht es in seinen Überlegungen, im Gegensatz zur Bindungstheorie, weniger um mögliche Beeinträchtigungen, die aus ungenügender oder überbehütender Fürsorge entstehen könnten, sondern um die Wirkungen des Alleinseins im frühen Kindesalter. Er sieht darin wichtige Momente, in denen die biologischen Fähigkeiten Raum und Zeit zur Verfügung haben, sich zu einem personalisierten Zustand zu verdichten: *“Aus dem Säugling entwickelt sich allmählich ein bestimmter Säugling: eine individuelle Person in der Besonderheit ihres eigenen Seins.“*<sup>41</sup> Doch gerate in diesen Stunden des Alleinseins vieles, was das Baby in dieser Phase aufgrund mangelnder Reife noch nicht zu einer psychischen Erfahrung machen kann, in Vergessenheit. Was aber dem *Vergessen* anheimfalle, sei nicht verloren – es werde später in „*ureigenen Wahnsinnszuständen*“ wieder auftauchen: *„Ich benutze absichtlich das Wort wahnsinnig*

<sup>37</sup> Piaget, Jean (1946): Psychologie der Intelligenz. Zürich: Rascher-Verlag

<sup>38</sup> vgl. Piaget, Jean (1975): Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Stuttgart: Klett-Verlag

<sup>39</sup> vgl. Dornes 1997

<sup>40</sup> ebd., S.149

<sup>41</sup> Khan, Masud R. (1991): Erfahrungen im Möglichkeitsraum. Psychoanalytische Wege zum verborgenen Selbst. Übersetzt von Elisabeth Vorspohl. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S.291/292

im Unterschied zu dem Begriff *psychotisch*, denn jeder Erwachsene ist auf eine sehr private Weise *wahnsinnig* – und auch *allein*.<sup>42</sup>

### 3.2.3 Die *Fremde* im ethnopsychiatrischen Kontext

Die Ethnopsychiatrie hat sich zur Aufgabe gemacht, „den Einfluß geographischer, kultureller und gesellschaftlicher Bedingungen, unter denen Völkerschaften leben, auf ihre Normalitäts- und Krankheitsvorstellungen, auf ihre Symptomformulierungen, auf das Vorkommen und die Häufigkeit psychiatrischer Symptome und Krankheiten, auf die Wahl der Behandlungsmethoden sowie auf die Organisation der psychiatrischen Versorgung und auf deren Akzeptanz“<sup>43</sup> zu untersuchen. Es geht ihr um die Frage, welche psychischen Phänomene in unterschiedlichen Kulturen als verrückt bzw. als Ergebnis einer verrückt machenden Einwirkung übernatürlicher Kräfte eingestuft werden und auf welche Weise Kulturen zwischen verrückt und normal unterscheiden. Besonders erforscht die Ethnopsychiatrie und die Ethnopsychoanalyse in jüngster Zeit Aspekte der Migration und ihrer seelischen Bewältigung. Denn Erfahrungen mit dem ‚Leben in geteilten Welten‘<sup>44</sup>, mit dem Alleinseins am unvertrauten Ort, mit physischen und psychischen Belastungen in der *Fremde* müssen Millionen Menschen machen, die aus Gründen des Krieges, des Hungers oder der Naturkatastrophen unterwegs sind, weil sie einen Platz zum Überleben suchen.<sup>45</sup>

Für Migrantinnen und Migranten ist der Wechsel des sozialen Ortes und des kulturellen Raumes notwendigerweise mit Anpassungsleistungen und Abwehrmechanismen verbunden, die der Ausrichtung an die Außenwelt dienen und Folgen für das Selbsterleben haben: Leon und Rebeca Grinberg nennen es ein „*Ich-Beben*“, wenn der Wechsel der kulturellen Umgebung Individuen in einen „*Zustand der Desorganisation*“ versetzt und der Verlust der *anderen*, die bislang die psychosoziale Identität teilhabend und bestätigend absicherten, das narzisstische Gleichgewicht der Betroffenen unterhöhlt.<sup>46</sup> Die Psychoanalytikerin Maya Nadig beobachtete bei sich grobe „*Erschütterungen der eigenen Rollensysteme*“, als sie für längere Zeit in einer fremden Kultur lebte; die Notwendigkeit der inneren Umstrukturierung bezeichnet sie als Gefühl des „*sozialen Sterbens*.“<sup>47</sup>

<sup>42</sup> ebd., S.292; vgl. hierzu auch Winnicott, Donald W. (1974): Die Fähigkeit zum Alleinsein. In: Ders.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München: Kindler, S.36-46

<sup>43</sup> Wulff, Erich (1990): Was trägt die Ethnopsychiatrie zum Verständnis psychischer Erkrankungen bei? In: Thom, Achim; Wulff, Erich (Hrsg.): Psychiatrie im Wandel. Erfahrungen und Perspektiven in Ost und West. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.96-114; hier: S.96

<sup>44</sup> Akashe-Böhme, Farideh (2000): In geteilten Welten. Fremdheitserfahrungen zwischen Migration und Partizipation. Frankfurt a.M.: Brandes u. Apsel

<sup>45</sup> Eine Zeit lang fiel es der Psychoanalyse schwer, sich dem Phänomen der Migration und seiner seelischen Implikationen theoretisch zu nähern; die Tatsache, dass viele Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker selbst Migranten waren, die in ihren Aufnahmeländern (vor allem in den USA, in Kanada und Südamerika) einem hohen Anpassungsdruck ausgesetzt waren, führte offenbar zu dieser Leerstelle im psychoanalytischen Theoriegebäude. Vgl. Zeul, Mechthild (1996): Rückreisen in die Vergangenheit. Zur Psychoanalyse spanischer Arbeitsmigrantinnen. In: Haase, Helga (Hrsg.): Ethnopsychoanalyse. Stuttgart: Verlag Intern.Psychoanalyse, S.219-255

<sup>46</sup> Grinberg, Leon; Grinberg, Rebeca (1990): Psychoanalyse der Migration und des Exils. Stuttgart: Klett-Cotta, S.120/121

<sup>47</sup> Erdheim, Mario; Nadig, Maya (1979): Größenphantasien und sozialer Tod. In: Kursbuch 58, hrsg. v. Hans M. Enzensberger, Berlin: Rotbuch-Verlag, S.115-126

Güldane Atik schildert „*Entwurzelungsreaktionen* und *Entwurzelungsdepressionen*“<sup>48</sup>, die beim Übergang aus der vertrauten Region und der relativen Geborgenheit einer Großfamilie in die schwer zu durchschauende, hochindustrielle Leistungsgesellschaft mit ihren andersartigen Werten und Verhaltensnormen auftreten. Mechthild Zeul untersuchte eine Gruppe von Frauen, die nach einer Zeit der Arbeitsmigration in ihre Heimat zurückkehrten und erhebliche psychische Erkrankungen, vor allem depressiver Art, aufwiesen.<sup>49</sup> (Über die Gefährdung des Selbst bei allzu drastischem Wechsel der Umgebung berichtet auch Paul Parin: Wurden erwachsene Stammesmitglieder aus ihrem gewohnten Rahmen, der zum Teil ihres *Selbst* geworden war, herausgerissen und mit einer ungewohnten Umgebung konfrontiert, so entwickelten zahlreiche von ihnen deutliche psychotische Zustände, die sich wieder zurückbildeten, sobald sie in ihr Dorf zurückkehrten.<sup>50</sup>)

Weitere Untersuchungen aus politikwissenschaftlicher<sup>51</sup>, sozialpsychologischer<sup>52</sup> und psychiatrischer<sup>53</sup> Perspektive haben sich mit unterschiedlichsten Migrationserfahrungen und den damit zusammenhängenden Erlebnissen von *Fremdheit* befasst. Dabei ist deutlich geworden, dass es sich bei der Migration um einen *transitorischen Prozess*<sup>54</sup> handelt, der die Konfrontation mit der *Fremde* einschließt und meist physisch und psychisch sehr belastend erlebt wird. Häufig kommt es dabei zu diffusen Krankheitsbeschwerden ohne erkennbare organische Ursache: In Arztpraxen, Allgemeinkrankenhäusern und psychiatrischen Kliniken klagen Migrantinnen und Migranten über Kopfschmerzen, Magen-Darm-Probleme, Herz-Rhythmus-Störungen, Schlaf- und Ess-Störungen, Abgeschlagenheit und Müdigkeit.<sup>55</sup> Darunter liegen oft posttraumatische Belastungen, dissoziative und depressive Störungen und auch psychotische Entgleisungen; de Jong gibt dafür ein Beispiel: „*Eine 35jährige Frau aus Surinam wird wegen unerklärlicher Anfälle und Suizidgefahr überwiesen. Während der Anfälle gerät sie in Trance, wobei ihr Körper heftig bebzt, sich ihre Augen verdrehen und ihre Hände und Arme verkrampfen. Sie murmelt unverständliche Worte, ist unerreichbar und kommt nach fünf Minuten wieder zu sich, ohne sich erinnern zu können. Sie berichtet, ihr Leben beenden zu wollen, um so den bösen Geistern zuvor zu kommen, und fühlt sich von Leichenwagen verfolgt. Sie beschreibt die Geister als Figuren aus der Mythologie ihres Heimatlandes, die sie ständig bedrohten. Sie sagt, dass sie genauso viel isst wie früher, aber die Geister äßen sie auf, wodurch sie schon elf Kilo verloren habe. Manchmal habe sie das Gefühl, dass sich ihr Körper verändere und sie schon nach Tod stinke.*“<sup>56</sup>

<sup>48</sup> vgl. Atik, Güldane (1990): Psychische und physische Gesundheit ausländischer Mitbürger in der Bundesrepublik. In: Evangelische Akademie Iserlohn (Hrsg.): Krank in der Fremde. Tagungsprotokoll, S.24-40

<sup>49</sup> Zeul, Mechthild (1996): Rückreisen in die Vergangenheit. Zur Psychoanalyse spanischer Arbeitsmigrantinnen. In: Haase, Helga (Hrsg.): Ethnopschoanalyse. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S.225

<sup>50</sup> Parin, Paul (1977): Das Ich und die Anpassungsmechanismen. In: Psyche 31, S.481-515

<sup>51</sup> vgl. Leggewie, Claus (1993): Fremde Bürger. Kollektive Identität aus politikwissenschaftlicher Sicht. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. München: Pfeiffer, S.15-27

<sup>52</sup> vgl. Koch, Eckardt; Schepker, Renate; Taneli, Suna (Hrsg.) (2000): Psychosoziale Versorgung in der Migrationsgesellschaft. Freiburg: Lambertus; siehe auch: David, Matthias (Hrsg.) (2001): Migration und Gesundheit. Zustandsbeschreibung und Zukunftsmodelle. 3.Aufl., Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag; Marschalck, Peter (Hrsg.) (2001): Migration und Krankheit. Osnabrück: Univ.Verlag Rasch

<sup>53</sup> vgl. Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag

<sup>54</sup> Sluzki, Carlos E. (2001): Psychologische Phasen der Migration und ihre Auswirkungen. In: Hegemann; Salman (2001), S.101-115

<sup>55</sup> vgl. die eindrucksvollen Fallgeschichten in: Schernus, Renate (2002): Hausärztin im Kiez. Bonn: Psychiatrie Verlag

<sup>56</sup> Jong, Joop de (2001): Klassifizieren oder nuancieren? In: Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.130-151

Der Fall zeigt, dass Zeichen schizophrener Psychosen mit Wahnbildern, Halluzinationen und streitenden Stimmen nur sinnvoll gedeutet werden können, wenn lebensgeschichtliche Aspekte (Erfahrungen der Fremdheit und Isolation) ebenso wie kulturelle Hintergründe angemessen berücksichtigt werden. Dies gilt auch bei psychoseähnlichen Symptomen von Migrantenkindern der zweiten und dritten Generation, wie Sigrid Scheifele erwähnt: „Nicht selten hinterlassen bei den ersten Gesprächen hier aufgewachsene oder hier geborene Kinder von Migranten den Eindruck einer Verwirrung und Verstörung, wie wir sie eher bei psychotischen Patienten zu finden gewohnt sind. Lässt man sich auf eine gemeinsame Arbeit ein, so löst sich oftmals die diagnostische Unsicherheit auf: Nicht psychotische Konflikte (...) haben die Verwirrung und Unruhe hervorgerufen, sondern diese rührt her von einer tiefen Unsicherheit des Patienten, wohin er überhaupt gehört, wie die der Herkunftskultur entstammenden Wünsche, Ge- oder Verbote und die anderen der Aufnahmekultur zu vermitteln sind. Meines Erachtens könnte eine Verbreitung dieses Erkenntnis manchem Patienten aus einer Familie von Migranten eine Karriere in der Psychiatrie ersparen.“<sup>57</sup>

Im therapeutischen Kontakt führt das Aufeinandertreffen von Personen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund häufig zu Störungen in der Kommunikation und Interaktion, wenn die differierenden kulturellen Standards nicht als solche erkannt, sondern der betreffenden Person als Störung attribuiert werden. Erzählt beispielsweise ein Patient aus Südostasien seine Lebensgeschichte, so tut er dies nicht chronologisch, sondern pendelt zwischen den Jahren hin und her. Dies könnte der Arzt als Sprunghaftigkeit, Zerfahrenheit, Unkonzentriertheit und Verwirrtheit, also als Krankheitssymptom, deuten. Erst in Kenntnis der Tatsache, dass die Zeit für Menschen dieses Kulturraumes nicht vergeht, sondern sich im festgelegten Rhythmus wiederholt, wird er verstehen, dass hier für die Darstellung von Lebensereignissen nicht die Chronologie, sondern die Qualität entscheidend ist.<sup>58</sup>

Es existieren in den einzelnen Kulturen sehr unterschiedliche Krankheitskonzepte – auch und gerade in Bezug auf psychische Erkrankungen: Westliche Vorstellungen gehen davon aus, dass unser *Selbst* Teil unseres Körpers sei und unsere Gesellschaft aus einer Anzahl ähnlicher, vergleichbarer Individuen mit jeweiligem *Selbst* bestehe, die sich in ihren Lebensgeschichten, sozialen Rollen usw. unterscheiden. Der psychiatrische Blick ist auf den Körper gerichtet, der durch individuelle Konstitution, Geschichte und Entwicklung geprägt ist; auf ihn schaut der Arzt, er ist der Ansatzpunkt für Interventionen. In anderen Regionen und Gesellschaftsformen ist die entscheidende Einheit nicht der individuelle Körper der einzelnen Person, sondern die Gemeinschaft, in der die Person lebt; Familien stellt nach dieser Auffassung Gesamtkörper dar, und seelische Störungen drückt Disharmonien im Gefüge der sozialen Ordnung aus. Sie sind daher nicht auf individueller psychologischer Ebene, sondern nur im Kontext der gesamten Familie zu behandeln.<sup>59</sup> *Fremde* zeigt sich hier im Zusammenhang mit Krankheitskonzepten und ihren zugrunde liegenden Vorstellungen, Traditionen, Menschenbildern, und der Schritt vom Phänomen zum Symptom kann nur in Kenntnis der *Fremde* und ihres kulturellen Rahmens vollzogen werden, in welchem solche Erscheinungen auftreten.<sup>60</sup>

<sup>57</sup> Scheifele, Sigrid (2003): Migration und Psyche. In: Psychosozial, 26.Jg., Heft 93, S.7-13, hier: S.9

<sup>58</sup> vgl. Wulff, Erich (1990), S.100

<sup>59</sup> Littlewood, Roland (2001): Von Kategorien zu Kontexten. Plädoyer für eine kulturumfassende Psychiatrie. In: Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.22-38

<sup>60</sup> vgl. Wulff, Erich (1990), S.98

Wenn Erfahrungen der *Fremde* vor dem Hintergrund von Flucht und Vertreibung untersucht werden, ist von erstaunlich regelhaften Abläufen im Prozess der Bewältigung bzw. in der Auseinandersetzung mit der *Fremdheit* die Rede: Zwar kann die Art und Weise, wie und warum die Heimat verlassen wurde, sehr unterschiedlich sein: Der eine macht sich mit seinem gesamten Hab und Gut auf den Weg, der andere nur mit einem Bündel an Habseligkeiten; mancher geht an Bord eines Flugzeuges oder eines Passagierschiffes, ein anderer flüchtet im Container oder im Schlauchboot; mancher besitzt Kenntnisse von den Bedingungen und Chancen im Zielland, mancher bleibt gänzlich ohne Unterkunfts- und Arbeitsmöglichkeiten, vielleicht ziellos und in Todesangst vor Verfolgung. Trotz dieser differierenden und oft bedrohlichen Hintergründe und Motive der Migration zeigen sich im Verlaufe eines Migrationsprozesses immer wieder folgende Stadien: 1.) Die Phase der Vorbereitung; 2.) Der Akt der Migration; 3.) Die Phase der Überkompensierung; 4.) Die Phase der Dekompensation; 5.) die Phase der (generationsübergreifenden) Anpassung.<sup>61</sup>

Für den hier untersuchten Zusammenhang über die *Gefährdung des Selbst in der Fremde* sind die beiden letzten Phasen bedeutsam: Zum Aspekt der *Überkompensierung* in Phase drei erwähnt Sluzki, dass die Belastungen der Migration nicht unbedingt in den ersten Tagen und Wochen nach Ankunft am fremden Ort die größten sein müssen; tatsächlich ist in dieser Zeit ein Höchstmaß an praktischer Tätigkeit, an schierem Überleben und an Erfüllung der Basisbedürfnisse von Nöten. Den meisten Migranten und ihren Familien gelingt es in dieser Phase, relativ gute Anpassungsmechanismen zu mobilisieren: „*Konflikte treten in den Hintergrund, allenfalls erscheinen familientypische Regeln und Stile etwas akzentuierter. Wenn sich die Mitglieder einer Familie immer sehr nah waren, physisch und emotional, erscheinen sie jetzt noch näher. Wenn sie eher distanziert waren, verstärken sie noch ihre Autonomie, auch wenn ein dürftiges soziales Netz eher das Gegenteil erwarten ließe.*“<sup>62</sup>

Müssen Belastungen wie zusätzliche Trennungen und Verlusterlebnisse bewältigt werden, kann dies zur Desorganisation der Familie und als Folge davon auch zur Auslösung massiver psychischer Krisen führen. Meist treten solche Einbrüche allerdings erst in der vierten Phase zutage, wenn sich die Familie vor die Aufgabe gestellt sieht, die neue Realität in der *Fremde* zu gestalten und dabei einerseits die Kontinuität der Familie (inklusive ihrer Normen, Werte und Handlungsstile) zu erhalten, sich andererseits den neuen und ungewohnten Bedingungen der Umwelt zu stellen. Gelingt es der Familie oder einzelnen Familienmitgliedern nicht, sich in diesem Zusammenspiel von *Eigenem* und *Fremdem* zu positionieren, wird z.B. das, was in der Heimat zurückgelassen wurde, von den einen idealisiert, von den anderen verleugnet, werden Ängste, Unsicherheiten und Konflikte verdrängt, führt dies zu mannigfaltigen körperlichen oder seelischen Störungen bis hin zu psychotischen Episoden ausdrücken. Die erhöhte Vulnerabilität von Menschen mit Migrationserfahrung muss in besonderem Maße auf dem Hintergrund jener Faktoren gesehen werden, die Anlass für die Vertreibung aus der Heimat waren: Hunger, Katastrophen, Krieg und die damit einher gehenden physischen und psychischen Belastungen wie tagelange Fußwanderung, Entbehrung, Mangelernährung, körperliche Verletzung, Unterbringung im Flüchtlingslager, Isolierung und Folterung.<sup>63</sup>

<sup>61</sup> vgl. Sluzki (2001), S.101ff

<sup>62</sup> ebd., S.107

<sup>63</sup> Joop de Jong erwähnt eine Untersuchung kambodschanischer Flüchtigen, die sich im Grenzgebiet zwischen Thailand und Kambodscha aufhielten, ohne ausreichend Nahrung, Wasser, Unterkunft und medizinische Versorgung; diese berichteten, dass sie während der Herrschaft der Roten Khmer von ihren Familienmitgliedern getrennt, physisch und psychisch gefoltert oder sexuell missbraucht worden waren; die meisten von ihnen erfüllten entweder die Kriterien der Depression, der Dissoziation bzw. der



### 3.2.4 Der Prozess der Erfahrung der *Fremde*

Roland Barthes hat darauf aufmerksam gemacht, dass Erfahrungen der Verunsicherung und Verstörung nicht nur bei Migranten, sondern bei Reisenden überhaupt, ja eigentlich bei all jenen anzutreffen sind, die sich einigermaßen ernsthaft auf eine Konfrontation mit der *Fremde* einlassen: „*Die Situation ist eben jene, in der eine Zerrüttung der Person eintritt, eine Umwälzung der alten Lektüren, eine Erschütterung des Sinns, der zerrissen und bis zur unerschütterlichen Leere erschöpft wird.*“<sup>64</sup> Anders formuliert: Wer die *Fremde* erfährt, muss zu einem gewissen Grad auch sich selbst *fremd* werden. Darin liegt der Unterschied zwischen der antipodischen und der relationalen Fremderfahrung<sup>65</sup>: In der antipodischen Wahrnehmung projiziert der Reisende diejenige Aspekte auf die *Fremde*, die er selbst nicht als sein ‚eigen‘ bezeichnen möchte; er ist darauf bedacht, Eindrücke zu sammeln, ohne diese wirklich in sich hinein zu lassen. In der relationalen Wahrnehmung ist der Reisende in der Lage, Eigenes und Fremdes zueinander in Beziehung zu setzen und sie nicht als absolut Gegensätzliches zu definieren. So ist er bereit, Unvertrautes zu erkunden und dem Neuen im Rahmen einer „*Zwischensphäre*“<sup>66</sup> Raum zur Reflexion zu geben über Gewohntes und Unbekanntes.

Cees Nooteboom schreibt auf der Fahrt von Tanger nach Marrakesch die folgende Erfahrung nieder: „*Ich bin hier, ich halte mich hier auf, doch jeder Schritt, den ich draußen gehe, ist ein Schritt in eine andersartige Welt. (...) Ich darf in Hotels schlafen und in kleinen Droschken fahren, doch die Stimmen, die ich höre, sind fremd, ich verstehe sie nicht. Viel mehr als europäische Länder ist Marokko ein Gebiet, das erobert werden muß, weil man hier auf viel grundlegendere Weise fremd ist, ein Fremdling ist. Bei einem oberflächlichen Besuch ist das Fremde und Exotische ein romantischer, malerischer Hintergrund, etwas, worüber man nach Hause schreiben kann. Doch je länger man bleibt, je weiter man nach Süden fährt, desto mehr läuft man in die Falle, desto fremder wird man auch sich selbst.*“<sup>67</sup>

Es ist dieser Aufforderungscharakter der *Fremde*, der einlädt und abschreckt, der jedenfalls anregt, das eigene *Selbst* im Kontext des Ungewohnten zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Meist läuft der Prozess der Erkundung der *Fremde* vor dem Hintergrund des eigenen *Selbst* weder auf strikte Trennung von Eigenem und Fremden noch auf völlige Verschmelzung hinaus. Eher lässt sich das Bemühen beobachten, die Erfahrung der *Fremde* so zu strukturieren und zu differenzieren, dass im ungewohnten und irritierenden Terrain der Blick für das Nicht-Bekannte genauso Platz hat wie für das Vertraute, das einem Sicherheit vermittelt und Angst reduziert. Nicht umsonst verweisen erfahrene Reisende auf die Wichtigkeit, sich in der *Fremde* einen vertrauten Raum am unvertrauten Ort zu sichern, eine Art Rückzugsbastion: „*Sich in einem Zimmer einzurichten, für eine Woche, einen Monat, ein Jahr, ist eine rituelle Handlung, von der viel abhängen wird und*

---

posttraumatischen Belastungsstörungen. Vgl. Jong, Joop de (2000): Psychiatrische Probleme im Zusammenhang mit Verfolgung und Flüchtlingsstatus. In: Helmchen, Hanfried et al. (Hrsg.): *Psychiatrie der Gegenwart*. Bd.3, 4.Auflage, Berlin, S.483-520; hier S.496

<sup>64</sup> Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.14

<sup>65</sup> vgl. Korte, Barbara (1999): *Musterhafte Fremdheit? Zum heuristischen Wert typologischer Zugänge zum Fremden*. In: Lenz, Bernd; Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1999): *Fremdheitserfahrung und Fremdhheitsdarstellung in okzidental Kulturen*. Passau: Wissenschaftsverlag Rothe, S.381-395

<sup>66</sup> Waldenfels 1990, S.64

<sup>67</sup> Nooteboom, Cees (2004): *Der Laut seines Namens. Reisen durch die islamische Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.59

deren man sich nicht mit wirrem Kopf entledigen soll.“<sup>68</sup> So geht das *Fremde*, das dem *Selbst* gegenübersteht, stets aus einem Prozess der Ein- und Ausgrenzung hervor.

Manche sehen die Auseinandersetzung mit der *Fremde* nicht so sehr als lustvolle, sondern als notwendige und zwangsläufige Erweiterung der Grenzen des Eigenen und mutmaßen, dass allein die Furcht den Menschen danach streben lasse, das Unbekannte zu erforschen und Erkenntnis zu suchen; Nietzsche spricht in diesem Zusammenhang von dem Willen, „unter allem Fremden, Ungewöhnlichen, Fragwürdigen Etwas aufzudecken, das uns nicht mehr beunruhigt.“<sup>69</sup> Um dem Fremden den Stachel des Bedrohlichen zu nehmen, muss der Reisende Handlungsstrategien der Assimilation entwickeln und auf dem Wege des Lernens eine affektive Teilhabe an der *Fremde* entwickeln. Auf diesem Wege kann er das Unvertraute überwinden, das Nicht-Dazugehörige durch Offenheit integrieren.<sup>70</sup> Doch nicht jedem gelingt ein solcher Zugang: Es gibt neben dem Typus des Reisenden, der möglichst viel *Fremdes* sehen und erleben will, auch jenen Urlauber, der zwar das *Fremde* sucht, dem dieses *Fremde* aber nicht allzu *fremd* sein darf: „Man muss etwas Vertrautes, der eigenen üblichen Alltagswelt Vergleichbares darin entdecken können. Sonst ist es auf Dauer nicht zu ertragen. Es macht einen sich selbst fremd. Dass gerade darin eine Chance liegen kann, ist offenbar schwer zu begreifen und zu ertragen. Goethe, ein großer Reisender, wie wir wissen, sagte einst zu Eckermann: ‚Der Mensch muss wieder ruiniert werden.‘ Vielleicht hat er diese zerstörerische Erfahrungsmöglichkeit des Reisens gemeint mit diesem Satz.“<sup>71</sup>

Wenn es eine aktive und bewusste Aneignung der *Fremde* nur sehr bedingt und niemals vollständig geben kann, so bleibt doch zu fragen, ob nicht die *Fremde*, die Andersheit eher subtil und unbemerkt unter die Haut und in die Psyche des Reisenden einzudringen vermag und zur Irritation seiner Identität und seines Lebensstils oder gar zur Erosion seines *Selbst* führen kann. Ob als Entspannung in beruhigender Landschaft, als „Thrill“ einer Abenteuer-Tour, als Bummel in einer pulsierenden Metropole, als Selbsterfahrung in asiatischer Ferne, immer wird die *Fremde* aufgesucht in der Hoffnung, etwas von ihr möge haften bleiben in der Seele des Reisenden – wenn nicht als Veränderung der Identität, so doch als Bereicherung, als Verzauberung. Je exotischer die *Fremde*, desto größer der Traum einer solchen Verwandlung.<sup>72</sup>

In diesem Sinne besitzen wir in der *Fremde* die Möglichkeit, den eigenen Erfahrungsraum zu vergrößern, ihn in eine unbekanntere Ferne zu erweitern. Doch jede tatsächliche Reise ist in gewisser Weise nur der praktische Nachvollzug bereits vorgestellter Reisen. Denn oft sind Reisende vor allem darum bemüht, gedachte und reale Bewegungen weitgehend zur Deckung zu bringen und sich nur auf Wirklichkeiten einzulassen, die ihnen entsprechen, die zu ihnen passen. In diesem Sinn reisen sie eigentlich nicht in die *Fremde*, sondern in das *Eigene*.<sup>73</sup> Und so gelingt es ihnen, sich auch am fernen Ort *zu Hause* zu fühlen, in der *Fremde* nicht von Angst erfüllt zu sein, sondern sich stimuliert und eigentümlich leicht zu

<sup>68</sup> vgl. Bouvier, Nicolas (2002): Der Skorpionsfisch. Aus dem Französischen von Barbara Erni. Zürich: Ammann Verlag, S.29

<sup>69</sup> Nietzsche, Friedrich (1988): Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2.Aufl., Bd.3, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S.594

<sup>70</sup> Ladwig, Bernd (1997), S.87

<sup>71</sup> Podak, Klaus (2003): Melancholie im Stauraum. In: Süddeutsche Zeitung Nr.92, 22.04.03, S.47

<sup>72</sup> vgl. Rotpart, Michael (1997): Tourismus in der postmodernen Erlebnisgesellschaft. In: Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismus und Gesellschaft, Gießen: Psychosozial-Verlag (*psychosozial* Nr.69, H.3), S.73-

85

<sup>73</sup> vgl. Heinrichs, Hans-Jürgen (1992): Inmitten der Fremde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.225

fühlen – trotz oder gerade wegen all der Beschwerden, Unannehmlichkeiten und Gefahren, die zu bewältigen und zu überwinden waren.

Dieser faszinierenden Seite steht allerdings auch eine bedrückende Seite der *Fremde* gegenüber: Als elend wird die *Fremde* dann empfunden, wenn sie sich abweisend zeigt, wenn sie den Reisenden ausschließt, wenn sie unbeachtet lässt, was er ist und was ihn auszeichnet. Dann fühlt er sich konturlos, als sei er nichts, als hätte er nichts vorzuweisen: „Die Fremde, die wir aufsuchen, ist nicht einfach fremd, unbekannt, sondern sie ist eine Fremde, von der wir anerkannt sein wollen.“<sup>74</sup> Meist reicht dem Reisenden schon das Gefühl, wenn nicht *anerkannt*, so doch *erkannt* zu werden; daher sein Bemühen, in *seinem Stammlokal* (das er schon als ein solches wähnt, sobald er es zum zweiten Mal betritt) einen *Stammplatz* und ein freundliches Wort des Kellners zu ergattern und sich in seinem Selbst gestärkt zu fühlen, wenn dieser ihn lächelnd begrüßt, ihn also wahrnimmt und (wieder-)erkennt. Gelingt es dem Reisenden jedoch nicht, in irgend einer Weise erkannt zu werden, dann kann sich die faszinierende Fremde in eine feindliche verwandeln und die Sehnsucht nach vertrauter Umgebung verstärken. Der feindlich-schlechten *Fremde* stellt er dann (in seiner idyllisch überzeichneten Erinnerung) die freundlich-gute *Heimat* gegenüber, bis ihm das Motiv seines Fortgehens kaum mehr verständlich ist („gut ist es dort, wo ich nicht bin!“). Insofern sind *Fremde* und *Heimat* eng aufeinander bezogene Begriffskomplexe, die sich im Phänomen des Heimwehs, im *Leiden am Fremdsein*<sup>75</sup> eigentümlich verschränken.

Eine bisweilen desillusionierende Erfahrung in der Fremde mag darin bestehen, dass man kein Anderer wird, dass man trotz Entfernung von allen vertrauten familiären und sozialen Netzen, trotz aller Überschreitung geographischer und kultureller Grenzen „sich auf lächerliche und unbarmherzige Weise gleichbleibt und dass man in anderen Kulturen der Außenseiter, der Fremde, der Unwissende ist.“<sup>76</sup> Darin liegt – wie erwähnt – die Chance, sich nicht nur von anderen, sondern auch von sich selbst zu entfernen, um mit sich selbst vertrauter zu werden: Sich im Anderen, in der *Fremde* zu erleben, in innerer Distanz zu sich selbst zu stehen, kann den Reisenden bereichern, weil „diese Art der Verfremdung unversehens eine tiefe Ahnung, ein wesentlicheres Begreifen in uns hervorrufen kann.“<sup>77</sup> Darin liegt aber auch eine Gefahr, wie noch zu zeigen sein wird, denn es kann dazu führen, dass der Reisende in *Übergangsstadien des Geistes* gerät und realisieren muss, dass er sich von sich selbst entfremdet und nicht mehr Herr im eigenen Hause: „Wenn die Gleise unserer festgegründeten Wahrnehmungen aufgebrochen werden, beginnen unsere entgleisten Gedanken und Gefühle eine frenetische Suche nach neuen Pfaden in einem Territorium, das angsteinflößend ist.“<sup>78</sup>

<sup>74</sup> Bosse (1994), S.35

<sup>75</sup> Erdheim, Mario (1988): Die Repräsentanz des Fremden. In: Ders.: Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.237-251; hier: S.244

<sup>76</sup> Heinrichs (1992), S.176

<sup>77</sup> Kaschnitz, Marie Luise (1955): Engelsbrücke. Römische Betrachtungen. Hamburg: Claassen, S.116

<sup>78</sup> Mohelsky, Helmut (1996): Ein Schlag auf den Kopf. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Band 12, Neumünster: Paranus-Verlag, S.120-127; hier: S.126

### 3.2.5 *Entfremdung* und emotionale Verlorenheit

Unter *Entfremdung* (engl./franz.: *alienation*) werden ganz unterschiedliche Formen der Aufhebung, Abwendung, Distanzierung oder Isolierung verstanden. Im soziokulturellen Sinne bedeutet *Entfremdung*, dass „*Welt und Gesellschaft, in die der Mensch sich bisher fraglos eingebettet fühlte, ihm entweder dadurch, dass er sie als andere erkennt, oder dadurch, dass sie faktisch eine andere Gestalt annehmen, fremd werden.*“<sup>79</sup> Noch umfassender begreift die Tradition der jüdisch-christlichen geprägten Geistesgeschichte *Entfremdung* metaphysisch als Fremdheit des Menschen auf der Erde, die mit der Vertreibung aus dem Paradies begann und als ‚alienation‘ fort dauert.<sup>80</sup> Im Kontext des Reisens führt ein Heraustreten oder Herausgeraten aus vertrauten Zusammenhängen zu Gefühlen von Macht- und Bedeutungslosigkeit, von Isolierung oder Selbstentfremdung<sup>81</sup>, bisweilen auch zum Gefühl sinnloser Leere<sup>82</sup>. Hier deutet *Entfremdung* auf gewisse Seiten und Kräfte im Menschen selbst hin, die bisher Teil seiner Person waren, also in seiner Gewalt standen und die sich nun seinem Zugriff, seiner Beherrschung entziehen.

Der Begriff *Entfremdung*, einst von Marx, Weber und Durkheim in die Ökonomie und Soziologie eingeführt, durchzieht die moderne Sozialwissenschaft spätestens seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen über das bindungslose und isolierte Individuum zeigen, dass die *Entfremdung* sowohl sozial wie auch intrapsychisch verlaufen kann. Anders ausgedrückt: *entfremdet* kann man werden und/oder sich so fühlen, z.B. dann, wenn man Ereignisse, mit denen man konfrontiert ist, nicht mehr (ausreichend) durchschaut.<sup>83</sup> Im zwischenmenschlichen Kontakt ist von *Entfremdung* vor allem dort die Rede, wo ein Verlust an Verständnis und Zuneigung für eine andere Person bemerkt wird. *Entfremdungsgefühle* werden in der psychiatrischen Wissenschaft jene Veränderungen des Erlebens genannt, bei denen entweder das eigene Ich, der eigene Körper, das eigene Fühlen oder die Außenwelt als fremd, unwirklich, unlebendig empfunden wird.<sup>84</sup>

Die Begriffe *Entfremdungsgefühl* und *Entfremdungserlebnis* fassen Aspekte der *Depersonalisation* und *Derealisation* zusammen; *Depersonalisation* meint jene Erfahrungen, in denen es zu subjektiven Gefühlen von Fremdheit, Irrealität und Ungewohntheit dem eigenen Selbst und den eigenen Handlungen gegenüber kommt, während *Derealisation* die Erfahrung von Veränderungen in der räumlichen und zeitlichen Beziehung zur Umgebung meint.<sup>85</sup>

Die *Störung des Daseinsbewusstseins*<sup>86</sup> und der Verluste der *natürlichen Selbstverständlichkeit*<sup>87</sup> haben zu allen Zeiten das Interesse der Forschung geweckt. Vor einhundert

<sup>79</sup> Landmann, Michael: Das Fremde und die Entfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.180-219; hier: 196

<sup>80</sup> Wierlacher, Alois (1985), S.13

<sup>81</sup> vgl. Seeman, Melvin (1975): Über die Bedeutung der Entfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.360-381

<sup>82</sup> Von Rintelen, Fritz-Joachim (1975): Daseinsentfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): *Entfremdung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.382-394; hier: 383

<sup>83</sup> vgl. Seeman, Melvin (1975), S.368

<sup>84</sup> vgl. Müller, Christian (1973): *Lexikon der Psychiatrie*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Verlag, S.169

<sup>85</sup> vgl. Fiedler, Peter (2001): *Dissoziative Störungen und Konversion*. 2.Aufl., Weinheim: Psychologie Verlags Union / Beltz, S.262

<sup>86</sup> vgl. Jaspers, Karl (1959): *Allgemeine Psychopathologie*. 7.Aufl., Berlin: Springer

<sup>87</sup> vgl. Blankenburg, Wolfgang (1971): *Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit*. Ein Beitrag zur Psychopathologie. Stuttgart: Enke

Jahren stellten die Deny und Camus aus Frankreich eine Patientin vor, die ihr Entfremdungserleben so schilderte: *„Ich nehme mich selbst nicht mehr so wahr wie früher. Ich kann meine Arme, meine Beine, meinen Kopf und mein Haar nicht mehr fühlen. Ich habe das Gefühl, daß sich mein ganzer Körper verändert hat, und manchmal sogar, daß er nicht mehr existiert. Die Welt erscheint mir verändert. Menschen und Dinge wirken wie Phantome, als ob sie nicht wirklich wären.“*<sup>88</sup> Überraschend für die beiden Neurologen war die Tatsache, dass diese Patientin ansonsten gut orientiert zu sein schien; Deny und Camus schrieben: *„Obwohl sie durch ihren Zustand stark behindert ist, hat Madame I. einen völlig klaren Kopf. Sie versucht, ihre Probleme zu analysieren, ohne wilde Interpretationen oder hysterische Vorstellungen. In Augenblicken, wo sie nicht von ihrer Ängstlichkeit beherrscht wird, hilft sie anderen Patienten, oder sie liest und näht.“*<sup>89</sup>

Gegenwärtig werden solche Empfindungen der Entfremdung vor allem in Verbindung mit posttraumatischen Belastungsstörungen diskutiert. Gefühle der Distanz zu sich selbst, des verminderten Bewusstseins in Bezug auf Umgebung, Raum und Zeit, der Betäubung, der mangelnden emotionalen Reaktion, der Entfremdung von anderen und des Erlebens von Unwirklichem werden in diesem Zusammenhang genannt. Im Abschnitt 4.2 wird unter dem Begriff *Dissoziation* auf diese Symptome zurück zu kommen sein. Hier gilt es nur darauf hinzuweisen, dass keineswegs zwingend traumatische Erlebnisse einer solchen Wahrnehmungsveränderung voraus gehen müssen. Auch die *Fremde* kann, so die These dieser Studie, solche Momente des Unwirklichen auslösen, auch Bewegungen im Raum oder besondere Landschaften können derartige Erlebnisse auf Reisen evozieren.

---

<sup>88</sup>Rosenfield, Israel (1999): Das Fremde, das Vertraute und das Vergessene. Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, S.51/52

<sup>89</sup> ebd., S.52

## Exkurs 2: „*Wie bin ich froh, dass ich weg bin!*“ (Johann Wolfgang Goethe)

Schon der Aufbruch ist eine Inszenierung: Blauer Frack, gelbe Weste und gelbe Hose – in dieser Werther-Tracht, die gerade zum Markenzeichen des ‚Sturm und Drang‘, des Aufbegehrens und der Verzweiflung geworden ist, besteigen 1775 die Brüder Stolberg, der Graf von Haugwitz und der Schriftsteller Goethe (der ein Jahr zuvor mit den *Leiden des jungen Werther* schlagartig berühmt geworden war) in Frankfurt die Kutsche, um in die Schweiz zu reisen. Sie versäumen es nicht, sich vorher noch in Darmstadt, Mannheim und Karlsruhe zu zeigen, wo Goethe mit dem Erbprinzen von Weimar und dessen Braut zusammentrifft. Überhaupt: Das Auftreten des blaugelben Quartetts scheint ein öffentliches Ereignis zu sein<sup>1</sup>; auf all ihren Stationen werden die vier Reisenden von Fürsten, Wissenschaftlern, Pädagogen und Theologen empfangen. In Straßburg kommt es außerdem zum Wiedersehen mit Jakob Michael Reinhold Lenz (Goethe nennt ihn zu diesem Zeitpunkt noch einen Freund, „*den ich liebe wie meine Seele*“<sup>2</sup>), in Emmendingen wird bei Goethes Schwester Cornelia vorbei geschaut, bevor die Reisenden schließlich in Zürich eintreffen, wo sie von Johann Kasper Lavater, dem Herausgeber der *Schweizerlieder* gastlich aufgenommen werden. Die Tage in Zürich sind gefüllt mit Ausflügen in die Umgebung, mit Bootsfahrten und mit Besuchen bei der literarischen Prominenz der Stadt.<sup>3</sup>

Gemeinsam mit Lavater und seinem Assistenten Jakob Ludwig Passavant begeben sich die Freunde von Zürich aus über Schindellegi zum Kloster Einsiedeln. Goethe reizt es, die Bergwelt zu erkunden und vielleicht zum Gotthard zu wandern, die Brüder Stolberg und den Grafen von Haugwitz zieht es zurück nach Zürich.<sup>4</sup> Da Lavater weiß, dass der junge Schriftsteller keinerlei Erfahrung in den Alpen besitzt, stellt er ihm besagten Passavant zur Seite, der nun bei Goethe bleibt und mit diesem im Hospiz des Klosters Einsiedeln nächtigt. Am nächsten Tag führt sie der Weg nach Schwyz, sie fahren mit dem Boot auf den Lauerzer See hinaus, besteigen die Rigi und verbringen dort erst sonnige, dann trübe Tage und furchterregende Nächte: „*Wie es nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr.*“<sup>5</sup> Bei den Wanderungen „*in Wolken und Nebel*“<sup>6</sup> ist Goethe froh, einen erfahrenen Bergführer bei sich zu wissen. Immerhin geben die Wolken mitunter den Blick frei auf das unter ihnen liegende Land und die Seen: „*Wir fanden uns in Wolken, (...) aber als sie hie und da auseinander rissen und uns (...) eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt als hervortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten*

<sup>1</sup> vgl. Dewitz, Hans-Georg (1980): Nachwort zu Goethes Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.173

<sup>2</sup> zit.n. Damm, Sigrid (1989): Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.115

<sup>3</sup> vgl. Dewitz 1980, S.173

<sup>4</sup> auch wenn Petrarca schon 440 Jahre zuvor den Mont Ventoux erklommen hatte – das Besteigen und Durchwandern der Bergwelt ist zu diesem Zeitpunkt noch längst nicht Mode in Europas bürgerlichen oder adligen Kreisen, und es werden noch Jahre vergehen, bevor die Höhen den Ansturm wohlhabender Touristen erleben. Siehe dazu: Günther, Dagmar (1998): Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus. Frankfurt a.M.: Campus

<sup>5</sup> Goethe, Johann Wolfgang (1980): Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Herausgegeben von Hans-Georg Dewitz. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.128. Siehe dazu auch: Perfahl, Jost (Hrsg.) (1993): Mit Goethe auf Reisen. Schilderungen, Berichte, Beobachtungen 1770-1831. München: Langen Müller, S.26/27

<sup>6</sup> zit.n. Dewitz 1980, S.174

wir nicht mehr diese Zufälligkeiten.“<sup>7</sup> Drei Tage später gelangen sie hinunter nach Vitznau: „Von da aus zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirtshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Rütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aussprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Taten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschob.“<sup>8</sup>

Am 20. Juni brechen Goethe und Passavant zu einer mehrtägigen Wanderung in Richtung Gotthard auf, die sie durch karge Bergwelten führt: „Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermisst; nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Geräusche der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Öde, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken.“<sup>9</sup> Bei Einbruch der Dunkelheit erreichen sie ein Wirtshaus und bekommen „rothen, schweren, sauren lombardischen Wein vorgesetzt“, dem sie „mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingrediens ersetzen“<sup>10</sup>. Früh am Morgen beginnt der beschwerliche Aufstieg zum Gotthard: „Die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. (...) Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen.“<sup>11</sup> Die Nacht verbringen sie im Hospiz eines Paters direkt am St.Gotthard, schlafen dort „in etwas kurzen an der Wand befestigten, eher an Repositorien als an Betten erinnernden Schlafstätten“<sup>12</sup>

### Goethe auf dem Gotthard – die Versuchung

Die beiden Wanderer stehen früh auf und befinden sich bald wieder unter freiem Himmel, jedoch in engen, „von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen“<sup>13</sup>, wie Goethe bemerkt. Schließlich erreichen sie eine Kuppe, von der aus bereits der Fußpfad, der nach Italien führt, zu erkennen ist. An dieser Stelle setzt Goethe sich nieder, holt seinen Skizzenblock hervor und zeichnet die umliegenden Gipfel und Felswände „deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ.“<sup>14</sup> So recht will das Abbild des Panoramas, das ihm schon lange – aus den Erzählungen des Vaters – vor Augen schwebt, nicht gelingen<sup>15</sup>; vielleicht ist er auch zu aufgeregt, erstmals in seinem Leben den Blick nach Italien richten zu können und das so oft gelobte Land direkt vor Augen zu haben; jedenfalls erscheint ihm der Versuch der Skizze „nach Art der Dilettanten“ missglückt zu sein – doch

<sup>7</sup> zit.n. Perfahl 1993, S.26

<sup>8</sup>Goethe 1980, S.128

<sup>9</sup> ebd., S.129

<sup>10</sup> ebd., S.130

<sup>11</sup> ebd.

<sup>12</sup> ebd., S.133.

<sup>13</sup> ebd.

<sup>14</sup> ebd.

<sup>15</sup> „Auf der ersten Schweizerreise 1775 zeichnete er die herrlichen, schrecklichen Alpenlandschaften, aber die Bilder belebten sich nicht, die Kulissen begannen nicht zu sprechen. Oben auf dem Gotthard wollte er den Blick nach Italien festhalten, das Sujet war jedoch zu und erhaben und die Komposition missglückte. Weder fand er den Fluchtpunkt, noch einen Rahmen für die grenzenlose Weite“ heißt es bei Schütze, Jochen K.(1998): Goethe-Reisen. Wien: Passagen-Verlag, S.52f

in diesem Moment tritt sein Reisebegleiter Passavant an ihn heran und fragt: „*Hast du nicht, wie ich, Lust bekommen, dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten muß herrlich sein und mühelos, und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust sein!*“<sup>16</sup>

Goethe zögert, obwohl ihm ein Kennenlernen Italiens unter südlicher Sonne für einen kurzen Moment verlockend erscheint; aber so entscheidungsfreudig ist er nicht, „*aus dem Stegreif*“ möchte er sich nicht überreden lassen.<sup>17</sup> Sein Begleiter hingegen wird forscher: „*Was soll da viel Bedenken, (...) Geld haben wir genug nach Mailand zu kommen!*“<sup>18</sup> Goethe fühlt sich plötzlich nicht mehr sicher an dem Ort, an dem er eben noch ruhig gezeichnet hat, er steht rasch auf, um von der schroffen Stelle wegzukommen, um ja nicht – wie er es im doppelten Sinne empfindet – vom Begleiter in den Abgrund mit fortgerissen zu werden.<sup>19</sup> Später fügt Goethe seinen Aufzeichnungen dieses Augenblickes folgende Betrachtung an: „*Mir kommt es vor als wenn der Mensch, in solchen Augenblicken, keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir, Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voll freundlicher einheimischer Aussichten und, sei es nur gestanden: das was mich so lange ganz umfängen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute.*“<sup>20</sup>

Diese Zeilen schreibt Goethe Jahre später – zu einer solchen Überlegungen wird er oben auf dem Gotthard-Pass wohl kaum in der Lage gewesen sein. Und dennoch enthält die Reflexion nicht nur eine gewisse Altersweisheit (verbunden mit fast schon tiefenpsychologisch oder bindungstheoretisch zu nennenden Erkenntnissen), sondern verweist auch auf Ambivalenzen, die Goethe als Reisenden prägen.

### **Goethe als Reisender – einige Fragen und Anmerkungen**

Ist Goethe – nicht nur in der Zeit der geschilderten ersten Schweizer Reise, sondern überhaupt – ein ängstlicher oder ein souveräner Reisender? Verlässt er mutig und selbstbewusst den sicheren Hafen seiner sozialen Bindungen, um sich der Fremde zu stellen und in ihr neue Erfahrungen mit sich und der Welt zu machen, oder geht er ungern von vertrauten Räumen und Menschen fort, vermisst er den Kontakt und die Rückversicherung zur Heimat? Stärkt ihn das Reisen tatsächlich so, wie er es in den nachträglichen, oft erst Jahrzehnte später bearbeiteten Reiseaufzeichnungen postuliert? Oder erlebt er in der Fremde Augenblicke der Irritation und Hilfsbedürftigkeit, die ihn das Alleinsein kaum ertragen lassen? Über diese Fragen gehen die Meinungen weit auseinander. Folgt man der gängigen Einschätzung der Goethe-Forschung, die philologisch und statistisch argumentiert und sich dabei auf zahlreiche Selbstaussagen Goethes beruft, so bringt ihm das Reisen bis ins hohe Alter eine Belebung für Körper und Geist und einen Gewinn an Welterfahrung. In jungen Jahren bemerkt er noch bescheiden: „*Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen*

<sup>16</sup> Goethe 1980, S.134

<sup>17</sup> ebd.

<sup>18</sup> ebd.

<sup>19</sup> vgl. ebd., S.135

<sup>20</sup> ebd.



*Individualität viel gewonnen.*<sup>21</sup> Zwanzig Jahre später klingt es im Brief an Schiller dann schon weltmännisch: *„Für Naturen wie die meine, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.“*<sup>22</sup> Und in den Gesprächen mit Eckermann resümiert er schließlich: *„Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“*<sup>23</sup>

Aus anderem Blickwinkel ist bemerkt worden, dass Goethe sich niemals der gefährlichen Fremde wirklich ausgeliefert habe, weil ihn das Reisen ins Unbekannte zutiefst ängstigte; zwar sei er in der Tat häufig unterwegs gewesen, habe dabei auch viel wahrgenommen und vom Reisen in vielerlei Hinsicht profitiert. *„Aber Goethe war nie weg. Das Wegsein ist der Entzug der Örtlichkeit schlechthin, man ist weder hier noch dort. Man hält sich nirgendwo auf. Wenn man weg ist, kann man sich selbst nicht lokalisieren, ein utopischer Zustand. Goethe dagegen fühlte sich, wohin er auch kam, zu Hause. Goethe war überall präsent.“*<sup>24</sup> Stets habe er die unbekannte Fremde nur (auf-)gesucht, um in ihr Vertrautes wiederzufinden, etwas, das er sich schon im Geist vorgestellt hatte.

In diesem Sinne lässt sich begreifen, wie Goethe am dritten Tag seines Rom-Aufenthaltes (auf den er lange, aber unsicher hingearbeitet hatte) den Satz formulieren kann: *„Es ist alles, wie ich mir's dachte.“* Immerhin fügt er noch hinzu: *„Und alles neu.“*<sup>25</sup> Er muss sich in der Fremde so einrichten wie daheim und gerät in Furcht und Schrecken, wenn die Umgebung tatsächlich einmal unvertraut ist; als er sich von Rom aus nach Neapel begibt und dort die Gewalt des Vulkans spürt, überfällt ihn das Gefühl, *„wirklich in einem andern Lande“* zu sein. Und als er, um nach Sizilien zu gelangen, ein Schiff betreten und sich aufs Wasser begeben muss, notiert er ahnungsvoll: *„Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einlässt, so mag man sich ja hüten, dass man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird.“*<sup>26</sup>

Nun ist hinlänglich bekannt, dass Goethes Seele auf Reisen keinen tieferen Schaden nahm, dass er nicht erschüttert, nicht seelisch destabilisiert, sondern eher gestärkt und bereichert nach Hause zurückkehrte – oder seine autobiographischen Reiseberichte zumindest in dieser Perspektive ausgestaltete. Auffallend ist aber auch, dass Goethe sich der psychischen Belastungen und Gefahren der Fremde durchaus bewusst war und sich zum Schutz gewisser Maßnahmen bediente, um nicht *„entrückt oder wohl gar verrückt“* zu werden. Zu diesen gehörten fluchtartige Entfernungen aus dem Kreise seiner Vertrauten, die Benutzung des ‚Inkognito‘, um mit dem Mantel des Selbstschutzes in die Fremde einzutauchen, und das unbedingte Festhalten am Gegenständlichen, wenn ihm die Fremde zu diffus, zu bedrohlich erscheint. Bevor diese Aspekte jedoch weiter ausgeführt werden, einige Daten und Fakten zu Goethes Reisen:

<sup>21</sup> Brief an Anna Louise Krasch vom 17. August 1775, zit. n. Goethe, Johann Wolfgang (1980): Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Herausgegeben von Hans-Georg Dewitz. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.176

<sup>22</sup> ebd.

<sup>23</sup> vgl. Jessing, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hrsg.): Goethe-Lexikon. Stuttgart u. Weimar: Metzler, S.447

<sup>24</sup> Schütze 1998, S.16

<sup>25</sup> vgl. ebd.

<sup>26</sup> ebd., S.18

## Daten und Fakten zu Goethes Reisen

Als gesichert kann gelten, dass Goethe in seinem Leben ausgesprochen häufig unterwegs war und dabei, für seine Zeit, durchaus weite Wege zurücklegte: 43 größere und 140 kleinere Reisen sind dokumentiert, eine Gesamtstrecke von ca. 40.000 km ist dabei von Goethe bewältigt worden.<sup>27</sup> Seine weiteste Fahrt, die ‚Italienische Reise‘ von 1786/1788, erstreckte sich über 4.925 km; es folgten: die Italienreise von 1790 (2.550 km), die Reisen in die Schweiz von 1775 (1.600 km), 1779 (2.400 km) und 1797 (1.400 km), nach Frankreich 1792 (1.700 km) und nach Schlesien 1790 (1.140). Weitere Reisen führten ihn in den Harz (1777, 1783, 1784), zu den Bädern Böhmens sowie – als Dienstreisen im Rahmen seiner Verwaltungstätigkeit am Hofe Weimars – an verschiedene Orte Thüringens (Ilmenau, Eisenach, Erfurt, Berka, Rudolstadt, Jena u.a.).<sup>28</sup>

Die Addition von Reisetagen ergibt, dass Goethe insgesamt fast 14 Jahre seines Lebens unterwegs war, am längsten während der ‚Italienischen Reise‘ (21 Monate). Die erste Reise in die Schweiz 1775 als Begleiter der Grafen Stolberg dauerte knapp 3 Monate, die zweite Schweizerreise 1779 im Gefolge Carl Augusts 4 Monate; diese hatte den Charakter einer Bildungsreise, einer ‚Gran Tour‘, diente aber auch dem Zweck, durch ein in der Republik Bern aufgenommenes Darlehen die Schulden des Herzogtums Sachsen-Weimar zu tilgen.<sup>29</sup> Diese Reise fand hauptsächlich zu Pferde statt, von den 2400 km verbrachten Carl August und Goethe ca. 1.500 km im Sattel; später reiste Goethe meist mit der Postkutsche oder mit einer Mietkutsche, ab 1792 mit eigener Kutsche. Fast immer suchte er die Begleitung von Freunden, Amtskollegen, Bediensteten, Schreibern, Sekretären. Besonders gern war er mit Herzog Carl August in diplomatischer, militärischer oder repräsentativer Mission unterwegs. Häufig besuchte er aus wissenschaftlichem oder administrativem Interesse Bergwerke, Steingruben, Gießereien, Manufakturen, Gartenanlagen, Privatsammlungen, bedeutende Bauwerke sowie Häuser der Wissenschaft und Kunst. Oft hatte er die Taschen voller Fund- und Sammelstücke, skizzierte und zeichnete Objekte oder Impressionen während der Reise oder hielt die Eindrücke und Beobachtungen in Briefen, Tagebüchern und Aufzeichnungen fest, die ihm als Material für poetische, naturwissenschaftliche und autobiographische Werke dienten.<sup>30</sup>

## Der Aufbruch als Inszenierung und/oder als Flucht

„*Wie bin ich froh, dass ich weg bin!*“<sup>31</sup> Etwas verwegen ist es, Werthers Ausspruch mit den inneren Empfindungen seines Autors gleichzusetzen. Auch hat Goethe glücklicherweise sein Weggehen nicht zu solcher endgültigen Form stilisiert wie Werther, der seine unglückliche

<sup>27</sup> Sedlacek, Carola (1999): Goethe und das Reisen. In: Jessing, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hrsg.): Goethe- Lexikon. Stuttgart u. Weimar: Metzler, S.409

<sup>28</sup> die meisten dieser Reisen unternahm Goethe in den Jahre 1775-1797, in einer Zeit, in der die Reiseliteratur den literarischen Markt eroberte. Vgl. Hentschel, Uwe (1999): Studien zur Reiseliteratur am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: P.Lang-Verlag, S. 71

<sup>29</sup> Farelly, Daniel J. (1995): „Wie bin ich froh, dass ich weg bin“: Goethes erste Reise in die Schweiz. In: Fuchs, Anne und Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.417-427

<sup>30</sup> Sedlacek 1999, S.410

<sup>31</sup> mit diesem Ausruf beginnt bekanntlich Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werther*

Liebe schließlich mit der „*Endgültigkeit eines Kopfschusses*“<sup>32</sup> beendete. Goethe hingegen steigt – wie bereits geschildert – mit seinen drei Weggefährten im Mai 1775 in eine Kutsche und lässt seine Verlobte Lili Schönemann ratlos und irritiert. Sicher ahnt er, dass die Reise in die Schweiz den Konflikt, in dem er sich befindet, nur verdeckt, keineswegs löst.<sup>33</sup> Während der Ostermesse hat die Verlobung des 26jährigen Juristen und Bestseller-Autors (dessen literarischer Erfolg mit dem *Werther* allerdings kaum nennenswerte Einkünfte bringt, denn die deutsche Kleinstaaterei verhindert den Schutz der Urheberschaft und führt zu vielfältigen Raubdrucken) mit der 16jährigen Bankierstochter stattgefunden, nachdem die beiden auf einem Klavierabend nicht nur Bekanntschaft geschlossen hatten, sondern (trotz argwöhnischer Blicke ihrer Brüder, die eine wohlhabendere Partie für ihre Schwester im Auge hatten) füreinander entflammt waren. Und jetzt, gerade vier Wochen später, soll schon wieder alles vorbei sein? Oder ist dem Verlobten zu trauen, dass er nur ein wenig Abstand brauche, um sich seiner Liebe zu ihr ganz sicher zu sein?

„*Sie ist die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen*“ wird Goethe viel später mit dem ihm eigenen Pathos behaupten; und wird hinzufügen: „*Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt.*“<sup>34</sup> In der Realität des Jahres 1775 aber lässt er die Braut ohne Abschiedsgruß in Frankfurt zurück, bittet seine Schwester Cornelia in Emmendingen um Rat<sup>35</sup>, denkt ausgerechnet am Gotthard-Pass, als Passavant ihn zur Wanderung nach Italien überreden will, voller Sehnsucht und Mitgefühl an die ferne Verlobte: „*Ein goldenes Herzchen, das ich in den schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es. (...) Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle weikäme.*“<sup>36</sup>

In der Forschung besteht inzwischen Einigkeit darüber, dass Goethe seine Ängste und Vorbehalte gegenüber einer Ehe mit Lili Schönemann nicht anders lösen konnte als durch Flucht. Er war fasziniert von seiner Braut, aber nur aus sicherer Entfernung wirklich verliebt; in ihrer Nähe fühlte er sich bereits wenige Wochen nach der Verlobung eigentümlich unfrei und gelähmt: Einerseits beschreibt er sie als „*die Schöne, Tüchtige, Neigungsvolle*“, dann aber auch als „*die Mäßige, sich immer Gleiche, Leidenschaftslose.*“<sup>37</sup> Und nicht alle Augenblicke mit

<sup>32</sup> Weithin, Thomas (2005): Melancholie und Medienwahn. In: Pazzini, Karl-Josef; Schuller, Marianne; Wimmer, Michael (Hrsg.): Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen. Bielefeld: Transcript-Verlag, S. 117-135; hier: S.117

<sup>33</sup> vgl. Farelly 1995, S.418

<sup>34</sup> Gersdorff, Dagmar v. (2002): Goethes erste große Liebe Lili Schönemann. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag, S.16

<sup>35</sup> In ‚Dichtung und Wahrheit‘ wird Goethe mit Nachdruck bemerkt: „*Allein beim Abschied nach kurzem Aufenthalt lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte.*“ (Goethe, Johann Wolfgang (1887): Gesammelte Werke, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe), Bd.X, S.133) Nach Boyle lässt sich, wenn man dieser späteren Aussage Goethes Glauben schenken kann, annehmen, dass Cornelia ahnte, dass ihr Bruder für eine Ehe und ein Leben in Frankfurts Banken- und Anwaltskreisen kaum geschaffen war. Vgl. Boyle, Nicholas (1991): Goethe. The Poet and the Age. Oxford: Clarendon Press, S.197ff. Eissler geht in seiner psychoanalytischen Studie hingegen davon aus, dass ein gewisses Maß an inszestuöser Verbundenheit zwischen Goethe und seiner Schwester nicht nur zwangsläufig dazu führte, dass Cornelia die Trennung von Lili befürwortete, sondern dass Goethe auf diesem Hintergrund immer wieder Schwierigkeiten hatte, Bindungen (und nicht nur schwärmerische Eskapaden) einzugehen. Vgl. Eissler, Kurt: Goethe. Eine psychoanalytische Studie. Frankfurt a.M.: Eichborn-Verlag, S.128

<sup>36</sup> Goethe 1980, S.135

<sup>37</sup> zit.n. Farelly 1995, S.419

ihr waren so voller Zuneigung und Hingabe, wie er es sich – ihr zartes Goldkettchen auf dem Gotthard küssend – einreden möchte; im Gegenteil, schon vor seiner Abreise kommt ihm das Verhältnis „schleppend“ vor: „*Ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden.*“<sup>38</sup> Da fühlt sich der junge Goethe, der sich erst kurz zuvor aus seinen Verwicklungen mit Friederike Brion und Charlotte Buff befreit hat, schon wieder so „verwickelt“<sup>39</sup>, dass ihm das Angebot der Brüder Stolberg und des Grafen von Haugwitz zur Reise in die Schweiz mehr als recht ist. (Das Resultat dieser Flucht? Sein Aufbruch bedeutet faktisch das Ende der Beziehung zu Lili Schönemann; offiziell wird die Verbindung im Herbst des selben Jahres, nicht lange nach der Rückkehr aus der Schweiz, gelöst. Und kurz darauf wird Goethe an den Hof nach Weimar gehen – wo ihn im Laufe der Zeit bekanntlich ganz neue Verwicklungen erwarten.)

Ein weiteres Mal, elf Jahre später, inszeniert Goethe seinen Aufbruch zur ‚Italienischen Reise‘ nicht minder dramatisch und fluchtartig. Der Schauplatz ist diesmal nicht Frankfurt, sondern Karlsbad, der böhmische Kurort, der vom Weimarer Hof zur Sommerfrische und Erholung aufgesucht wird. Seit einigen Tagen weilt Goethe schon dort und bereitet akribisch seine heimliche<sup>40</sup> Abreise nach Italien vor. Anders als bei seiner Flucht im Jahre 1775 sind die *Verwicklungen*, denen Goethe diesmal zu entkommen sucht, weniger der Liebe geschuldet als dem Beruf: Seit mehr als einem Jahrzehnt steht der Schriftsteller nun in Diensten des Herzogs Carl August, und seine Rolle als Mitglied des Geheimen Rates wird fast vollkommen von Verwaltungsaufgaben bestimmt.

Immer weniger gelingt es ihm, seine literarischen Vorhaben zu realisieren. Manuskripte wie *Egmont*, *Torquato Tasso*, *Iphigenie auf Tauris* liegen unvollendet in der Schublade. Ihre Fertigstellung erfordert Zeit – was eine Vernachlässigung der politischen und administrativen Aufgaben bedeuten würde. Goethe probiert in den ersten Monaten des Jahres 1786, wie weit er sich von den Staatsgeschäften zurückziehen kann; immerhin wird er vom Herzog vor allem dafür (und weniger für seine künstlerischen Beiträge am Hofe) bezahlt. Auf der anderen Seite mahnt sein Verleger Göschen, endlich die zugesagten Werke zu liefern. Am 28 Juni legt Goethe ihm einen Plan vor, in welcher Reihenfolge die Stücke gedruckt werden sollen. Er verspricht, mehr „*Freiheit und Muse*“ an den Tag zu legen und mit dem „*letzten Fleiß*“<sup>41</sup> die angeblich weit gediehenen Werke (in Wahrheit ist z.B. die *Iphigenie* noch völlig im Anfangsstadium) „*in glücklicher Stimmung*“<sup>42</sup> zügig zu vollenden.

Erneut „*verstrickt*“ und von verschiedenen Seiten vereinnahmt, sieht Goethe wieder einmal nur in der Flucht die Lösung. Allerdings muss er zuvor noch klären, ob denn ein solches Unternehmen seine Position am Hofe und den Bezug seines Gehaltes gefährden könnte. Sehr vorsichtig klopft er in mehreren Briefen beim Herzog an und bittet darum, eine Weile seine Dienstgeschäfte reduzieren oder gar ruhen lassen zu dürfen, schließlich habe er „*allerley Mängel zu verbessern und allerley Lücken auszufüllen, stehe mir der gesunde Geist der Welt*“

<sup>38</sup> ebd.

<sup>39</sup> ebd.

<sup>40</sup> zu den Details siehe Zapperi, Roberto (1999): *Das Inkognito. Goethes ganz andere Existenz in Rom*. Aus dem Italienischen von Ingeborg Walter. München: C.H.Beck, S.7ff

<sup>41</sup> ebd., S.10

<sup>42</sup> ebd.

bey!“<sup>43</sup> Ob der Herzog aus diesen Worten schließen kann, dass es Goethe vor allem um die ‚Mängel‘ und ‚Lücken‘ seiner literarischen Stücke geht, die er zu verbessern und auszufüllen gedenkt, und dass ihm dafür genügend Zeit, Raum und Geld zur Verfügung gestellt werden müsse, bleibt unklar. (Erst von Italien aus – und fast schon wieder auf der Rückkehr – wird er an Herzog Carl August schreiben: „*Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? – als Künstler.*“<sup>44</sup>) Im Brief vom 2. September 1786, am Vortag seiner Flucht also, nennt Goethe das konkrete Ansinnen eines „*unbestimmten Urlaubs*“, denn es gäbe verschiedene Umstände, die ihn „*dringen und zwingen in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin, ich gehe allein, unter einem fremden Nahmen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das beste.*“<sup>45</sup>

Nachdem er, ebenfalls am 2. September, weitere Entschuldigungen geschrieben und das Ehepaar Herder um Besänftigung des Freundeskreises gebeten hat: „*Saget den Überbleibenden viel Schönes und wo möglich etwas Vernünftiges in meinem Nahmen, damit sie mir den heimlichen Abschied verzeihen*“<sup>46</sup>, bittet er in mehreren Notizen eindringlich Frau von Stein um Reiseerlaubnis; allerdings wagt Goethe es nicht, ihr unter vier Augen seine Pläne zu offenbaren; er fordert sie vielmehr auf, die Dokumente, Berichte, Zeichnungen und Skizzen seiner Reise gewissenhaft zu sammeln, um später daraus ein Reisetagebuch zusammenzustellen. Dabei möge Charlotte allzu persönliche Anreden und Anspielungen bitte redaktionell bearbeiten, die Anrede z.B. vom ‚Du‘ in ein ‚Sie‘ verändern.<sup>47</sup>

Und dann beginnt sie, die ‚Italienische Reise‘: In seinem Tagebuch heißt es: „*d 3 Sept früh 3 Uhr stahl ich mich aus dem Carlsbad weg, man hätte mich sonst nicht fortgelassen.*“ Aufwühlender kann man sich keinen Aufbruch vorstellen. Mitten in der Nacht schleicht er sich heimlich davon, verlässt die Gesellschaft, die ihn bedrückt, sucht die Dunkelheit und Einsamkeit der Landstraße.<sup>48</sup>

Er befreit sich aus der Gefangenschaft, wirft sich – ganz allein und mit geringem Gepäck – in die Postchaise und bestätigt selbst in seiner Betrachtung, dass „*meine Reise eigentlich eine Flucht war*“.<sup>49</sup> Und zu dieser Flucht passt auch die ‚Tarnkappe des Inkognito‘. Denn Goethe liebt es, nicht nur seine Aufbrüche besonders zu inszenieren, sondern auch die Reisen selbst mit kleinen Geheimnissen zu umhüllen, sie zu Rollenspielen auszugestalten: Schon seine ersten Fahrten im Jugendalter geschehen ohne Ankündigung – nur seine Schwester weiht er ein, denn was wäre ein Geheimnis ohne geheime Verbündete: „*So sehr ich auch gegen Jedermann von diesen meinen Vorsätzen ein Geheimnis machte, so konnte ich sie doch meiner Schwester nicht verbergen.*“<sup>50</sup>

<sup>43</sup> Goethe, Johann Wolfgang (1887): Gesammelte Werke, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen (Weimarer Ausgabe), Bd. IV, 7, S.253f

<sup>44</sup> Perfahl 1993, S.138

<sup>45</sup> zit.n. Zapperi 1999, S.9

<sup>46</sup> ebd., S.7

<sup>47</sup> Die Berichte, die Goethe nach seiner Abreise aus Karlsbad anfertigt und Frau von Stein in Einzelsendungen zuschickt, bilden später tatsächlich die Grundlage der geplanten Veröffentlichung, die er allerdings nach seiner Rückkehr zunächst aus den Augen verlor; erst 1814 wurde das Tagebuch mit zahlreichen Kürzungen, seine persönlichen Gefühle betreffend, neben Briefen zum Ausgangspunkt des ersten Teils der *Italienischen Reise*.

<sup>48</sup> vgl. Schütze 1998, S.13

<sup>49</sup> vgl. ebd., S.14

<sup>50</sup> ebd., S.23

Am auffälligsten jedoch ist sein Verkleiden auf Reisen, sein ‚Inkognito‘, sein Reisen unter fremden Namen (und anderer Kleidung): Seine Reise in den Harz tritt er allein und unerkant als ‚Johann Wilhelm Weber‘ an; als ‚Jean Philippe Möller‘ reist er nach Italien. In Assisi gibt er als Baumeister aus. In Malcesine hält man ihn für einen Spion, weil er den Schlossturm abzeichnet.<sup>51</sup> Spielt Goethe damit ein altes Spiel, welches einst den höheren Ständen zugestanden wurde, um sich z.B. vor Räubern und Wegelagerern zu schützen, aber nicht einem wenig vermögenden Schriftsteller des späten 18. Jahrhunderts? Oder meint er, sogleich und überall in Europa erkannt zu werden als Autor des *Werther*?

So weit geht seine Berühmtheit denn doch noch nicht, dass die Bürgertöchter der kleinen Alpendörfer und oberitalienischen Städte, durch die er reist, nur so zusammenströmten. Es scheint vor allem ein Spaß, den er sich machen will: In Verona lässt er sich von einem Schneider neu einkleiden, und zwar ganz nach einheimischer Bürgertracht: *„Heute bin ich ganz unbemerkt durch die Stadt (...) gegangen. Ich sah mir ab, wie sich ein gewisser Mittelstand hier und lies mich völlig so kleiden. Ich hab einen unsäglichen Spas daran. Nun mach ich ihnen auch ihre Manieren nach.“*<sup>52</sup> Und in Vicenza besorgt er sich noch zusätzlich *„leinene Unterstrümpfe, wodurch ich gleich einige Stufen niedriger rücke“*<sup>53</sup>, gibt sich als kleiner Händler aus, ohne Angst, als Minister des Herzogs von Weimar oder als Dichter Goethe erkannt zu werden: *„Nun ists mein Spas sie mit den Strümpfen irre zu machen, nach denen sie mich unmöglich für einen Gentleman halten können. Übrigens betrage ich mich gegen sie offen, höflich, gesetzt und freue mich nur so frey ohne Furcht erkannt zu werden herumzugehn. Wie lange es währen wird.“*<sup>54</sup>

Auch darin scheint für Goethe offenbar ein gewisser Reiz zu liegen: Wie lange lässt sich solch eine Verkleidung, solch ein Rollenspiel durchhalten? Was passiert, wenn ihn jemand ‚enttarnt‘? (Winckelmann wurde in Triest, wo er inkognito abstieg, ermordet.) Kokettiert Goethe vielleicht sogar heimlich mit einer solchen Aufdeckung?<sup>55</sup> Es ist ein Spiel, das Goethe spielt, zugleich ein psychologischer Trick, den er anwendet. Man kann sich hinter einem Inkognito, das einen gewissermaßen verdoppelt, gut verbergen. Aus sicherer Distanz kann man dann beobachten, welche Wirkung man erzielt, welche Bedeutung einem zugeschrieben wird. Hat man den Eindruck, in der gespielten Rolle für glaubwürdig gehalten zu werden, so kann man sich freuen, dass der Trick offenbar gelingt; wird man mehr oder minder ignoriert oder wird die Verkleidung enttarnt, so kann man sein Selbst damit stabilisieren, dass man ja eigentlich ein ganz anderer sei – und auch noch Spaß daran vorgeben. Doch so vermeidet man jene Erfahrung, die eigentlich das Reisen ausmacht: sein Selbst in der Fremde wirklich zur Disposition zu stellen. Denn wer – wie Goethe – ein ‚Inkognito‘ benutzt und als ein anderer reist, als der er ist, der kann sein Selbst auch nicht verlieren.

### **Halt am Gegenständlichen**

Ein letzter Aspekt sei noch erwähnt, der auffällt, wenn man Goethe beim Reisen zuschaut: sein zunehmender Hang zur Gegenständlichkeit: Nebulöses, Undurchschaubares und auch

<sup>51</sup> ebd., S.29

<sup>52</sup> zit.n. Zapperi 1999, S.42

<sup>53</sup> ebd., S.43

<sup>54</sup> ebd.

<sup>55</sup> vgl. dazu Schütze 1998, S.25

Zielloses ist ihm suspekt. Schon das reine Zufußgehen erscheint ihm – wenn nicht gerade ein Berg zu erklimmen ist – irgendwie melancholisch. Er liebt es nicht, ohne konkretes Ziel umher zu schweifen, sich gar zu verirren. Denn solche Wanderungen und Promenaden des Geistes machen in Goethes Augen nur Menschen, die „*die sich nicht an Aufmerksamkeit, Ordnung und Regeln binden*“ wollen.<sup>56</sup> Goethe unternimmt seine Italienreise in der Erwartung, die unmittelbare Beobachtung einer Welt andersartiger Dinge und Menschen werde es ihm ermöglichen, jenes ‚natürliche‘ Selbst zu erkennen, das sich hinter sozialen Zuschreibungen verbirgt: „*Ich machte diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen.*“<sup>57</sup>

Die Erfahrung der Natur steht jetzt nicht mehr in der Funktion, lediglich einen Resonanzraum für den – in sich hinein – fühlenden und gefühlvollen Schriftsteller abzugeben; Höhen und Tiefen, Weite und Enge, Sturm und Hitze sollen ihm nicht mehr als Metaphern seelischer Befindlichkeit des Reisenden in der Fremde dienen, sondern als Realien, die um ihrer selbst willen erfahren und gewürdigt werden. Goethe geht es also weniger um ein „*erkenne dich selbst*“, sondern um das Erkennen der Gegenständlichkeit der Welt und um das Ausloten der eigenen Position darin.<sup>58</sup> Was er einst Hölderlin rät, sich nämlich nicht in den Sphären des Erhabenen, Übermenschlichen zu verlieren, sondern sich auf den kleineren, womöglich idyllischen Gegenstand zu konzentrieren<sup>59</sup>, das beherzigt er selbst zumindest dann, wenn ihn die Fremde und das Fremde zu irritieren oder zu gefährden beginnt.

Von seinen Bergtouren (den Brocken besteigt er, gegen allen Rat der Einheimischen, allein und im November, den Furkapass in den Schweizer Alpen bewältigt er zusammen mit Herzog Carl August und zwei Bergführern, wobei alle vier Wanderer zeitweilig bis zur Brust im Schnee versinken) kennt Goethe jenen Moment, wenn Nebel und Schneetreiben die klare und faszinierende Bergwelt in eine gespenstische Einöde verwandeln.<sup>60</sup> Sich diesen Naturgewalten zu stellen, ja zu unterwerfen, heißt für Goethe auch, die Dimension der eigene Größe zu prüfen, Relationen zu erkennen, den ursprünglichen Kraftquellen der Welt nahe zu sein, die göttlichen Mächte, aber auch die der Hexen (auf dem Brocken) und Teufel (am Gotthard) zu spüren. (Vielleicht sind auch von dieser Seite die wissenschaftlichen Ambitionen Goethes, die ihn enorm bewegten, während sie heute nur mehr als Randphänomen seines Schaffens rezipiert werden, verstehen: Es geht ihm darin um die Durchdringung der Natur, um Objektivierung der Welt, um eine Theorie hinter den Dingen; während die empfindsamen Seele die äußere und innere Konfrontation mit der Welt in poetische Worte zu fassen versucht, um dem Selbst und seinen Erfahrungen Kontur zu geben, forscht die wissenschaftliche Seele Goethes nach den Gesetzmäßigkeiten der Natur, nach ihrer Morphologie, um dem Selbst Struktur zu geben und der Gefahr der Auflösung, des Verlustes zu entgehen; es geht ihm, in seinen Worten, um ‚Anschauung‘ der ‚Kraft natürlicher Ordnungen‘ und um deren ‚Gewältigung‘.<sup>61</sup>

Insofern kann man auch sagen, dass Goethe sich nicht *hinreißen* lässt; er begibt sich nie dorthin, wo er nicht mehr weiter weiß, liefert sich nie der gefährlichen Fremde aus. Kommt

<sup>56</sup> vgl. ebd., S.67

<sup>57</sup> zit. n. Leed 1994, S.85f

<sup>58</sup> vgl. Muschg, Adolf (2004): Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.42

<sup>59</sup> vgl. ebd., S.58

<sup>60</sup> vgl. ebd., S.59

<sup>61</sup> vgl. ebd., S.76

er ihr doch einmal zu nahe, dann hält er sich am Gegenständlichen fest oder überlistet die Gewalt der Fremde durch die Macht seiner Antizipation. Wenigstens in seinen Vorstellungen sollte ein Mensch immer zu Hause sein.<sup>62</sup> Die vielen Unbequemlichkeiten und Inkonvenienzen auf Reisen bleiben ihm lästig und werden nur selten vom Erfahrungshunger verdrängt. Größer als das häufige Unbehagen ist nur noch die Gefahr, der Welt abhanden zu kommen: *„Reisen ins Unbekannte sind Goethes Sache nicht.“*<sup>63</sup>

Nur einmal geht er bis zum Äußersten. Goethe und Tischbein, der Maler, der in der italienischen Hauptstadt zunächst sein Gastgeber ist, sind aus Rom Richtung Süden aufgebrochen. Als sie sich Neapel nähern, überfällt sie das Gefühl, nun *„wirklich in einem andern Lande“* angekommen zu sein. Lange zögert Goethe, bis er sich tiefer in dieses Neuland wagt, steht er doch ab jetzt auf unsicherem Boden. Die Naturgewalt des Vulkans ängstigt ihn offensichtlich, ein Besuch der *„völlig unmalerischen Gegend“* von Paestum steigert die Unsicherheit noch: *„Ich befand mich in einer völlig fremden Welt.“* Und dann, kurz vor der Abreise nach Sizilien, notiert Goethe ahnungsvoll: *„Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einläßt, so mag man sich ja hüten daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird.“*<sup>64</sup>

---

<sup>62</sup> vgl. Schütze, S.16

<sup>63</sup> ebd., S.17

<sup>64</sup> ebd., S.18



### 3.3 Aspekte des *Selbst*

„Jeder von uns ist mehrere, ist viele,  
ist ein Übermaß an Selbsten.  
Deshalb ist, wer die Umgebung verachtet,  
nicht derselbe wie der, der sich an ihr erfreut  
oder unter ihr leidet.“  
(Fernando Pessoa)

#### 3.3.1 Zum Begriff *Selbst*

Im Titel und in den einleitenden Kapiteln ist davon gesprochen worden, dass Menschen auf Reisen in seelische Krisen geraten und – episodisch oder langfristig – *verrückt* werden können. Aber was eigentlich soll das heißen: *verrückt*? Was gerät aus der Bahn, aus dem Gleis? Was wird aus seiner Verankerung gerissen und *ver...rückt*? Die Seele? Der Geist? Die Identität? Das Selbst? Im psychiatrischen Sinne mag man die Phänomene, die hier thematisiert werden, als beginnende *psychische Störungen* bezeichnen (früher hätte man von *Geisteskrankheiten* oder – nach Griesinger – von *Gehirnkrankheiten* gesprochen). An den Erfahrungsberichten und an den Lebensgeschichten der zu analysierenden Autorinnen und Autoren wird sich jedoch zeigen, dass der entscheidende Moment im Prozess der Verwirrung oder Verrückung nicht in erster Linie als Erkrankung im medizinischen Sinne konzeptualisiert werden kann. Es handelt sich viel eher um einen Vorgang der Irritation des Selbst im Bedingungsgefüge des jeweiligen Wahrnehmungs- und Orientierungsvermögens in der Fremde. Daraus wird ersichtlich, dass der Begriff des *Selbst* in dem hier untersuchten Zusammenhang von zentraler Bedeutung sein wird.

Als Leitbegriff überlagert das *Selbst* heute den Begriff der *Identität*<sup>1</sup>, wenn von inneren Strukturen einer Person inklusive ihrer bewussten und unbewussten Handlungen, ihrer Beziehungs- und Kontinuitätserfahrungen, ihrer Lebensorientierungen und Zugehörigkeiten die Rede ist. Zuvor war in der Psychologie lange Zeit die Vorstellung maßgeblich, dass der Mensch eine Reihe von Entwicklungsaufgaben zu meistern habe, die ihm Schritt für Schritt die Entfaltung seines individuellen Wesenskerns ermöglichen und zu einer stabilen Identität führen sollten, zu einer inneren „*Gleichheit und Kontinuität in der Zeit*“<sup>2</sup>. Erikson ging davon aus, dass die individuelle und die soziale Entwicklung eines jeden Menschen auf dem Wege der Identifikation mit seinen primären Bezugspersonen und Leitfiguren erfolge. Zur wirklichen Entfaltung der Persönlichkeit komme es erst, wenn der Mensch gewisse phasenspezifische psychosoziale Krisen erfolgreich durchlaufen habe. So sei vor allem die Zeit der Adoleszenz geprägt von Identitätsunsicherheiten und Verstörungen, bisweilen auch von kurzen Momenten der Depersonalisation, die jedoch ohne Folgen blieben, denn mit dem Abschluss der Adoleszenz sei in der Regel eine *Identität* erlangt, die sich in den folgenden Lebensabschnitten zu festigen und zu beweisen habe<sup>3</sup>.

<sup>1</sup>Frey, Hans P.; Haußer, Karl (Hrsg.) (1987): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart: Enke-Verlag; Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hrsg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>2</sup>Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (orig. 1959)

<sup>3</sup> ebd., S.154ff; wie schwer es ist, den Begriff der *Identität* (wie auch den des *Selbst*) definitivisch klar zu fassen, bemerkt Erikson mit den Worten: „Je mehr man über diesen Gegenstand schreibt, desto mehr wird das Wort zu einem Ausdruck für etwas, das ebenso unergründlich als allgegenwärtig ist.“ (Erikson, Erik H. (1974): Jugend und Krise. Stuttgart: Klett; vgl auch: Erikson, Erik H. (1976): Kindheit und Gesellschaft.

Heute wird bezweifelt, ob der Mensch überhaupt noch in der Lage sei, eine feste *Identität* mit den Merkmalen der *Gleichheit und Kontinuität* zu erlangen und zu bewahren – und ob dies erstrebenswert sei angesichts des rasanten gesellschaftlichen Wandels und der Notwendigkeit innerer und äußerer Mobilität und Flexibilität. Der Sozialpsychologe Heiner Keupp spricht von der nie abgeschlossenen *Identitätsarbeit*, die lediglich zu Patchwork-Identitäten führe<sup>4</sup>. Für den Schriftsteller Salman Rushdie ist die *Identität* des modernen Menschen ein „*schwankendes Bauwerk, das wir aus Fetzen, Dogmen, Kindheitsverletzungen, Zeitungsartikeln, Zufallsbemerkungen, alten Filmen, kleinen Siegen, Menschen, die wir hassen und Menschen, die wir lieben, zusammensetzen.*“<sup>5</sup> Kritische Stimmen weisen darauf hin, dass die Strategie der Werbung darauf angelegt sei, einige wenige, synthetisch wirkende *Identifikationsfiguren* mit gewissen Markennamen zu verknüpfen und so den Schein eines gestärkten Ich-Gefühls und einer Besonderheit beim Konsumenten zu erzeugen: „*Identität wird zur vorgefertigten Hülle einer kulturellen Formensprache, die sich an einen bestimmten Turnschuh oder eine bestimmte Jacke binden kann.*“<sup>6</sup>

Die aktuelle Krise des Identitätsbegriffs zeigt sich z.B. auch daran, dass heute kaum noch von *der Identität*, sondern – wenn überhaupt – von *Identitäten* die Rede ist<sup>7</sup>. In einer Zeit *pluralisierter Lebenswelten*<sup>8</sup>, in der Traditionen und Rollenerwartungen in Auflösung begriffen sind und unterschiedlichste Vorstellungen darüber existieren, wie gelingendes Leben aussehen könnte, fühlt sich der einzelne Mensch mehr denn je dazu aufgefordert, Schöpfer und Gestalter seines Selbst zu sein: „*Die Möglichkeitsräume haben sich (...) explosiv erweitert. In diesem Prozess stecken enorme Chancen und Freiheiten, aber auch zunehmende Gefühle des Kontrollverlustes und wachsende Risiken des Misslingens.*“<sup>9</sup> Einerseits flimmern heute täglich neue identitätsstiftende Angebote am Horizont auf, andererseits ist die Gegenwart geprägt von Zukunftsängsten, von situativen Zersplitterungen, von Prozessen der Entwurzelung, von einer zentrifugalen gesellschaftlichen Entwicklung, deren Versuche der Integration immer brüchiger werden. *Identität* kann da nicht mehr helfen, gefragt ist eher ein dynamisches *Selbst*, das in der Lage ist, sich den wandelnden Anforderungen zu stellen, sich gewissermaßen ständig neu zu entwerfen.<sup>10</sup>

Damit wird deutlich, dass der Begriff des *Selbst* im Kontext sozialpsychologischer Fragestellungen heute einen größeren Raum einnimmt als das Konzept der *Identität*<sup>11</sup>. Auch der Begriff des *Bewusstseins*, dem im Augenblick große Aufmerksamkeit widerfährt<sup>12</sup>, ist von dem des *Selbst* und der *Identität* abzugrenzen: *Bewusstsein* meint die Vergegenwärti-

---

Stuttgart: Klett (orig. 1950) sowie Erikson, Erik H. (1977): Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>4</sup> Keupp, Heiner und Höfer, Renate (Hrsg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>5</sup> zit.n. Geuter, Ulfried (2003): Das bin ich! Oder nicht? In: Psychologie heute, Oktober 2003, S.26-29

<sup>6</sup> ebd., S.26

<sup>7</sup> vgl. Schachinger, Helga (2002): Das Selbst, die Selbsterkenntnis und das Gefühl für den eigenen Wert. Bern: Hans Huber Verlag, S.21

<sup>8</sup> vgl. Bohleber, Werner (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: Psyche 6, Jg.53, S.507-529

<sup>9</sup> Keupp, Heiner (1999): Sich selbst erzählen in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: Gruppenanalyse, 9.Jg., Heft 1, S.7-32

<sup>10</sup> vgl. Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2.Aufl., Hebolzheim: Centaurus, S.122f

<sup>11</sup> Schachinger 2002, S.7

<sup>12</sup> exemplarisch seien hier genannt: Metzinger, Thomas (Hrsg.) (2001): Bewusstsein – Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie. Paderborn: Schoeningh; Roth, Gerhard (2000): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp; Krämer, Sybille (Hrsg.) (1996): Bewusstsein – philosophische Beiträge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

gung innerer Prozesse bezüglich eigener Wahrnehmungen, Gefühle und Gedanken<sup>13</sup>; das *Selbst* umfasst hingegen alle Körper-, Sinnes- und Beziehungserfahrungen bis hin zu allen Überzeugungen und Werthaltungen, die eine Person für sich vornimmt. Für Heinz Kohut zeigt sich das reife *Selbst* darin, „ein unabhängiger Mittelpunkt von Wahrnehmung und Antrieb“ zu sein.<sup>14</sup> Lotte Köhler definiert: „Als *Selbst* wird jene Organisation bezeichnet, die den Prozeß des Erlebens, das heißt innerer und äußerer Wahrnehmungen, bewußter und unbewußter innerer Vorgänge und Motivationen integriert und (...) zusammenhält.“<sup>15</sup>

Grundsätzlich lässt sich der Prozess der *Selbst*-Aneignung so beschreiben: Mit dem Beginn seiner Entwicklung<sup>16</sup> begibt sich der Mensch auf Entdeckung seiner selbst und erkundet, wer er ist und was ihn ausmacht. Er lernt zu unterscheiden (wenn er nicht dem magischen Denken verhaftet bleibt), was innerhalb und was außerhalb von ihm liegt; er entwickelt ein Gespür dafür, welche Persönlichkeitsmerkmale und Charaktereigenschaften ihm entsprechen und welche ihm fremd sind; er bemüht sich darum, sein leibliches Empfinden, seine Aktivitäten und Phantasien einigermaßen zutreffend zu schildern. So entwirft er fortwährend ein Bild von sich, arbeitet dauernd am Konzept seines *Selbst*. Bisweilen ist dieses *Selbst* verunsichert; besonders während der Adoleszenz, aber auch in späteren Phasen von Umbrüchen und Krisen stellt er sein Tun und seine Gefühle in Frage; er prüft die kognitive Seite (*wer bin ich?*), die affektive Seite (*wie fühle ich mich?*) und die handlungsorientierte Seite (*was tue ich?*) seines *Selbst*<sup>17</sup>. Bei diesen Fragestellungen, die auch Formen der Selbst-Vergewisserung sind, ahnt er, dass sein *Selbst* nicht ohne Widersprüche und Inkonsequenzen auskommt, dass es von aktuellen Stimmungen und Ereignissen abhängt. Insofern stellt das *Selbst* kein statisches Gebilde dar, sondern ein prozesshaftes Phänomen, das sich laufend neu (wenn auch auf der Basis einer bestehenden Struktur) konturiert und das sich den Einflüssen des jeweiligen Kontextes nicht entzieht<sup>18</sup>, wobei manches *Selbst* stark und gefestigt, manches hingegen schwankend und durchlässig empfunden wird.

An zwei Texten sei dies verdeutlicht. Von der Figur des Anton Reiser heißt es bei Karl Philipp Moritz: „Weil er von Kindheit an zu wenig eigene Existenz gehabt hatte, so zog ihn jedes Schicksal, das außer ihm war, desto stärker an; durch jedes fremde Schicksal fühlte er sich selbst entrissen und fand nun in anderen erst die Lebensflamme wieder, die ihm selber durch den Druck von außen beinahe erloschen war.“<sup>19</sup> Und Friedrich Hölderlin beschreibt sein *Selbst* – in einem Brief an einen Freund – so: „Ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten in der eiskalten Geschichte des Tags, und diese Furcht kommt daher, weil ich alles, was von Jugend auf Zerstörendes mich traf, empfindlicher als andere aufnahm, und diese Empfindung scheint darin ihren Grund zu haben, daß ich

<sup>13</sup> Damasio, Antonio R. (2000): Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins. Aus dem Englischen von Hainer Kober. 2. Aufl., München: List Verlag

<sup>14</sup> Kohut, Heinz (1977): Die Heilung des Selbst. Frankfurt a.M.: Suhrkamp; S.155

<sup>15</sup> Köhler, Lotte (1998): Das Selbst im Säuglings- und Kleinkindalter. In: Hartmann, Hans-Peter (Hrsg.): Das Selbst im Lebenszyklus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S.26-48

<sup>16</sup> Stern, Daniel N. (1998): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>17</sup> Huppertz, Michael: Schizophrene Krisen. Bern: Huber 2000, S.121ff. Siehe auch: Pinquart, Martin u. Silbereisen, Rainer (2000): Das Selbst im Jugendalter. In: Greve, W.(Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz, S.75-95

<sup>18</sup> Hannover, Bettina (2000): Das kontextabhängige Selbst. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz, S.227-238

<sup>19</sup> Moritz, Karl Philipp, zit. n. Köhler, Lotte (1998): Das Selbst im Säuglings- und Kleinkindalter. In: Hartmann, Hans-Peter (Hrsg.): Das Selbst im Lebenszyklus. Frankfurt a.M., S.36)

*im Verhältnis zu meinen Erfahrungen, die ich machen mußte, nicht fest und unzerstörbar genug organisiert war. Das sehe ich. Kann es mir helfen, daß ich es sehe?*<sup>20</sup>

Wenn das *Selbst* zum Gegenstand der Betrachtung wird, wenn einer darüber grübelt, was die Genese, die Struktur, die Kohärenz seines *Selbst* ausmacht, dann zeigt sich am Ende immer wieder, dass es – egal, ob es sich um ein labiles oder stabiles *Selbst* handelt – auf Begegnung angewiesen war und ist. Begegnung, Beziehung, Bindung, tragfähig und sicher, schwankend und gefährdend, verletzend und brüchig: Das empfindsame *Selbst* konstituiert sich im Zuge seiner frühen Erfahrungen, wie schon Hölderlin bemerkt, im Zwischenraum von Eigenem und Fremdem, wie wir heute sagen würden, gewissermaßen als flüchtige, kaum festzuhaltende Erfahrung von Einzigartigkeit und Augenblicklichkeit, aber auch von Vergänglichkeit.<sup>21</sup>

Auf der Suche nach definatorischer Klarheit bezüglich der entwicklungspsychologischen Genese des *Selbst* stößt man auf eine Vielzahl theoretischer Schriften aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen, die hier nur zusammengefasst dargestellt werden können. So lässt sich das sozialpsychologische *Selbst* Meads vom psychoanalytischen *Selbst* Freuds (dass in Verwandtschaft zum Konzept der *Identität* nach Erikson steht) abgrenzen; ebenso zu unterscheiden ist das *Selbst* der lange Zeit geltenden Entwicklungspsychologie Mahlers vom *Selbst* der neueren Säuglingsforschung nach Stern; entscheidend für den Zusammenhang, der hier mit dem Titel *Vom Verlassen sicherer Häfen* angedeutet ist, wird das *Selbst* der Selbstpsychologie Kohuts sein, das wiederum nicht identisch ist mit dem *Selbst* der Bindungstheorie nach Bowlby.<sup>22</sup>

### 3.3.2 Das *Selbst* in der Sozialpsychologie

Die Schriften des Sozialpsychologen und Philosophen George H. Mead enthalten eine Reihe von grundsätzlichen Überlegungen zum Begriff des *Selbst*, zur Frage der Intentionalität menschlichen Handelns sowie zu den Dualismen Geist und Materie, Subjekt und Objekt. Mead gilt als Begründer des *Symbolischen Interaktionismus* und als engagierter Wissenschaftstheoretiker, der sich gegen eine Zerlegung des Erfahrungsbegriffs in ein individuelles Bewusstsein einerseits und eine objektive Realität andererseits ausspricht. Ein *Selbst* herauszubilden, d.h. sich gegenüber den Mitmenschen und der Umwelt zu verhalten, dies könne – so Mead – nur im Rahmen einer dynamischen Bezogenheit von erfahrendem Individuum und erfahrener Realität geschehen.

<sup>20</sup> Hölderlin, Friedrich (1969): Werke und Briefe. Herausgegeben von Friedrich Beißner und Jochen Schmidt. Bd.2, S.880

<sup>21</sup> Lévinas, Emmanuel (1995): Zwischen uns. Versuch über das Denken an den Anderen. München: Hanser

<sup>22</sup> Der philosophische und der wissenschaftstheoretische Aspekt des *Selbst* muss hier leider vernachlässigt werden; nur so viel: Das *Selbst* spielt in den Forschungen von Ernst Tugendhat und Manfred Frank eine bedeutsame Rolle; Tugendhat ist der Frage nachgegangen, wie der Mensch zu einem Bewusstsein seiner selbst gelange – und wie andere Philosophen (Hegel, Heidegger, Wittgenstein, Mead u.a.) diesen Prozess beschreiben (Tugendhat, Ernst (1979) Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.) Frank geht noch eine längere Wegstrecke der Philosophiegeschichte ab (von Descartes über Leibniz und Kant bis hin zu Fichte und Heidegger), um die Konstituenten des *Selbst*, der Identität und der Subjektivität zu ergründen. Vgl. Frank, Manfred (1991): Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Stuttgart: Reclam; siehe auch: Frank, Manfred (2003): Selbstgefühl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Im Zentrum des *Symbolischen Interaktionismus* steht ein Modell, in welchem es um die Herstellung von Bedeutungen, um die Reaktion auf solche Bedeutungen und um die Gemeinsamkeit von Bedeutungen zwischen mehreren Handelnden geht. Handeln orientiert sich nach Mead an der antizipierten Reaktion des anderen; umgekehrt konstituiert die Möglichkeit der Übernahme der Rolle des anderen das eigene *Selbst*, die Vorwegnahme der eigenen Reaktion auf die Erwartung des anderen. Anders formuliert: Die soziale Gruppe geht dem Einzelnen voraus, in sie wird er hinein geboren, in ihr entwickelt er ein Bewusstsein seiner selbst, indem er lernt, sich selbst durch die Augen der anderen zu sehen: Zu einem Verständnis seiner selbst zu gelangen, ist immer mit der Aufgabe verbunden, sich mit dem eigenen Anteil innerhalb des sozialen Kontextes – der Gruppe, der Gesellschaft, der Kultur, der man angehört oder in der man sich (z.B. als Reisender) gerade befindet – zu befassen und ihre jeweiligen ‚Weltansichten‘, also die Orientierungs- und Wertschemata zu reflektieren.<sup>23</sup>

Dazu gehört auch, sich in die Verhaltenserwartungen des Gegenübers hinein zu versetzen. Mead unterscheidet dabei Gesten (Handlungen, die beim anderen eine Reaktion unmittelbar auslösen) und Symbole (die Reaktion wird durch die Bedeutung der Handlung ausgelöst, nicht reflexartig, wie bei der Geste), die bei der Herausbildung des ‚Selbst‘ eine Rolle spielen können: Signifikante Symbole haben eine gemeinsame Bedeutung für beide Interaktionspartner. Die Orientierung am anderen erfolgt beim Kind an konkreten Personen, später an generalisierten Anderen bzw. an vorweggenommenen Erwartungen an das eigene Handeln<sup>24</sup>.

Bei der Klärung dieser Theorie des *Selbst* ergibt sich eine Schwierigkeit: Mead hat seine Konzeption über das *Selbst* nie systematisch in einer Veröffentlichung dargelegt; wir sind auf Abschriften seiner Vorlesungen über Sozialpsychologie angewiesen, die er zwischen 1920 und 1935 an der University of Chicago hielt und die von Charles Morris 1934 unter dem Titel *Mind, Self and Society* zusammengestellt und herausgegeben wurden. Erst 1968 erschien die deutsche Übersetzung, die den Titel *Geist, Identität und Gesellschaft*<sup>25</sup> trug. In dieser Ausgabe wurde, und zwar nicht nur im Titel, sondern im ganzen Text, das Wort *Self* mit *Identität* übersetzt, wo doch das deutsche Wort ‚Selbst‘ dem amerikanischen Begriff genau entsprochen hätte. Das führte zu Missverständnissen<sup>26</sup> und verhinderte vor allem, die begriffliche Verortung des Wortes *Selbst* in den Kontext der Sozialpsychologie angemessen wahrzunehmen und Meads Leistung in dieser Hinsicht zu würdigen.

Die Bedeutung Meads in philosophischer und handlungstheoretischer Hinsicht soll hier nicht ausgeführt werden. Wichtig ist, dass sein Ansatz später in zwei Richtungen weiter entwickelt wurde: Einerseits zu einer Persönlichkeits- und Sozialisationstheorie, andererseits zu einer Gesellschaftstheorie, in der die soziale Konstruktion der Wirklichkeit in den Vordergrund rückte und die als *Symbolischer Interaktionismus* für die Soziologie wichtig wurde, weil damit die empirisch-analytischen Sozialforschung kritisch überprüft werden konnte. Der symbolische Interaktionismus bevorzugt Beobachtungsmethoden und Inter-

<sup>23</sup> vgl. Matter, Christine (2001): Innerweltlichkeit und Transzendenz. Universität Konstanz: Dissertation / Manuskript, S.43f

<sup>24</sup> Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>25</sup> wichtige Hinweise hierzu finden sich bei: Tugendhat, Ernst (1979): Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.246f

<sup>26</sup> Wenn es bei Mead z.B. heißt: *“It is the characteristic of the self as an object to itself that I want to bring out. This characteristic is represented in the word ‚self‘, which is a reflexive, and indicates that which can be both subject and object“* (Mead 1934, S.136), so heißt es im deutschen Text bezüglich des letzten Satzes: *„Bei Identität kann es sich sowohl um ein Subjekt als auch um ein Objekt handeln.“* (Mead 1968, S.178) Das ist mehr als nur missverständlich, es ist logisch nicht haltbar, geradezu unsinnig.

pretationen von Alltagsereignissen, um den Zugang zu den Bedeutungen zu eröffnen, die die Handelnden ihrem Tun darin geben. Von diesem Ansatz her hat es im symbolischen Interaktionismus immer eine Neigung zur Betrachtung und Untersuchung der Lebenswelten und Lebensweisen von *Subkulturen* und von *abweichendem Verhalten* gegeben. Davon ausgehend, dass es sich bei den Eigenschaften von Menschen um Zuschreibungen handelt, die sie sich nicht nur selbst geben, sondern die mit Hilfe von Kontrollprozeduren hergestellt werden, hat die aus dem symbolischen Interaktionismus stammende Etikettierungstheorie (*labeling approach*) in demjenigen Zweig der Soziologie, die sich speziell mit abweichendem Verhalten befasst, große Bedeutung erhalten.<sup>27</sup>

### 3.3.3 Das *Selbst* in der Psychoanalyse

Zu der Zeit, als Mead seine Überlegungen formulierte, lagen von Sigmund Freud bereits wesentliche Schriften der psychoanalytischen Theoriebildung vor; was den Begriff des *Selbst* angeht, ist aus ihnen jedoch kaum definitorische Klarheit zu gewinnen; zu wenig ist zu diesem Zeitpunkt in der Entwicklung der psychoanalytischen Grundlagen der Begriff des *Selbst* theoretisch gesichert und von dem der *Identität* abgeklärt. Gerade in den frühen Schriften der Psychoanalyse finden sich keine systematischen Differenzierungen dieser Begriffe: *Identität* und *Selbst* werden weitgehend synonym gebraucht, und zunächst spielt das *Ich* – und nicht das *Selbst* oder die *Identität* – in der psychoanalytischen Konzeption die entscheidende Rolle.

In jenen Abhandlungen, in denen Freud seine Erkenntnisse über die Existenz und die Funktionsweise bewusster, unbewusster und vorbewusster Ebenen im menschlichen Erleben formulierte, wurde das *Ich* weitgehend mit *Bewusstsein* gleichgesetzt.<sup>28</sup> Ab 1923 entwickelte Freud in der Strukturtheorie die Vorstellung von der menschlichen Seele als einem psychischen Apparat, der aus dem *Es* (also den Trieben), dem *Ich* (dem seelischen Apparat im engeren Sinne) und dem *Über-Ich* (der Repräsentanz der Umwelt) bestehe. Grundlage dieses Konzeptes ist ein biologisch fundiertes (empirisch wenig gesichertes) Triebmodell, bei dem das Lustprinzip vorherrscht: Jeder Triebanstieg (wie z.B. Hunger) bereite Unlust, also strebe der Organismus eine Befriedigung bzw. eine Triebabfuhr an; das *Ich* hat die Funktion, als Vermittlungsinstanz zwischen Wünschen und Triebkräften einerseits und den äußeren Bedingungen und Möglichkeiten andererseits zu vermitteln.

In diesem Modell wird die Entwicklung des *Ichs* in Verbindung zur Triebentwicklung beschrieben: Aus bestimmten Regungen (Freud nennt hier orale, anale, exhibitionistische, aggressive oder narzisstische Triebimpulse) entwickeln sich bestimmte Interessen und Aktivitäten des *Ichs*. Solche Funktionen, die ursprünglich im Dienste der Befriedigung oder der Abwehr standen, können sich später zu selbstständigen autonomen Strukturen entwickeln. Insgesamt ist im psychoanalytischen Verständnis davon auszugehen, dass sich zwischen den drei Instanzen *Es*, *Ich* und *Über-Ich* permanent Konflikte ergeben. Aufgabe des *Ichs* in solchen Konfliktsituationen ist es, Lösungen zu entwickeln und gegebenenfalls zur Verdrängung oder zu anderen Maßnahmen der Abwehr zu greifen. Im Falle der Verdrängung oder der neurotischen Symptombildung geht jedoch so viel Triebenergie verloren, dass Freud (fast könnte man sagen: schon aus ökonomischen Gründen)

<sup>27</sup> vgl. Poser, Hans (2001): Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung. Stuttgart: Reclam

<sup>28</sup> Freud, Sigmund (1999): Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd.8 (Werke aus den Jahren 1909-1913), Frankfurt a.M.: Fischer, S.430ff

fordert: Wo *Es* war, soll *Ich* werden!<sup>29</sup> Das *Ich* soll also besser befähigt werden, dem Ansturm der Triebe, die aus dem *Es* auf Abfuhr drängen, gewachsen zu sein, um sie besser kanalisieren und fruchtbar machen zu können.<sup>30</sup> Ein gestärktes *Ich* zeige dann die Fähigkeit, den Trieben adäquate Abfuhrmöglichkeiten zu eröffnen und das Realitätsprinzip gegenüber dem Lustprinzip durchzusetzen.

Auf den Begriff des *Selbst* kommt Freud im Kontext seiner entwicklungspsychologischen Überlegungen zu sprechen, ohne es jedoch genauer zu definieren. In seiner Vorstellung<sup>31</sup> unterscheidet der Säugling in den ersten Lebenswochen ausschließlich nach Lust und Unlust und entwickelt eine erste primitive Differenzierung zwischen *Selbst* und *Nicht-Selbst* dahin gehend, dass er die Ursachen seiner Unlust außerhalb, diejenigen seiner Lust innerhalb seines *Selbst* lokalisiert. Bei fortschreitender Reifung seiner Wahrnehmung und anderer Ich-Funktionen gelinge es dem Kind immer besser zwischen Außen- und Innenwelt zu unterscheiden. Allerdings bleibe die Neigung bestehen, die inneren Quellen der Unlust nach außen zu verlagern und dort aggressiv zu besetzen. Damit schütze das Kind sein *Selbst* vor Gefühlen der Ohnmacht und Kränkung, vor aggressiven oder autoaggressiven Durchbrüchen. Im weiteren Verlauf der psychischen Entwicklung lasse das Kind die Phase des *primären Narzissmus* hinter sich, könne also seine psychischen Energien, die bislang nur dem *Selbst* galten, auch auf andere Objekte richten und diese libidinös besetzen.<sup>32</sup>

Ein modifiziertes Verständnis vom *Selbst* findet sich bei Erikson. Bei grundsätzlicher Anerkennung der therapeutischen Erkenntnisse der Psychoanalyse bemängelt Erikson, dass Freud sich ausschließlich mit der neurotischen Seite des Menschen auseinandergesetzt, jedoch die gesunde Persönlichkeit und ihre normale Entwicklung vernachlässigt habe. Er postuliert den Gedanken, dass „*die gesunde Persönlichkeit ihre Umwelt aktiv meistert, eine gewisse Einheitlichkeit zeigt und imstande ist, die Welt und sich selbst richtig zu erkennen.*“<sup>33</sup> Danach verfügt das Neugeborene über keines dieser Anzeichen, während der Erwachsene der Beschreibung in jeder Hinsicht entspreche. Entwicklungsaufgabe des Kindes- und Jugendalters sei es, die äußere und die innere Welt richtig zu erkennen, zu meistern und in zunehmendem Maße *Ich-Identität* zu erwerben. Wichtigster Faktor im Aufbau dieser Ich-Identität ist danach die Fähigkeit, „*sein Selbst als etwas zu erleben, das Kontinuität besitzt, das ‚das Gleiche‘ bleibt*“<sup>34</sup>; an anderer Stelle beschreibt Erikson die Ich-Identität als „*ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein*“<sup>35</sup>.

Dass diese Vorstellung von Kontinuität trotz der Kritik am *Identitätsbegriff* heute noch diskutiert wird, zeigen die Arbeiten von Jürgen Straub, der in der Nachfolge Eriksons den Begriff deswegen nicht aufgeben möchte, weil er „*eine spezifische Form oder Struktur des Selbstverhältnisses einzelner Personen, die sich auf der Grundlage ihrer Sprach- und*

<sup>29</sup> Freud, Sigmund (1999): Das Ich und das Es. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd.13 (orig.1923), Frankfurt a.M.: Fischer, S. 144ff

<sup>30</sup> vgl. Köhler, Lotte (2000): Die von Heinz Kohut begründete Selbstpsychologie – umstrittenes Neuland der Psychoanalyse. In: Kutter, Peter (Hrsg.) Psychoanalytische Selbstpsychologie. Theorie, Methode, Anwendungen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Psychoanalytische Blätter, Bd.15), S.5-27

<sup>31</sup> Freud, Sigmund (1999): Jenseits des Lustprinzips. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd.13 (orig.1920), Frankfurt a.M.: Fischer, S.3ff

<sup>32</sup> siehe hierzu die Ausführungen von S. Zepf zu Freuds Libido-Begriff: Zepf, Siegfried (2000): Allgemeine Psychoanalytische Neurosenlehre, Psychosomatik und Sozialpsychologie. Ein kritisches Lehrbuch. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 52ff

<sup>33</sup> Erikson, Erik H. (1979): Identität und Lebenszyklus. 5.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.57

<sup>34</sup> Erikson, Erik H. (1976): Kindheit und Gesellschaft. 6.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.36

<sup>35</sup> Erikson 1979, S.124

*Handlungsfähigkeit zu sich selbst verhalten können*<sup>36</sup>, treffend bezeichne. Zwar sei es schwierig zu entscheiden, ob Identität als Form, Struktur oder Gestalt aufzufassen sei; wichtiger ist für Straub die Vorstellung von Identität als Ganzheit unter Einschluss von Kontinuität und Kohärenz; Identität setze zwar nicht voraus, dass im Leben alles gleich zu bleiben habe: „Die als Kontinuität begriffene Identität meint vielmehr, dass Veränderungen als Bestandteil eines sinnhaft strukturierten Lebenszusammenhangs begriffen werden können, und zwar auch dann, wenn sie durch kontingente Ereignisse angestoßen und vom Subjekt als heteronom bewirkte Widerfahrnisse erlebt werden. Kritische Lebensereignisse mögen einer Person neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen oder bisherige verschütten. Sie machen jedoch aus niemandem einen ‚zweiten Menschen‘.“<sup>37</sup>

In der psychoanalytischen Theoriebildung ist das Verhältnis des *Selbst* zu seinen identitätsstiftenden Objekten neu konzipiert worden. Der Kern unseres *Selbst* bedarf danach existenziell des Objektes, um sich zu erfahren; Objekte in diesem Sinne sind nicht nur die bedeutungsvollen Menschen unserer Umgebung, sondern auch Gegenstände und Landschaften, Kunstwerke, Musikstücke und Literatur. An ihnen können sich Gefühle, Ideen, Phantasien und Selbstbilder konstellieren. „Die Objekte bilden eine Textur des Selbst. Erst der Durchgang durch den Anderen ermöglicht es, sich selbst zu erfahren.“<sup>38</sup> In diesem Sinne ist die Einheit des Selbst zu hinterfragen; sie ist nicht länger als Konkretion, sondern als Konstruktion zu verstehen, die das Selbstgefühl offenbar braucht, um als einheitliches Zentrum der Erfahrung wirken zu können. Manche aktuellen Theoretiker der Psychoanalyse<sup>39</sup> lehnen die Konzeption des Selbst als einer phänomenologischen Einheit auch gänzlich ab. Sie greifen die alte philosophische Erkenntnis wie auch den Gedanken der Postmoderne auf, dass wir uns selbst nicht – und schon gar nicht genauso gut wie andere – wahrnehmen können. Das eigene Selbst ist nicht *an und für sich*, es ist vielmehr zusammengesetzt aus vielen tausend gelebten Episoden. Ein ganzheitliches Selbst ist insofern immer eine Art von illusionärem Bewusstsein, es entstammt dem Wunsch des Individuums nach Vereinheitlichung und Integration.

### 3.3.4 Das *Selbst* in der Entwicklungspsychologie

Mit der Konstituierung des *Selbst*, der Entwicklung des *Selbstgefühls* und der *Selbstkonstanz* hat sich auch Margaret Mahler befasst. Eine Zeit lang sah es so aus, als hätte die amerikanische Kinderpsychiaterin in ihren Schriften zur ‚Symbiose und Individuation‘<sup>40</sup> nicht nur interessante, sondern geradezu unumstößliche Überzeugungen der Entwicklungspsychologie bezüglich der seelischen Reifungsphasen des Kindes festgelegt. Erst in letzter

<sup>36</sup> Straub, Jürgen: Identität als psychologisches Deutungskonzept. In: Greve, Werner (Hrsg.) (2000): *Psychologie des Selbst*. Weinheim: Psychologie Verlags Union, S. 279-301

<sup>37</sup> vgl. Köhler, Lotte (2000): Die von Heinz Kohut begründete Selbstpsychologie – umstrittenes Neuland der Psychoanalyse. In: Kutter, Peter (Hrsg.) *Psychoanalytische Selbstpsychologie. Theorie, Methode, Anwendungen*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Psychoanalytische Blätter, Bd.15), S.5-27

<sup>38</sup> Bohleber, Werner (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: *Psyche* 6, 53.Jg., S.507-529; hier: S.513

<sup>39</sup> so z.B.: Bollas, Christopher (2000): *Genese der Persönlichkeit. Psychoanalyse und Selbsterfahrung*. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>40</sup> Mahler, Margaret et al. (1978): *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt a.M.: Fischer; ferner: Mahler, Margaret (1985): *Studien über die drei ersten Lebensjahre*. Stuttgart: Klett-Cotta



Zeit hat die Säuglingsforschung<sup>41</sup> die Annahmen Mahlers in Zweifel gezogen und ein neues Verständnis des kindlichen *Selbst*<sup>42</sup> entwickelt – wie weiter unten bei den Ausführungen zu Daniel Stern zu zeigen sein wird.

Mahler leitet ihre Gedanken zu den Reifungsbedingungen des Säuglings ein mit dem Satz: „Die biologische und die psychische Geburt des Menschenkindes fallen zeitlich nicht zusammen. Die erste ist ein dramatisches, beobachtbares und genau umrissenes Ereignis, die zweite ein sich langsam entfaltender intrapsychischer Prozess.“<sup>43</sup> In ihrem Verständnis ist das Kind, das (gesund und zeitgerecht) zur Welt kommt, in seinen körperlichen Funktionen soweit gereift, dass es selbständig atmen, Körperwärme aufrecht erhalten, Nahrung aufnehmen und verdauen sowie Reststoffe ausscheiden kann. Der Organismus ist eigenständig lebensfähig, bedarf aber der Ernährung und der Pflege. In seiner seelischen Existenz ist der Säugling hingegen zum Zeitpunkt seiner Geburt noch entschieden unreif, er ist auf die emotionale Einheit mit der primären Bezugsperson angewiesen und wird es auch noch eine ganze Weile – sicher während der ersten drei Lebensjahre – bleiben. In dieser Zeit entwickelt das Kind die Grundlage einer halbwegs stabilen *Identität*, es erwirbt eine gewisse psychische Unabhängigkeit bzw. ein eigenständiges *Ich*. Und für diese *Ich-Entwicklung* (als Teil der Persönlichkeitsentwicklung) ist die primäre Bezugsperson und das Zusammenspiel beider in der Beziehungsentwicklung – so Margaret Mahler – ganz entscheidend.

In ihren Ausführungen verwendet Mahler an Stelle der Begriffe *Ich*, *Identität*, *Individualität* oder *Ich-Bewusstsein* zunehmend das Wort *Selbstkonstanz*, da es geeigneter sei, das gleichbleibende Erleben und Bewusstsein der eigenen Person über eine konstante Zeit hinweg, auch bei äußeren Veränderungen, zu bezeichnen; unter *Objekt- oder Beziehungskonstanz* versteht sie den Vorgang, nicht nur das eigene *Selbst* als stabil wahrzunehmen, sondern auch das Gegenüber (Objekt) differenziert zu erleben und Veränderungen in der Beziehungsgestaltung zulassen zu können. So bezeichnen *Selbstkonstanz* und *Objektkonstanz* den Weg und das Ziel hin zu einer stabilen, tragfähigen *Ich-Entwicklung* und *Beziehungsgestaltung*. Für Mahler gibt es in den ersten Wochen nach der Geburt – sie spricht von der ‚normalen autistischen Phase‘ – keinerlei Anzeichen für die Entwicklung eines *Selbst* oder einer *Selbstkonstanz*. Im Gegenteil: Schlafähnliche Zustände des Neugeborenen und des jungen Säuglings überwiegen zunächst bei weitem den Wachzuständen; gegenüber äußeren Einflüssen und Impulsen scheint es eine hohe Reizschranke zu geben, auch wenn Umweltreize durchaus vom Säugling wahrgenommen und mit Befindlichkeitsäußerungen beantwortet werden. Lust- und Unlustempfindungen des Säuglings sind nach Auffassung Mahlers mehrheitlich Reaktionen auf innere Befindlichkeiten wie Müdigkeit, Hunger, Durst, Nässe. Das Kind reagiert von innen heraus auf die Veränderungen, es ist diesem Wahrnehmungssystem ausgeliefert, kann es nicht steuern, sondern das coenästhetische Empfindungssystem steuert das Kind als undifferenziertes Ganzes.

Das wesentliche Kennzeichen der zweiten so genannten ‚symbiotischen Phase‘ (ca. vom 2. bis 6. Monat), ist das ‚Einssein‘ oder die ‚Zweieinheit‘ mit der Mutter. Gemeint ist damit jener Zustand der Undifferenziertheit, der Verschmelzung mit der Mutter, in dem das *Ich*

<sup>41</sup> Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M.: Fischer; Dornes, Martin (1997): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt a.M.: Fischer

<sup>42</sup> Stern, Daniel (1985): The early development of schemas of self, other and ‚self with other‘. In: Lichtenberg, J. und Kaplan, S. (Hrsg.): Reflections of self psychology. Hillsdale, New Jersey: The Analytic Press;

Stern, Daniel (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>43</sup> Mahler (1978), S.19

noch nicht vom *Nicht-Ich* unterschieden werden kann und Innen und Außen kaum differenziert empfunden werden. Voraussetzung für diese Entwicklung in der Beziehung ist eine haltende, emotional offene, zugewandte, die Bedürfnisse des Kindes erkennende und befriedigende Mutter. Wenn der Säugling in den ersten sechs Wochen auch noch von verschiedenen Personen versorgt und getröstet werden konnte, so wird er jetzt zunehmend den vertrauten Gesichtsausdruck, die Stimme, den Geruch der Mutter suchen und mit Enttäuschung reagieren, wenn sich ein anderes als das vertraute Gesicht der Mutter über sein Bett beugt. Durch die Kommunikation von Mutter und Kind (mimisch, gestisch und sprachlich) erkennt und übernimmt der Säugling die mütterlichen Emotionen, Haltungen, Erwartungen und Reaktionen. Indem es die Mutter erlebt, erlebt das Kind auch sich selbst, und zwar in der mütterlichen Aufnahme und Bestätigung seiner Impulse und Äußerungsweisen. Dabei entwickelt sich das Gefühl eines *Selbst* zunächst auf körperlicher Ebene: Mund, Ohr, Augen, Haut tragen zur Erfahrung und Wahrnehmung der eigenen Körperlichkeit bei.

Etwa mit dem 6. Monat beginnt nach Mahler die Loslösung des Kindes aus der Symbiose. Es lernt zwischen *Ich* und *Du* bzw. zwischen *Ich* und *Nicht-Ich* zu unterscheiden, schlüpft aus der *Zweieinheit* heraus und wendet sich mit erwachendem Blick seiner Umwelt zu. Die Mutter wird erkannt und das Kind erlebt sie als außerhalb seiner selbst existent. Es hat sich nun das innere Band zwischen Säugling und Mutter gebildet. In diesen Monaten gewinnt auch der Vater für das Kind an Bedeutung. Im Gegensatz zur Mutter steht er für eine andersartige, neue Beziehung, die die Welt repräsentiert - eine wichtige Beziehung, die dem Kind hilft, sich aus der Symbiose mit der Mutter zu lösen. Durch die aktive Hinwendung zu zwei Menschen, die aufgrund der unterschiedlichen Beziehungsformen auch zwei Arten des Selbsterlebens bewirken, wird die Wahrnehmung der körperlichen Eigenständigkeit des Kindes unterstützt.

Sich als *Ich* bzw. als *Selbst*, als eigenständig und abgegrenzt vom *Du* zu erfahren, hat jedoch nicht nur Vor-, sondern auch Nachteile: In dem noch schwachen Ich-Bewusstsein wächst die Angst vor Trennung und Verlassenheit. Das Kind beginnt zu erahnen, dass es keine Einheit mit der Mutter bildet und fängt an zu fremdeln, da es beim Näherkommen weniger vertrauter Personen die Trennung von der Mutter befürchtet. Oder es sucht sich ein *Übergangsobjekt*, um Trennungs- und Verlassenheitsängste zu kompensieren bzw. sich für die Loslösung und Erkundung der Welt zu wappnen. Solche Übergangsobjekte<sup>44</sup> (Teddy, Kuscheltier, der eigene Daumen o.ä.) können bei Abwesenheit der Mutter, beim Schlafengehen u.ä. das Gefühl des Einsseins mit der Mutter repräsentieren. Gelingt es dem Kind, ein Übergangsobjekt emotional zu beleben, so hat es die Fähigkeit zu einer kreativen Konfliktlösung entwickelt: es hat sich eine reale Alternative in einer erlebten Mangelsituation erschaffen. Auch im Spiel des Kindes zeigt sich eine beginnende Loslösung: Das Fortwerfen von Spielzeug (und das geduldige Wiederaufheben durch die Eltern) vermittelt die Erkenntnis und die Beziehungssicherheit: was auch verschwinden mag, es kommt zurück. Trennungsspiele symbolisieren ebenfalls die wichtige Erfahrung von Verschwinden und Wiederkehr, beruhigen die ambivalenten Ängste des Kindes (ambivalent deswegen, weil Trennungslust und Trennungsangst gleichermaßen gefühlt werden) und festigen die Grunderfahrung einer Beziehungssicherheit.

---

<sup>44</sup> der Begriff wurde von Winnicott im Zusammenhang mit seinen Erkenntnissen über die „Fähigkeit zum Alleinsein“ eingeführt: vgl. Winnicott, Donald W. (2004): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Gießen: Psychosozial-Verlag

### 3.3.5 Das *Selbst* in der neueren Kleinkindforschung

Während das *Selbst* bei Margaret Mahler eines ist, das in der Säuglingszeit einem unbeschriebenen weißen Blatt gleicht und erst nach einem langwierigen Auftauchen aus der ursprünglichen Symbiose so etwas wie Eigenständigkeit, Individuation erreicht, sieht die aktuelle Säuglingsforschung unter Federführung von Daniel Stern<sup>45</sup> das Kleinkind nicht so hilflos und ausgeliefert wie Mahler. Beobachtungen haben gezeigt, dass Säuglinge mit dem ersten Atemzug die Interaktionen zu ihren Müttern, Vätern oder anderen primären Bezugspersonen gestalten, bisweilen sogar steuern, dass sie aktiv nach sensomotorischer Stimulierung suchen, über einen relativ differenzierten Wahrnehmungsapparat verfügen und nahezu von Geburt an ein differenziertes Grundmuster an Affekten benutzen. Nach Ansicht der Säuglingsforschung verfügt das Kind schon in den ersten Lebenswochen über ein rudimentäres subjektives Empfinden, da es bereits zu diesem Zeitpunkt in der Lage ist, sich als ‚organisiert‘ zu erleben.<sup>46</sup> *Selbstempfindungen* und *Modi der Bezogenheit* sind die entscheidenden Organisationsprinzipien, in denen der Säugling sich und die Welt erfährt und ordnet. Auch Stern verwendet, wenn er die unterschiedlichen Selbstempfindungen beschreibt, ein Stufenmodell (s.u.); allerdings ist dies nicht zu verstehen als eine Aufeinanderfolge von Phasen mit umschriebenem Beginn und eindeutigen Ende, sondern um Erlebnisbereiche, die zwar einen Beginn haben, aber kein Ende. Sterns Phasen der Selbstempfindungen bleiben also während des ganzen Entwicklungsverlaufes in vollem Maße lebendig, sie wachsen ein Leben lang weiter und bestehen nebeneinander.<sup>47</sup>

Stern unterteilt die Empfindungen in vier Formen, nämlich in das *auftauchende Selbst*, das *Kern-Selbst*, das *subjektive Selbst* und das *verbale Selbst*<sup>48</sup>. Er führt hierzu aus: in der Phase des *auftauchenden Selbst* – von Geburt an bis ca. 2. Monat – nimmt der Säugling Ereignisse und Handlungsabläufe wahr und beginnt, eine innere Organisation für Handlungssequenzen zu entwickeln. Wahrnehmungen, die mit unterschiedlichen Sinnesorganen gemacht werden, können zunehmend in Beziehung gesetzt und verglichen werden („amodale Wahrnehmung“). Die meisten Erfahrungen des Säuglings in diesen ersten Lebenstagen und -wochen sind sehr körpernah und initiieren erste Selbstempfindungen; Farben, Gerüche, Gesichtsausdrücke, die er wahrnimmt, werden mit bestimmten Affekten verknüpft („physiognomische Wahrnehmung“), dadurch erhalten Ereignisse bzw. Handlungen einen Gefühlston, der sich abbildet als „Vitalitätsaffekt“.<sup>49</sup> Gefühle von auftauchender Ordnung entstehen nun dadurch, dass der Säugling aufgrund der sich langsam entwickelnden Strukturen im Wahrnehmungs- und Affektbereich in sich und in der Welt bestimmte Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten entdeckt, die zu Grundbausteinen seines Selbstempfindens werden: Denken, Handeln, Fühlen und Wahrnehmen existieren zu Anfang nicht als unterscheidbare Aktivitäten, sondern werden empfunden als Rhythmen und Intensitäten, Strukturen, Gestalten und dynamische Muster.

Die Phase der Empfindung des *Kern-Selbst* – ca. 3. bis 7. Monat – ist gekennzeichnet durch den Eintritt in eine neue Welt: Der Säugling besitzt jetzt Fähigkeiten, die für soziale Kontakte notwendig sind: Halten von Blickkontakt, soziales Lächeln, Äußern von Lauten;

<sup>45</sup> man beachte die Titel der wichtigsten Werke auf diesem Gebiet: Stern, Daniel: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta; Dornes, Martin: Der kompetente Säugling. Frankfurt a.M.: Fischer

<sup>46</sup> Fuhrer, Urs et al.(2000): Selbstbildentwicklung in Kindheit und Jugend. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz / Psychologie Verlags Union, S.39-57

<sup>47</sup> Geißler, Peter (2004): Die relationale Psychoanalyse – eine Brücke zur Säuglingsforschung. In: Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.) Das Selbst und der Andere. Psychosozial, Heft 97/2004, S.43-54

<sup>48</sup> Stern (1998), S.55ff

<sup>49</sup> ebd., S.71ff

damit erwirbt er die nonverbale Basis seiner Interaktions- und Kommunikationskompetenz und damit die Voraussetzungen des Spracherwerbs. Im Gegensatz zu den Grundannahmen Mahlers ist das *Selbst* des Säuglings und des Kleinkindes nach Auffassung Sterns nicht mit dem primären Objekt verschmolzen, symbiotisch verkapselt. Es ist getrennt vom anderen und empfindet auch dieses Getrenntsein – erst das macht die Erfahrung von Gemeinsamkeit möglich.

Bestandteil des *Kern-Selbst* sind ferner folgende vier Empfindungsfähigkeiten:

1. Urheberschaft: Es handelt sich um das Empfinden des Kindes, Urheber eigener Handlungen und gleichzeitig Nicht-Urheber anderer Handlungen oder Ereignisse zu sein;
2. Selbst-Kohärenz: Dies bedeutet das Empfinden, eine zusammenhängende physische Einheit, ein körperliches Ganzes zu sein;
3. Selbst-Affektivität: Es handelt sich um einen Prozess der Differenzierung bestimmter Affekte wie Wut, Trauer, Angst, Freude oder Scham;
4. Selbst-Geschichtlichkeit: Das ist die Empfindung, dass eine Person bei aller Veränderung und Weiterentwicklung immer ein und dieselbe bleibt.<sup>50</sup>

In der Phase der Empfindung des *subjektiven Selbst* – ca. 8. bis 16. Monat – findet ein Quantensprung statt, wenn der Säugling entdeckt, dass er ein Seelenleben besitzt und dass dies auch auf andere Menschen, z.B. seine Mutter zutrifft. Er kommt zu der Erkenntnis, dass innere Befindlichkeiten und subjektive Erfahrungen mit anderen Menschen geteilt werden können; sein Selbst beginnt zu erahnen, dass einerseits die Dimension des Erlebens eine eigene, subjektive ist, dass andererseits aber auch Momente der Gemeinsamkeit entstehen können und sich Intersubjektivität und damit auch psychische Intimität einstellt.

Günstige Voraussetzungen dafür sind gegeben, wenn die *Empathie* der Mutter, des Vaters bzw. der primären Bezugsperson als Brücke zwischen den beiden inneren Befindlichkeiten erlebt werden kann. Dies zeigt sich in einer angemessenen *Affektabstimmung*<sup>51</sup>, die wiederum Voraussetzung für das Erleben intersubjektiver Bezogenheit ist. Unter Affektabstimmung versteht Stern mehr als nur ein Nachahmungsverhalten. Es bedarf dazu der Fähigkeit, den Gefühlszustand und die Signale des Säuglings an seiner Mimik, seiner Gestik, seinen Lauten und seinem Verhalten ablesen und adäquat beantworten zu können; geschieht dies mehr oder minder gut, so erkennt der Säugling, dass die korrespondierenden Reaktionen der Bezugsperson etwas mit seinem eigenen Gefühlszustand und Verhalten zu tun haben. Affektabstimmungen schaffen also noch vor dem Erwerb der Sprache die ursprüngliche Basis dafür, innere Erfahrungen miteinander teilen zu können; nur auf diese Weise kann das Gefühl des Verbundenseins, des Aufeinander-Bezogenenseins entstehen. Insofern lässt sich formulieren: Ein *Selbst*, welches aus früheren und gegenwärtigen Beziehungen besteht, durch die es seine Integrität und Kontinuität entwickelt, kann nur in Gegenwart eines unaufdringlichen anderen, der die Kontinuität des Selbsterlebens nicht unterbricht, wirklich wachsen.<sup>52</sup>

In der Phase der Empfindung des *verbalen Selbst* – ab dem 17. Monat – beginnen Kinder, Dinge mit Hilfe von Zeichen und Symbolen psychisch zu repräsentieren; sie erschließen die Möglichkeiten der Sprache und des symbolischen Spiels und können Vorstellungen von sich äußern sowie über Personen und Dinge sprechen, die nicht direkt anwesend sind. Sie entwickeln also in diesem Stadium die Fähigkeit, Dinge und Verhaltensweisen ande-

<sup>50</sup> ebd., S.104ff; siehe hierzu auch: Fuhrer, S.40

<sup>51</sup> ebd., S.198ff

<sup>52</sup> Fonagy, Peter (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Aus dem Englischen von Maren Klostermann. Stuttgart: Klett-Cotta, S.108

rer Personen, die nicht Teil ihrer eigenen Handlungsschemata sind, zutreffend auszudrücken; diese Repräsentationen können jetzt im Langzeitgedächtnis gespeichert werden und sind auch abrufbar, wenn das Vorbild nicht mehr anwesend ist. Zu solchen ‚verschobenen‘ Nachahmungen sind Kinder aber erst in der Lage, wenn sie über zwei Versionen ein und derselben Realität verfügen: Über die Repräsentation der ursprünglichen Handlungen, so wie sie vom *Vorbild* ausgeführt wurden; und über ihre eigene reale Ausführung dieser Handlung. Die Konsequenzen dieser Fähigkeiten, die das Empfinden des *Selbst* und folglich auch die Möglichkeit, sich auf andere zu beziehen, am gravierendsten verändern, sind erstens die Fähigkeit, symbolisch zu handeln (z.B. im Spiel), zweitens die Fähigkeit, mit Hilfe der Sprache Verständigung und Intersubjektivität herzustellen und drittens die Fähigkeit, das eigene Selbst zum Objekt der Reflexion zu machen.

### 3.3.6 Das *Selbst* in der analytischen Selbstpsychologie

Wendet man sich vom *Selbst* des Säuglings und des Kleinkindes dem erwachsenen *Selbst* zu, so gelangt man zur analytischen Selbstpsychologie, die entscheidende Modifikationen – oder mehr als das: einen Paradigmenwechsel gegenüber den psychoanalytischen Grundannahmen Freuds und seiner Schüler vorgenommen hat. Für diese Selbstpsychologie und für unseren Zusammenhang der Klärung des Begriffes *Selbst* ist Kohut der entscheidende Theoretiker. Heinz Kohut<sup>53</sup> begreift das *Selbst* als das Initiativzentrum einer Person mit all ihre Erfahrungen, Kompetenzen, Gewohnheiten und Wünschen. Auch Erinnerungen, Phantasien und Ideale, die diese Person von sich gesammelt hat, sind darin gespeichert<sup>54</sup>. Kohuts *Selbst* beschreibt also jenen Ort innerhalb der psychischen Struktur, an dem bewusste und unbewusste Anteile zusammentreffen und es dem Menschen ermöglichen, sich von den Objekten der äußeren Welt abzugrenzen, sich seiner Eigenheiten gewahr zu werden und der eigenen Person einen Sinn von sich selbst zu verleihen.

Das *Selbst* der psychoanalytischen Selbstpsychologie ist nicht ohne den Begriff des *Selbstobjekts* denkbar. Wolf<sup>55</sup> nennt folgende Selbstobjekterfahrungen, die das Kleinkind und auch den erwachsenen Menschen in seiner späteren Entwicklung prägen:

1. *Spiegelnde Selbstobjekterfahrungen*: Diese bestätigen das angeborene Gefühl des Kindes für Vitalität, Großartigkeit und Vollkommenheit;
2. *Idealisierende Selbstobjekterfahrungen*: Sie werden dem Kind durch Vorstellungen von Ruhe, Sicherheit und Stärke ermöglicht, mit denen das Kind verschmelzen kann;
3. *Alter-Ego-Selbstobjekterfahrungen*: Sie werden als Vorbild gebraucht und sorgen für Erfahrungen, jemandem gleich zu sein; damit wird das Selbst gestützt, Identifikation wird ermöglicht und die Lernpotentiale werden stimuliert;
4. *Aversive Selbstobjekterfahrungen*: Sie werden für die gesunde Selbstbehauptung gegenüber Eltern (oder anderen Betreuungspersonen) gebraucht, ohne dass das Subjekt befürchten muss, damit die Beziehung zu ihnen zu gefährden.<sup>56</sup>

<sup>53</sup> Kohut, Heinz (1979): Narzissmus. Übersetzt von L.Rosenkötter. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>54</sup> vgl. Süsseke, Rudolf (2004): Was meint Heinz Kohut, wenn er vom ‚Selbst‘ spricht? Assoziationen zum Thema. In: Psychosozial, 27.Jg., Nr.96, S.91-102

<sup>55</sup> Wolf, Ernest.S. (1998): Theorie und Praxis der psychoanalytischen Selbstpsychologie. Frankfurt a.M.:

Suhrkamp

<sup>56</sup> ebd., S.92f

Neben *Selbstobjekterfahrungen* führt Kohut die *Empathie* als entscheidenden Aspekt seiner Überlegungen an. Aus der therapeutischen Arbeit gewann er die Erkenntnis, dass die Entwicklung des Selbst nicht nur mit der Fähigkeit zur Introspektion, dem Erfassen und Begreifen der eigenen Innenwelt zusammenhänge, sondern von der Empathie, also dem Beobachten, Einfühlen und Begreifen der subjektiven Bedeutungen eines anderen Menschen bzw. durch einen anderen Menschen, geprägt werde. Für den therapeutischen Prozess beschreibt Ernest Wolf dies so: „*Dadurch, daß der Analytiker sich empathisch über lange Zeit hinweg in den Analysanden hineinversetzt und so mit der Geschichte, den Gefühlen, Gedanken, Ideen, Sorgen und Hoffnungen des Analysanden und der Art und Weise, wie er all dies erlebt, vertraut wird, erlangt er nach und nach die Fähigkeit, einen Zugang zur inneren Welt des Analysanden zu finden: die Fähigkeit, empathisch mitzuschwingen oder sich emotional einzustimmen.*“<sup>57</sup>

Im Konzept der Selbstpsychologie stellt die *Empathie* (anders als in der humanistischen Psychologie bzw. der Gesprächspsychotherapie, die den Begriff der *Empathie* durch Carl Rogers geprägt hat) nicht nur jenen Modus der Beobachtung dar, die es einem Menschen (einer Mutter, einem Therapeuten, einem Freund) ermöglicht, sich in einen anderen hinein zu versetzen und die Welt aus dessen innerem Bezugsrahmen wahrzunehmen und zu interpretieren; für Kohut ist Empathie darüber hinaus ein wesentlicher Faktor zur Entwicklung und Aufrechterhaltung eines ‚kohäsiven‘ Selbst<sup>58</sup>. Fehlt die Empathie, so kann ein Mensch in Zustände ängstlicher Verwirrtheit oder narzisstischer Wut geraten; häufig würden psychosomatische Symptombildungen auf diesem Hintergrund entstehen<sup>59</sup>. Aber was ist mit diesem ‚kohäsiven Selbst‘ gemeint? Der Begriff der Kohäsion bezeichnet in der Selbstpsychologie die innere Festigkeit des Selbst: „*Für das auftauchende Selbst ist mehr erforderlich als die angeborene Tendenz, innere und äußere Erfahrungen zu organisieren. Erforderlich sind auch Selbstobjekterfahrungen, die das Selbst hervorrufen, seine Entwicklung fördern und ihm Widerstandskraft verleihen. Angemessene Selbstobjekterfahrungen begünstigen die strukturelle Kohäsion und die vitale Kraft des Selbst. Fehlen Selbstobjekterfahrungen, sind sie nicht verlässlich oder unzureichend, so kann die Kohäsion des Selbst verloren gehen und es kommt zu einer Fragmentierung des Selbst.*“<sup>60</sup>

Unter ‚Fragmentierung‘ werden hier Vorgänge der Regression verstanden, bei denen das *Selbst* die Kohäsion verliert und Gefühle der Instabilität und der Leere, der Wertlosigkeit und der Angst entstehen. Betroffene erleiden Zustände durchlässiger Grenzen, nachlassender Vitalität, gestörten inneren Gleichgewichts<sup>61</sup>. Die Dimensionen solcher Fragmentierungen können unterschiedlich sein: Der innere Zusammenhalt des Selbst kann sich langsam verändern, z.B. im Rahmen einer Entwicklung im Lebenszyklus, kann aber auch plötzlich zusammenbrechen, wie nach traumatisierenden Erfahrungen oder krisenhaften Verlusterlebnissen. Interessant ist auch folgender Hinweis: „*Schwankungen in der Selbstkohäsion können wir an uns beobachten, wenn wir im Urlaub regressiver werden und uns z.B. weniger kontrollieren und stärker körperlichen Bedürfnissen nach Versorgung und Pflege nachgehen. Darüber hinaus können unsere Grenzen deutlich spürbar durchlässiger werden, bis hin zu leichten Identitätskrisen. Es kann sich das Gefühl einstellen, nicht mehr der- oder dieselbe zu sein, die eigenen Reaktionen können befremden oder es kommt eine Empfindung des schon Erlebten, Gehörten, Gesehenen auf.*“<sup>62</sup>

<sup>57</sup> ebd., S.34f

<sup>58</sup> Milch, Wolfgang (2001): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer, S.49 u. S.78f

<sup>59</sup> Kohut, Heinz (1979): Narzissmus. Übersetzt von L.Rosenkötter. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 338ff

<sup>60</sup> Milch, Wolfgang (2001), S.78

<sup>61</sup> Wolf (1998); S.61

<sup>62</sup> Milch (2001), S.79

Erfahrungen der Fragmentierung, also des Verlustes der *Kohäsion* und der *vitalen Kraft des Selbst* können sich steigern bis zu Empfindungen des gänzlichen Selbstverlustes bzw. der Auflösung des psychischen Gefüges: *„Wird die Fragmentierung als erschreckende Gewissheit erlebt, dass der eigene Tod unmittelbar bevorsteht, dann bedeutet dies, dass das Selbst sich allem Anschein nach in einem unwiderruflichen Prozess der Auflösung befindet. Es ist so schrecklich zu erleben, wie sich das Selbst auflöst, dass die betroffenen Menschen alles erdenkliche unternehmen, um sich vor den mit Fragmentierung verbundenen Gefühlen zu retten. (...) Tritt eine vollständige Regression ein, die nicht mehr kontrollierbar ist, so kommt es zu dem psychischen Zustand, den wir im allgemeinen als Psychose bezeichnen. In den meisten Fällen endet eine Fragmentierung aber nicht in einer Psychose, sondern sie zeigt sich darin, dass bestimmte Aspekte des Selbst und seines Funktionierens regredieren. Jeder durchlebt von Zeit zu Zeit regressive Phasen als Reaktion auf bestimmte Erfahrungen, die in jeweils typischer Weise unsere Selbststruktur, die unser Erbe ist, belasten.“*<sup>63</sup>

Noch einmal zusammengefasst: Im Rahmen der psychoanalytischen Selbstpsychologie stellt das ‚Selbst‘ gewissermaßen den Dreh- und Angelpunkt eines tiefenpsychologischen Konzeptes dar, das sich auf den Kern der Persönlichkeit bezieht und verschiedene Anteile integriert, die vor allem mit Selbstobjekterfahrungen sowie mit Momenten empathischen Verstehens bzw. Verstandenseins verknüpft sind. Diese Anteile streben danach, sich zu kohärenten, im Grundsatz dauerhaften, im Detail entwicklungs- und anpassungsfähigen, wandelbaren Strukturen zu verbinden<sup>64</sup>. In der aktuellen Lehre der Selbstpsychologie wird die Kernaufgabe des Selbst darin gesehen, das *„Zentrum der Initiative zu sein, Empfänger von Eindrücken und Ort individueller Konstellationen von Ambitionen, Idealen, Talenten und Fertigkeiten.“*<sup>65</sup> Wirklich erfasst werden könne dieses Selbst nicht im direkten Zugang, sondern nur über Manifestationen. Ähnlich dem Sehen, dem Atmen oder dem Wahrnehmen des eigenen Herzschlags bedürfe es besonderer Augenblicke, in denen die automatisierten Abläufe ins Bewusstsein drängten: *„Das bedeutet, dass das Selbst im Zustand von Vitalität nicht erlebbar ist. Lediglich bei verminderter Kohärenz bis hin zur Fragmentierung ist das Selbst über seine pathologischen Manifestationen erfahrbar, wie bei Angstzuständen, narzisstischer Wut, dissozialen Störungen, Perversionen, suizidalem Verhalten, psychosomatischen Symptomen oder psychotischen Zuständen.“*<sup>66</sup>

---

<sup>63</sup> Wolf 1998, S.61f

<sup>64</sup> Milch 2001, S.57

<sup>65</sup> ebd., S.58

<sup>66</sup> ebd.

### 3.4 Aspekte der *Bindung*

„Das Bedürfnis nach einem  
 ‚sicheren Hafen‘,  
 der in Gefahrensituationen  
 Schutz und Hilfe gewährt  
 bleibt während des ganzen Lebens  
 bestehen.“  
 (Lotte Köhler)

Nach den Ausführungen zum *Selbst* soll nun ein weiteres, für diese Studie wichtiges Konzept der Entwicklungspsychologie vorgestellt werden: die Bindungstheorie des englischen Kinderpsychiaters John Bowlby und der kanadischen Psychologin Mary Ainsworth. In der Psychologie, der Heilpädagogik und in zahlreichen psychotherapeutischen Schulen wird gegenwärtig die Bindungstheorie und mit ihr die Bindungsforschung einer breiten Diskussion unterzogen. Ihre Grundlagen, Methoden und Forschungsergebnisse gelten als weitgehend anerkannt, gelingt der Bindungstheorie doch eine gleichermaßen phänomenologische wie empirische Betrachtungsweise der Hintergründe ‚normalen‘ wie auch ‚auffälligen‘ menschlichen Verhaltens.<sup>1</sup> Mit ihren Überlegungen setzt sich die Bindungstheorie international und national (in Deutschland ist die Gruppe um Klaus und Karin Grossmann zu nennen, die in Bielefeld und Regensburg Bindungsforschung vorangetrieben hat, sowie der Arzt Karl Heinz Brisch, die Psychoanalytikerin Lotte Köhler und der Psychotherapeut Martin Dornes) vom bisherigen Verständnis der seelischen Entwicklung des Kindes (nach Sigmund Freud, Anna Freud, Erik H. Erikson oder Margaret Mahler) ab und entwickelt eine eigenständige Theorie, in der das Bindungs- und das Explorationsverhalten und die Beziehung des Kindes zu seinen primären Bindungspersonen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht.

#### 3.4.1 Der Begriff der *Bindung*

*Bindung* (engl.: attachment) stellt nach Auffassung der Bindungstheorie ein zentrales Bedürfnis dar, welches dafür sorgt, dass der Mensch wachsen, reifen, kognitive Kompetenzen entwickeln und soziale Strukturen aufbauen kann.<sup>2</sup> *Bindung* – die nicht gleichbedeutend ist mit *Beziehung*, sondern einen primären Anker im Komplex des Beziehungsgefüges darstellt – ist zu verstehen als „ein vom Gefühl getragenes Band, das eine Person zu einer anderen spezifischen Person anknüpft, das sie über Raum und Zeit hinweg miteinander verbindet. Seelisches und körperliches Trennungsleid sind eindeutige Zeichen für Bindung.“<sup>3</sup> Viele Formen seelischen Schmerzes und zahlreiche Störungen des emotionalen Gleichgewichts einschließlich Angst, Wut, Depression und Dissoziation entstehen durch unfreiwillige

<sup>1</sup> vgl. Suess, Gerhard; Scheuerer-Englisch, Hermann; Pfeifer, Walter (Hrsg.) (2001): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Praxis. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.15

<sup>2</sup> Bowlby, John (1982): Das Glück und die Trauer. Stuttgart: Klett-Cotta; orig. (1979): The making and breaking of affectional bonds. London: Tavistock Publications

<sup>3</sup> ebd., S.44



Trennung und Verlusterfahrungen.<sup>4</sup> Folglich begleitet der Wunsch nach *Bindung* und die Suche nach Geborgenheit den Menschen von Geburt an bis zu seinem Tod. Insbesondere stellt das Bindungsverhalten ein biologisch angelegtes Schutzsystem dar<sup>5</sup>, welches das Überleben des Säuglings sichert. Es wird sinnvollerweise in Situationen innerer Belastung (wie Krankheit, Hunger, Müdigkeit) oder äußerer Anspannung (wie Abwesenheit einer vertrauten Bezugsperson oder unvertraute Umgebung) aktiviert, vor allem dann, wenn eine innere oder eine äußere Gefahr von dem – motorisch und sprachlich noch hilflosen – Kind nicht aus eigenem Vermögen behoben werden kann, es also den Schutz der Bindungsperson braucht: „Bei der Bindung (...) handelt es sich um ein Verhaltenssystem, welches die Regulation von Nähe und Distanz zur Bezugsperson in Abhängigkeit von inneren Zuständen und äußeren Gegebenheiten steuert. Bei Angst oder Kummer wird das Bindungsverhaltenssystem aktiviert. Das Kind stellt durch Bindungsverhalten (wie Weinen, Anklammern, Nachfolgen) die Nähe zur Bezugsperson her und kann sich so mit Hilfe der Bezugsperson emotional restabilisieren und auf dieser ‚sicheren Basis‘ zur Exploration zurückfinden.“<sup>6</sup>

Das Streben, den sicheren Hafen der vertrauten Bindungsperson zu erreichen, wird durch Blickkontakt zur Mutter, durch Nachfolgen und Herstellen von Körperkontakt mit der Mutter erreicht. Dabei ist das Kind nach bindungstheoretischem Verständnis kein passives *Triebbündel*, sondern aktiver Interaktionspartner, der selbst signalisiert, wann ein Bedürfnis nach Nähe und Schutz auftaucht und befriedigt werden will.<sup>7</sup> *Bindung* gewährt dem Kind und später dem Erwachsenen Schutz und Sicherheit; daher ist der Säugling mit der Fähigkeit ausgestattet, sich emotional zu *binden*, soziale Kompetenzen und eigenständige Motivationssysteme zu entwickeln. Für die psychische Entwicklung eines Menschen wird die Qualität der *Bindung* als entscheidender Faktor angesehen: Die Art und Weise, wie das Kind mit der Mutter, dem Vater, den Geschwistern und weiteren *Bindungspersonen* verknüpft ist, wie es sich später aus der familiären Bindung löst, wie es neue *Bindungen* eingeht – all das ist bedeutsam für seine psychische Struktur und deren Stabilität: „Die unangefochtene Aufrechterhaltung einer Bindung wird als eine *Quelle der Sicherheit* empfunden und die Erneuerung einer Bindung als eine *Quelle der Freude*.“<sup>8</sup>

Nach Bowlby entwickelt sich das Bindungssystem zwischen dem Kind und seiner primären Bezugsperson vom ersten Tag des Säuglings an; es hat eine lebenssichernde Funktion und wird besonders in Angstsituationen aktiviert, wenn das Kind an Schmerzen oder Alpträumen leidet, sich von der Mutter getrennt fühlt, fremde Menschen als bedrohlich erlebt oder unbekannte Situationen bewältigen muss.<sup>9</sup> Eine gelingende *Bindung* zeichnet sich dadurch aus, dass die Bindungsperson die Signale des Kindes wahrnimmt, sie richtig interpretiert und sowohl zeitnah als auch angemessen darauf reagiert. Das feinfühlige Verhalten der Bezugsperson ermöglicht dem Kind, eine sichere Bindung aufzubauen, so dass auch in späteren

<sup>4</sup> Bowlby, John (1976): Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. München: Kindler

<sup>5</sup> Bowlby, John (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München: Kindler

<sup>6</sup> Spangler, Gottfried (2001): Die Psychobiologie der Bindung: Ebenen der Bindungsorganisation. In: Suess, Gerhard; Scheuerer-Englisch, Hermann; Pfeifer, Walter (Hrsg.) (2001): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Praxis. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.157-177; hier: S.157

<sup>7</sup> Brisch, Karl Heinz (1999): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta, S.36

<sup>8</sup> Bowlby 1982, S.44

<sup>9</sup> Bowlby 1975, S.171ff

Lebensphasen das Gefühl von Vertrauen und Verlässlichkeit in sich und andere bestehen bleibt.<sup>10</sup> Werden die Bindungs- und die Erkundungswünsche des Kindes hingegen gar nicht, nur unzureichend oder inkonsistent – etwa in einem für das Kind nicht durchschaubaren Wechsel von Verwöhnung und Versagung, Überstimulation und Vernachlässigung – beantwortet, so kann dies beim Kind zu einer unsicher-vermeidenden, einer unsicher-ambivalenten oder einer desorganisierten Bindung führen.

Die Art der Interaktion von Mutter und Kind stellt eine Modellsituation dar, die neben der Förderung der Beziehung zu dieser konkreten Bindungsperson auch für die emotionale, soziale und kognitive Entwicklung des Kindes von Bedeutung ist. Denn die primäre Bindungserfahrung wird vom Kind gespeichert im Sinne eines *inneren Arbeitsmodells*<sup>11</sup>, das in späteren Situationen, besonders wenn unter Stressbedingungen der Wunsch nach Schutz und Sicherheit (re-)aktiviert wird, erneut zum Vorschein kommt und das Erleben strukturiert. Belastende Bindungserfahrungen können zu Gefühlen der Unsicherheit, der Ambivalenz, der Vermeidung von Bindung und der Einsamkeit führen; sichere Bindungen hingegen gelten als Schutzfaktor und können hilfreich dafür sein, die notwendigen Entwicklungsschritte und Trennungsprozesse zu meistern und daran seelisch zu reifen.<sup>12</sup>

### 3.4.2 Zur Entwicklung der *Bindungstheorie*

Ursprüngliche Interesse John Bowlbys war es, die Bedeutung frühkindlicher Trennungen auf die seelische und psychosoziale Entwicklung junger Menschen zu erforschen. Dieses Anliegen formulierte Bowlby so: „*Die Hauptaufgabe der Entwicklungspsychiatrie und Entwicklungspsychologie besteht darin, die nie endende Interaktion der internalen und der externalen Welt und die Art und Weise, wie diese sich gegenseitig beeinflussen, zu untersuchen, und dies nicht nur während der Kindheit, sondern auch im Jugend- und Erwachsenenalter.*“<sup>13</sup> Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt Bowlby von der Weltgesundheitsbehörde den Auftrag, die Lebensläufe seelisch auffälliger Jugendlicher, besonders solcher mit Flüchtlingsschicksal oder Heimkarriere, zu untersuchen. Dabei erkannte er, dass bei der Ursachenforschung über die psychischen Krisen dieser Jugendlichen die Erfahrung des Verlassenseins und der Trennung von wichtigen Bezugspersonen eine entscheidende Rolle spielten. Wenn aber frühe Verlusterlebnisse die Entwicklung von Verhaltensstörungen so gravierend beeinflussen, dann wird, so Bowlby, die emotionale Entwicklung des Kindes vor allem durch reale frühkindliche Erlebnisse und Bindungserfahrungen (und weniger durch sexuelle Phantasien) bestimmt: „*Die grundlegende Hypothese ist, dass Unterschiede in der Art und Weise, wie sich solche Bindungen entwickeln und zu welcher Organisation es bei verschiedenen Personen im*

<sup>10</sup> Main, Mary (2002): Organisierte Bindungskategorien von Säugling, Kind und Erwachsenenem. In: Brisch, Karl Heinz, Grossmann Klaus E., Grossmann, Karin, Köhler, Lotte (Hrsg.): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention, klinische Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta, S.165-218

<sup>11</sup> Fremmer-Bombik, Elisabeth (1999): Innere Arbeitsmodelle von Bindung. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung, Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.109-119

<sup>12</sup> Brisch, Karl Heinz; Grossmann, Klaus E.; Grossmann, Karin; Köhler, Lotte (Hrsg.): (2002): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention, klinische Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>13</sup> Bowlby 1999, S.18

*Verlauf der kindlichen Entwicklung kommt, im wesentlichen bestimmen, ob eine Person psychisch gesund aufwächst oder nicht.*<sup>14</sup> In diesem Sinne verstand Bowlby die Bedürfnisse erwachsener Menschen nach Trost und Unterstützung in belastenden Situationen nicht als Rückfall in frühkindliche Verhaltensweisen und sprach daher auch nicht von *Regression*. Vielmehr betrachtete er es als ein Merkmal psychischer Gesundheit, wenn der Mensch in der Lage ist, tragende Bindungen zu anderen aufbauen zu können.

Das zuletzt Gesagte bedeutet jedoch keineswegs eine generelle Absage an die Erkenntnisse der Psychoanalyse – im Gegenteil: Gegenwärtig wird in der Debatte um die Bedeutung der Bindungstheorie heftig darum gerungen, beide Denkgebäude zu verbinden und die Gemeinsamkeiten heraus zu arbeiten.<sup>15</sup> Doch es ist Bowlbys Verdienst, durch die Erforschung des Bindungs- und Explorationsverhaltens, der Deprivationserfahrungen sowie der Strukturen in den Mutter-Kind-Beziehungen eine Theorie geschaffen zu haben, die von Mary Ainsworth in empirischen Studien gestärkt wurde. Während Bowlby davon ausging, dass Säuglinge ein tief verankertes Bedürfnis nach Entwicklung emotionaler Bindungen an ihre primäre Bezugsperson besitzen, erweiterte Ainsworth mit dem Begriff der *sicheren Basis* und der Berücksichtigung individueller Unterschiede die Bindungstheorie und entwickelte ein Verfahren, um die Bindungsqualität bei Kindern zu ermitteln. Die *fremde Situation* gibt, so Ainsworth, darüber Aufschluss, welche Reaktionen ein Kind auf die Trennung von der Mutter zeigt und wie es die Mutter nach deren Rückkehr begrüßt. Daraus sei ablesbar, von welcher Art und Weise die Bindung zur Mutter bzw. zur primären Bezugsperson sei.<sup>16</sup>

### 3.4.3 Die *fremde Situation*

Mary Ainsworth entwickelte zur Erforschung des Zusammenhangs von Bindungssicherheit und möglicher Verunsicherung in ungewohnter Umgebung folgendes Setting: Die *fremde Situation* („strange situation“<sup>17</sup>) wird mit Müttern und ihren 12- bis 18-monatigen Kindern außerhalb des vertrauten Wohnumfeldes durchgeführt; es werden folgende, jeweils drei Minuten lange Episoden konzipiert: 1.) Mutter und Kind werden begrüßt und in einen Raum geführt, der mit Spielzeug, Stühlen und Kameras ausgestattet ist. 2.) Mutter und Kind werden in dem Raum allein gelassen, um sich darin zu orientieren und zu aklimatisieren; in der Regel beginnt das Kind mit der Erkundung des Raumes und des Spielzeugs. 3.) Eine Fremde betritt den Raum, setzt sich zunächst schweigend auf einen Stuhl und nimmt dann Kontakt mit der Mutter und dem Kind auf. 4.) Die Mutter verlässt den Raum, bleibt für drei Minuten (gegebenenfalls kürzer, wenn das Kind allzu stark weint) draußen und lässt das Kind mit der Fremden allein. 5.) Die Mutter tritt wieder ein, die Fremde geht daraufhin aus dem Raum; Mutter und Kind sind nun wieder für drei Minuten zusammen. 6.) Die Mutter verlässt den

<sup>14</sup> ebd., S.20

<sup>15</sup> vgl. Fonagy, Peter (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Aus dem Englischen von Maren Klostermann. Stuttgart: Klett-Cotta; siehe auch: Datler, Wilfried (2003): Ist Bindungstheorie von psychoanalytischer Relevanz? In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.71-108

<sup>16</sup> Ainsworth, Mary (1978): Patterns of Attachment. A psychological study of the strange situation. Hillsdale/New York: Erlbaum

<sup>17</sup> ebd.

Raum, das Kind ist jetzt allein. 7.) Die Fremde kommt in den Raum, macht ein Spielangebot und bietet dem Kind Trost an. 8.) Die Mutter kommt zurück.

Unter besonderer Aufmerksamkeit steht dabei die Reaktion des Kindes auf die Wiederkehr der Mutter, also das Verhalten in den Episoden 5 und 8; daraus könne, so die Hypothese des Verfahrens, relativ sicher auf Art und Qualität der Bindung zu Mutter geschlossen werden.<sup>18</sup> Auch wenn kritisch angemerkt wurde, dass die *fremde Situation* nur als eine spezifische, ‚künstliche‘ Untersuchungsmethode der Mutter-Kind-Interaktion anzusehen ist, die ihren Fokus sehr auf das Verhalten des Kindes und weniger auf die mütterliche Reaktion richtet, so hat sich die Methode doch als recht aussagefähig in Bezug auf Bindungsmuster und Bindungsqualitäten erwiesen.<sup>19</sup>

Bei der *fremden Situation* handelt es sich also um ein standardisiertes Verfahren, welches darüber Auskunft gibt, wie sich das Kind in der Situation des Verlassenwerdens verhält und wie es vor allem auf die Rückkehr der vertrauten Bezugsperson reagiert. Eben dies wird als maßgeblich dafür angesehen, ob ein Kind als *sicher*, *unsicher-vermeidend*, *unsicher-ambivalent* oder als *desorganisiert* gebunden eingeschätzt wird<sup>20</sup>; wesentlich ist, ob es dem Kind gelingt, Gefühle des Ärgers, der Wut oder der Angst zu zeigen und sich gegebenenfalls trösten oder beruhigen zu lassen.<sup>21</sup> *Sicher gebundene Kinder* suchen bei Furcht und möglichen Gefahren den Schutz der Mutter, weil sie die Feinfühligkeit und Sicherheit der Mutter in früheren Situationen erfahren haben und daher Schutz und Geborgenheit erwarten können; *unsicher-vermeidende Kinder* bleiben bei Furcht und möglichen Gefahren für sich, suchen keinen Kontakt zur Mutter, da sie in vorherigen Situationen erfahren haben, dass ihr Bedürfnis nach Schutz, nach Trost und engem Körperkontakt ignoriert oder abgelehnt wurde; *unsicher-ambivalente Kinder* gehen bei Furcht und möglichen Gefahren einerseits auf die Mutter zu, widersetzen sich aber andererseits dem engen Kontakt; sie weinen lautstark, klammern sich an, zeigen aber auch aggressives Verhalten und lassen sich lange nicht beruhigen; Kinder mit einem *desorganisierten* Bindungsmuster reagieren in Situationen der Furcht oder der Trennung von ihrer Hauptbindungsperson mit stereotypen Verhaltensweisen, oder sie halten plötzlich in ihrer Bewegung inne, erstarren für die Dauer einiger Sekunden, da sie keine ‚passende‘, kohärente Bindungsstrategie zur Verfügung haben.<sup>22</sup>

Für das Kleinkind ist also die Person, die Schutz gewährt, von lebenserhaltender Bedeutung. Mit etwa einem Jahr lassen sich differenziertere Bindungsqualitäten feststellen. Sie rühren aus den gemachten Erfahrungen während des ersten Lebensjahres und können z.B. für Mutter und Vater unterschiedlich ausfallen – abhängig von der jeweiligen Beziehungsintensität, von dem Grad der Feinfühligkeit gegenüber den geäußerten Bedürfnissen des Kindes, von der grundsätzlichen Annahme oder Zurückweisung der Aktivitäten und Beziehungswünsche des Kindes oder von der Verfügbarkeit der Bezugsperson in Momenten der Angst und Irritation. Schon im ersten, spätestens im zweiten Lebensjahr entwickelt das Kind also Strategien zur

<sup>18</sup> vgl. dazu Dornes, Martin (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt a.M.: Fischer, S.50

<sup>19</sup> vgl. Brisch, Karl Heinz (1999), S.44

<sup>20</sup> ebd.

<sup>21</sup> Datler, Wilfried (2003): Ist Bindungstheorie von psychoanalytischer Relevanz? In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.71-108

<sup>22</sup> Brisch, Karl Heinz (2003): Grundlagen der Bindungstheorie und aktuelle Ergebnisse der Bindungsforschung. In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.51-69; hier: S.56

Bewältigung verunsichernder Situationen: Entweder teilt es der Bindungsperson seinen Wunsch nach Beistand, Trost oder Schutz mehr oder minder direkt mit – oder es vermeidet die Mitteilung seiner Gefühle, schränkt die Kommunikation ein und zieht sich, enttäuscht oder ärgerlich, in sich zurück. (Die Fähigkeit und Möglichkeit, bei Kummer und Angst seine negativen Gefühle den Bindungspersonen zeigen zu können, ohne negative Sanktionen erwarten zu müssen, ist nach den Erkenntnissen der neueren Bindungsforschung entscheidend für den weiteren Verlauf der Persönlichkeitsentwicklung <sup>23</sup>).

### 3.4.4 Bindungs- und Explorationsverhalten

Unter *Bindungsverhalten*, welches sich bevorzugt während der ersten zwölf Lebensmonate ausbildet, aber auch in späteren Lebensabschnitten noch Wandlungen unterworfen sein kann, werden jene Formen des Verhaltens verstanden, die dazu führen, dass eine Person die Nähe eines anderen Individuums aufsucht oder zu bewahren versucht. *Bindungsverhalten* umfasst, wie oben geschildert, Schreien, Rufen, Nachfolgen, Anklammern und heftigen Protest. Bindungsverhalten zeichnet sich dadurch aus, dass es auf jene Bezugsperson gerichtet ist, die für fähig gehalten wird, die aktuelle Situation (der Unsicherheit, der Gefährdung) zu bewältigen, besonders durch sorgende Nähe, vertrauensvolle Kommunikation und sicherheitsstiftende Handlungen.<sup>24</sup> Es löst in der Regel bei der Bindungsperson *Fürsorgeverhalten* aus, ein Verhaltenssystem, von dem Bowlby ebenfalls annimmt, dass es genetisch determiniert sei.

Das Bindungsverhalten dient nicht nur dazu, sich physischen Schutz von der Bindungsperson zu holen, sondern auch, bei ihr emotional ‚aufzutanken‘, um sich gestärkt neuen Anforderungen zuwenden zu können; es wird aktiviert, wenn sich ein Kind erschreckt, unwohl und müde fühlt oder sich vor beängstigende bzw. überfordernde Situationen gestellt sieht. Das Bindungsbedürfnis kleiner Kinder drückt sich insbesondere darin aus, dass sie sich in der Nähe der Bindungsperson aufhalten oder sie zu sich holen. Wird der Wunsch nach Schutz, nach Trost und Rückversicherung durch beruhigende Worte, Gesten und Körperkontakt befriedigt, so kann als Ergänzung zum Bindungssystem das System der *Exploration* aktiviert werden.

Das *Explorationsbedürfnis*, also der Drang des Kindes (und später auch des erwachsenen Menschen), seine Umwelt zu erkunden, stellt nach Ansicht der Bindungstheorie eine weitere wesentliche Komponente der Entwicklungspsychologie dar. Zwar gehören für Bowlby das Bindungssystem und das Explorationssystem unterschiedlichen Motivationsbereichen an, doch stehen sie seiner Ansicht nach in Abhängigkeit und Wechselwirkung. Bereits der Säugling strebt danach, die Welt zu erkunden; sobald er die Mutter als sichere emotionale Basis internalisiert hat, kann er die vorübergehende Entfernung von der Mutter aushalten bzw. bei Bedarf sich ihr wieder nähern. Eine sichere Bindung ist Voraussetzung dafür, dass ein Klein-

<sup>23</sup> vgl. Magai, Carol (1999): Bindung, Emotion und Persönlichkeitsentwicklung. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.140-148; hier: S.140

<sup>24</sup> vgl. Zimmermann, Peter et al. (1999): Bindung im Lebenslauf. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.311-332

Kind seine Umgebung erforschen und sich dabei als selbsteffektiv erfahren kann.<sup>25</sup> Für die Entwicklung des Kindes wird es wichtig sein, ob die Mutter bzw. die primäre Bindungsperson in der Lage ist, dem Explorationsbedürfnis des allmählich krabbelnden, bald laufenden Kindes einerseits genügend Raum zu geben und andererseits auch Grenzen zu setzen, um Sicherheit zu gewährleisten. Das Kind selbst prüft seinerseits Nähe-Distanz-Regulierungen beispielsweise über den Blickkontakt, die visuelle Rückversicherung, ob sein Fortlaufen, Hochklettern oder auch sein Nähebedürfnis wahrgenommen und adäquat beantwortet wird.<sup>26</sup>

Sicher gebundenen Kindern fällt das Erkunden leichter: Ihr Bindungssystem ist emotional ausgeglichen, sie können ihrer Neugier, ihrem Explorationsbedürfnis nachgehen. Entfernen sie sich zu weit von der Bezugsperson oder entdecken sie Dinge, die ihnen Angst bereiten, geraten auch sie in Stress und aktivieren ihr Bindungssystem, laufen zurück, suchen Schutz; diese Selbstregulierung von Exploration und Bindung wird von einer ‚feinfühligem‘ Mutter akzeptiert. Hat das Kind jedoch Zurückweisungen seiner Bindungswünsche und Sicherheitsbedürfnisse erfahren, so muss es durch inneren Rückzug für den emotionalen Ausgleich sorgen. Hat es, vielleicht aufgrund von Angstsignalen oder einem übermäßigen Wunsch nach Nähe auf Seiten der Bindungsperson, keinen ausreichenden Spielraum für Erkundungen erfahren, so wird es in seinem Explorationsbestreben gehemmt und entwickelt selbst Ängste. Vielleicht ist die Fehldeutung oder ausgeprägte Missachtung von Bindungs- und Explorationsbedürfnissen durch die Bindungsperson auch die Quelle aggressiven Verhaltens des Kindes, sei es gegen die Mutter, gegen Andere oder gegen das eigene Selbst (in Form von Selbstverletzung bzw. suizidalem Verhalten).<sup>27</sup>

Die Frage, wieviel Angst eine fremde Situation erzeugt, ist in der Bindungstheorie stets von der Überlegung begleitet worden, dass die *Fremde* genauso viel Lust hervorzurufen vermag. Nach Ansicht John Bowlbys besitzt der Säugling nicht nur den Wunsch nach Bindung und Geborgenheit, sondern auch das Streben nach Erkundung der *Fremde*, nach Exploration. Bindungssystem und Explorationssystem entspringen zwar entgegengesetzten Motiven, stehen aber in wechselseitiger Abhängigkeit zueinander. Ein Kind kann nach bindungstheoretischer Auffassung dann ausreichend seine Umwelt erkunden und eine gewisse Dosis von Angst und Unsicherheit während der Entfernung von der Mutter ertragen, wenn es dies auf der Grundlage einer sicheren emotionalen Basis zur vertrauten Bezugsperson tun kann. Verstärkt mit der motorischen Entwicklung bedarf es bei der Erkundung fremder Räume der Möglichkeit einer ‚Rückversicherung‘: Nur wenn das Bindungsbedürfnis des Kindes befriedigt und es eine ausreichende Sicherheit bei der Bezugsperson hergestellt ist, kann es seiner Neugier in Form von explorativem Verhalten nachgehen. Bei zu großer Entfernung oder ängstigenden Entdeckungen wird der Wunsch nach Erkundung eingeschränkt und durch den Wunsch nach Rückkehr in den sicheren Hafen abgelöst.

Bindungs- und Explorationsverhalten resultieren also aus dem Wechselspiel unterschiedlicher Tendenzen, nämlich einerseits dem Bedürfnis, das Angstniveau niedrig zu halten und andererseits dem Wunsch, ein angemessenes Niveau neuer Stimulation und Erfahrung zu entwickeln. Neugier führt beispielsweise in Phasen der Langeweile, der „*suboptimalen Sti-*

---

<sup>25</sup> Brisch 1999, S.38

<sup>26</sup> vgl. Brisch 2003, S.51/52

<sup>27</sup> ebd., S.52

*mulation*“<sup>28</sup> zum aktiven Erkunden bislang unbekannter Orte und Objekte. Wer darin geübt ist, kann später beängstigende fremde Situationen durch explorative Handlungen, also durch differenzierte Interaktionen bewältigen und muss sich nicht resignativ zurück ziehen, muss nicht flüchten, in Angst erstarren oder psychisch dekomensieren. Ist der Grad der Andersartigkeit zu hoch, die Orientierung gefährdet und das Repertoire an Handlungsmöglichkeiten allzu eingeschränkt, dann kann die Fremde jedoch „psychopathologische und psychosomatische Auffälligkeiten“ hervorrufen: *„Individuelle und soziale Desorientiertheit angesichts einer fremden Wirklichkeit – die jeder Reisende in abgemilderter Form als Gefühl von Hilflosigkeit, Schutzlosigkeit und Machtlosigkeit kennt – stellt sich immer dann ein, wenn eine gerade erlebte Wirklichkeit sich extrem unterscheidet von der bisher gewohnten. Wenn unvermittelt und abrupt ein Wechsel in eine anders strukturierte Umwelt geschieht, so kann dies zu einer Veränderung des Selbstgefühls bis zum psychotischen Zustand führen.“*<sup>29</sup>

### 3.4.5 *Bindung und die Herausbildung eines Selbst*

Die in der Entwicklungspsychologie häufig gestellte Frage, ob intrapsychische Kräfte und Phantasien oder wirklich stattfindende Erfahrungen in zwischenmenschlichen Beziehungen das *Selbst* in seiner Struktur und Entwicklung prägen, beantwortet die Bindungstheorie eindeutig: Für sie sind die realen frühkindlichen Interaktionserfahrungen entscheidend für die Herausbildung von Strukturen des *Selbst* und Beziehungsmustern. Neuere Erkenntnisse der Säuglingsforschung weisen darauf hin, dass schon Babys Strategien zur Bewältigung verunsichernder Situationen – in der Regel in Abhängigkeit von der Präsenz und der Feinfühligkeit des anwesenden Elternteils – entwickelt: Sie teilen ihre Verunsicherung durch Schreien, Strampeln, Klammern der Bindungsperson mit und bitten so um Unterstützung und Beistand. Oder sie müssen nach und nach lernen, Gefühle der Angst, der Unsicherheit, des Unwohlseins vor der Bindungsperson zu verstecken, die Kommunikation zu vermeiden, vielleicht auch in ambivalenter Weise Wünsche nach Schutz und Beistand mit Formen von Ärger, Protest und Unzufriedenheit zu vermischen.

Es sind also Niederschläge von konkreten Erfahrungen, die zur Repräsentation der jeweiligen Bindungsbeziehung in der Struktur des kindlichen Erlebens führen und die schließlich – mit zunehmender Differenzierung dieser Arbeitsmodelle – auch die Herausbildung des *Selbst*, also die Gewährwerdung und Einschätzung der eigenen Person, ermöglichen. In diesem Sinne ist das *Selbst* der Bindungstheorie zunächst Teil der Bindungsstruktur und schält sich im Laufe der Entwicklung als individuell organisierte Entität heraus.<sup>30</sup> Die Bindungstheorie kann zeigen, wie die von Geburt an präsenten Bindungserfahrungen als Interaktionsmuster, Erfahrungen des *Selbst*, ja als soziale, emotionale und kognitive Kompetenzen das Sein der Person bestimmen. Nach dieser Auffassung ist das *Selbst* Ausdruck einer dyadischen Organi-

<sup>28</sup> ebd.

<sup>29</sup> Ruff, Wilfried (1993): Das Fremde – Anlass zur Verführung und Verurteilung. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.280-292; hier: S.281

<sup>30</sup> Suess, Gerhard (1999): Das Selbst als Ausdruck dyadischer und individueller Organisation. In: Spangler, Gottfried u. Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart: Klett-Cotta, S.396-408

sation, d.h. es verwandelt Bindungserfahrungen zu Bindungsmustern, filtert und bewertet die Einflüsse der Umgebung, strukturiert aktiv die Umwelt und löst damit Reaktionen bei engen oder weiter entfernten Beziehungspersonen aus.<sup>31</sup>

Das Bedürfnis nach zuverlässigen Bindungspersonen und einem ‚sicheren Hafen‘, welcher in Gefahrensituationen schützt und hilft, bleibt während des ganzen Lebens bestehen, d.h. auch das erwachsene *Selbst* wird in Situationen der Angst und Orientierungslosigkeit das in der Kindheit ausgeprägte Bindungssystem aktivieren, wird ein schutzsuchendes Bindungsverhalten zeigen oder ein aggressives Pochen auf Zuwendung einfordern, vielleicht zum inneren Rückzug neigen oder gar dissoziativ entgleiten. Letzteres gilt vor allem für Kinder, die in ihren ersten Lebensmonaten unerklärlich beängstigendes Verhalten auf Seiten ihrer Eltern erfahren mussten und die als Jugendliche oft „*wie in einem Nebel zu sein scheinen und sehr viel tagträumen*“<sup>32</sup>

Grundsätzlich lässt sich zusammenfassen: Erlebt ein Kind seine Bindungspersonen als feinfühlig, ermutigend, unterstützend und – besonders in Situationen der Angst und Unsicherheit – verfügbar, so wird das kindliche *Selbst* von Gefühlen des Vertrauens, der Zuversicht und der Wertschätzung geprägt sein.<sup>33</sup> Hat ein Kind hingegen unsichere Bindungserfahrungen gemacht, musste es unter geringer Feinfühligkeit, Zurückweisung und Vernachlässigung und fehlendem Schutz bei emotionaler Belastung leiden, wird das *Selbst* mit großer Wahrscheinlichkeit von Strategien der Beziehungs- und der Gefühlsvermeidung gekennzeichnet sein. Wichtige psychische und physische Bedürfnisse können dann nicht wahrgenommen bzw. nicht kommuniziert werden, schmerzliche Gefühle der Einsamkeit bleiben unerkannt, das *Selbst* begibt sich auf Rückzug, Distanz und Entfremdung.

Dazu sei noch eine Szene aus dem Bereich des Reisens erwähnt: Ricarda Elgeti<sup>34</sup> schildert den Fall eines jungen Mannes, der (vor dem Hintergrund einer tiefen Zerrissenheit zwischen Bindungswünschen und Autonomiebestrebungen) die konflikthafte Situation in seinem Elternhaus (Mutter und Vater sind geschieden, leben aber weiterhin in einer Wohnung, jeder in einer Hälfte) nicht mehr erträgt und sich mit dem Gedanken befasst, von zu Hause auszuweichen. Die Mutter macht ihm heftige Vorwürfe und beschwört ihn, sie nicht zu verlassen. Doch er erträgt die Spannungen nicht länger und begibt sich auf Reisen. Er möchte Abstand gewinnen und Eigenständigkeit spüren. Seine Abreise wird noch dadurch erschwert, dass die Mutter im Nachthemd hinter ihm herläuft, um ihn zurück zu halten. Auf der Zugfahrt gerät er in einen ‚Ausnahmestand‘, wie er es selbst bezeichnet, gleitet ab in eine Dissoziation. Als er sich immer hilfloser fühlt, sein Telefon versagt und der Versuch des Kontaktes zu anderen Reisenden nicht gelingt, besteigt er voller Verzweiflung einen Turm und springt in suicidalen Absicht. Es folgen Monate der Behandlung in einer Unfall- und einer Rehaklinik.

<sup>31</sup> ebd., S.398

<sup>32</sup> Jacobvitz, Deborah; Hazen, Nancy; Thalhuber, Kimberly (2001): Die Anfänge von Bindungs-Desorganisation in der Kleinkindzeit. In: Suess, Gerhard J.; Scheuerer-Englisch, Walter; Pfeifer, Karl P. (Hrsg.): Bindungstheorie und Familiendynamik. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.125-156

<sup>33</sup> Bowlby, John (1995): Mutterliebe und kindliche Entwicklung. 3.Aufl., München: Reinhardt-Verlag

<sup>34</sup> Elgeti, Ricarda (1999): Die Bedeutung von Bindungswünschen als Auslöser schizophrener Erlebens. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.220-227



Im therapeutischen Prozess mit diesem Patienten zeigt sich, dass die psychische Krise und der Suizidversuch sowohl mit der aktuellen Situation im Elternhaus als auch mit dem Erleben einer ganzen Reihe von Schwellensituationen in Zusammenhang steht: Es geht um die Ablösung vom Elternhaus, die Klärung der Berufswünsche, das Eingehen von Liebesbeziehungen und das Erleben von Sexualität. All diese Ebenen setzen frühe Erfahrungen der Bindung und Wünsche der Exploration frei. Die Eltern erscheinen als psychisch unreif, unberechenbar und unzuverlässig; sie besitzen keine Kontrolle über ihre Affekte und können die Bedürfnisse und Wünsche ihres Sohnes nicht erkennen und akzeptieren. Sein Bindungsverhalten ist dadurch gefährdet, seine Selbstwertregulation destabilisiert: *„Es entsteht ein Loyalitätskonflikt zwischen den vitalen Bedürfnissen nach Bindung einerseits und Autonomie andererseits. (...) Das Gleichgewicht ist in Gefahr, Schuldgefühle drohen überwältigend zu werden.“*<sup>35</sup> Um solch ein Dilemma abzuwenden, kommt es bei gefährdeten jungen Menschen dann häufig zu einer Umkehrung der Autonomiewünsche in forciertes Bindungsverhalten. Doch dieser ‚Rückfall‘ wird nicht nur als unbefriedigend erlebt, er erzeugt auch Selbsthass – der zu unterschiedlichen, oft aggressiven oder autoaggressiven Formen des Autonomieerlebens führt. Im Zuge der Schilderung von adoleszenten Krisen und psychotischen Entwicklungen wird davon noch die Rede sein.

---

<sup>35</sup> ebd., S.225

### Exkurs 3: „...froh, daß man irgendwo zu Hause ist“ (Sigmund Freud)

Welche seelischen Anforderungen das Reisen an den Meister der Psychoanalyse stellte, wie er seine Ängste zu bewältigen suchte und wie der Erkunder unbewusster seelischer Regionen die Konfrontation mit der Fremde empfand, davon soll in diesem Exkurs die Rede sein. Aus den gut dokumentierten Reiseerfahrungen wird deutlich: Auch Sigmund Freud sah sich Gefahren des Selbstverlustes auf Reisen ausgesetzt, hatte die Spannung zwischen Bindungs- und Autonomiewünschen auszuhalten und beängstigende Phantasien sowie unbewusste Triebregungen (um in der psychoanalytischen Terminologie zu bleiben) abzuwehren. Aus Briefen und Reisenotizen wie aus dem Reiseverhalten selbst lässt sich erkennen, dass Freud erhebliche Energien darauf verwenden musste, seine Ängste und Unsicherheiten auf Reisen unter Kontrolle zu halten, von denen die folgenden wohl am bedeutsamsten waren: Ängste vor dem Verlust der Gebundenheit an die Familie, vor Einsamkeit und Depression, vor dissoziativer Verstörung und vor unkontrollierten sexuellen Impulsen in der Fremde.

Zunächst eine Anmerkung zu den Quellen, aus denen sich die Reisegewohnheiten Sigmund Freuds ermitteln lassen: Glücklicherweise liegen neben jenen Briefen, die Freud von unterwegs an Kollegen wie Carl Gustav Jung, Lou Andreas-Salomé, Karl Abraham, Wilhelm Fliess oder Theodor Reik schrieb<sup>1</sup>, auch zahlreiche Reisebriefe, Postkarten, Telegramme und andere Dokumente<sup>2</sup> vor, die an seine Frau und seine sechs Kinder gerichtet sind und die in der Schilderung der Reiseerlebnisse und Empfindungen besonders beeindruckend sind. Freud erscheint darin keinesfalls als der ewig angestrenzte Denker, der auf Reisen nicht ohne geistige Arbeit und psychoanalytische Deutungsbemühungen sein kann. Im Gegenteil, Reisen bedeutet für ihn Abstand von seiner Tätigkeit: *„Ein paar Wochen möchte ich irgendwo untertauchen, wo es gar nichts von Wissenschaft gibt!“*<sup>3</sup> Ebenso genießt er den Urlaub mit der Familie in den Bergen: *„Hier in unserem schönen Obertressen liegen wir von zehn Uhr früh bis sechs Uhr abends auf verschiedenen Unterlagen herum, ohne einen Schritt über die Grenze unseres kleinen Gutes zu wagen“*, heißt es im Brief an Wilhelm Fliess aus dem Jahre 1898; und weiter: *„Scheinbar allem Nachdenken entrückt (...) beschäftige ich mich jetzt wesentlich mit der Kränkung darüber, daß die Ferien schon so weit aufgezehrt sind.“*<sup>4</sup>

Selbst in Gesellschaft von Fachkollegen – so während seiner USA-Reise, die Freud 1909 auf Einladung der Universität von Massachusetts mit Carl G. Jung und Sándor Ferenczi unternimmt – scheint sein ansonsten so hohes Arbeitsethos spürbar nachzulassen: *„Wir meinen, der Wind höhle uns aus. Gestern nachmittag waren wir zu anderem als zum Essen eine Weile ganz unfähig und sind wie andere Reisende auf unseren Stühlen ein-*

<sup>1</sup> Freud, Sigmund (1968): Briefe 1873 – 1939. Zweite, erweiterte Auflage. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst und Lucie Freud. Frankfurt a.M.: S.Fischer

<sup>2</sup> Besonders ist hier die umfangreiche Auswahl an Reisebriefen zu nennen, die Christfried Tögel (unter Mitarbeit von Michael Molnar zusammengestellt hat: Sigmund Freud (2002): Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895-1923. Herausgegeben von Christfried Tögel (unter Mitarbeit von Michael Molnar). Berlin: Aufbau-Verlag. Vgl. ferner auch: Tögel, Christfried (1989): Berggasse – Pompeji und zurück. Sigmund Freud auf Reisen in die Vergangenheit. Tübingen: Edition Discord; weitere Hinweise enthält auch: Gay, Peter (1989): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt a.M.: S.Fischer Verlag; bezüglich seiner Rom-Reisen besonders lesenswert: Kopetzki, Annette (1988): Rom, Archäologie der Träume. In: Kammerer, Peter (Hrsg.): Italien. Menschen, Landschaften. Berlin: Rotbuch-Verlag, S.35-42

<sup>3</sup> Freud, Sigmund (1970): Briefe an Wilhelm Fliess. Frankfurt a.M.: S. Fischer, S.276

<sup>4</sup> Freud 1968, S.250

*geschlafen. Alle Gedanken waren betäubt.*“<sup>5</sup> Die Drei hatten zunächst geglaubt, die Überfahrt von Bremerhaven nach New York zur Vorbereitung ihrer Vorträge und Gespräche mit den Fachkollegen in Amerika nutzen zu können. Doch dann beobachten sie lieber das Leben an Bord: *„Die anderen spielen auf Deck Bewegungsspiele oder im Café alle möglichen Kartenspiele, liegen den ganzen Tag auf ihrem Streckstuhl, gehüllt in Plaids, Shawls, Tücher, Bandagen, geschützt von kleinen Polstern. Die Frauen unglaublich gepflegt, selbstbewußt zum Flirt aufgelegt.*“<sup>6</sup> Zu ihrem Wohlbehagen tragen auch die kulinarischen und alkoholischen Angebote an Bord bei: *Wein und Bier erhält man gegen kleine Checks, die man mit seinem Namen unterschreibt. Jung hat die Abstinenz abgelegt und säuft wacker mit.*“<sup>7</sup>

Auf dem Schiff, am Meer und überhaupt unterwegs kann Freud, wenn das Wetter milde, der Wein gut und die Unterkunft ansprechend ist, in anhaltende Glückszustände verfallen und der Familie daheim, nicht ohne Schuldgefühl, sein Wohlbefinden eingestehen: *„Kaum zu sagen, wie ein Tag vergeht. Jedenfalls sehr behaglich, mit viel Gespräch, Gelächter und etwas innerer Beschämung, dass ihr es so viel schlechter und ernsthafter habt.*“<sup>8</sup> Es gibt Orte, an denen er auch seine kulturellen Ambitionen, seine Besuche von Museen und archäologischen Ausgrabungen zu Gunsten des entspannten Genießens aufgibt; an der ligurischen Küste im Sonnenstuhl liegend, beichtet er seiner Familie: *„Man kommt zu nichts, die himmlische Sonne und das göttliche Meer – Apollon und Poseidon – sind Feinde aller Leistungen. Ich merke, was uns sonst noch aufrecht erhalten, war das bisschen ernste Pflicht, mit dem Baedeker in der Hand neue Gegenden, Museen, Paläste, Ruinen zu verificieren; da dies hier und diesmal wegfällt, gehe ich ganz im Wollen unter.*“<sup>9</sup> Unter den Bedingungen des Reisen zeigt Freud also ganz verschiedene Seiten und Verhaltensweisen: Er ist zu erleben als aufmerksamer Familienvater, als interessierter Bildungsreisender mit Vorliebe für die Archäologie und die Kunstgeschichte, als ängstlicher und bisweilen verwirrter Neurotiker (was noch zu schildern sein wird) und eben auch als humorvoller Genussmensch.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass Freud im Laufe seines Lebens zunehmend begeistert auf Reisen geht. Schon als Kind spürt er eine *„glühende Sehnsucht, die Welt zu sehen“*<sup>10</sup>, doch dauert es Jahre, bis er jene Orte besuchen kann, die ihm seit der Schulzeit vor Augen stehen. Während seiner Studien- und Assistenzarztjahre in Wien reist er nur einmal für vier Wochen nach Hamburg, um seine Verlobte und spätere Ehefrau Martha Bernays zu besuchen, und für vier Monate nach Paris, wo er im Krankenhaus Salpêtrière die neurologische Arbeit Charcots kennen lernt. Er ahnt schon dort, welche Bedeutung der Aufenthalt für ihn haben wird; an seine Braut schreibt er (nicht ohne Selbstironie): *„O wie schön wird das sein! Ich komme dann mit einem großen Nimbus nach Wien zurück, und dann heiraten wir bald, und ich kuriere alle unheilbaren Nervenkranken.*“<sup>11</sup> Auch seine erste Reise nach der Hochzeit mit Martha gilt der therapeutischen Arbeit in seiner gerade eröffneten Arztpraxis: Da sein Wirken (bei den vielleicht doch nicht so leicht heilbaren Nervenkranken) weniger zufrieden stellend verläuft als erhofft, zieht es ihn nach Nancy, um sich bei Liébeault und Bernheim in der Hypnosetechnik fortzubilden.

<sup>5</sup> ebd., S.293

<sup>6</sup> ebd., S.291/292

<sup>7</sup> ebd.

<sup>8</sup> ebd., S.331

<sup>9</sup> ebd., S.205

<sup>10</sup> Freud, Sigmund (1999): Brief an Romain Rolland (Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis). In: Ges. Werke Bd.16. Frankfurt a.M.: Fischer, S.253 (orig.1917)

<sup>11</sup> zit n. Freud, Ernst; Freud, Lucie; Grubrich-Simitis, Ilse (Hrsg.) (1989): Sigmund Freud – Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a.M.: Insel, S.15

Erst 1895, Freud ist 39 Jahre alt und Vater von 6 Kindern, beruflich inzwischen erfolgreich und finanziell endlich gesichert, beginnt für ihn die eigentliche Zeit des Reisens. Regelmäßig im August und September verlässt er die Stadt Wien (die für ihn seit dem 4. Lebensjahr das Zuhause darstellt, in der er 78 Jahre lebt – davon allein 47 Jahre in der Berggasse 19 – und aus der er 1938, als 82-Jähriger, nach London emigrieren muss<sup>12</sup>), um mit Frau und Kindern zunächst auf einem Berghof in den Alpen einen Erholungsurlaub zu verbringen und dann zu größeren Reisen nach Italien, in die Schweiz, nach Griechenland, Holland, England oder in die USA aufzubrechen. Gern ist er mit dem Schiff unterwegs, Eisenbahnen behagen ihm wenig, nur einmal, aus Anlass einer kieferchirurgischen Behandlung, benutzt er das Flugzeug (von Wien nach Berlin).<sup>13</sup> Die intensive Phase seines Reisens endet 1923, (also 16 Jahre vor seinem Tod), als er gemeinsam mit seiner Tochter Anna ein letztes Mal Rom besucht, dort aber vom beginnenden Krebsleiden schon gezeichnet ist. Wie schwer es ihm fällt, nun auf das Reisen zu verzichten, zeigt ein Brief an Sándor Ferenczi aus dem Jahre 1928, in dem es heißt: „*dem einstigen Reisegefährten, der sich jetzt auf eigene Faust die Erfüllung meiner nicht gesättigten Reisewünsche gestattet, will ich einen herzlichen Gruß aus neidvoller Teilnahme nicht versagen.*“<sup>14</sup> Seine noch folgenden Reisen dienen nun nicht mehr der Erkundung kultureller und archäologischer Stätten und führen ihn nicht mehr gen Süden, sondern sind allein der Teilnahme an Tagungen der Psychoanalytischen Vereinigung, Kuraufenthalten zur Verbesserung des Gesundheitszustandes oder Besuchen seiner Kinder gewidmet.<sup>15</sup>

## Die Angst vor dem Verlust der Verbundenheit

Es fällt auf, dass Freud möglichst nicht allein, sondern meist mit einem Familienmitglied auf Reisen geht. Nach wenigen Versuchen mit seiner offenbar nicht sehr reiselustigen Ehefrau Martha begleitet ihn entweder sein zehn Jahre jüngerer Bruder Alexander oder seine Schwägerin Minna, später seine Kinder Oliver oder Anna. Bisweilen ist auch der Fachkollege und Freund Sándor Ferenczi mit ihm unterwegs, und zwar nicht nur auf Dienstreisen zu Kongressen und Fachtagungen, sondern auch auf Urlaubsreisen nach Rom, Sizilien oder Südtirol.<sup>16</sup> Die Erkundung der Fremde ohne Reisebegleitung behagt Freud offenbar weniger. Lässt es sich nicht vermeiden, allein unterwegs zu sein, dann zeigt Freuds Reiseverhalten sowohl depressive als auch zwanghafte Züge: akribisch ist er darauf bedacht, fern von zu Hause nicht den Kontakt zur Familie zu verlieren. Um mit seiner Frau und seinen Kindern in Verbindung zu bleiben, entwickelt er ein intensives Kommunikationsnetz: Täglich schreibt er eine Postkarte (manchmal sind es auch zwei an einem Tag, oder er sendet noch ein Telegramm oder einen längeren Brief hinterher) versieht sie, vor allem in Situationen, in denen die Reiseplanungen und mögliche Reiserouten unübersichtlich zu werden beginnen, mit fortlaufenden Nummern, avisiert per Telegramm seinen jeweiligen Aufenthaltsort und erbittet dorthin postlagernde Briefe. Auf jeder neuen Reisesation, in jeder fremden Stadt führt sein erster Gang auf das Post- und Telegraphenamt.

<sup>12</sup> Eissler, Kurt E. (1989): Freud - eine biographische Skizze. In: Freud, Ernst; Freud, Lucie; Grubrich-Simitis, Ilse (Hrsg.): Sigmund Freud – Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a.M.: Insel, S.10-39

<sup>13</sup> ebd., S.252

<sup>14</sup> ebd., S.247

<sup>15</sup> vor allem bei seiner Tochter Anna, die zusammen mit der Psychoanalytikerin Dorothy Burlingham ein Bauernhaus in der Nähe von Wien erworben und eingerichtet hat; vgl. ebd., S.261

<sup>16</sup> vgl. Freud 2002, S.33

Erhält er dort die erhofften Mitteilungen von Zuhause, fühlt er sich erleichtert und entspannt: „*Ich habe zu Mittag Euern kombinierten Brief Mama, Mathilde, Martin und Anna erhalten u bin so dankbar für alle Nachrichten*“, antwortet er postwendend aus London (das er ansonsten einsam und melancholisch durchstreift). Liegt bei der Post kein Brief, keine Karte, kein Telegramm von der Familie vor, so muss er seiner Enttäuschung Luft machen: „*Ärgerlich, daß ich so wenig Nachricht von Euch habe, eine Karte jeden zweiten Tag*“<sup>17</sup>, schreibt er am 12.09.1901 aus Rom an seine Frau und fügt leicht verbittert hinzu: „*Auch von Minna habe ich nur eine Karte aus Budweis. Es wird jetzt bald alles vorüber sein. Reise Samstag nachts.*“<sup>18</sup> Und selbst wenn er am Vortag gerade einen ausführlichen Brief erhalten hat, wartet er doch schon wieder auf den nächsten; so schreibt er am 6.09.1897 aus Siena: „*Eben deinen Brief erhalten. Hoffentlich noch morgen mehr, Donnerstag reisen wir nach Orvieto, wo ich an dem einen Tag wieder Brief zu finden hoffe.*“<sup>19</sup> Die Postkarte vom folgenden Tag, immer noch aus Siena, ist weitgehend der Frage des Briefwechsels gewidmet: „*Morgen früh geht es nach S.Gimignano, von wo dann mittags weiter bis Orvieto, wo ich bereits abgeschickte Briefe zu finden hoffe. Den nächsten Brief bitte ich nach Perugia zu schicken. Heute hat mich die Post enttäuscht.*“<sup>20</sup>

Um sein Bedürfnis nach Verbundenheit zu stillen und seinen Kindern Anreize zum Briefe schreiben zu geben, verspricht er für intensive Reisekorrespondenz im Gegenzug größere Reisegeschenke; aus Palermo vermeldet er: „*Heute früh angekommen, nur Sophies Brief vorgefunden, für den ich ihr etwas Schönes mitbringen werde. (...) Ich habe dir sofort telegraphiert, aber es war eine heiße schwere Sache.*“<sup>21</sup> Auch seine Frau ermahnt er, das Schreiben nicht zu vergessen: *Leb wol, mach es Dir angenehm, grüße die Fratzen (...) und schreib regelmäßig Deinem Sigm.*“<sup>22</sup>

Unruhig wird Freud, wenn sein Bedürfnis nach Verbindung nicht gestillt werden kann. So klagt er während der Amerikareise: „*Man ist vom Schreiben abgeschreckt durch die Gewißheit, daß man nichts Geschriebenes zu erwarten hat. Die Abgeschiedenheit auf dem Ozean ist höchst merkwürdig und hat tiefe Wirkungen.*“<sup>23</sup> Während einer Reise mit seinem Bruder von Italien und Griechenland ist er tagelang auf See ohne die Möglichkeit der Korrespondenz mit Frau und Kindern – im Erleben Freuds ein Zustand von erschreckender Unverbundenheit: „*Natürlich wird mir die Trennung von Euren Nachrichten nicht leicht. Ich hoffe ihr schreibt nach Athen und telegraphiert selbständig nach Corfu. Von Athen telegraphiere ich sofort mit Rückantwort; das Ganze ist halt ein Abenteuer...*“<sup>24</sup> Glücklicherweise ist er, als er bei einem Zwischenaufenthalt doch Nachrichten von seiner Frau erhält: „*Meine Theure! Ich danke sehr für das Telegramm, das ich gestern zu ungewöhnlicher Stunde (2 Uhr nachts) in Brindisi erhalten habe.*“<sup>25</sup> Um so enttäuschender dann die Situation bei der Ankunft: „*Endlich in Athen (...) sofort zur Post, nichts gefunden.*“<sup>26</sup> Erst zwei Tage später wird sich die Anspannung legen, als endlich das ersehnte Telegramm eingetroffen ist. In Italien ergeht es ihm einige Jahre später ganz ähnlich. Kaum in Rom eingetroffen, eilt er zur Post und dann ins Hotel: „*Meine Lieben. Angekommen, Briefe*

<sup>17</sup> Freud (2002), S.148

<sup>18</sup> ebd.

<sup>19</sup> ebd., S.80

<sup>20</sup> ebd., S.81

<sup>21</sup> ebd., S.343

<sup>22</sup> ebd., S.341

<sup>23</sup> ebd., S.290f

<sup>24</sup> ebd., S.182

<sup>25</sup> ebd., S.190

<sup>26</sup> ebd., S.190

*empfangen, Telegramm im Hotel, dann selbst telegraphiert. Froh, daß ich irgendwo zu Hause bin.*<sup>27</sup>

### **Einsam und allein: „...kaum auszuhalten“**

Allein zu reisen ist Freuds Sache nicht. Er braucht Verbindung und Verbundenheit, und das nicht nur in Form von ständigem Brief- und Telegrammkontakt mit der Familie, sondern auch durch leibhaftige Präsenz einer Reisebegleitung, die seine kommunikativen Bedürfnisse erfüllt und seine Reiseerlebnisse teilt. In jenen Momenten hingegen, in denen er der Fremde allein ausgesetzt ist, legt sich ein depressiver Schatten auf sein Handeln bzw. sein Nicht-Handeln. Ohne Begleitung und Ansprache schwindet sein Elan, seine Initiative, sein Interesse, das ihn sonst so beschwingt und begeistert die Fremde erkunden lässt. Land und Leute irritieren ihn, Ausstellungen, Konzerte, Theateraufführungen können ihn nicht reizen, selbst der Appetit geht ihm verloren.<sup>28</sup> Solche depressiven Verstimmungen erlebt er beispielsweise im September 1907 in Rom, nachdem er zuvor vier Wochen mit seiner Familie in den Alpen verbracht und sich dann mit seiner Schwägerin Minna in der Toskana getroffen hat. Nun aber, allein in Rom, bedauert er, niemanden an seiner Seite zu haben. Obwohl er in das städtische Treiben direkt vor seinem Hotel eintauchen könnte, fühlt er sich „*doch zu einsam im Gewühl*“<sup>29</sup> und empfindet die Tage und Nächte als „*öde*“<sup>30</sup>. Allein kann er sich nicht zu einem Bummel durch die abendlichen Straßen aufzuraffen. Erst als er Max Eitingon – ein Freund der Familie und Förderer der Psychoanalytischen Vereinigung – begegnet und mit ihm durch das nächtliche Rom streift, geht es Freud besser. Um so schwerer jedoch seine Stimmung am nächsten Tag: „*Seither fühle ich die Einsamkeit noch viel mehr. Wir werden es doch so einrichten, daß ich immer jemand von Euch (...) auf die Reise mitnehme*“<sup>31</sup> schreibt er seiner Familie.

Während eines Aufenthaltes in England im Jahre 1908 erlebt Freud die Stadt London (bzw. sich selbst in der Fremde) ähnlich irritierend und deprimierend. Auch hier geht ein Urlaub mit Frau und Kindern in den Alpen voraus, auch hier steht zunächst eine familiäre Begegnung auf dem Programm: Nachdem er die Familie in Berchtesgaden verlassen hat, führt seine Reise über Köln, Amsterdam und Den Haag nach Hoek van Holland, von wo aus er per Schiff nach Harwich gelangt. Freud reist weiter in die Nähe von Manchester, um seinen Halbbruder Emanuel zu besuchen (dieser lebt seit vielen Jahren in England, hat aber den Kontakt nach Wien nie abreißen lassen). Zunächst genießt Freud die neuen Eindrücke von England und die Gastfreundschaft, die Emanuel ihm gewährt. In London aber, ganz auf sich allein gestellt, fühlt Freud sich „*erdrückt und verwirrt*“<sup>32</sup>. Trotz bester Reisebedingungen – das Wetter ist wider Erwarten „*wunderschön*“, die Menschen „*gutmütig, eigentlich großmütig*“, das Hotel „*vornehm, geradezu behaglich*“<sup>33</sup> – kann er die Tage kaum sinnvoll gestalten: „*Wenn die Einsamkeit nicht so drückend wäre...*“, klagt er am 10.09.1908 und setzt später hinzu: „*Morgen werde ich kaum etwas anderes thun können als im Hydepark, von dem ich sehr nahe bin, spazieren gehen u dort Pfeife rau-*

<sup>27</sup> ebd., S.213

<sup>28</sup> vgl. ebd., S.246

<sup>29</sup> ebd., S.225

<sup>30</sup> ebd., S.229

<sup>31</sup> ebd., S.220

<sup>32</sup> ebd., S.244

<sup>33</sup> ebd., S.243/244

chen. Die Einsamkeit ist unerträglich.“<sup>34</sup> Wie ein Kind zählt er schließlich die Stunden bis zur Abreise: „Nun muß ich bis Dienstag aushalten – also noch dieselbe Zeit, die ich schon hier bin, aber gewiß keine Stunde länger.“<sup>35</sup> Je einsamer er ist, desto melancholischer und gleichzeitig verwegener werden die Texte und Studien, die er in diesen Zeiten verfasst: In Rom ist es die Abhandlung „Der Moses des Michelangelo“ (als Untertitel setzt Freud hinzu: „Geschrieben in drei einsamen Septemberwochen“); in London entstehen in den irritierenden Stunden die „Bemerkungen über Gesichter und Männer“<sup>36</sup>. Sein Fazit der Londoner Tage lautet schließlich: „Ich würde, so behaglich ich hier untergebracht bin, lieber heute als morgen abreisen und weiß, daß dies mein letzter Versuch ist, allein die Freiheit zu genießen. Es war schon in Rom voriges Jahr kaum auszuhalten.“<sup>37</sup>

## Reiseängste, Phobien, dissoziative Verstörungen

Eigenartige Verunsicherungen und Verstörungen ereignen sich auf jener Italienreise, die Freud zusammen mit seinem Bruder Alexander im Jahre 1895 unternimmt. Es ist Freuds erste wirklich große Erkundungsreise in den ersehnten Süden, und sie führt zunächst nach Venedig, wo Freud sich schon am Ankunftsstag „ganz verwirrt“ fühlt und weitere Informationen über seinen Gemütszustand auf den Nachmittag verschiebt, „wenn ich gefaßter bin.“<sup>38</sup> Doch dazu kommt es nicht; am folgenden Morgen ist seine psychische Konstitution in Erinnerung an eine nächtliche Gondelfahrt weiterhin „höchst merkwürdig“<sup>39</sup>; in Venedig fühlt er sich im „Taumel“<sup>40</sup> und macht bezüglich seiner Weiterfahrt die etwas unklare Bemerkung: „Wir gedenken am Samstag abzureisen, der Mond fehlt nämlich noch.“<sup>41</sup> Freud hat es sich in dieser Zeit zu eigen gemacht, wichtige Projekte und Entscheidungen in Einklang mit den Mondphasen zu treffen. Immer wieder spricht er im Verlaufe weiterer Reisen von Erfahrungen leichter Derealisation und Depersonalisation. Während der Schiffsreise nach Amerika beispielsweise kommt es zu Momenten dissoziativer Verstörung, die jedoch weniger angstbesetzt sind als die ersten Erlebnisse dieser Art in Venedig: „Am Abend saßen wir (...) und hatten plötzlich vergessen, wo wir waren, es war eine Situation wie auf einem verregneten Ausflug im Gebirge. Als wir dann zur Besinnung kamen, wir seien auf einem Schiff und das nächste Stück Land hieße Labrador, war es eine sonderbare Empfindung.“<sup>42</sup>

Die Macht des Unbewussten lässt sich nach Ansicht Freuds auf Reisen eben besonders gut beobachten. So ist das Fahren im Zug für ihn lange Zeit sehr unangenehm bis peinlich und steigert sich mitunter zu einer regelrechten Eisenbahnphobie. Von seiner zweiten Italienreise im Jahr 1896, wieder in Begleitung seines Bruders Alexander, heißt es in einem Brief aus Florenz: „Die Eisenbahnfahrten sind gräßlich, unendliche Tunnels, schlechte Wagen, Rauch zum Ersticken.“<sup>43</sup> Und als er ein Jahr später einen Kongress in Breslau besuchen will, gesteht er dem Freund Wilhelm Fließ: „Breslau spielt auch eine

<sup>34</sup> ebd., S.245

<sup>35</sup> ebd.

<sup>36</sup> vgl. ebd., S.259

<sup>37</sup> ebd.

<sup>38</sup> ebd., S.41

<sup>39</sup> ebd., S.43

<sup>40</sup> ebd.

<sup>41</sup> ebd., S.46

<sup>42</sup> ebd., S.296

<sup>43</sup> ebd., S.67

*Rolle in meinen Kindheitserinnerungen. Im Alter von drei Jahren habe ich dort den Bahnhof passiert auf der Übersiedlung von Freiberg nach Leipzig, und die Gasflammen, die ich zum ersten Mal sah, haben mich an brennende Geister in der Hölle gemahnt.*<sup>44</sup> Neben solchen frühkindlichen Phantasien mögen jedoch auch reale Ereignisse bei der Entwicklung von Freuds Reise- bzw. Eisenbahnangst eine Rolle gespielt haben. Vor seinem Sommerurlaub 1897 schreibt er in einem weiteren Brief an Wilhelm Fließ: *„Martha freut sich sehr auf die Reise, obwohl die täglich berichteten Eisenbahnunfälle einem Familienvater- und -mutterpaar nicht gerade viel Lust dazu machen können.*<sup>45</sup>

Heftig wurde zu jener Zeit diskutiert, ob Eisenbahnfahrten zu mikroskopischen Zerrüttungen des Rückenmarks („railway spine“) und in deren Gefolge zu psychischen Störungen führen könnten.<sup>46</sup> Vielleicht mag eine Rolle gespielt haben, daß Sigmund Freuds Bruder Alexander in diesen Jahren in der Eisenbahnverwaltung Österreichs eine bedeutende Position einnimmt, beispielsweise ein vollständiges Stationsverzeichnis für den Personen- und Güterverkehr anlegt und hinsichtlich der Gefährlichkeit des Bahnfahrens eine sachliche Position einnimmt – die wiederum Freud genügend Sicherheit gibt, sich in Begleitung seines Bruders auch in „schlechten Wagen“ durch „unendliche Tunnels“ zu trauen. Erst mit der späteren Selbstanalyse kann er sich von Reiseängsten und Phobien lösen<sup>47</sup>, kann er einen Zusammenhang zwischen seinen aktuellen Ängsten in der Fremde und seiner Grundangst vor dem Verlust der Heimat erkennen.<sup>48</sup>

## Die Angst vor sexuellen Impulsen in der Fremde

Über die Frage, ob *Reise* und *Sexualität* in der Theoriebildung und in der praktischen Erfahrung Sigmund Freuds in Zusammenhang stehen, gibt ein Dokument der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung Auskunft. Die *Mittwochsgesellschaft*, also jener Kreis, der regelmäßig bei Kaffee und Tabak in der Berggasse 19 zusammenkommt, um aktuelle Fragen der psychoanalytischen Behandlung und ihrer Grundlagen zu diskutieren, befasst sich im März 1912 mit diesem Thema. Auf dem Programm steht *Die psychoanalytische Bedeutung des Reisens*. Alfred Freiherr von Winterstein hält den einleitenden Vortrag und stellt fest: *„In der Mehrheit der von uns zur Analyse herangezogenen Fälle konnten wir den spontan und in scheinbar unerklärlicher Weise auftretenden Trieb zum Reisen (...) auf seine psychosexuellen Wurzeln zurückführen, mochte es sich nun um den Wunsch nach wie immer gearteter Befriedigung der Libido, um die Verwirklichung infantiler Phantasien und Regungen, um eine reale Darstellung der (...) inneren Ablösung von den Eltern oder um Todeswünsche handeln.*<sup>49</sup> Wintersteins Vortrag wird angeregt diskutiert; dabei sieht Sabina Spielrein die Wurzeln des Reisens in der Sucht nach Ablösung und in dem Bedürfnis etwas Neues zu finden, worunter nach ihrer Ansicht stets die Abwehr des Inzestwunsches verborgen sei. Theodor Reik merkt an, dass die „Paternianer“ den Unterleib als Sitz der Sexualität und der Reiselust betrachteten; und Gaston Rosenstein weist

<sup>44</sup> zit.n.: Tögel, Christfried (1989): Berggasse – Pompeji und zurück. Sigmund Freuds Reisen in die Vergangenheit. Tübingen: edition discord, S.25. Vgl. auch: Richter, Dieter (2003): Sigmund Freud als Tourist. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.6, Köln: DuMont-Verlag, S.156-159

<sup>45</sup> zit.n. Tögel (1989), S.26/27

<sup>46</sup> vgl. Schivelbusch, Wolfgang (1977): Geschichte der Eisenbahnreise. München u. Wien: Hanser

<sup>47</sup> Jones, Ernest (1984): Sigmund Freud. Leben und Werk. 3 Bände, München: dtv

<sup>48</sup> ebd., Bd.1, S.31

<sup>49</sup> Winterstein, Alfred Freiherr von (1912): Zur Psychologie des Reisens. In: Imago 1 (1912), S.489-506



darauf hin, dass der Wandertrieb im Tierreich dem Zwecke diene, die Befruchtungsmöglichkeiten der Artgenossen zu erweitern.<sup>50</sup>

Die vorgebrachten Hypothesen und Assoziationen liegen an diesem Abend ganz und gar nicht auf der Linie Sigmund Freuds, der lediglich die Ansicht gelten lässt, im Reisen die Loslösung aus der elterlichen Bindung zu sehen – als Flucht, als Wunscherfüllung oder als Heldentat. Den Aspekt der psychosexuellen Bedeutung des Reisens greift er hingegen überhaupt nicht auf, und man fragt sich, ob er vor seinen Schülern und Kollegen eine Seite des eigenen Unbewussten verbergen muss, die er noch nicht schlüssig ergründet hat und die ihm selbst gefährlich erscheint. Einige Jahre später gibt er in einer Arbeit über ‚Das Unheimliche‘ ahnungsvoll darüber Auskunft: *„Als ich einst an einem heißen Sommernachmittag die mir unbekanntem Straßen einer italienischen Kleinstadt durchstreifte, geriet ich in eine Gegend, über deren Charakter ich nicht lange in Zweifel bleiben konnte. Es waren nur geschminkte Frauen an den Fenstern der kleinen Häuser zu sehen, und ich beeilte mich, die enge Straße durch die nächste Einbiegung zu verlassen. Aber nachdem ich eine Weile führerlos herum gewandert war, fand ich mich plötzlich in derselben Straße wieder, in der ich nun Aufsehen zu erregen begann, und meine eilige Entfernung hatte nur zur Folge, dass ich auf einem neuen Umwege zum drittenmal dahin geriet.“*<sup>51</sup> Besser als in dieser fast surrealen, paranoiden Szene lässt sich kaum zum Ausdruck bringen, wie sehr die Regenschaft des Unbewussten die Erfahrung der Fremde bestimmen kann und wie nahe – nicht nur in dieser engen, heißen Straße der Frauen – Reiselust und Reiseangst beieinander liegen.

## Freuds besonderes Verhältnis zu Rom

Gespannt zwischen Sehnsucht und Furcht ist Freuds Wunsch, Rom und seine antiken Kulturstätten zu besuchen. Es lässt sich auch bei Sigmund Freud über viele Jahre eine regelrechte Rom-Hemmung beobachten. Diese Scheu, die Freud übrigens auch mit Carl Gustav Jung und manch anderem Zeitgenossen teilt<sup>52</sup>, plagt ihn lange Zeit und lässt ihn unruhig schlafen: *„Ich träumte, daß ich in Rom bin, in den Straßen spazierengehe und mich über die große Zahl von deutschen Straßen- und Geschäftstafeln wundere. (...) Somit hatte der Traum meinen Wunsch erfüllt, Dich lieber in Rom als in Prag zu treffen. Meine Romsehnsucht ist übrigens tief neurotisch.“*<sup>53</sup>

Erst im Alter von 39 Jahren kann sich Freud zu einer Reise gen Süden entschließen. Diese erste ‚Tour‘ im Sommer 1895 führt ihn allerdings nur bis Venedig. Seine nächste Italienreise geht über Venedig und Ravenna bis nach Florenz. Eine weitere Reise hat Umbrien und das nördliche Latium zum Ziel. Erst am 4. September 1901 ist es so weit: Freud trifft endlich in Rom ein. Erleichtert, dass alles gar nicht so schlimm sei wie zuvor ausgemalt (*„Davor habe ich mich also Jahre lang gefürchtet!“*) schreibt er rasch eine Postkarte an

<sup>50</sup> Nunberg, Herman; Federn, Ernst (Hrsg.) (1976): Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Bd.1, Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, S.60f

<sup>51</sup> Freud, Sigmund (1999): Ges. Werke, Bd.12. Frankfurt a.M.: Fischer, S.249 (orig.1917)

<sup>52</sup> vgl. Richter, Dieter (2003): Sigmund Freud als Tourist. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.6, Köln: DuMont-Verlag, S.156-159; hier: S.156; siehe auch: Kopetzki, Annette (1988): Rom, Archäologie der Träume. In: Kammerer, Peter (Hrsg.): Italien. Menschen. Landschaften. Berlin: Rotbuch-Verlag, S.35-42; hier: S.35ff

<sup>53</sup> Freud, Sigmund (1970): Briefe an Wilhelm Fliess. Frankfurt a.M.: S.Fischer, S.231

Martha und findet es „*unbegreiflich, daß wir nicht früher gekommen sind.*“<sup>54</sup> Er legt die Hand in die Bocca dell verità (die antike Marmorscheibe mit der Tritonenmaske und dem steinernen Mund, in dem die Römer die Wahrheit wähen) „*mit dem Schwur, dass ich wiederkomme!*“<sup>55</sup> (Sechs Rombesuche werden noch folgen.) Diesen ersten Aufenthalt jedenfalls genießt Freud in vollen Zügen: „*Heute wieder die herrlichsten Sachen im Vatikan gesehen, von denen man wie im Rausch weggeht.*“<sup>56</sup> Auch vom Pantheon ist er ganz begeistert: „*Heute Nachmittag einige Eindrücke, an denen man Jahre lang zehren wird. (...) Es ist zu herrlich und ich war noch nie so wohl*“, schreibt er am 6.9.1901 seiner Frau, während sein Bruder die Euphorie nicht ganz teilen kann.<sup>57</sup> Allerdings gelingt es Freud in Rom nicht, den Zerstreungen des Unterwegsseins, dem Vergnügen des Essens und Trinkens und ziellosen Bummelns nachzugehen: „*In Rom ist man beständig von seinen Aufgaben erdrückt*“, schreibt er nach Hause. Oder: „*Man arbeitet schwer*“ – als müsse er sich dafür entschuldigen, dass auch er in Arcadia sein darf. Des Glücks teilhaftig geworden, wird der Rom-Besuch doch zur Bewältigung einer großen Aufgabe.

### Die Unwirklichkeit der Antike

Zu den dissoziativen Verstörungen, die Freuds Reiseerfahrungen kennzeichnen, gehört folgende Begebenheit, die er 1904 während einer Griechenland-Reise (erneut mit seinem Bruder Alexander) erlebt, die er jedoch erst dreißig Jahre später in einem Brief an Romain Rolland dokumentiert und kommentiert: „*Ich pflegte damals alljährlich Ende August oder Anfang September mit meinem jüngeren Bruder eine Ferienreise anzutreten, die mehrere Wochen dauerte und uns nach Rom, irgendeiner einer Gegend des Landes Italien oder an eine Küste des Mittelmeeres führte. In diesem Jahr erklärte mein Bruder, seine Geschäfte erlaubten ihm keine längere Abwesenheit, er könnte höchstens eine Woche ausbleiben, wir müßten unsere Reise abkürzen. So beschlossen wir, über Triest nach der Insel Korfu zu fahren und unsere wenigen Urlaubstage dort zu verbringen. In Triest besuchte er einen dort ansässigen Geschäftsfreund, ich begleitete ihn. Der freundliche Mann erkundigte sich auch nach unseren weiteren Absichten, und als er hörte, daß wir nach Korfu wollten, riet er uns dringend ab. „Was wollen Sie um diese Zeit dort? Es ist so heiß, daß sie nichts unternehmen können. Gehen Sie doch lieber nach Athen. Der Lloydampfer geht heute nachmittag ab, läßt Ihnen drei Tage Zeit, um die Stadt zu sehen, und holt Sie auf seiner Rückfahrt ab. Das wird lohnender und angenehmer sein.“*

*Als wir den Triester verlassen hatten, waren wir beide in merkwürdig übler Stimmung. Wir diskutierten den uns vorgeschlagenen Plan, fanden ihn durchaus unzweckmäßig und sahen nur Hindernisse gegen seine Ausführung, nahmen auch an, daß wir ohne Reisepässe in Griechenland nicht eingelassen würden. Die Stunden bis zur Eröffnung des Lloydbureaus wanderten wir mißvergnügt und unentschlossen in der Stadt herum. Aber als die Zeit gekommen war, gingen wir an den Schalter und lösten Schiffskarten nach Athen, wie selbstverständlich, ohne uns um die vorgeblichen Schwierigkeiten zu kümmern, ja ohne daß wir die Gründe für unsere Entscheidung gegeneinander ausgesprochen hätten. (...) Als ich dann am Nachmittag nach der Ankunft auf der Akropolis stand und*

<sup>54</sup> Freud, Sigmund (2002): S.135/136

<sup>55</sup> ebd., S.137

<sup>56</sup> ebd., S.146

<sup>57</sup> So heißt es auf einer Postkarte vom 7.9.1901: „*Äußerstes Wolbefinden, hinter dem Alex etwas zurückbleibt.*“ Freud 2002, S.143

mein Blick die Landschaft umfaßte, kam mir plötzlich der merkwürdige Gedanke: Also existiert das alles wirklich so wie wir es auf der Schule gelernt haben?!”<sup>58</sup>

Freud erläutert weiter, dass er sich zwischen Euphorie und Skepsis gegenüber seinen Erinnerungen hin und her gerissen fühlte. Nachträglich wundert er sich, dass in seiner Aussage „also existiert das alles wirklich?!” der Keim eines Zweifels angelegt sei, als hätte er die Realität der Akropolis für unsicher gehalten – wofür es doch keinen rationalen Grund gäbe. Dennoch muss er einen Moment das Gefühl gehabt haben: „*Was ich da sehe, ist nicht wirklich!*“<sup>59</sup> Im Grunde hatte er es nicht für möglich gehalten, jemals Athen sehen zu können; denn weit zu reisen heißt: erfolgreich zu sein: „*Es so weit zu bringen, erschien mir außerhalb jeder Möglichkeit. Das hing mit der Enge und der Armseligkeit unserer Lebensverhältnisse in meiner Jugend zusammen. Die Sehnsucht zu reisen war gewiß auch ein Ausdruck des Wunsches, jenem Druck zu entkommen, verwandt mit dem Drang, der so viele halbwüchsige Kinder dazu antreibt, vom Hause durchzugehen. (...) Wenn man zuerst das Meer sieht, den Ozean überquert, Städte und Länder als Wirklichkeiten erlebt, die so lange ferne, unerreichbare Wunschdinge waren, so fühlt man sich wie ein Held, der unwahrscheinlich große Taten vollbracht hat.*“<sup>60</sup>

---

<sup>58</sup> Freud (1999), S.250f

<sup>59</sup> ebd., S.254

<sup>60</sup>Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke, Bd.16, Frankfurt a.M.: S. Fischer, S.256; vgl. auch: Tögel 2002, S.13f

### 3.5 Aspekte autobiographischen Schreibens

„Jeder Mensch erfindet sich im Laufe  
seines Lebens eine Geschichte, die er  
(meist unter Aufwendung von Mühe und Leid)  
für sein Leben hält.“  
(Max Frisch)

Autobiographisches Schreiben hat – wie das Lesen autobiographischer Texte – derzeit Hochkonjunktur. Manche sehen schon eine „*Lawine an Biographien und Autobiographien*“<sup>1</sup> auf uns zukommen; andere halten die Autobiographie für „*die literarische Form der Postmoderne schlechthin*“<sup>2</sup>. In der Tat suchen viele Menschen heute, vor dem Hintergrund des Verlustes an religiösen oder weltanschaulichen Bezugssystemen, in autobiographischen Darstellungen nach Orientierung und Sinnstiftung: Wie und warum ist jemand so geworden, wie er ist? Was war auf seinem Lebensweg bedeutsam? Was bewegt ihn gegenwärtig? Wie hat er seine Zeit, seine Heimat, seine Familie, seine soziale Umgebung erlebt hat? Welche Hoffnungen hatte er einst hatte und wohin strebt er heute? Diese und andere Aspekte sind Gegenstand zahlloser Beschreibungen und Selbstvergewisserungen.

Der Schar an Produzenten autobiographischer Texte steht eine enorme Zahl an Rezipienten gegenüber: Literatur- und Kulturwissenschaftler, Anthropologen, Historiker und Soziologen durchforsten die autobiographischen Schriften für ihre jeweiligen wissenschaftlichen Ambitionen, beliefern Radio- und TV-Stationen mit notwendigem Material an Selbstdarstellungen, aus denen all die Interviews und Talk-Shows produziert und lanciert werden, die auf ein interessiertes Publikum treffen. Denn der Markt der Konsumenten für solche Formen der persönlichen Selbstdarstellung scheint unerschöpflich zu sein: „*Offenbar mobilisiert die Erwartung, in biographischen und autobiographischen Zeugnissen authentischer Lebenserfahrung zu begegnen, eine breite Leserinnen- und Leserschaft.*“<sup>3</sup>

Doch der Biographie- und Autobiographie-Boom wird keineswegs nur von der Medienprominenz produziert und vertrieben. Auch Menschen, die außerhalb der Scheinwerfer des öffentlichen Diskurses stehen, arbeiten an ihren Erinnerungen und Lebenserfahrungen, gründen Schreibzirkel und beliefern Tagebuch-Archive<sup>4</sup>, in denen ungezählte und meist unpublizierte Alltagsgeschichten zum Fundus der oral history, zum Gegenstand des Austausches werden.<sup>5</sup> Biographie-Arbeit als narrative Therapie oder zumindest als methodische Reflexion gestalteten Lebens bereichert die sozialwissenschaftliche Praxis und hält Einzug in die pädagogisch-therapeutischen Handlungsfelder der Begleitung von Kindern und Jugendlichen, von Strafgefangenen, von alten und verwirrten oder psychisch erkrankten Menschen.<sup>6</sup> Hintergrund dieses Phänomens scheint der Wunsch nach Selbstdarstellung und vor allem nach Selbsterforschung zu sein. In einer Zeit des gefährdeten

<sup>1</sup> Waldmann, Günter (2000): *Autobiographisches als literarisches Schreiben*. Baltmannsweiler: Schneider

<sup>2</sup> Isele, Klaus (1993): *Autobiographisches Schreiben*. In: *Chelsea Hotel*, Jg.2, Nr.3, S.1

<sup>3</sup> Wagner-Egelhaaf, Martina (2000): *Autobiographie*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S.1

<sup>4</sup> ein solches Archiv hat z.B. die Stadt Emmendingen vor einiger Zeit eingerichtet

<sup>5</sup> als die Dokumentationsstelle für Minderheitenkultur/-literatur der Universität Münster 1996 in einem bundesweiten Schreibaufruf die Frage stellte, welche Bedeutung die Literatur in einer Lebenskrise erfülle, wurden ca. 4700 Texte mit einem Gesamtvolumen von ca.23000 Seiten eingesendet! Siehe: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.) (1998): *Lesen und Schreiben in psychischen Krisen*, Bd.2: *Authentische Texte: Briefe, Essays, Tagebücher*. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag / Paranus-Verlag

<sup>6</sup> vgl. Hanses, Andreas (Hrsg.) (2004): *Biographie und Soziale Arbeit*. Hohengehren: Schneider-Verlag; Petzold, Hilarion G. (2003): *Lebensgeschichten erzählen*. Paderborn: Junfermann; Wais, Mathias (2002): *Biographie-Arbeit, Lebensberatung*. Stuttgart: Verlag Urachhaus

Selbst muss das Individuum zum „*Sinn- und Biographie-Bastler*“<sup>7</sup> seiner Persönlichkeit werden: „Autobiographien, das sind die inneren und äußeren Landschaften der Erinnerung – das ins Innen gespiegelte Außen und das nach Außen gekehrte Innen. Indem sich das schreibende Ich erst durch seine Beziehung zur Außenwelt konstituiert, können Autobiographien zur höchsten Form des Verstehens des Lebens werden.“<sup>8</sup> Bei der Bewältigung einer Lebenskrise oder der Selbstvergewisserung überhaupt bedarf es der Stützung durch das Erzählen von sich selbst<sup>9</sup>: „*An die Stelle der Identität, deren Herausbildung infolge der Abschwächung identitätssichernder Lebenswelten und Milieus erschwert wird, treten Selbstbeschreibungen und Selbstdarstellungen.*“<sup>10</sup>

In gewissem Sinne bildet der Autobiographie-Boom auch ab, was in der Soziologie bzw. der Wissenschaftstheorie längst Erkenntnis ist: dass Individualität durchaus fragwürdig geworden ist und eigentlich der Illusion nachhängt, es könne heute überhaupt eigenes, mit sich selbst identisches Leben geben – wo doch unverkennbar sein müsste, dass der Versuch der Herstellung von Individualität nichts anderes ist als ein Vorgang autopoietischen Zusammenfügens disparater Anteile<sup>11</sup>, ein Konstrukt, eine Geste „*pathetischer Vergeblichkeit*“<sup>12</sup>: „*Der autobiographische Impuls richtet sich mehr und mehr darauf, Formen von Subjektivität erst zu ‚entwerfen‘, sie gleichsam in ästhetische Problemhandlung zur Disposition zu stellen. Diese Funktion der Selbsterzeugung hatte Autobiographie schon immer. Darin liegt ihr konstruktivistisches Element.*“<sup>13</sup>

Wenn das Selbst in der Moderne nicht nur irritiert und gefährdet, sondern permanent gefordert ist, sich selbst zu entwerfen, dann könnte gerade die Autobiographie zur Konstruktion bzw. Neukonstruktion der Wirklichkeit beitragen, weil eine andere, verbindliche Wirklichkeit und Wahrheit gar nicht mehr existiert.<sup>14</sup> So enthält autobiographisches Schreiben immer auch die Chance, den Verlust an authentischen Erlebnissen und den Prozess der Entfremdung durch einen Akt des Sich-Selbst-Erschaffens zu ersetzen und sich dadurch vielleicht selbst zu retten. Allerdings bezweifeln nicht nur Konstruktivisten die Verwendbarkeit der Begriffe Identität und Individualität. Auch Literaturwissenschaftler arbeiten zusammen mit Neurologen und Entwicklungspsychologen an Fragen des autobiographischen Gedächtnisses<sup>15</sup> und erforschen „*die problematische Differenz zwischen Erlebnis, Erinnerung und Darstellung (...), bei der Erinnerung der Name für die Unmöglichkeit einer unvermittelten Repräsentation des Vergangenen ist.*“<sup>16</sup>

<sup>7</sup> Beck, Ulrich (1995): Eigenes Leben. Skizzen zu einer biographischen Gesellschaftsanalyse. In: Beck, Ulrich; Vossenkuhl, Wilhelm; Ziegler, Ulf (Hrsg.): Eigenes Leben. München: Beck, S.171

<sup>8</sup> Isele 1993, S.1

<sup>9</sup> vgl. Engelhardt, Michael von (1990): Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen. In: Kössler, Henning (Hrsg.): Sprache. Fünf Vorträge. Erlangen: Universitätsverlag, S.65-88

<sup>10</sup> Brose, Hanns-Georg; Hildenbrand, Bruno (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich, S. 18

<sup>11</sup> vgl. Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>12</sup> Schneider, Manfred (1986): Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20. Jahrhundert. München/Wien: Carl Hanser, S.14. Recht drastisch fragt Schneider in seiner Studie, ob der Boom in Sachen Autobiographie ein Zeichen letzten Aufbäumens vor seinem Ende sei – schließlich sei im Zeitalter moderner Medien das autobiographische Schreiben nicht mehr in der Lage, das „*Archiv von Ereignissen, Begegnungen, Leiden und Gedanken*“ angemessen zur Darstellung zu bringen. Eigentlich mache der autobiographische Text sich heute nur noch „*selbst zum Ereignis.*“ (ebd.)

<sup>13</sup> Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie. Stuttgart: Reclam, S.56

<sup>14</sup> vgl. Wagner-Egelhaaf 2000, S.59

<sup>15</sup> Markowitsch, Hans; Welzer, Harald (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Stuttgart: Klett-Cotta

<sup>16</sup> Lemke, Anja (2005): Gedächtnisräume des Selbst. Walter Benjamins „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, S.10

Und am Ende fragen auch Psychoanalytiker, ob denn die einsame Beschäftigung mit Erinnerungen ausreichen kann, Erlebtes und Empfundenes wirklich aufzuspüren – oder ob Verdrängungen und Deckerinnerungen die Arbeit an der Rekonstruktion der Lebensgeschichte sogar erschweren, wenn die Psyche zur Wiedererweckung dramatischer und unverarbeiteter Erfahrungen (noch) nicht bereit ist. Immerhin, so konzipiert die klassische Psychoanalyse<sup>17</sup> wie auch die Biblio-Therapie<sup>18</sup>, kann autobiographisches Schreiben der Selbsterforschung dienen, kann – fast wie eine Beichte – bewusstseinsfähige Ereignisse und Gefühle zurück holen und dabei helfen, sich von jenen Affekten zu befreien, die mit den früheren Erlebnissen verbunden waren und sind.

Nun ist die autobiographische Erkundung jedoch, anders als die Beichte in der Kirche, nicht bestgeschütztes Geheimnis, sondern öffnet Grenzen der geschützten Privatsphäre und sucht Öffentlichkeit.<sup>19</sup> Denn niemand erzählt seine Geschichte nur dem Papier. Jede Autorin, jeder Autor wendet sich mit dem Erzählten an andere. Selbst wenn dies beim Schreiben nicht durchgängig bewusst und intendiert ist, weil die Gedanken, Erinnerungen und Reflexionen beispielsweise zunächst in Form eines privaten Tagebuchs verfasst wurden, so handelt es sich doch immer um eine dialogische Struktur, um ein (inneres) Zwiegespräch, bei dem die Autorin bzw. der Autor, wenn nicht einem anderen, so doch immer dem eigenen Selbst gegenüber tritt.<sup>20</sup> Von daher stellt autobiographisches Schreiben zwar keinen wirklichen Ausweg aus der erwähnten Situation des gefährdeten Selbst in der Moderne dar, ist aber doch eine Möglichkeit, in ihr etwas besser zu bestehen und sich zu behaupten. Denn im Erkunden und Schreiben seiner Autobiographie vergewissert sich das Selbst seiner Geschichtlichkeit und gewinnt daraus Selbstgefühl und Selbstbewusstsein. Bevor auf den Aspekt der Selbstentdeckung eingegangen wird, soll die Bedeutung der Autobiographie im literaturwissenschaftlichen Kontext beleuchtet werden.

### 3.5.1 Die Autobiographie im literaturwissenschaftlichen Kontext

In der Literaturwissenschaft hat sich eine eigenständige Forschungsrichtung etabliert, die sich der *Autobiographik* annimmt, also der Aufgabe nachgeht, die Materialfülle des individuellen Erinnerns (autobiographische Texte aller Art, also auch Memoiren, Tagebücher, Lebensromane, Bekenntnisse, Bewusstseinsprotokolle u.v.a.m) zum Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen. Es ist beeindruckend, wie fundamental in dieser Disziplin bzw. Teildisziplin der Literaturwissenschaft um Fragen der Definition, um Gattungs- und Formbegriffe (Was ist eine *Autobiographie*? Welche Kriterien muss sie erfüllen? Von welchen anderen Formen ist die *Autobiographie* abzugrenzen?), um Aspekte der Struktur- und Stilmerkmale (Wer erzählt? Zu welchem Zeitpunkt? Strukturiert allein die Chrono-

<sup>17</sup> vgl. Cremerius, Johannes (1981): Die Konstruktion der biographischen Wirklichkeit im analytischen Prozeß. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.1, Frankfurt a.M.: P.Lang-Verlag, S.15-37

<sup>18</sup> vgl. Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (2002): Ein Buch muss die Axt sein. Schreiben und Lesen als Selbsttherapie. Krummvisch bei Kiel: Königsfurt, S.8

<sup>19</sup> Gesing, Fritz (1991): Offen oder ehrlich? Strategien der Abwehr und Anpassung in autobiographischen Werken der Gegenwart. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Über sich selber reden. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11: Würzburg: Königshausen & Neumann, S.49-94; hier: S.49

<sup>20</sup> vgl. Eckstaedt, Anita (1991): Wie Patienten erzählen. Psychoanalytische Dialogstrukturen. In: Cremerius, Johannes (Hrsg.): Über sich selber reden. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, Würzburg: Königshausen&Neumann, S.25-32

logie der Lebensereignisse die Erzählform? Verführt autobiographisches Schreiben zur Selbststilisierung, zur Wunschbiographie?) oder um das Problem der Authentizität (Wie ist es um *Wahrheit* und *Fiktion*, um *Gedächtnis* und *Erinnerung* im autobiographischen Schreiben bestellt?)<sup>21</sup> gerungen wird. Schon in Bezug auf eine verbindliche Definition von Autobiographie herrscht kein Einvernehmen. Daher sollen hier zunächst vier Definitionsvarianten vorgestellt werden:

Nach Philippe Lejeune ist eine Autobiographie eine „*rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.*“<sup>22</sup> An dieser Definition wird vielleicht schon deutlich, dass nicht jedes autobiographische Schreiben all die genannten Kriterien erfüllen kann (und muss). So spielen heute beispielsweise auch lyrische Elemente in autobiographischen Texten eine Rolle, besonders dann, wenn es um die komprimierte Darstellung besonderer Gefühlszustände und Lebensmomente geht; auch legt nicht jeder autobiographische Text unbedingt seinen Schwerpunkt auf den Entwicklungsaspekt der Persönlichkeit, reflektiert nicht immer den Weg der Gestaltung des Lebenszusammenhangs.

Darauf aber zielt die zweite Definition (oder besser: die Umschreibung des Begriffs *Autobiographie*) ab, die von dem englischen Literaturwissenschaftler Roy Pascal stammt und die für unseren Zusammenhang insofern von besonderem Interesse ist, als sie den Begriff des Selbst ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt: „*Die eigentliche Autobiographie*“, so schreibt Pascal, „*ist die Geschichte der Gestaltung einer Persönlichkeit; sie beginnt mit der Kindheit und führt zumindest zu dem Punkt, an dem die Persönlichkeit ihre ureigenste Prägung erhält. Der Schwerpunkt des Berichts liegt auf dem Werden des Selbst. (...) Ereignisse werden berichtet, nicht nur weil sie geschehen sind, sondern weil sie zur Bildung des Selbst beigetragen haben: sie werden zu symbolischen Ausdrücken für das Sichtbarwerden des Selbst.*“<sup>23</sup> Pascal enthält sich jeglicher formalen Einschränkung, für ihn gehören z.B. auch lyrische Anteile, wenn sie denn hilfreich sind, das Selbst zu konturieren, zu den Möglichkeiten autobiographischer Darstellung. Er fragt danach, was das für eine besondere Art von Wahrheit sei, die sich in der Autobiographie findet – und kommt zu dem Schluss, dass häufig die *Wahrheit der Fakten* mit der *Wahrheit des Gefühls* in Konflikt gerate, wobei im autobiographischen Schreibprozess meist die *Wahrheit des Gefühls* den Sieg davon trage.<sup>24</sup>

Prägnant ist die Definition von Georg Misch: Unter einer Autobiographie versteht er „*die Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto).*“<sup>25</sup> Diese Definition nimmt, anders als Lejeune und Pascal, keine Bestimmung inhaltlicher Dimensionen autobiographischen Schreibens vor und sieht als einheitsstiftendes Moment der Gattung lediglich die „*Identität der darstellenden mit der dargestellten Person*“<sup>26</sup> an.

<sup>21</sup> Dazu heißt es bei Michaela Holdenried: *In der autobiographischen Produktion wie in der Rezeption ist die Frage nach der ‚Authentizität‘ eines Textes, so konventionell dies eine poststrukturalistische Literaturwissenschaft anmuten mag, weiterhin ein wichtiges Kriterium geblieben.*“ Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam, S.26

<sup>22</sup> Lejeune, Philippe (1994): *Der autobiographische Pakt*. Übersetzt von Dieter Hornig und Wolfram Bayer. 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.14

<sup>23</sup> Pascal, Roy (1989): *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie*. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

<sup>24</sup> Pascal, Roy (1965): *Die Autobiographie*. Gehalt und Gestalt. Stuttgart: Kohlhammer, S.9

<sup>25</sup> Misch, Georg (1989): *Begriff und Ursprung der Autobiographie*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie*. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.33-55; hier: S.38

<sup>26</sup> ebd., S.40

Für Misch besteht der Unterschied zwischen Biographie und Autobiographie darin, dass nur der Autobiograph über die „*Kenntnis der Tatsächlichkeiten seines Lebenslaufes*“<sup>27</sup> verfüge und den Vorteil habe, dass er „*zugleich mit den Tatsachen in der Erinnerung spontan die Gefühle und Strebungen*“ aufleben lasse, die „*zu dem einstigen vollen Erlebnis gehörten*“<sup>28</sup>. Bei Wagner-Egelhaaf findet sich eine Präzisierung der Gedanken von Misch: Sie nennt als wesentliches Strukturmerkmal der Autobiographie die „*behauptete Identität von Erzähler und Hauptfigur, von erzählendem und erzählten Ich*.“<sup>29</sup> Damit wird jedoch allein das formale Kriterium der Erzählperspektive angesprochen, ohne eine inhaltliche Konkretisierung der Grundzüge autobiographischen Schreibens vorzunehmen.

Wie heikel eine solche inhaltliche Aufladung des Begriffs Autobiographie sein kann, zeigt die vierte Definition aus der Feder des Schriftstellers Günter de Bruyn<sup>30</sup>. Für de Bruyn hat eine Autobiographie das Kriterium zu erfüllen, „*das Vergangene gegenwärtig zu machen, Wesentliches in Sein und Werden zu zeigen, Teilwahrheiten zusammen zu fassen zu dem Versuch der ganzen Wahrheit über das schreibende und beschriebene Ich*.“<sup>31</sup> Diese Definition wird wissenschaftlichen Ansprüchen kaum genügen, denn der Versuch, die ‚ganze Wahrheit über das Ich‘ zu formulieren, erweist sich heute als völlig illusorisches Bestreben. Und doch benennt de Bruyn in seinen weiteren Ausführungen einen Aspekt, der oft vernachlässigt wird – dass nämlich dieses eigentümliche Bestreben, zu einer wie immer gearteten ‚ganzen Wahrheit‘ zu gelangen, nicht im Lebensvollzug, sondern in der Textproduktion bzw. im Schreibprozess begründet liegt, weil in einer Autobiographie das ‚Ich‘ auf ein Ziel hin beschrieben werden muss: „*Das Leben läuft sozusagen ab nach einem Programm. Das aber ist keine Eigenart Goethes, sondern ergibt sich beim autobiographischen Schreiben zwangsläufig*.“<sup>32</sup> Der Autobiograph habe „*ein Bild von seinem gegenwärtigen Selbst vor sich und stellt sich die Aufgabe zu zeigen, wie dieses entstand*“, wie aus seinen Lebensumständen derjenige wurde, „*der in der Gegenwart seine Lebensgeschichte verfasst*.“<sup>33</sup> De Bruyn verschweigt nicht, dass dieses Selbst einem Prozess der Wandlung und der beständigen Erneuerung ausgesetzt sei und sich schon morgen als ein anderes, anders erinnerndes und fühlendes Selbst präsentieren könnte. Daher sei jeder autobiographische Text im Grunde eine flüchtige Perspektive des Selbst, sei jede erzählte Lebensgeschichte eine „*augenblicksgebundene Konstruktion*“<sup>34</sup>.

Ähnlich wie de Bruyn weist Ingrid Aichinger darauf hin, dass der autobiographische Impuls über Motive der Selbstbewusstseinsbildung und der Selbsterkenntnis hinausgehe, weil er auch ein Moment der Selbstschöpfung umfasse. Dabei sei die Selbsterschaffung des autobiographischen Ichs eng an die künstlerische Gestaltung des selbstbiographischen Textes gebunden. In diesem Sinne gewinnt die Definition der Autobiographie als *Beschreibung des Lebens eines Menschen durch diesen selbst* eine besondere Bedeutung: der autobiographische Text trägt nicht nur, er ist die Handschrift seines Autors oder seiner Autorin.<sup>35</sup> Und er ist Teil der zeitgenössischen Literaturproduktion – ob dies der Autorin oder dem Autor nun bewusst ist oder nicht. Und so betont Günter Waldmann, dass auto-

<sup>27</sup> ebd., S.41

<sup>28</sup> ebd.

<sup>29</sup> Wagner-Egelhaaf 2000, S.8

<sup>30</sup> de Bruyn, Günter (1995): *Das erzählte Ich*. Frankfurt a.M.: Fischer

<sup>31</sup> ebd., S.31/32

<sup>32</sup> ebd., S.35

<sup>33</sup> ebd., S.35/36

<sup>34</sup> Gesing 1991, S.49

<sup>35</sup> Aichinger, Ingrid (1989): *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.170-200; hier: S.189



biographisches Schreiben immer auch literarisches Schreiben, durch literarische Formen geprägtes Schreiben sei.<sup>36</sup> Insofern sei ein Paradigmenwechsel dahingehend eingetreten, dass die Lebensgeschichte mehr und mehr den Status der biographischen Dokumentation gesellschaftlichen und ökonomischen Erfolges verliere und statt dessen den Rang eines Mediums der Selbstverständigung erlange.<sup>37</sup>

Das war nicht immer so: Von der Antike bis in die Neuzeit hinein lag die Legitimation zur Darstellung des eigenen Lebens im Anspruch auf eine gewisse Vorbildfunktion: Was jemand erlebt und erlitten hatte, sollte nur dann zur Überlieferung kommen, wenn es von universaler Bedeutung war und als Abformung der Geschichte des menschlichen Geistes dienen konnte. Der Blick auf das Selbst war statisch, er galt mehr dem Holz, aus dem man geschnitzt war, als dem fortwährenden Prozess des Schnitzens bzw. Geschnitzwerdens: Den Charakter galt es zu erfassen, der sich in jeder Lebensphase und jeder Lebenslage treu blieb und Werte verteidigte, die mittels der Autobiographie unters Volk zu bringen waren.<sup>38</sup> Heute verlangt niemand mehr, mit dem autobiographischen Schreiben erst – wie Goethe es noch lehrte – nach erfolgreicher Meisterung der Lebensaufgaben, allein aus der Retrospektive des Alters beginnen zu dürfen.<sup>39</sup> Nicht mehr die Darstellung der Charakterstruktur und der allseitigen Persönlichkeit, sondern die Erfahrung von inneren Krisen, Entfremdungserlebnissen und Momenten des Scheiterns sind heute bevorzugte Themen autobiographischer Texte.

So geht es in der Moderne kaum mehr um die Beschreibung des individuellen Seins als eines Zustandes, sondern um die Wahrnehmung der Offenheit und Unbestimmtheit der Lebenssituation, die man im Akt des autobiographischen Schreibens nicht zum Abschluss bringt, sondern vor dem Hintergrund eines ungewissen Erwartungshorizontes vor sich „herschiebt“<sup>40</sup>. Diese „Dynamisierung des Selbst“<sup>41</sup> ist Folge der erwähnten Patchwork-Identität(en) und der Notwendigkeit, sich in wechselnden sozialen Kontexten situationsgerecht zu verhalten. Damit einher geht der Verlust der strukturellen Einheit des schreibenden Selbst, das heute eher als disparat, vielleicht sogar als „weitgehend zerstückt“<sup>42</sup> anzusehen ist. Im Akt der Selbstvergewisserung konstituiert sich dieses Selbst in neuer Weise, und zwar nicht mehr aus allen Elementen seines Lebenslaufes, sondern aus der Rückbesinnung auf besondere Momente. Hahn spricht in diesem Zusammenhang von „Biographie-Generatoren“, die der Selbstreflexion eine besondere Richtung geben und in Form der Beichte, der psychoanalytischen Behandlung auf der Couch, des Tagebuchs, des Interviews oder auch des Geständnisses (z.B. vor Gericht) institutionalisiert haben.<sup>43</sup> Zum Wesen dieser Biographie-Generatoren gehört die Herausbildung von Schemata, mit Hilfe derer auf den „unstrukturierten, unendlichen Erlebnis- und Handlungsstrom zugegriffen wird“<sup>44</sup>; diese Schemata verlangen z.B. Entscheidungen darüber, ob Ebenen der äußeren Handlung oder des inneren Erlebens im Vordergrund stehen sollen, ob ganz einmalige Ereignisse oder wiederkehrende Erfahrungsqualitäten angesprochen werden und in welcher Absicht überhaupt das Selbst Zeugnis von sich ablegt.

<sup>36</sup> Waldmann 2000, S.5

<sup>37</sup> vgl. Holdenried 2000, S.13

<sup>38</sup> ebd., S.16

<sup>39</sup> ebd., S.14

<sup>40</sup> Koselleck, Reinhart (1992): ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien. In: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>41</sup> Matter, Christine (2001): *Innerweltlichkeit und Transzendenz*. Universität Konstanz: Dissertation, S.53

<sup>42</sup> Hahn, Alois (1987): *Identität und Selbstthematisierung*. In: Hahn, Alois; Kapp, Volker (Hrsg.):

*Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.428

<sup>43</sup> ebd., S.12

<sup>44</sup> Matter 2001, S.48

Schließlich ist in den letzten Jahren eine weitere fundamentale Veränderung in Bezug auf den Anspruch an autobiographisches Schreiben eingetreten: Nicht mehr von *Wahrheit* ist die Rede, sondern von *Authentizität*, nicht mehr der Person und ihrem Charakter gilt die volle Aufmerksamkeit, sondern der Suche nach Ausdruck im Akt des Schreibens<sup>45</sup>, nicht mehr das spannungsreiche Leben ist von Interesse, sondern die gelungene Geformtheit dieses Lebens in einem Text<sup>46</sup>.

### 3.5.2 Sein *Selbst* entdecken – oder: sich selbst erfinden ?

Gegenwärtig wird auf allen erdenklichen Ebenen daran gearbeitet wissenschaftlich zu ergründen und zu formulieren, wie eigentlich Gedächtnis und Erinnerung, Speicherung und Abrufung von Wissen und Erfahrung im menschlichen Gehirn funktionieren. Gleichzeitig wird bezweifelt, ob es dem Menschen überhaupt möglich sei, für die Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Gedächtnisinhalte zu bürgen. Was ist Familienlegende oder Mutters Erzählung und was vielleicht doch *wahres* Erlebnis? Sind das alles nur disparate Erinnerungssegmente, die erst im Hier und Jetzt zu einer Sinnstruktur synthetisiert werden?<sup>47</sup> Ähnlich Geschwistern, die nur selten eine Situation ihrer gemeinsamen Kindheit übereinstimmend schildern (und manchmal in dramatische Dispute geraten, weil die Erinnerung des einen vom anderen zu korrigieren versucht wird), so dreht sich auch der literaturwissenschaftliche Diskurs in Sachen Autobiographie um den „*Verlust der Erinnerungssicherheit*“, um die „*weitgehende Abkopplung der Erinnerung vom Wahrheitspostulat*.“<sup>48</sup>

Nun hat von Beginn an die Autobiographie-Forschung um die Klärung des Verhältnisses von *Dichtung* und *Wahrheit* gerungen, hat zu ergründen versucht, ob autobiographisches Schreiben den Anspruch erheben dürfe und in der Lage sei, historische Realität wieder zu geben, wo doch eigentlich nicht zu übersehen sei, dass der objektiven Berichterstattung stets die subjektive Autorposition gegenübersteht. Immerhin gehört es auch heute noch zu den grundsätzlichen Erwartungen an einen autobiographischen Text, dass er wirklich Geschehenes, wahrhaftig Erlebtes schildere und es sich bei diesen individuellen Lebensäußerungen konkreter Menschen um deren *authentische, wahre* Erfahrung handle.<sup>49</sup> Ist aber eine solche Erwartung haltbar, oder gehört in eine Zeit, als die Autobiographie noch dazu diente, die Entwicklung des bürgerlichen Individuums – durch alle möglichen *Irrungen* und *Wirrungen* hindurch – zu einer harmonischen, in sich ruhenden, einmaligen Persönlichkeit zu dokumentieren? Kann eine Autobiographie heute noch „*die Einheit eines Lebens durch die Zeitläufe hindurch wieder herstellen*“, kann sie „*ein Leben in seiner Ganzheit rekonstruieren und entziffern*“<sup>50</sup>?

<sup>45</sup> mancher Buchtitel macht dies deutlich: Neumann, Bernd (1991): Paradigmawechsel. Vom Erzählen über die Identitäts-Findung zum Finden der Identität durch das Erzählen. In: Edda-Hefte 2/91, S.99-109

<sup>46</sup> vgl. Wagner-Egelhaaf 2000, S.52/53. Ob der Buchhandel diese Einschätzung teilt oder ob sich Selbststilisierungen viel besser verkaufen als Selbsterfahrungen, kann hier nur angefragt werden – doch welche Fragen mit der Verwendung der Begriffe *Selbst(er)findung* oder *Authentizität* verbunden sind, das lässt sich in den folgenden Abschnitten klären.

<sup>47</sup> vgl. Holdenried 2000, S.61

<sup>48</sup> ebd., S.59

<sup>49</sup> Wagner-Egelhaaf 2000, S.4

<sup>50</sup> Gusdorf, Georges (1989): Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie. In Niggel, Günter (Hrsg.): Die Autobiographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.121-147; S.133

Nach Ansicht Diltheys gibt es im Lebensverlauf eines jeden Menschen einen Lebensplan, der mehr ist als eine Kette zufällig aufeinander folgender Ereignisse: *„Ein Lebensplan verbindet Entschlüsse, Handlungen, Widerstand, Wünsche, Hoffnungen der verschiedensten Art miteinander. (...) Es gibt Zusammenhänge, die ganz unabhängig von der Aufeinanderfolge in der Zeit (...) die Teile des Lebensverlaufs zu einer Einheit verknüpfen. So wird die Einheit des Lebensverlaufs erlebt und in solchen Erlebnissen hat sie ihre Sicherheit.“*<sup>51</sup> Dilthey sieht den Vorgang des Erinnerns in direkter Abhängigkeit vom Lebensplan: Das Gedächtnis müsse eine Selektion aus all den Erlebnissen, Erfahrungen und Gefühlen, die sich im Lebenslauf ereignen, vornehmen. Das Prinzip, nach dem diese Auswahl getroffen werde, sei die Bedeutung und Wertigkeit der Erinnerung für die aktuelle Gestaltung des Lebensplanes: *„Durch diese meine jetzige Auffassung des Lebens erhält jeder Teil desselben, der bedeutsam ist, im Lichte dieser Auffassung die Gestalt, in der er heute von mir aufgefaßt wird. Er erhält den Bezug zu anderen bedeutsamen Teilen von hier aus; er gehört einem Zusammenhang an, der durch die Beziehungen der bedeutsamen Momente des Lebens zu meiner jetzigen Deutung desselben bestimmt ist.“*<sup>52</sup>

In der Nachfolge Diltheys greift Misch die Frage der Wahrhaftigkeit der Erinnerung auf und stellt fest, dass es bezüglich der ‚Wahrheit in der Autobiographie‘ eigentlich gleichgültig sei, ob jeder geschriebene Satz des Autors mit dessen konkret erlebter Wirklichkeit übereinstimme. Wichtig sei vielmehr, dass der menschliche ‚Geist‘ des Verfassers spürbar werde: *„Was die einzelnen Teile betrifft, so wird auch der aufrichtigste Autobiograph (...) manche charakteristischen Einzelheiten vergessen oder verschweigen, wird auch der geschickteste Lügner uns durch erfundene oder aufgeputzt Geschichten (...) nicht über seinen Charakter täuschen können. So ist (...) der Geist, der über den Erinnerungen schwebt, das Wahrste und Wirklichste in einer Autobiographie.“*<sup>53</sup>

Für Misch ist also der Begriff des *Geistes* – in seinen weiteren Ausführungen spricht er von *Persönlichkeit* und *Charakter* – leitend für sein Autobiographieverständnis. In der Nachfolge Diltheys und Mischs arbeitet auch Pascal mit genau diesen Begriffen, wenn er im Zusammenhang mit autobiographischem Schreiben das *„Mysterium der Persönlichkeit“* und den *„Charakter des Schreibenden“*<sup>54</sup> erwähnt. Ebenso ist für Ingrid Aichinger der autobiographische Impuls unmittelbarer Ausdruck der Suche eines Autors nach dem *„Geheimnis seiner Existenz“*<sup>55</sup>.

*Lebensplan, Geist, Persönlichkeit, Charakter* und *Geheimnis der Existenz* sind Begriffe, die heute vielleicht nur noch wenig Überzeugungskraft besitzen und als idealistische Konstrukte für fragwürdig gehalten werden. Und doch ist der Wunsch nach Synthetisierung disparater Erinnerungsfetzen zu einem verbundenen Ganzen – woraus sich ja meist das Motiv autobiographischen Schreibens speist – ein gegenwärtig diskutierter und wesentlicher Aspekt der persönlichen Entwicklung. Schon bei Dilthey stößt man in diesem Zusammenhang auf den Begriff des ‚Selbst‘: *„Der Lebensverlauf besteht aus Teilen, besteht aus Erlebnissen, die in einem inneren Zusammenhang miteinander stehen. Jedes einzelne Erlebnis ist auf ein Selbst bezogen, dessen Teil es ist.“*<sup>56</sup> Dilthey führt weiter aus: *„Das Auffassen und Deuten des eigenen Lebens durchläuft eine lange Reihe von Stufen;*

<sup>51</sup> Dilthey, Wilhelm (1927): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Dilthey, Wilhelm: Gesammelte Schriften, Bd.7, hrsg. v. B.Groethuysen. Leipzig: Verlag Teubner, S.71

<sup>52</sup> ebd., S.72

<sup>53</sup> Misch 1989, S.45

<sup>54</sup> Pascal 1965, S.14

<sup>55</sup> Aichinger 1989, S.172

<sup>56</sup> Dilthey, Wilhelm (1989): Das Erleben und die Selbstbiographie. In: Niggel, Günter (Hrsg.): Die Autobiographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.21-34

*die vollkommenste Explikation ist die Selbstbiographie. Hier faßt das Selbst seinen Lebenslauf so auf, daß es sich die menschlichen Substrate, geschichtlichen Beziehungen, in die es verwebt ist, zum Bewußtsein bringt.*<sup>57</sup>

Dilthey überwand mit der Einbeziehung der sozialen Dimension des ‚Selbst‘ also bereits die traditionelle und idealistische Vorstellung, dass die Aufgabe der Autobiographie darin bestünde, den gebildeten Charakter, das Selbstbewusstsein sowie die erfolgreiche Meisterrung aller Lebensumstände eines bürgerlichen Individuum zu dokumentieren und es so als Vorbild für Zeitgenossen und spätere Generationen aufs Podest zu stellen. Für ihn konstituiert sich das ‚Selbst‘ durchaus nicht nur aus der subjektivistischen Verknüpfung von Ereignissen und Entscheidungen zu einem ‚Lebensplan‘, sondern erhält seine Kontur vor allem aus den sozialen Beziehungen und Begegnungen, die ihn prägen. Von hier aus ist der Sprung nicht weit zu Freud, der etwa gleichzeitig wie Dilthey, allerdings aus einem ganz anderen Zusammenhang heraus darauf hinwies, dass die Entwicklung eines Mensch nur auf dem Hintergrund seiner frühen Beziehungen zu verstehen sei. Für Freud war klar, dass kein Mensch seine Biographie besitze und in sich trage könne, sondern sie immer wieder erneut herstellen müsse. Im psychoanalytischen Sinne dient autobiographisches Schreiben, ähnlich wie das therapeutische Gespräch, der Aufarbeitung und Bearbeitung von Ereignissen, Erfahrungen und Gefühlen eines Menschen mit dem Ziel, sein eigenes Leben und sich selbst besser zu verstehen – wobei Freud natürlich die Bedeutung der psychoanalytischen Behandlung über die des autobiographischen Schreibens stellte, da in seinen Augen die klassische Methode der Psychoanalyse in viel intensiverem Maße als der Prozess des autobiographischen Schreibens imstande sei, Schichten des Verdrängten und des Unbewussten zu Tage zu fördern.<sup>58</sup>

Auch heute wird an dieser Dimension des autobiographischen Schreibens festgehalten, vor allem dann, wenn von der Bedeutung des Schreibens (und des Lesens) in psychischen Krisen die Rede ist: *„Im Schreiben entwickelt oder konstruiert mein kognitives System für ein Ereignis oder ein Erlebnis, das mich beschäftigt, einen Weltausschnitt, in dem diesem eine Bedeutung zugeordnet wird. Es ist mein Gehirn, das diese Bedeutung schafft, und niemand anders kann mir diese Bedeutung geben, als ich selbst bzw. mein Gehirn. Es ist meine Welt. Indem ich es aufschreibe, entsteht also nicht nur diese Selbstgewissheit in der sensomotorischen Bewegung, sondern auch eine Erfahrung der Ich-Identität, die meine Geschichte mir als mir zugehörig und für mich gültig in ihrer Bedeutung dokumentiert.*<sup>59</sup>

Von Seiten der Literaturwissenschaft wird, unabhängig von ästhetischen Merkmalen und Qualitätsansprüchen, anerkannt, dass autobiographisches Schreiben einen *„lebenspraktischen Effekt“* habe und dem Autor *„das zur Behauptung neuer Identität nötige Maß an Abstand und Freiheit gegenüber seiner bisherigen Verfasstheit“* gewähre.<sup>60</sup> Über diesen Effekt hinaus wird der Aspekt der Selbsterforschung und Selbsterfahrung anerkannt: *„Das Schreiben erfüllt eine identitätsstabilisierende Funktion. Verunsicherungen, Ängste, offene Fragen und Probleme werden reflektiert (...) und ins eigene Leben integriert. Dabei gelingt es manchen, eine verloren gegangene Beziehung zu sich selbst wieder*

<sup>57</sup> ebd., S.31

<sup>58</sup> Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke, Bd.7. Frankfurt a.M.: Fischer, S.230

<sup>59</sup> Bülow, Edeltraud (1998): Schreiben und Lesen in kognitionstheoretischer Sicht. In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Lesen und Schreiben in psychischen Krisen, Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.100-106; hier: S.104

<sup>60</sup> Völker, Ludwig (1998): Schreiben als Therapeutikum? Überlegungen aus literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Lesen und Schreiben in psychischen Krisen, Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.89-99

*herzustellen oder gar erstmalig ein Bewusstsein vom Wert der eigenen Persönlichkeit aufzubauen.*<sup>61</sup>

Nach Lacan kommt den Wörtern, Bildern und Formeln des autobiographischen Textes eine imaginäre Spiegelfunktion zu, und zwar in Hinblick auf das sich selbst begehrende Subjekt, das sich nur in der Entäußerung des Schreibens – um in jeder Setzung, die es vornimmt, jene Kluft zu überbrücken, die es von sich selbst trennt.<sup>62</sup> Daher ist autobiographisches Schreiben in der Moderne eine Antwort auf die Gefahren der Fragmentierung und der Desintegration des Subjekts. Sie ist gleichsam ein Versuch der Kontrolle eines diffusen Bewusstseins, eine Rekonstruktion des Selbst nach dessen Verlust – oder, um es mit Walter Benjamin zu formulieren: *„Jeden Morgen halten wir, erwacht, meist schwach und lose, nur an ein paar Fransen, den Teppich des gelebten Daseins, wie das Vergessen ihn uns gewoben hat, in Händen. Aber jeder Tag löst mit dem zweckgebundenen Handeln und, noch mehr, mit zweckverhaftetem Erinnern, das Geflecht, die Ornamente des Vergessens auf.“*<sup>63</sup> In diesem Sinne ist es das Ziel des autobiographischen Erinnerns, auf der Schwelle des Erwachens etwas vom Gewebe des Gelebten und fast schon Vergessenen vor der Auflösung zu bewahren.<sup>64</sup>

Für viele Menschen, so nimmt Canetti an, hat autobiographisches Schreiben und besonders das Tagebuchs Schreiben existentielle Bedeutung: *„Es ist aber so, dass ein Mensch, der die Heftigkeit seiner Eindrücke kennt, der jede Einzelheit jedes Tages so empfindet, als wäre es sein einziger Tag, (...) explodieren oder sonstwie in Stücke gehen müsste, wenn er sich nicht an seinem Tagebuch beruhigte.“*<sup>65</sup> In der Fremde kann das Schreiben in besonderem Maße dazu dienen, das Selbst des Reisenden zu stützen. So notiert der Reise-schriftsteller Kenneth White: *„Warum schreiben? Um nicht völlig verrückt zu werden vor Trunkenheit. Dieser weißen Trunkenheit, die die Quelle jedes echten Schreibens ist.“*<sup>66</sup> Viele Autorinnen und Autoren, die in Phasen psychischer Verwundung das Schreiben für sich entdeckten, bestätigen diesen Aspekt und betonen noch drastischer, dass ihr Schreiben in Krisenzeiten nicht nur eine lebenspraktische, sondern eine lebenserhaltende, eine überlebenssichernde Bedeutung gehabt habe. Um es mit den bewegenden Worten von Christiane Rees auszudrücken: *„Ich schreibe. Ich lese. Ich atme. Ich esse. In dieser Reihenfolge. Man könnte mir die Nahrung nehmen, die Luft zum Atmen, vielleicht sogar die Bücher, aber wenn man mir Stift und Papier nehmen würde, ich hätte dem Wahnsinn nichts mehr entgegensetzen.“*<sup>67</sup>

Bevor das Thema des therapeutischen Schreibens eingehender behandelt wird, lässt sich zusammenfassend formulieren, dass autobiographisches Schreiben grundsätzlich dazu verhelfen kann, jene Ereignisse, Szenen und Emotionen zum Ausdruck zu bringen, die für

<sup>61</sup> Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (2002): Ein Buch muss die Axt sein. Schreiben und Lesen als Selbsttherapie. Krummvisch: Königsfurt-Verlag, S.24. Dieser Aspekt autobiographischen Schreibens war und ist auch der Literaturwissenschaft nicht fremd; schon bei Georg Misch heißt es: *„So erscheint die Autobiographie sowohl im Hinblick auf ihre Quellen im Selbstbewußtsein des Menschen, als auch in Anbetracht ihrer Leistung, die im Verstehen des Lebens besteht, nicht bloß als eigene Literaturgattung, sondern auch als ein Mittel zur menschlichen Selbsterkenntnis“*; Misch 1989, S.36/37

<sup>62</sup> vgl. Wagner-Egelhaaf 2000, S.38f. Siehe auch: Goldmann, Stefan (1988): Leit-gedanken zur psychoanalytischen Hermeneutik autobiographischer Texte. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 23, S.242-260

<sup>63</sup> Benjamin, Walter (1991): Gesammelte Schriften Bd.I,1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.311

<sup>64</sup> vgl. Lemke, Anke (2005): Gedächtnisräume des Selbst. Würzburg: Königshausen & Neumann, S.12

<sup>65</sup> Canetti, Elias (1965): Dialog mit dem grausamen Partner. In: Schultz, Uwe (Hrsg.): Das Tagebuch und der moderne Autor. München: Carl Hanser, S.49-70; hier: S.49

<sup>66</sup> White, Kenneth (1984): Der blaue Weg. Eine Reise. Deutsch von Andrea Spingler. Zürich: Arche-Verlag, S..91

<sup>67</sup> ebd., S.9

den schreibenden Menschen in der individuellen Genese seiner Lebensgeschichte von Bedeutung waren – auch wenn diese Produkte der Tätigkeit des Gedächtnisses naturgemäß nicht *authentisch* im Sinne der Einholbarkeit vergangener Lebensstatsachen<sup>68</sup> sein können, jedoch auch nicht als falsche (verfälschte) Erinnerungen diskreditiert werden müssen. Denn „*das Subjektive ist das Wahre; das Subjektive und nicht das Objektive.*“<sup>69</sup>

### 3.5.3 Autobiographisches Schreiben in seelischen Krisen

Von der amerikanischen Schriftstellerin Anne Sexton ist überliefert, dass sie nach der Geburt ihres zweiten Kindes an Angstattacken, Essstörungen, Dissoziationen und Amnesien zu leiden begann. Ihr entglitt die Alltagsbewältigung, und erst durch Ermutigung in einer psychoanalytischen Behandlung, gelangte sie zum Schreiben. Wie im Rausch begann sie Texte zu produzieren, arbeitete gleichzeitig an unterschiedlichsten Manuskripten, Theaterstücken, Gedichten, Tagebüchern, verlor sich im Schreiben, „*tauchte darin ein, ließ sich treiben, ließ sich von den Wörtern aufsaugen und volllaufen.*“<sup>70</sup> Daneben wechselte sie zwischen verschiedenen Fluchtmitteln: „*Alkohol, Tabletten, Schreiben – ich habe nichts anderes*“<sup>71</sup>. Ihr ganzes literarisches Schaffen war offenbar ein „*verzweifeltes Anschreiben gegen den Tod*“<sup>72</sup>. Diesen Tod wählte sie schließlich selbst, im Alter von 46 Jahren, als ihre Lyrik zu einem endlosen Strom disparater Assoziationen zu werden drohte<sup>73</sup> und sie im Schreiben keinen Halt mehr finden konnte.

Was – so wäre zu fragen – könnten notwendige und hilfreiche Bedingungen gelingenden Schreibens in seelischen Krisen sein? Kann die Geschichte einer psychischen Krise überhaupt in Form eines zusammenhängenden Textes – oder eher als bruchstückhaftes Assoziationsfragment – erzählt werden? Damit stellt sich die Frage, in welchem Stadium der Verwirrung an autobiographisches Schreiben zu denken ist und ob ein Text, der lange nach Durchschreiten einer Krise geschrieben wurde, noch als *authentisches* Dokument eben dieser Erfahrung angesehen werden kann. Immerhin, so stellt man bei der Prüfung von autobiographischen Texten psychoseerfahrener Menschen fest, brauchen einige von ihnen viele Jahre, um sich daran zu wagen, von den Zeiten ihrer Verwundung und Verwirrung zu sprechen. Doch auch späte Schilderungen besitzen eine enorme Tiefe und Aussagekraft in der Beschreibung des Psychoseerlebens. So berichtet Dorothea Buck (alias *Sophie Zerchin*) in ihrem Buch *Auf der Spur des Morgensterns* vierzig Jahre nach ihrer ersten psychotischen Entgleisung von der eigentümlichen Veränderung ihres Selbst und ihrer Wahrnehmung der Geschehnisse um sie herum. Sie schildert diese Momente und Erlebnisse ganz präzise: „*Ich ging zuerst am Deich entlang, dann ins Watt hinein; ich lief genau auf der Leuchtspur, die der Stern ins feuchte Watt warf. (...) Ich zog meinen Mantel aus und trat ihn unter mich, aber trotzdem sank ich tief in den Schlick ein. (...) Auf allen Vieren kroch ich zurück durch den Schlick, zog mich an einer großen Boje hoch, blickte noch einmal hinter mich, sah die Sonne aufgehen und verlor das Bewußtsein.*“<sup>74</sup>

<sup>68</sup> vgl. Holdenried 2000, S.60f

<sup>69</sup> Kierkegaard, Sören, zit. n. Misch 1989, S.53

<sup>70</sup> Keitel, Evelyne (1996): Anne Sexton. Der Kampf mit dem Tod. In: Duda, Sibylle; Pusch, Luise F. (Hrsg.): WahnsinnsFrauen. Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.333-365; hier: S.341

<sup>71</sup> ebd., S.345

<sup>72</sup> ebd.

<sup>73</sup> ebd., S.334

<sup>74</sup> Zerchin, Sophie (1990): Auf der Spur des Morgensterns. München: P.List Verlag, S.19f

Susanna Kaysen lässt – Jahre nach ihrer Krise – die psychiatrische Behandlung noch einmal Revue passieren und verdichtet dabei die Verwirrtheitszustände, die ihr Erleben in der seelischen Erkrankung prägten. Sie schildert die Spannung zwischen körpernahen Vorgängen und deren kognitiver wie auch affektiver Bewältigung: *„Die Erfahrung ist dickflüssig. Wahrnehmungen sind (...) getrübt. Die Zeit vergeht langsam, tropft durch den verstopften Filter der eingedickten Wahrnehmung. Die Körpertemperatur ist niedrig. Der Puls ist träge. Das Immunsystem schläft halb. Der Organismus ist apathisch. Selbst die Reflexe sind schwächer als sonst, so, als könnte der Unterschenkel sich nicht dazu aufraffen, aus seiner Lethargie heraus zu schnellen, wenn jemand gegen das Knie klopft.“*<sup>75</sup>

Nachträgliche autobiographische Berichte über das Erleben psychischer Veränderungen sind ein Versuch, die Erlebnisse und Empfindungen, also das bewusstseinsfähige Material so zu ordnen, dass die Strukturen des Erlebens und die Grundzüge des Selbst deutlich werden und sich – in und mit der autobiographischen Textproduktion – Sinnhaftigkeit einstellen und innere Spannung reduzieren möge. Eine solche Verdichtung und Ordnung ihres Erlebens gelingt psychisch erkrankten Menschen meist nur dann, wenn die Störung vorübergehend, die dissoziative Episode abgeschlossen, die Psychose zum Stillstand gekommen ist. Im akuten Schub lässt sich das Erleben insofern kaum zur Darstellung bringen, als die Sinnggebung ja in der psychotischen Wahrnehmung selbst liegt und für den Betroffenen keiner Erklärung bedarf. Was psychotisch entgleiste Menschen während einer akuten Krise schreiben, ist in der Regel von ganz anderer Qualität: ihre Texte sind oft gekennzeichnet von innerer Zerrüttung und von Selbstverlustgefühlen, die in ihnen toben. Die verwendeten Wörter und Sätze wirken bruchstückhaft und mit Bedeutungsgehalten aufgeladen, die sich *von außen* nur äußerst schwer (und bisweilen von den Schreibenden selbst schon kurze Zeit später kaum mehr) erschließen lassen.

Manche Menschen, die Psychoseerfahrungen durchleben mussten, halten den Ausdruck des bildnerischen Gestaltens für überzeugender und ergreifender als die schriftliche Darstellung ihrer Verwirrung: *„Erscheinen diese durch Verdichtung und Kontaminierung der Wörter und Sätze mitunter zerfahren und schwer verständlich, so wirken Verdichtung und Kontaminierung der Bildgestalten eher als gewaltige Allegorien, als Metaphern des Leidens und des Lebens. Wahngebäude erscheinen im Bild deshalb weniger als ‚unkorrigierbare Irrtümer‘, weil das Bild zwischen Logischem und Alogischem nicht unterscheidet; sie werden dann zu wundersamen Symbolen der Existenz, zu schizophrenen Träumen der Angst, des Grauens, der Einsamkeit, welche durch das Bild auch dann noch in ergreifender Weise ausgedrückt werden können, wenn die Sprache schon längst verstummt ist.“*<sup>76</sup> Dorothea Buck bestätigt in gewissem Sinne diese These: Für sie war nach ihren wiederholten psychotischen Schüben zunächst nicht das Schreiben, sondern die Bildhauerei das Medium, welches ihr die Integration der psychotischen Erlebnisse ermöglichte: *„Ohne meine künstlerische Arbeit hätte ich meine Heilung nicht wiedergewonnen.“*<sup>77</sup>

Ob nun schreibend oder bildnerisch gestaltend, auf beiden Wegen lässt sich nach Ansicht Mitscherlichs nur *vorbewusstes Erfahrungsmaterial* entfalten und zur Darstellung bringen. Versucht man aber, das Unbewusste kreativ zu bearbeiten, so dreht man sich weitgehend im Kreise und erlangt keine wirkliche Gestaltungsmöglichkeit und -freiheit,

<sup>75</sup> Kaysen, Susanna (1994): Seelensprung. In *Leben in zwei Welten*. Aus dem Amerikanischen von Sabine Schüttle. Hamburg: Hoffmann&Campe, S.100

<sup>76</sup> Rüffer, Anne (1999): *Leben mit Schizophrenie*. 52 Gespräche mit Bettina über ihren Weg aus der Krankheit. Bern / München / Wien: Scherz-Verlag, S.144

<sup>77</sup> Buck, Dorothea (1996): Symbolhandlungen als Ausdruck des Sinn-Erlebens in der Psychose. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie 12/96, S.12-19; hier: S.18

denn „*das Neurotische in der Kunst vermag sich ebenso wenig selbst zu heilen wie das Neurotische in der Klinik.*“<sup>78</sup> Es bleibt gewissermaßen dem unzugänglichen Kerker des Unbewussten verhaftet und führt bestenfalls zur „*variationslosen Repetition*“<sup>79</sup>.

Auch ist zu erwähnen, dass mit dem autobiographischen Schreiben Gefahren verbunden sind oder sein können: Der Schreibprozess selbst kann scheitern, weil für die erlebte Krise und die empfundene Gemütsverfassung keine Worte zu passen scheinen. Denn immer hat das schreibende Subjekt mit der begrenzten Aussagekraft der Sprache zu kämpfen. Insofern ist autobiographisches Schreiben grundsätzlich geprägt und getragen von einer unausweichlichen Spannung zwischen Sprache und Erfahrung.<sup>80</sup> Oder es werden beim Schreiben Gefühle freigesetzt und Türen aufgestoßen, „*die bislang aus guten Gründen wohl verschlossen waren*“<sup>81</sup>. Mancher schreibt sich nicht aus einer Krise heraus, sondern in eine solche hinein, weil autobiographisches Schreiben oft zur Regression führt, in der einerseits die Beziehungen zu den primären Bezugspersonen aktualisiert werden (auch wenn von diesen nicht ausdrücklich die Rede ist), und andererseits die Beziehung der Autorin, des Autors zu sich selbst zur Disposition steht, weil es immer um das Ergründen der eigenen Gefühle, Körperwahrnehmungen, Kränkungen usw. geht.<sup>82</sup>

Versteht man psychische Krisen als Situationen, in denen Angst, Scham, Trauer, Zorn oder andere Gefühle auftreten, die nicht abfließen können, sondern als „*eingeklemmte Affekte*“<sup>83</sup> die innere Spannung in die Höhe fahren, so kann die Freisetzung dieser Affekte ganz unterschiedliche Folgen zeigen: Entweder es kommt zu Entspannungsgefühlen, zu verstärkter Klarheit im Denken und in der Wahrnehmung<sup>84</sup>, oder die Freisetzung führt erneut in den Strudel früherer Szenen hinein und löst vielleicht auch unkontrollierte Körper- und Gemütszustände mit Schweißausbrüchen, unwillkürlichen Lach- oder Weinkrämpfen<sup>85</sup> und oder gar psychotische Turbulenzen aus.

In den meisten Fällen jedoch sind autobiographische Texte über Erfahrungen psychischer Entgleisung oder psychotischen Dekompensation, wenn sie in einem Stadium verfasst werden, wo das zerrützte Selbst sich wieder zu finden beginnt – ähnlich wie bildnerisches Gestalten oder andere therapeutische Ausdrucksformen – hilfreich bei der Rekonstruktion der Identität nach deren Verlust, bei der Wiedererlangung von Selbstgefühl und Selbstbewusstsein. Bisweilen kann autobiographisches Schreiben auch dazu dienen, jene depressiven Momente abzuwehren, die nach einer Psychose oft einsetzen. Denn aus Scham über die verrückte, von der Außenwelt nicht akzeptierte und in das Selbst nicht integrierte Grenzüberschreitung rutscht der eben noch akut psychotische Mensch, dessen Selbst vielleicht Größenphantastisch aufgebläht war, häufig in eine depressive und suizidale Verfassung. Gelingt es ihm dann, Zeichen zu setzen, Zeichen eines mit sich ringenden Selbst,

<sup>78</sup> Mitscherlich, Alexander (1982): Psychopathographien des Alltags. Schriftsteller und Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.9

<sup>79</sup> ebd.

<sup>80</sup> vgl. Wagner-Egelhaaf 2000, S.36

<sup>81</sup> Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola 2002, S.87

<sup>82</sup> Werder, Lutz von (1998): Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Das Konzept der Katharsis beim autobiographischen Schreiben in Lebenskrisen. In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Schreiben und Lesen in psychischen Krisen. Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.108-122; S.110

<sup>83</sup> der Begriff stammt aus der Frühgeschichte der Psychoanalyse, konkret aus der Studie Der psychische Mechanismus hysterischer Phänomene, die Freud zusammen mit Josef Breuer erstmals 1902 veröffentlichte; Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke, Bd.I. Frankfurt a.M.: Fischer, S.97

<sup>84</sup> vgl. von Werder 1998, S.111

<sup>85</sup> vgl. Scheff, Thomas (1983): Explosion der Gefühle. Über die kulturelle und therapeutische Bedeutung kathartischen Erlebens. Weinheim: Beltz, S.63



gelingen also in dieser Phase Beschreibungen des inneren Zustandes, dann kann das zum Silberstreif am Horizont werden. Denn mit dem Schreiben ist die Hoffnung und Zuversicht verbunden, sich als handelndes Subjekt zu erleben, den Gefühlen der Fremdbestimmung ein eigenes Selbst entgegen zu setzen und Ordnung in das erlebte Chaos zu bringen.

Der Schreibende tritt aus dem Zustand der Sprachlosigkeit heraus und beendet mit der Mitteilung des Leidens die „*Einsamkeit seiner möglicherweise unerkannten Situation*.“<sup>86</sup> So schafft er die Voraussetzung für zwischenmenschliche Kommunikation und Erfahrungsaustausch. Aleida Assmann spricht in diesem Zusammenhang vom Doppelaspekt des autobiographischen Schreibens: Einerseits werde dadurch erst die „*Wunde*“ spürbar, welche „*die Vergänglichkeit der menschlichen Existenz schlägt*“, andererseits sei das Erinnern aber auch „*das Mittel, das diese Wunde heilen kann*.“<sup>87</sup> Für Burkhard Brückner stellt das Tagebuch-Schreiben den Versuch einer Befreiung von den „*Sperrmüll-Resten*“ der seelischen Krise, also eine Art Selbstreinigung dar<sup>88</sup>.

Von daher sind nicht nur viele Psychose-Erfahrene selbst, sondern auch Therapeutinnen und Therapeuten davon überzeugt, dass das autobiographische Schreiben als ‚writing cure‘ an die Seite der ‚talking cure‘ der klassischen Psychoanalyse zu stellen sei und dazu dienen könne, eine Möglichkeit der Krisenbewältigung und der Neustrukturierung des (Er-)Lebens durch das Medium des Schreibens zu erlangen. Und so kann das Beschreiben der psychotischen Erfahrung vielleicht verhindern, dass aus dem Erlebnis ein Trauma wird – denn ein *Trauma* ist gleichbedeutend mit der Unmöglichkeit, die Geschichte des Erlebnisses zu erzählen. Für Marilyn Chandler<sup>89</sup> erwirbt sich das schreibende Subjekt in der Aufarbeitung der Krisenerfahrung einerseits seine Individualität und sein Selbst zurück (denn jedes Leben mit all seinen Ereignissen, Begegnungen und Beziehungen sei eben einzigartig); andererseits sei der Akt des Schreibens auf Gemeinschaft hin angelegt und führe zu Austausch und Verständigung, zu Identifikation und Auseinandersetzung, zur Konturierung des Selbst im Dialog mit dem (konkreten oder fiktiven) Gegenüber.

### 3.5.4 Therapeutische Grenzen autobiographischen Schreibens

Klassische psychoanalytische Verfahren und autobiographisches Schreiben scheinen auf den ersten Blick gewisse Parallelen zu besitzen: beide zielen darauf ab, durch Selbstkonfrontation zu tieferen Einsichten in die eigenen Erlebnis- und Handlungsstrukturen zu gelangen. Doch es gibt Unterschiede: In der psychoanalytischen Behandlung auf der Couch ist der Prozess der seelischen Heilung oder Weiterentwicklung als Schrittfolge des Erinnerns, Wiederholens und Durcharbeitens konzipiert. Schranken der Verdrängung sollen auf diesem Wege gelöst, um von den – bereits erwähnten – eingeklemmten Affekten zu befreien und den Patienten in die Lage zu versetzen, auf einer neuen, reiferen Ebene Teile seines Selbst zu ordnen und zu integrieren. Allerdings geht es dabei nicht ohne Hürden und Umwege ab: Zugänge zu gewissen Erinnerungen können blockiert sein,

<sup>86</sup> Völker, Ludwig (1998): Schreiben als Therapeutikum? In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Schreiben und Lesen in psychischen Krisen. Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.89-99; hier: S.91

<sup>87</sup> Assmann, Aleida (1998): Erinnerungsräume. München: Beck, S.17

<sup>88</sup> Brückner, Burkhard (1995): Das Tagebuch als Selbsthilfe. In: Bock, Thomas et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.191-193

<sup>89</sup> der Hinweis stammt von Wagner-Egelhaaf 2000, S.36

wenn Widerstände eine Aufarbeitung besonders tiefer Erfahrungen verhindern. Aufgabe des Analytikers ist es dann, am Widerstand entlang die Blockaden des Patienten wahrzunehmen und zu erkunden, aus welchen Gründen ihm ein Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten spezifischer Erlebnisse so schwer fällt.

Am Schreibtisch des Autobiographen fehlt jedoch ein solch behutsamer Begleiter, ein Widerstandsdeuter der Abwehrstrategien des Unbewussten. Auch wenn die Autorin/der Autor das eigne autobiographische Schreiben als uneingeschränkt ehrliches Streben nach Selbsterkenntnis versteht, so täuscht sie/er sich vielleicht doch in einzelnen Erinnerungen und Gefühlen. Denn wer Bilder der Erinnerung wiederbelebt, der tut das immer aus einem spezifischen Kontext heraus, gebunden an seine aktuelle Verfassung. Die Gegenwart verändert oder filtert die Vergangenheit, bisweilen mischen sich ‚innerfamiliäre Mythen‘<sup>90</sup> mit Erlebtem oder Gefühltem, nicht immer passen erinnerte Szenen und Emotionen so zusammen, wie es sich im Schreibenprozess darstellt. Sicher dient autobiographisches Schreiben meist der inneren Befreiung, der seelischen Reifung und Weiterentwicklung. Mitunter kann es aber auch eine Form der Stagnation, der *Festschreibung* (im wahrsten Sinne des Wortes) psychischer Strukturen und ihrer Widerstände darstellen.<sup>91</sup> Eine Therapie kann der Prozess des autobiographischen Schreibens also nicht in jedem Fall ersetzen und nur begrenzt dabei helfen, durch das schreibende Erkunden des Selbst das *„eigentliche, wahre oder richtige Leben“*<sup>92</sup> zu finden. Weil das Festhalten von Erlebnissen und Gefühlen aber viel Konzentration und eine genauere Stellungnahme erfordert, als wenn man seine Gedanken träumend schweben lässt, fallen sie nicht so leicht der Verdrängung zum Opfer. Dies gilt für Dinge, die nur schwer zu ertragen sind besonders. In diesem Sinne leistet autobiographisches Schreiben einen Beitrag zur Therapie, weil es die Initiative und Aktivität fördert, von Passivität und Ausgeliefertsein befreit und zu mehr Mündigkeit verhilft. So kann es einem Menschen mit der Erfahrung einer schweren seelischen Krise helfen, *„als Autor seines Lebens einen neuen Roman“* zu beginnen<sup>93</sup>, was allerdings ein schmerzhafter Prozess sein kann, denn er enthält Momente der Verständnislosigkeit, die in der psychischen Krise erfahren wurden. Oft lassen sich die Erlebnisse in der akuten Phase der Erkrankung nicht mit bisherigen Erfahrungen vereinbaren und *„in ihrer Obskurität mit niemanden sonst teilen.“*<sup>94</sup>

### 3.5.5 Psychoanalytisch orientierte Zugänge

Seit Freuds Entdeckung des Unbewussten, seit etwa 1900 also, als nicht nur im Zirkel der Wiener Berggasse, sondern auch in der Wahrnehmung breiter bürgerlicher Gesellschaftskreise erkannt wurde, dass die seelischen Krisen vieler Menschen nicht auf organische Ursachen zurückzuführen seien, sondern auf unbewusste Konflikte, Wünsche, Enttäuschungen oder traumatische Erfahrungen, hat es sehr bedeutsame Begegnungen zwischen der Psychiatrie und der Literatur bzw. der Psychoanalyse und der Literaturwissenschaft gegeben. Robert Musil, Lou Andreas-Salomé, Rainer Maria Rilke oder Thomas Mann

<sup>90</sup> Gesing 1991, S.51

<sup>91</sup> vgl. Fischer, Gottfried (1991): Sartre's *Die Wörter*. Zwischen Selbstanalyse und persönlichem Mythos. In: Cremerius 1991 (Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11), S. 37-48

<sup>92</sup> Cremerius, S.32

<sup>93</sup> ebd.

<sup>94</sup> Brückner, Burkhardt (1995): Das Tagebuch als Selbsthilfe. In: Bock, Thomas et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.191-193; hier: S.192

gehören zu jenen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die Freuds Erkenntnisse wirklich studierten und zu Literatur gestalteten. In umgekehrter Richtung zogen Psychoanalytiker literarische Texte zur Deutung heran, um an ihnen Grundstrukturen des Unbewussten herauszuarbeiten. Damit eröffneten sie die Möglichkeit, unter Anwendung tiefenpsychologischer Kenntnisse verborgene Sinnzusammenhänge und Motive in literarischen Werken, im dichterischen Schaffen und auch im rezipierenden Lesevorgang aufzudecken. Wenn die Kunst der Interpretation – so die psychoanalytische Literaturwissenschaft – darin besteht, eine im Ursprung versenkte Bedeutung langsam ans Licht zu bringen, dann ist gerade die Psychoanalyse befähigt, das Tiefe, das Unbewusste eines Textes zu erfassen und ans Tageslicht zu befördern.

Sigmund Freud selbst kann in gewissem Sinne als der erste psychoanalytische Literaturwissenschaftler angesehen werden; zumindest hat er zur Erforschung der Psyche des Menschen immer wieder literarische Werke zu Rate gezogen: In seinem *Gradiva*-Aufsatz<sup>95</sup> spricht Freud vom Wissen des Dichters um die eigenen innerseelischen Vorgänge und von der Möglichkeit, im Kunstwerk sowohl Erlebtes als auch Verdrängtes zum Ausdruck zu bringen: Seelische Krisen, Konflikte mit seiner Umwelt, Vorgänge der Wahrnehmung und der Beziehungsgestaltung bilden sich – so Freuds Annahme – auf einer inneren Bühne ab, verdichten sich zu einer Szene, einer Figur, einem Motiv und erreichen einen Realitätsgrad, der sie den Phänomen der äußeren Welt gleichberechtigt zur Seite stellt. In der Regel spalte der Dichter sein Ich durch Selbstbeobachtung in verschiedene Partial-Ichs und personifiziere auf diese Weise die Konfliktströmungen seines Seelenlebens in den verschiedenen Protagonisten seiner Werke.<sup>96</sup>

Zur Erläuterung seiner Überlegungen bezüglich der *Traumdeutung*<sup>97</sup> setzt Freud literarische Texte mit Tagträumen gleich; Shakespeares *Hamlet* interpretiert er z.B. so: Das Zögern Hamlets, den Mörder seines Vaters zu töten, sei als unbewusster Todeswunsch Hamlets gegen seinen Vater zu verstehen, also Grundzug des Ödipuskomplexes bzw. die klassische Phantasie jedes Sohnes, der seine Mutter begehrt und in seinen Tagträumen danach sinnt, den Vater aus dem Feld zu räumen. In einem anderen Aufsatz, der den Titel *Das Unheimliche*<sup>98</sup> trägt, analysiert Freud E.T.A.Hoffmanns *Sandmann* und kommt zu dem Schluss, dass die Erzählung Aspekte zweier ambivalenter Vater-Imagos sowie eine abgewehrte feminine Einstellung dem Vater gegenüber beinhalte<sup>99</sup>. Aufgrund dieser und zahlreicher weiterer Deutungen in psychoanalytischer Absicht ist Freud Vorbild für jene Strömung der Literaturwissenschaft, die auf psychoanalytischem Wege sowohl literarische Texte selbst als auch deren Autorinnen und Autoren verstehen will. Zu den bedeutendsten Veröffentlichungen einer solchen Literaturwissenschaft gehört Kurt R.Eisslers Studie über Goethe<sup>100</sup>, die keine ‚normale‘ Biographie sein will, sondern durch ihre psychoanalytische Perspektive (und durch die ungeheure Materialfülle und Genauigkeit) einen ganz anderen Goethe als den sonst bekannten ‚Größten aller Deutsche‘ vorstellt.

Neben diesen an Freud angelehnten Studien sind in der tiefenpsychologisch orientierten Literaturwissenschaft auch Strömungen zu finden, die sich auf Carl Gustav Jung oder Alfred Adler. Für C.G.Jung bieten literarische Texte einen bedeutenden Fundus für das,

<sup>95</sup> Freud, Sigmund (1999): Der Wahn und die Träume in W.Jensens ‚Gradiva‘ (orig. 1907). In: Ders., Gesammelte Werke, Bd.VII, Frankfurt a.M.: Fischer, S.31-125

<sup>96</sup> Freud 1999, Bd. VII (Der Dichter und das Phantasieren), S.213-223

<sup>97</sup> Freud 1999, Bd. II/III

<sup>98</sup> Freud 1999, Bd. XII (Das Unheimliche), S.229-268

<sup>99</sup> vgl. Dettmering, Peter (1995): Psychoanalyse als Instrument der Literaturwissenschaft. 2., überarb. Aufl., Eschborn bei Frankfurt a.M: Verlag D.Klotz, S.10

<sup>100</sup> Eissler, Kurt R. (1983): Goethe. Eine psychoanalytische Studie. Frankfurt a.M.: Stroemfeld

was er die *Archetypen* bzw. das *kollektive Unbewusste* nennt. Rückblickend beschreibt er, dass er schon 1909 davon ausgegangen sei, Psychosen nur dann behandeln zu können, wenn er deren Symbolik verstehe; daher hätte er angefangen, Mythologie zu studieren.<sup>101</sup> Ähnlich wie Freud zieht auch Jung literarische Texte zur Erläuterung der Grundannahmen seiner analytischen Psychologie heran und spürt darin jenen urtümlichen, archaischen Bildern nach, bei denen sich Übereinstimmungen mit mythologischen Motiven ausfindig machen lassen. Meist seien solche mythologischen Motive dem Rezipienten eines Kunstwerkes nur im geringen Maße bekannt und vertraut, oft seien sie vom Zeitgeist verschüttet; dennoch sei es wichtig, die archaischen Strukturen und Vorstellungen, die sich im Kunstwerk ausdrücken, ins Bewusstsein zu heben, denn auf diese Weise könne die Erfahrung der Entfremdung aufgehoben und der Zugang zu den tiefsten Quellen des Lebens wieder ermöglicht werden.<sup>102</sup>

Bleibt zu erwähnen, dass die Beziehung zwischen Literaturwissenschaft und Psychoanalyse besonders in Deutschland sehr angespannt war und auch lange Zeit blieb. Ebenso fuhr die Literaturkritik gerne einen strikten Ablehnungskurs; so postulierte Karl Kraus: „*Nervenärzte, die uns das Genie verpathologisieren, soll man mit dessen gesammelten Werken die Schädeldecke einschlagen.*“<sup>103</sup> Artur Schnitzler, ein Zeitgenosse Freuds und wie dieser in Wien lebend, griff in seinen Werken – z.B. in der ‚Traumnovelle‘ – durchaus Erkenntnisse der Forschung über das Unbewusste auf und verarbeitete sie literarisch. Im Gegenzug nutzte Freud einige Werke Schnitzlers für die Entwicklung seiner Kommentare.<sup>104</sup> Doch Schnitzler blieb in seiner Beziehung zur Psychoanalyse auf Seiten der Kritiker: „*Die psychoanalytische Methode (...) bildet sich ein, vom Unbewußten des Patienten oder des Opfers mehr zu wissen als dieser selbst.*“<sup>105</sup> Erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts nahm das Bedürfnis nach Abgrenzung und vehementer Kritik am psychoanalytischen Denken und Deuten in der Literaturwissenschaft langsam ab, auch wenn „*das tief in unserer Wissenschaft verwurzelte Psychologismusverdikt sich noch heute zu behaupten vermag.*“<sup>106</sup>

So wirft man auch gegenwärtig der psychoanalytischen Textinterpretation gerne vor, sie würde die Komplexität eines literarischen Kunstwerkes bzw. die vielschichtige Dimension eines Textes nicht begreifen, sondern die Handlungen und Charaktere immer auf dieselben psychologischen Strukturen zurückführen. Eine solche reduktionistische und schematische Vorgehensweise versuche im Text nur das zu finden, was sie vorher schon wusste, z.B. „*das ödipale Drama oder, in jüngerer Zeit bevorzugt, als Basis narzißtischer Größen- und Verschmelzungsphantasien das Drama der frühkindlichen Ablösung von der Mutter.*“<sup>107</sup> Auch die seelische Struktur der Autoren werde oft nur eingeschränkt wahrgenommen, das künstlerisch Erschaffene, Gedichtete auf die Stufe der Lebensgeschichte reduziert bzw. gleichwertig mit Biographischem behandelt.<sup>108</sup>

Dagegen lässt sich einwenden, dass der Erkenntnisgewinn psychoanalytischer Forschung gerade für die Literaturwissenschaft höchst bedeutend war und ist und dass manch litera-

<sup>101</sup> Jung, Carl G. (1962): *Erinnerungen, Träume, Gedanken*. Aufgezeichnet von A. Jaffe. Zürich: Rascher

<sup>102</sup> ebd., S.7

<sup>103</sup> Kraus, Karl (1908): *Die Fackel* Nr.256. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins (Reprint), S.21

<sup>104</sup> vgl. Rohrwasser, Michael (2005): *Freuds Lektüren*. Von Artur Conan Doyle bis Arthur Schnitzer.

Gießen: Psychosozial-Verlag

<sup>105</sup> Schnitzler, Arthur, zit. n. Anz, Thomas (1997): *Psychoanalyse in der literarischen Moderne*. In: Richter, Karl (Hrsg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Stuttgart: Metzler, S.377-413; hier: S.379

<sup>106</sup> ebd., S.377.

<sup>107</sup> ebd., S.380

<sup>108</sup> Dettmering 1995, S.8.

risches Werk ohne Bezug zur Psychoanalyse vielleicht gar nicht – zumindest nicht so, wie es vorliegt – hätte geschrieben werden können. Autoren wie Thomas Mann oder Rainer Maria Rilke erwähnen explizit, dass ihre Vorarbeiten z.B. zum *Zauberberg*, zu *Tod in Venedig* oder zu den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* die vertiefte Kenntnis tiefenpsychologischer Prozesse auf der Basis der Studien Freuds unbedingt zur Voraussetzung gehabt hätten. Und der Literaturwissenschaftler Peter von Matt konstatiert, dass Sigmund Freud das Lesen grundlegend verändert habe. Der qualitative Sprung bestehe gar nicht darin, Modelle und Theorien über die Struktur der Psyche, die Dimension des Unbewussten oder die Bedeutung des Traumes aufgestellt zu haben; das grundlegend Neue, so von Matt, bestehe vielmehr in einer veränderten Haltung: *„So wie die Aufklärung die intellektuelle Einstellung gegenüber der Welt, den Menschen und den Texten verändert hat, indem sie das autonome Denken verlangte, dem nichts, nicht das Heiligste und nicht das Gemeinste, eine Grenze setzen durfte, so veränderte Freud die intellektuelle Einstellung gegenüber der Welt, den Menschen und den Texten, indem er dem Denken etwas Zweites gegenüber und parallel stellte. Er nannte es ‚Beobachten‘ und gab damit einem vertrauten, aber unscharfen Wort einen spezifischen Sinn. Die gänzlich neue Art seines Beobachtens schuf den Blick auf die Texte um. (...) Freuds Beobachten meint eine Aufmerksamkeit auf den Text, die sich von den bisherigen Verfahren der Empirie und Hermeneutik wesentlich unterscheidet. Vorher galt der Primat des Denkens, dem das Beobachten als Instrument untergeordnet war. Jetzt trat das Beobachten dem Denken als ein Anderes gegenüber, (...) und der im Akt dieses Beobachtens gelesene Text wurde dadurch selber neu und anders begriffen. Der Blick veränderte das Erblickte.“*<sup>109</sup>

---

<sup>109</sup> Matt, Peter von (2001): *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*. Stuttgart: Reclam, S.129f

#### **4. *Vom Verlust des Selbst in der Fremde* – eine Analyse autobiographischer Texte**

In den folgenden Abschnitten soll – anhand autobiographischer Texte – erforscht werden, in welchen Momenten, auf welche Weise und vor welchem Hintergrund Menschen auf Reisen die Anforderungen an ihr Selbst als gefährdend erleben, wie sie seelisch aus dem Gleichgewicht geraten und wie sie die Stufen ihrer Entgleisung beschreiben. In dieser Absicht werden Texte vorgestellt, die verschiedene Formen des Selbstverlustes in der Fremde veranschaulichen. Bei allen Texten handelt es sich, auch wenn sie vielleicht ursprünglich nicht als Berichte von unterwegs verfasst wurden, sondern größeren Werkzusammenhängen entstammen, um autobiographische Schilderungen des Reisens. So befinden sich die Autorinnen und Autoren jeweils an (für sie) fremden, befremdlichen Orten bzw. entfernen sich von der heimischen Umgebung, der Familie, den Freunden, der vertrauten Sprache. Sie haben sich in der Regel freiwillig auf den Weg gemacht, sind also Reisende, nicht Migranten oder Flüchtlinge. Ihre Psyche ist auf dieser Reise mit Situationen konfrontiert, die sie aus der Balance bringen. Es sind Texte der Erfahrung psychischer Krisen: Aufgebrochen in dem Bestreben, unbekannte Regionen zu entdecken, drohen die Reisenden an der Ungeborgenheit der Fremde zu scheitern. Ihre Unternehmung wird zu einer Fahrt an Orte des Unvertrauten, an denen sie auf die Geographie der eigenen Einsamkeit zurückgeworfen werden.

Die Erfahrung der Fremde führt – so legen es die ausgewählten Texte nahe – zu sehr unterschiedlichen Varianten seelischer Verstörung: Angst- und Panikattacken treten auf, schreiben sich in die Psyche ein und beeinflussen das spätere Reiseverhalten nachhaltig. Dissoziationen verändern die Wahrnehmung der Umgebung und des eigenen Selbst und lassen den irritierten Reisenden mit der Frage zurück, ob er denn noch Herr im eigenen Hause sei. Depressionen in der Fremde machen fast handlungsunfähig, konfrontieren mit den Schwierigkeiten der inneren und äußeren Abgrenzung und lassen den Reisenden bis an den Rand der Suizidalität geraten. Bei jugendlichen Reisenden wird deutlich, dass der Abschied von der Kindheit, die Suche nach dem eigenen Selbst und das Heraustreten aus vertrauten Bahnen zu Situationen der Bindungslosigkeit und der psychischen Auflösung führen kann. Und auch welterfahrene Erwachsene müssen auf Reisen erleben, wie sich Gedanken und Empfindungen in Regionen versteigen, die so sonderbar erscheinen, dass ihnen die Fähigkeit abhanden kommt, zwischen dem Selbst und der Außenwelt unterscheiden zu können.

Das Verlassen sicherer Häfen führt bei den ausgewählten Autorinnen und Autoren zu sehr individuellen Versionen seelischer Irritationen und partiellen Selbstverlusts. Folglich gilt es, die unterschiedlichen Gefährdungen und die daraus folgenden Versuche der Bewältigung zu erkennen und zu beschreiben. Daher tritt zur literaturwissenschaftlichen Bearbeitung der Texte eine Klärung psychischer Zusammenhänge, die beleuchtet, welches Verständnis die Psychiatrie von der Entstehung und der Dynamik der jeweiligen psychischen Störung besitzt. So beleuchten psychiatrische Ansätze die literaturwissenschaftlichen Überlegungen, und anders herum werden die psychodynamischen Erklärungsvorschläge mit autobiographischen Reisetexten belegt und erläutert.

Der erste Abschnitt enthält Textauszüge, die das *bedrohte Selbst auf Reisen* thematisieren: Die Schriftsteller *Imre Kertész* und *W.G. Sebald* sowie der Psychiater *Erich Wulff* schildern Angstattacken in der Fremde, die bei *Kertész* und *Wulff* kurzfristig auftreten, jedoch deutliche Narben des Erlebens hinterlassen: *Imre Kertész* reist von Ungarn nach Deutschland, um dort einen Literaturpreis in Empfang zu nehmen. Auf den Straßen Leipzigs erfasst ihn eine Panik, die ihn zur Verzweiflung treibt. *Erich Wulff* gerät bei einer Reise durch Vietnam, das er aus früheren Jahren kennt, in eine angstvolle, wahnhafte Stimmung, fühlt sich verfolgt und vernichtet. Die Angstattacken, die *W.G. Sebald* auf einer Reise durch Italien erlebt, enthalten auch wahnhafte Momente und sind zeitlich anhaltender als die von *Kertész* und *Wulff*.

Im zweiten Abschnitt über das *irritierte Selbst auf Reisen* finden sich Aufzeichnungen von *Dolf Sternberger*, *Rolf Dieter Brinkmann* und *Nicolas Bouvier*. Besonders der Schriftsteller *Brinkmann* zeigt in der Schilderung seines Aufenthaltes in Rom seelische Irritationen, die er den Verhältnissen am Zielort der Reise, der kulturellen Entwicklung Roms zuschreibt; hinter dieser zivilisationskritischen Bestandsaufnahme werden jedoch auch dissoziative Momente einer persönlichen seelischen Krise deutlich. *Bouvier* erlebt am Ende einer Reise durch Indien und Ceylon eigentümliche Veränderungen seiner Wahrnehmung, und zwar sowohl bezüglich seiner Umgebung als auch seiner eigenen Person. Bei ihm steht nicht die Angst im Vordergrund, auch wenn sie zweifellos eine Rolle spielt, sondern seine Furcht drückt sich aus in Zuständen der Derealisation und Depersonalisation.

Die Texte des dritten Abschnitts über das *erschöpfte Selbst auf Reisen* befassen sich mit Darstellungen der Verlorenheit in der Fremde. Bei *Max Dauthendey* handelt es sich nicht nur um eine episodische Erfahrung der Melancholie, sondern um eine unumkehrbare seelische Not in der zunächst selbstgewählten, dann unfreiwilligen Isolation in der Südsee. Ein Textauszug von *Albert Camus* zeigt, wie eine Reise die depressive Disposition der Seele in Bewegung setzen kann, der Reisende sich völlig niedergedrückt erlebt und an den Rand der Suizidalität gerät. Beispielhaft ist auch die ausweglose seelische Verfassung *Annemarie Schwarzenbachs* während ihrer Reise durch Persien: hier korrespondiert die Wahrnehmung und Darstellung der äußeren Topographie mit der inneren Landschaft der Schriftstellerin.

Unter dem Titel *das verunsicherte Selbst auf Reisen* schildern im vierten Teil die Berichte von *Lori Schiller* und *Everett Ruess*, welche Besonderheiten bezüglich der Konfrontation mit der Fremde in der Adoleszenz auftreten können. Allein oder in der Gruppe unterwegs, zeigen hier junge Menschen in unterschiedlicher Weise, wie sich ihre Gefühle der Verbundenheit zur Umgebung, zur Familie und zu ihrer bisherigen Lebenswelt lockern; sie verlieren das Vertrauen in die Menschen um sie herum, ihre Ungebundenheit schlägt in Bindungslosigkeit und Selbstaflösung um, bis sie schließlich an ihrer Einsamkeit und Isolation scheitern.

Die beiden Autoren des fünften Abschnitts über *das entgleitende Selbst auf Reisen* schildern wahnhafte Turbulenzen in der Fremde: *Ortrud Grön* entfernt sich bei einem Aufenthalt in Rom, wo sie im Museen des Vatikans die Bedeutung von Ornamenten studiert, zunehmend aus der Realität und gerät in wahnhafte, einer Psychose ähnliche Zustände. *August Strindberg* erlebt nach einer Trennung und der Abreise aus seiner Heimat den Beginn einer psychischen Krise, die sich in fremder Umgebung immer mehr zum wahnhaften Erleben steigert und schließlich Symptome einer psychotischen Erkrankung zeigt – wobei Strindberg auch während seiner akuten Krise in der Lage ist, präzise über die Vorgänge in ihm und um ihn herum, über seine Denk- und Wahrnehmungsveränderungen Rechenschaft abzulegen.

## 4.1. Das *bedrohte Selbst* auf Reisen: Angst und Panik

„Höhlen von Düsternis und Grauen  
öffnen sich um mich herum,  
dass ich nicht hineinzusehen wage.“  
(Virginia Woolf)

Angst dient der Antizipation von Gefahren und kennzeichnet das subjektive Empfinden bei realen oder eingebildeten Zuständen existentieller Bedrohung; sie ist nicht in erster Linie ein psychopathologisches Phänomen, sondern eine elementare Befindlichkeit und grundsätzliche Reaktionsform, die zur biologischen Ausstattung des Menschen gehört und das Überleben sichert. Angst ist bei jedem Menschen aber auch Teil seiner individuellen und psychosozialen Lebensgeschichte, und ihre Bewältigung ist eine wichtige Entwicklungsaufgabe, die sich in den verschiedenen Lebensphasen unterschiedlich darstellt und bisweilen zu Angst und Panik führt. In diesen Fällen steht das Gefühl der Angst so stark im Vordergrund, dass das tägliche Leben eingeschränkt ist. Von Angststörungen ist zu sprechen, wenn die Angst in besonderem Maße auftritt und die momentanen Umstände den Grad der Angst nicht erklären können, wenn Dauer und Häufigkeit der Angstzustände mit der Zeit zunehmen und die Fähigkeit abhanden kommt, die Angst aus eigener Kraft zu überwinden.

Angst tritt als gerichtete Emotion oder als diffuser Affekt in Erscheinung und teilt sich oft körperlich mit: Gefühle der Furcht, Beklemmung, Panik oder Verzweiflung zeigen sich in vegetativen Reaktionen: das Gesicht wird blass, die Pupillen weiten sich, Schweiß bricht aus, die Hände zittern, Puls und Herzschlag sind beschleunigt, die Brust engt sich ein, dem Magen wird übel und die Blase wird schwach. Angst ist ein seelisch und körperlich empfundenes Erleben des Unheimlichen und Bedrohlichen, das nicht verlässlich erkannt und abgeschätzt werden kann und dem man sich hilflos ausgeliefert fühlt.<sup>1</sup> Angstvolle Reaktionen reichen von leichten Gefühlen des Unbehagens bis zu Panikattacken und beziehen sich auf konkrete Vorgänge in der Umwelt, auf psychische Vorstellungen und Phantasien oder auf Wahrnehmungen von Prozessen im eigenen Körper.

Die Betroffenen können oft keine konkreten Auslöser erkennen, ihre Panikattacken scheinen *aus heiterem Himmel* zu kommen und sich innerhalb von wenigen Sekunden zu verdichten. In diesen Momenten werden die Symptome als Bedrohung sowohl der physischen als auch der psychischen Integrität erlebt. Der Druck auf der Brust, das Gefühl der Enge, die Atemnot und der Schwindel werden schnell zur *Angst vor dem Sterben* oder zur *Angst, verrückt zu werden*. Oft stehen bei Angstsyndromen traumatische Lebenserfahrungen, unbewusste Trennungsängste oder ungelöste aggressive Konflikte im Hintergrund. Die daraus resultierenden Gefühle und Impulse sind so bedrohlich und so wenig bewusstseinsfähig, dass sie sich nur auf dem Weg einer Angstattacke entladen können.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> vgl. Tölle, Rainer; Windgassen, Klaus (2003): Psychiatrie. 13. überarb. u. ergänzte Aufl., Berlin / Heidelberg / New York: Springer-Verlag

<sup>2</sup> vgl. Senf, Wolfgang (1996): Angstkrankheiten. In: Senf, Wolfgang; Broda, Michael (Hrsg.): Praxis der Psychotherapie. Ein integratives Lehrbuch für Psychoanalyse und Verhaltenstherapie. Stuttgart/New York: Thieme, S.268-278, hier: S.269



### 4.1.1 *Beklemmung: Imre Kertész*

**Imre Kertész:** Geboren am **9. November 1929** in Budapest – im **Juli 1944** deportiert nach Auschwitz – im **April 1945** aus dem KZ Buchenwald befreit – **1948** Abitur, erste journalistische Arbeiten – **1951** Militärdienst – **1953** als Schriftsteller (Musicals, Theaterstücke) und freier Journalist in Budapest – **1960** Beginn der Arbeit an dem *Roman eines Schicksalslosen* – **1975** erste, weitgehend unbeachtete Veröffentlichung des Romans in Ungarn; Übersetzung der Werke von Nietzsche, Freud, v.Hofmannsthal, Canetti, Wittgenstein, Schnitzler u.a. – **1988** erscheint der Roman *Fiasko* – **1992** *Kaddisch für ein ungeborenes Kind* – **1995** erscheint der *Roman eines Schicksalslosen* in neuer Übersetzung in Deutschland – **1997** Buchpreis für Europäische Verständigung in Leipzig – **1998** *Ich – ein anderer* (autobiographische Notizen) – **2002** erhält Kertész den Nobelpreis für Literatur

Der Schriftsteller Imre Kertész reist im Jahre 1997 anlässlich der Verleihung des *Buchpreises zur Europäischen Verständigung* nach Leipzig. Nicht sonderlich erfahren im Reisen und Erkunden der Fremde (Kertész hat viele Jahre sehr zurückgezogen in einer kleinen Wohnung in Budapest gelebt und diese nur selten verlassen – erst mit dem literarischen Erfolg wird das Reisen für ihn Bestandteil seines Lebens), will er nach einer Rundfahrt durch die Stadt zu seiner Unterkunft, dem Gästehaus des Bürgermeisters, zurückkehren, um sich in Ruhe auf die abendliche Lesung und Preisverleihung vorzubereiten. Doch er findet das Haus nicht wieder:

*„Ich stehe auf der Straße, es ist dunkel, gießt in Strömen, ich habe keine Ahnung, was los ist, offenbar hat mich der Taxichauffeur falsch abgesetzt, an der Häuserecke, wo ich mich befinde, entdecke ich kein Straßenschild, es gibt weit und breit keine Telefonzelle, kein Café, kein Geschäft, kein Restaurant.“<sup>3</sup> So irrt er herum „in dieser düsteren, nunmehr offen feindlichen Stadt (...), die mich mit der Indifferenz eines hungrigen Tiers zu packen und zu verschlingen droht.“<sup>4</sup> Als er endlich das Haus findet und erschöpft sein Zimmer betritt, hört er entsetzliches Geschrei: „eine furchterregende Männerstimme, die auf deutsch droht und fordert, wohl beides zugleich, in einer endlosen Tirade. Wieder fühle ich meine Einsamkeit, das Personal ist weg, ein Telefon gibt es zwar, doch die Nummer der Polizei zum Beispiel weiß ich nicht, Telefonbuch und sonstige Informationen fehlen, zur Sicherheit schließe ich meine Zimmertür ab.“ Doch die Angst lässt sich nicht besiegen, das Gefühl von Schutz stellt sich nicht ein. Kertész entscheidet sich, das Haus zu verlassen. Er schleicht zur Treppe. An der untersten Stufe steht der ‚Tobsüchtige‘ und schreit ihm entgegen: „Komm, komm! Komm runter, du Gauner, komm mal, los, komm!“ Entsetzt flieht Kertész zurück in sein Zimmer, doch allzu lange kann er dort nicht bleiben, denn der Zeitpunkt der Lesung rückt näher. Als die wütende Stimme für eine Weile verstummt ist, verlässt er sein Zimmer: „das Haus ist still und leer; ich gehe die Treppe hinunter bis zur Eingangstür – nichts. Jetzt folgt der heikelste Moment, der mein Ausgeliefertsein unerträglich steigert: Während ich mich mit dem verschlossenen Haustor herumplage, das ich von innen öffnen muss, ist mein Rücken ungeschützt, dahinter gähnt der Raum. Endlich bin ich draußen.“<sup>5</sup>*

Kann man – so wurden schon zu Beginn dieser Studie gefragt – auf Reisen in ganz neue, psychisch gefährdende Regionen der Wahrnehmung geraten? Ist es möglich, dass die Fremde

<sup>3</sup> Kertész, Imre (1998): *Ich – ein anderer*. Berlin: Rowohlt, S.38

<sup>4</sup> ebd., S.40

<sup>5</sup> ebd., S.42f

sich als so abweisend und feindlich zeigt, dass sie dem Reisenden jegliche Sicherheit nimmt und er nicht mehr in der Lage ist, Gefühle der Angst, der Hilflosigkeit und Bindungslosigkeit abzuwehren? Dass er sich gänzlich ungeschützt, existentiell bedroht fühlt? Dass sich das Selbst auflöst und die Fähigkeit verliert, reflektiert und effektiv zu handeln? Solche Fragen scheinen angemessen, wenn man sich Texten zuwendet, die von Angst und Panik, von seelischen Krisen und psychischen Zusammenbrüchen in der Fremde handeln. Was Kertész erlebt und in der vorangestellten Reiseszene schildert, lässt sich, wenn man eine autobiographische Lesart wählt, unschwer mit den Lebensumständen des Autors in Verbindung bringen. Kertész reist nach dramatischen Erfahrungen als KZ-Häftling in Auschwitz und Buchenwald fünfzig Jahre später in das Land seiner einstigen Peiniger. Wer so traumatisiert und in Hinblick auf tragende Beziehungen gegenüber den Menschen in Deutschland so tief verletzt ist, bei dem tauchen wohl zwangsläufig Gefühle nicht nur der Unsicherheit und Einsamkeit, sondern vor allem der Lebensbedrohung wieder auf.

Als Kertész in der Dunkelheit des frühen Abends vor seiner Unterkunft (dem Gästehaus des Bürgermeisters) in Leipzig abgesetzt wird, fühlt er sich verunsichert: Ist dies die richtige Straße, das angesteuerte Haus? Etwas scheint nicht zu stimmen: Das Misstrauen gegenüber der eigenen Wahrnehmung wandelt sich in ein Misstrauen gegenüber dem Taxifahrer, dann auch gegenüber seinen Gastgebern und der Stadt insgesamt, die nicht nur unvertraut, sondern zunehmend feindlich erscheint: Niemand ist da, der für Schutz und Orientierung sorgt, kein verlässlicher Mensch, nicht einmal ein Straßenschild, eine Telefonzelle, ein Geschäft oder Restaurant. Ein Gefühl des Ausgesetztseins, der Hilflosigkeit und abgrundtiefen Verlassenheit stellt sich ein und steigert sich zu einer Bedrohung, als würde ein Raubtier im nächsten Augenblick den schutzlosen Reisenden verschlingen.<sup>6</sup>

Glücklicherweise erkennt Kertész nach einer Zeit des Herumirrens am Ende doch das Eingangstor seiner Unterkunft und begibt sich erleichtert in sein Zimmer, wo ihm allerdings eine weitere Bedrohung widerfährt: Die „*furchterregende Stimme*“ eines Mannes (später wird sich herausstellen, dass die Stimme einem Dirigenten gehört, der sich auf ein Konzert vorbereitet und jede Bewegung im Haus als Störung empfindet) dringt durch alle Räume; es ist eine deutsche Stimme, die „*droht und fordert*“, und unschwer lässt sich denken, dass Kertész ähnliche Worte in einem ähnlichen Tonfall schon einmal gehört hat – und sich davon extrem bedroht fühlen muss. Nun ist er erneut ungeschützt, keine Hilfe ist zu erwarten, kein Personal, keine Polizei steht bereit, um die Bedrohung abzuwehren. Das Abschließen des Zimmers bietet keine ausreichende Sicherheit, und so ist auch das Gästehaus als der Ort des Rückzugs zu einer Gefahr geworden, der Kertész schleunigst zu entkommen sucht. Zuvor muss er noch die Begegnung mit dem „*Tobsüchtigen*“ und dessen eigentümliche Aufforderung („*Komm, komm! Komm runter, du Gauner, komm mal, los, komm!*“) ertragen; und schließlich gilt es, beim Verlassen des Hauses den „*heikelsten Moment*“ zu überstehen, nämlich dem offenen Raum den Rücken zuzuwenden: Für Kertész bedeutet dies, an Situationen des „*unerträglichen Ausgeliefertseins*“<sup>7</sup> erinnert zu werden.

Verlässt man die biographische Ebene, die Kertész' Reise nach Leipzig als Rückkehr an die Stätte des Naziterrors und folglich die Angst des Autors als Wiederbelebung traumatischer

---

<sup>6</sup> vgl. ebd., S.41

<sup>7</sup> als Assoziation liegt es nahe, an jene zu denken, die in den Konzentrationslagern im falschen Moment der SS den Rücken zukehrten und daraufhin angeblich „auf der Flucht erschossen“ wurden.

Erfahrungen versteht, so kommen weitere Aspekte ins Blickfeld, die von der Wirkung der *Fremde* auf das *Selbst* berichten. Dem angstvollen Reisenden kann eine Erkundung der Fremde in einem solchen Zustand der Verunsicherung nicht gelingen. Zu sehr versucht das Selbst, seine Kohärenz zu wahren, als dass es die Welt der Objekte gelassen in Augenschein nehmen könnte; im Gegenteil, so wie das Selbst die Gefahr der inneren Fragmentierung spürt, so nimmt es das Außen nur noch verzerrt wahr. Kertész' erste Krise ist dafür ein Beispiel: Er hat das Gefühl, vom Taxifahrer an der falschen Straße abgesetzt worden zu sein – und wird später bemerken, dass er mit dem Rücken zum Eingangstor des Gästehauses stand, als er sich so orientierungslos fühlte.

Ein weiterer Aspekt, der dem obigen Textauszug seine exemplarische Bedeutung verleiht, ist der Moment der Verlorenheit in der Fremde. Meist begegnen Reisende diesem Gefühl des Ausgeliefertseins durch Strukturierung der Situation; sie machen sich kundig, studieren Stadtpläne, verleiben sich die Objekte ihrer Angst gewissermaßen ein: „*Sobald ich irgendwo ankomme, packt mich eine wahre Gefräßigkeit – ich muß wissen, wie alles zusammenhängt, ich muß das ‚System‘ der Stadt kennenlernen, ich muß losziehen, riechen, schauen, in Bussen und Straßenbahnen sitzen, die Stadt erobern*“<sup>8</sup>, erklärt Cees Nooteboom. Kertész' Wahrnehmung geht über diesen Wunsch nach (kognitiver und sensitiver) Orientierung hinaus, sie weist einen größeren Angstfaktor auf. Ihm erscheint die Stadt nicht nur unstrukturiert, sondern ausgesprochen „*feindlich*“, lebensbedrohlich gar, als hätte er bereits den Kopf verloren, ihn in den Rachen eines „*hungrigen Tieres*“<sup>9</sup> gelegt – als ginge es bei der Erkundung der Fremde und der Bewältigung der Angst vor der Fremde nicht um das Fressen (Nooteboom), sondern das Gefressenwerden (Kertész).

Das Selbst eines Reisenden, so wurde bereits gesagt, konturiert sich im Zwischenraum von Eigenem und Fremdem. Es ist in der Regel auf Begegnung angewiesen. Selbsterfahrungen vollziehen sich an Objekten, wozu nicht nur Menschen zählen, sondern auch Landschaften oder kulturelle Phänomene. Hier jedoch fehlt jegliche Bezogenheit, für Kertész gibt es in der geschilderten Szene keine Begegnung, die angstfrei und bereichernd verläuft; kein Passant taucht auf, der auf den windigen, dunklen und abweisenden Straßen Leipzigs Vertrauen erwecken und Orientierung bieten kann, kein Taxifahrer, der sich auskennt, kein Hotelportier, in dessen Schutz er sich begeben könnte. Für eine persönliche Begleitung des Reisenden ist offenbar nicht ausreichend gesorgt. Kertész fehlt die Möglichkeit, die irritierenden Wahrnehmungen zu überprüfen, sie mit denen eines vertrauten Gegenübers zu vergleichen. In einer solchen Situation sind die Antennen des Reisenden in besonderer Weise auf ungewohnte Bedeutungsgehalte gerichtet: Hochsensibel werden Geräusche, Gerüche, Worte und Gesten gedeutet, werden wahrgenommene und vielleicht auch phantasierte Botschaften zu entschlüsseln versucht – wie auch das nächste Beispiel zeigt.

---

<sup>8</sup>Nooteboom, Cees (2004): *Der Laut seines Namens. Reisen durch die islamische Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.9

<sup>9</sup>Kertész 1998, S.40

### 4.1.2 *Verstörung: Erich Wulff*

**Erich Wulff:** Geboren am **6.11.1926** in Tallin/Estland – **1947 bis 1953** Studium der Medizin und Philosophie in Köln und Paris – **1954 bis 1960** psychiatrische Ausbildung in Marburg und Freiburg - **1961 bis 1967** als Arzt und Universitätsdozent in Hué/Vietnam – **1968 bis 1974** Psychiatrische Tätigkeit in Gießen (Öffnung geschlossener Stationen, Aufhebung der Geschlechtertrennung, Demokratisierung der sozialen Beziehungen nach den Prinzipien der therapeutischen Gemeinschaft, psychotherapeutische Arbeit auch mit psychotischen Patienten) und Professeur associé an der Universität Paris-Vincennes – **1969** Habilitation – **1972** Veröffentlichung: *Psychiatrie und Klassengesellschaft* - **1974 bis 1992** Professor für Sozialpsychiatrie an der Medizinische Hochschule Hannover – **1979** erneute Reise nach Vietnam – **1990** Veröffentlichung: *Psychiatrie im Wandel* – **1995** Veröffentlichung: *Wahnsinnslogik* – **2001** Veröffentlichung: *Irrfahrten. Autobiographie eines Psychiaters* – **2005** Veröffentlichung: *Das Unglück der kleinen Giftmischerin*

Vier Jahre nach Ende des Vietnamkrieges, im Jahre 1979, reist der Psychiater Erich Wulff in das von Kämpfen gezeichnete Land, das er von früheren Aufenthalten als Arzt und Dozent kennt. Die kulturellen Gepflogenheiten und die klimatischen Bedingungen sind ihm vertraut, in Saigon und Hué kennt er sich aus. Auch glaubt er, als renommierter Wissenschaftler und Mitbegründer einer Solidaritätsbewegung willkommen zu sein. Doch schon bald muss er feststellen, dass ihm von amtlicher Seite nur Bruchstücke dessen präsentiert werden, was er zu sehen hofft. Die neuen Kader des Landes entscheiden nun, was sie für die aktuelle Realität halten und zu zeigen bereit sind. Offene Gespräche, freies Reisen, selbstständiges Erkunden, all das ist unmöglich. Die Sicherheitsorgane kontrollieren und observieren Erich Wulff auf Schritt und Tritt. Nur bei einem kurzen Treffen mit vietnamesischen Freunden aus früheren Hué-Zeiten gelingt es für kurze Augenblicke, die Informationsblockade zu umgehen und im Gespräch auch kritische Aspekte der Entwicklung des Landes zu erörtern:

*„Dies waren eigentlich auch damals keine so außergewöhnlichen Informationen. Erst durch den Versuch, sie mir um jeden Preis vorzuenthalten, gewannen sie den Charakter eines Staatsgeheimnisses – und durch mein Durchbrechen des Kontaktverbotes den Charakter von Spionage. (...) Als ich nach diesem Gespräch in mein Hotelzimmer zurückkehrte, geriet ich in eine panische Angst: ich hielt es plötzlich für möglich, man könne mich als ‚Geheimnisträger‘ oder gar als Spion im Land behalten, vielleicht sogar ganz zum Schweigen bringen. Immer tiefer geriet ich in diese Angst, in diesen Argwohn hinein. (...) Will man mich einen Tag, zwei Tage hier einfach schmoren lassen? Im leeren Hotel, wo niemand weiß, was mit mir geschehen soll, wo ich auf Anrufe keine Antwort bekomme? Bis schließlich zwei freundliche Herren an der Tür stehen, die einen Augenblick mit mir sprechen wollen? Wohin kann ich entkommen? (...) Erhitzt, ermattet trinke ich im Speisesaal vor dem Abendessen noch ein Glas Bier. Plötzlich wird mein Gesichtsfeld enger, durchmischt sich mit grauen Flocken, der Raum schiebt sich zusammen, die Stimmen am Nebentisch, die klappernden Geräusche in der Küche rücken in die Ferne. ‚Zyankali‘ durchfährt es mich, diesmal haben sie es geschafft...“<sup>10</sup>*

Erich Wulffs Schilderung beginnt klar und reflektiert, zeigt aber schon nach wenigen Zeilen, wie die Wahrnehmung und Deutung befremdlicher Ereignisse ins Wahnhafte gleitet. Unge-

<sup>10</sup> Wulff, Erich (1995): *Wahnsinnslogik. Von der Verstehbarkeit schizophrener Erfahrung*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.20ff

wissheit, Angst und Panik gestalten die Beziehungen zur Außenwelt, für einen Augenblick gewinnt eine paranoide Sichtweise die Oberhand, die nicht weit entfernt vom psychotischen Erleben ist. Der Autor fühlt sich eigentümlich distanziert und abgeschnitten von dem, was um ihn herum passiert. Und er bezieht physische und psychische Irritationen (die Leere des Hotels, der Geschmack des Bieres, die visuellen Besonderheiten) ganz auf sich und auf die Möglichkeit, als Spion wahrgenommen zu werden – was nach seiner Deutung zu seiner sofortigen Liquidierung führen kann. Immer stärker scheinen sich die Indizien der Vermutung zu verdichten. Er sucht nach Fluchtmöglichkeiten und weiß doch, dass er das Land nicht verlassen kann. Die zwei „freundlichen Herren“ stehen in seiner Wahrnehmung schon vor ihm, und der Wahn wird, als sich die Realität im Speisesaal verschiebt, zur Gewissheit: „*diesmal haben sie es geschafft*“ – so nah wähnt er sich seinem eigenen Ende.

Nun müssen derartige Angststörungen, wie Erich Wulff sie beschreibt, nicht immer gleich von finalen Todesphantasien unterlegt sein; häufiger tauchen Beklemmungs-, Erstickungs- und Entfremdungsgefühle auf, die einer psychotischen Episode bzw. einer Depersonalisation oder Derealisation nahe kommen; Befürchtungen, die Kontrolle zu verlieren und wahnsinnig zu werden, führen „zu einem meist fluchtartigen Verlassen des Ortes“<sup>11</sup>. Ist dies nicht möglich, muss die Angst ertragen werden – so wie Albert Camus es erlebt, der sich auf Reisen oft in dramatischer Weise bedroht fühlt: „*Im Bett. Fieber. Nur der Geist arbeitet beharrlich weiter. Furchtbare Gedanken. Das unerträgliche Gefühl, Schritt für Schritt einer unbekanntem Katastrophe entgegenzugehen, die alles um mich und in mir zerstören wird.*“<sup>12</sup> So sind auch die Texte von W.G.Sebald ein Beispiel für eine zwar ‚nur‘ phantasierte, aber dennoch existenziell bedrohliche Erfahrung in der Fremde.

#### 4.1.3 *Flucht*: W.G.Sebald

**W.G. (Winfried Georg) Sebald:** Geboren 1944 in Wertach im Allgäu – Besuch der Oberrealschule in Oberstdorf – 1963 Abitur – 1963 bis 1966 Studium der Literaturwissenschaft in Freiburg/Br. und in Fribourg/CH – 1967 bis 1968 als Dozent an der University of Manchester; Veröffentlichung einer Arbeit über Carl Sternheim – 1969 Schullehrer in St.Gallen – ab 1971 Dozent an der University of East Anglia, Norwich (GB) – 1973 Dissertation über Alfred Döblin – 1975 am Goethe-Institut in München – ab 1976 Dozent und ab 1984 Professor in Norwich – 1988 *Nach der Natur. Ein Elementargedicht* – 1990 *Schwindel. Gefühle* (Erzählung) – 1991 *Unheimliche Heimat* (Essays) – 1992 *Die Ausgewanderten* (Erzählungen) – 1995 *Die Ringe des Saturn* (Reisebuch) – 1998 *Logis in einem Landhaus* (Autorenportraits) 1999 *Luftkrieg und Literatur* (Essays) – 2001 *Austerlitz* (Roman) – 14. Dezember 2001: Tödlicher Autounfall bei Norfolk (GB) – posthum erscheinen: 2003 *Unerzählt* (33 Texte) – 2003 *Campo Santo* (Prosa und Essays)

Die Schriften Sebalds stellen eine Mischung aus Erinnerungsstücken, Reiseberichten und Geschichtsmosaiken dar.<sup>13</sup> Besonders seine autobiographischen Texte enthalten geheimnisvolle

<sup>11</sup> Dilling, Horst et al. (Hrsg.) (1999): Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10. Kapitel V (F): klinisch-diagnostische Leitlinien. 3. Aufl., Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber, S.160

<sup>12</sup> Camus, Albert (1997): Reisetagebücher. Herausgegeben von Roger Quilliot. Deutsch von Guido G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.87

<sup>13</sup> Görner, Rüdiger (2003): Im Allgäu, Grafschaft Norfolk. In: Arnold, Heinz L. (Hrsg.): Text und Kritik Bd.158: W.G.Sebald. München: Boorberg, S.23-29; hier: S.27

und beängstigende Ereignisse sowie Erfahrungen der Befremdung und Selbstgefährdung, die dieser „*rastlose Autor*“<sup>14</sup> auf seinen Zugreisen durch Europa<sup>15</sup> bzw. auf seinen Fußwanderungen durch England<sup>16</sup> erlebt und erleidet. Oft verdichten sich in seinen Schilderungen (im Laufe einer Reise, manchmal auch im Verlauf eines einzigen Tages) diffuse Gefühle der Unsicherheit und Irritation zu massiven, körperlich spürbaren Symptomen der Angst und des Schreckens. In einem Hotel in Venedig ist Sebald überrascht, dass der Morgen nicht lärmend, sondern ganz ruhig beginnt: „*Es ist in dieser Stadt ein anderes Aufwachen, als man es sonst gewohnt ist. Still bricht nämlich der Tag an, durchdrungen nur von einzelnen Rufen, vom Hinauflassen eines blechernen Rolladens, vom Flügelklatschen der Tauben. Wie oft, dachte ich mir, bin ich nicht schon in so einem Hotelzimmer gelegen, in Wien, in Frankfurt oder in Brüssel, und habe, die Hände unter dem Kopf verschränkt, nicht wie hier auf die Stille, sondern mit wachem Entsetzen auf die Brandung des Verkehrs gehorcht. (...) Ich bin im Verlaufe der Jahre zu dem Schluß gelangt, daß aus diesem Getöse jetzt das Leben entsteht, das nach uns kommt und das uns langsam zugrunde richten wird, so wie wir das langsam zugrunde richten, was da war lange vor uns. Ganz und gar unwirklich, als müßte sie gleich zerrissen werden, dünkte mich darum die Stille über der Stadt Venedig an diesem frühen Morgen des Allerheiligentags, an dem die weiße Luft durch die halboffenen Fenster meines Zimmers hereindrang und alles verhängte, so daß ich wie mitten in einem Nebelmeer lag.*“<sup>17</sup>

Was für andere Reisende der Beginn eines entspannten Urlaubsmorgens sein könnte, löst bei Sebald hingegen Assoziationsketten aus, in denen die Begriffe *Allerheiligen – schwarze Kleider – Gräber – heilige Märtyrer – arme Seelen – dunkle Gestalten*<sup>18</sup> die Verfassung des Autors kennzeichnen. Er versinkt in düstere Stimmungen und fühlt sich an diesem Tag nicht in der Lage, seinen Zustand zu ändern: „*Umfangen von einer vollkommenen Leere, habe ich an diesem ersten November (...) mein Zimmer nicht ein einziges Mal verlassen; es schien mir (...), als könne man sich tatsächlich ohne weiteres durch Nachdenken und Sinnieren allein ums Leben bringen, denn obschon ich die Fenster geschlossen hatte und der Raum ein wenig geheizt war, wurden meine Glieder aufgrund meiner Bewegungslosigkeit doch immer kälter und starrer, so daß ich mir, als der Hauskellner, den ich gerufen hatte, schließlich mit dem Rotwein und den Butterbrotten hereintrat, schon vorkam wie ein Bestatteter oder doch zumindest wie ein Aufgebahrter.*“<sup>19</sup>

Später fällt er in einen leichten Schlaf, sieht im Traum die Nebel sich heben, kann die Lagune erkennen sowie grüne Inseln, die im Mailicht „*wie Krauthäupter auftauchen aus der ruhigen Weite des Wassers.*“<sup>20</sup> Dann erscheint ihm „*die Krankenhausinsel La Grazia mit einem runden panoptischen Bau, aus dessen Fenstern winkend, als befänden sie sich auf einem großen, davonfahrenden Schiff, aus dem Tausende von Irren herausschauten.*“<sup>21</sup> Kaum hat er den Entschluss gefasst, Venedig zu verlassen, weil ihm die Stadt keine Erleichterung von seinen beängstigenden Assoziationen und Träumen verschafft, da gewinnt er den Eindruck,

<sup>14</sup> siehe dazu: Klüger, Ruth (2003): Wanderer zwischen falschen Leben. In: Arnold, Heinz L. (Hrsg.): Text und Kritik Bd.158: W.G.Sebald. München: Boorberg, S.95-102

<sup>15</sup> Sebald, W.G. (2005): Schwindel. Gefühle. 6.Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer

<sup>16</sup> Sebald, W.G. (1995): Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt. Frankfurt a.M.: Eichborn

<sup>17</sup> ebd., S.72

<sup>18</sup> ebd., S.73f

<sup>19</sup> ebd., S.75

<sup>20</sup> ebd.

<sup>21</sup> ebd.

von zwei Männern beobachtet und verfolgt zu werden. Im Bahnhofscafé fühlt er die fremden Blicke auf sich gerichtet und glaubt, dass diese beiden seit seiner Ankunft in Venedig schon mehrfach seinen Weg gekreuzt hätten. Um so hastiger sein Aufbruch: Er besteigt den nächsten Zug nach Verona, wo er seine Anspannung zu kontrollieren versucht, indem er Gärten, Friedhöfe und die Arena aufsucht. Inzwischen ist es Abend geworden: *„Sehr flach fiel das Licht nun hinein über den Rand der Arena, und lange saß ich (...) ganz allein umgeben von dem rötlichen Schimmern des Marmors, oder so wähnte ich wenigstens, denn erst nach Ablauf einer geraumen Zeit wurde ich der beiden Gestalten gewahr, die im tiefen Schatten der jenseitigen Hälfte der Arena auf den Steinen saßen. Es bestand kein Zweifel, es waren wieder dieselben beiden jungen Männer, die am Morgen früh in der Ferrovia in Venedig ihr Augenmerk auf mich gerichtet hatten. Zwei Wächtern gleich verharreten sie reglos auf ihren Plätzen.“*<sup>22</sup>

Nur unter großer Anstrengung kann Sebald sich von der Stelle rühren. Er sieht sich, von Angst und Kälte gelähmt, die ganze Nacht in der Arena verbringen, und muss all seinen Mut zusammennehmen, um aufzustehen und zum Ausgang zu gehen: *„Zwanghaft drängte sich mir, als ich etwa die halbe Strecke des Wegs hinter mich gebracht hatte, das Bild auf von einem den grauen Luftraum sausend durchfliegenden Pfeil, der jeden Augenblick mein linkes Schulterblatt durchschlagen und mit einem eigenartig satten Geräusch mitten in meinem Herzen sich festsetzen würde.“*<sup>23</sup>

Auch in den nächsten Tagen, während Sebald sich mit Studien des Maler Pisanello befasst und verschiedene Kirchen aufsucht, um Fresken zu studieren, verlässt ihn das angstvolle Gefühl nicht wirklich. Selbst Restaurant-Besuche verunsichern ihn tief. Er fragt sich, warum er stundenlang durch die Gassen streift, sich aber für kein Gasthaus entscheiden kann, bis er wahllos irgendwo hinein gerät und dort *„in trostloser Umgebung und unter Unbehagen ein mir auf keine Weise zusagendes Gericht“* verzehrt. An diesem Tag ist es eine als Fischerboot dekorierte Pizzeria: *„Der Bodenbelag und die Wände waren in einem gräßlichen maritimen Blau gehalten, das in mir jede Hoffnung, je wieder festes Land sehen zu dürfen, zunichte machte. (...) Mehr und mehr wurde ich von einem Gefühl des Unwohlseins ergriffen. Ich musste den Teller mit der kaum zur Hälfte gegessenen Pizza beiseite schieben und mit den Händen mich an der Tischkante einhalten wie ein Seekranker an der Reling. Ich spürte, wie meine Stirn kalt wurde vor Angst, vermochte aber nicht, den Kellner herbeizurufen und die Rechnung zu verlangen.“*<sup>24</sup>

Statt dessen vertieft er sich in die Lektüre seiner Zeitung, die er noch vor seiner Abfahrt in Venedig gekauft hatte. Sein Blick landet bei einem Artikel, der von einem Bekenner schreiben einer unbekannte Gruppe mit dem Namen ‚organizzazione ludwig‘ handelt. Es geht um eine Reihe von Mordtaten, die sich in den letzten Jahren in Venedig und in anderen norditalienischen Städten zugetragen haben und allesamt noch unaufgeklärt sind. Die Opfer wurden erstochen, meist mit einem Küchenmesser. In diesem Augenblick hat Sebald das Gefühl, dass er das Restaurant sofort verlassen muss; er bittet den Kellner um die Rechnung, doch in diesem Moment läutet das Telefon: *„Der Kellner trocknet ein Glas ab und hält es ans Licht. Erst als ich glaube, das Läuten nicht mehr aushalten zu können, hebt er ab. Dann*

---

<sup>22</sup> ebd., S.83

<sup>23</sup> ebd., S.84

<sup>24</sup> ebd., S.88f

geht er, den Hörer mit schräg geneigtem Kopf gegen die Schulter geklemmt, hinter der Theke hin und her (...). Nein, sagt er, Vittorio sei nicht da. Er sei auf der Jagd. (...) Wer sonst? (...) „Un inglese“, sagt er und blickt, mit einiger Verächtlichkeit, wie mir vorkommt, zu mir herüber. (...) Mein Herz setzt einen Schlag aus. Ich lege 10.000 Lire auf den Teller, raffe die Zeitung zusammen, stürze auf die Straße hinaus, laufe zur Piazza hinüber, gehe dort in eine hellerleuchtete Bar, lasse mir ein Taxi rufen, fahre ins Hotel zurück, packe in aller Eile meine Sachen und flüchte mit dem Nachtzug nach Innsbruck. Auf das Allerfurchtbarste gefaßt, sitze ich, unfähig, etwas zu lesen, unfähig auch, die Augen zu schließen, in meinem Abteil und höre auf den Rhythmus der Räder.“<sup>25</sup>

#### 4.1.4 Zur Dynamik von Angststörungen

Obwohl Angstsymptome, wie sie hier beschrieben werden, jedem vertraut sein können, lässt sich der Begriff der *Angst* nicht leicht definieren und seine Dynamik nur schwer fassen. Psychiatrisch wird heute beim Thema *Angst* unterschieden zwischen Panik-Erkrankungen und generalisierten Angststörungen; ferner sind posttraumatische Belastungsstörungen und Somatisierungsstörungen in diesem Zusammenhang zu nennen.<sup>26</sup> Das Wort *Angst* selbst lässt sich herleiten aus dem Lateinischen *angustia*, was ‚Enge‘ bedeutet; darin drückt sich aus, dass Angst meist mit körperlichen Begleiterscheinungen verbunden ist, vor allem mit dem Gefühl der Enge im Brustbereich. Dieses Gefühl beeinträchtigt die Atmung und führt dazu, dass einem vor Angst die Luft wegzubleiben droht. Diese Enge hat eigentlich mit einer wichtigen körperlichen Reaktion zu tun: In bedrohlichen Situationen spannt der Mensch die Muskeln an, um den Körper vor einem Angriff zu schützen.<sup>27</sup> Doch ist nicht immer klar, ob es sich um einen realen oder phantasierten Angriff, um eine aktuelle Bedrohung oder eine Reaktion auf frühe Erfahrungen und Erinnerungen handelt.

Daher ist es sinnvoll, drei Angstformen zu unterscheiden, die bisweilen allerdings auch ineinander übergehen: a) die *Realangst*: Sie stellt sich bei tatsächlicher äußerer Bedrohung, bei nahenden Gefahren und bei Katastrophen ein; natürliche Reaktionen darauf sind Panik, Ausweichen, Verstecken, Flucht. Im Nachhinein können Realängste mit Aggression und Verzweiflung verknüpft sein. Als *Vitalangst* tritt das Gefühl des Bedrohlichen und Unheimlichen bei dramatischen Situationen auf, die bewusst herbei geführt sein können (Bunjee-Jumping, Achterbahnfahrt), ferner bei schweren Erkrankungen, bei Sauerstoffmangel bzw. Herzinsuffizienz. Das Ausmaß der Ängste ist von frühkindlichen Erfahrungen, Gefühlen der Einsamkeit und aktuellen psychovegetativen Verfassungen (z.B. dem Grad der Erschöpfung, der Auszehrung) abhängig; b) die *Existenzangst*: Da der Mensch bei Geburt schutzlos ist, bleibt er in seinen ersten Lebensjahren auf Personen angewiesen, die Pflege und Geborgenheit vermitteln. Ist er von Vernachlässigung und Verlassenheit bedroht oder fühlt er sich ungeliebt und missverstanden, so entwickelt er möglicherweise Ängste, die sich später in harmlos und unspektakulär erscheinenden Lebenssituationen wiederholen. Auch der Verlust

<sup>25</sup> ebd., S.91

<sup>26</sup> vgl. Rahn, Ewald; Mahnkopf, Angela (1999): Lehrbuch Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.487

<sup>27</sup> vgl. Sauter, Dorothea et al. (2004): Lehrbuch psychiatrische Pflege. Bern u.a.: Verlag Hans Huber, S.655



der naturhaften Geborgenheit, der *Schwindel der Freiheit* zieht nach Kierkegaard<sup>28</sup> existenzielle Angst nach sich. Eigentlich ist es daher gar nicht erklärungsbedürftig, dass ein Mensch Angst hat, sondern eher verwunderlich, wenn er angstfrei ist (oder zu sein scheint); c) die *Neurotische Angst*: Sie zeigt sich dann, wenn der Durchbruch innerer Impulse zu Phantasien, Gefühlen oder Verhaltensweisen führt, die mit anderen Strebungen der Persönlichkeit nicht vereinbar sind: Auf der einen Seite haben wir es mit einer Angst aus dem ‚Es‘, auf der anderen Seite mit einer Gewissensangst aus dem ‚Über-Ich‘ zu tun. Solche Ängste können als Warnsignal für das ‚Ich‘ angesehen werden, wenn Konflikte nicht bewältigt wurden bzw. Bedürfnisse oder Strebungen abgewehrt werden müssen.<sup>29</sup>

Im internationalen Klassifikationssystem psychischer Störungen (ICD-10) finden sich weitere Differenzierungen und Abgrenzungen: Dort wird von *frei flottierender Angst* bzw. von *generalisierten Angststörungen* gesprochen, wenn für die Angst keine begründbare Ursache angegeben werden kann. *Panikstörungen* werden jene Attacken genannt, die als abgrenzbare angstvolle Episoden entstehen und meist nur wenige Minuten andauern; sie sind in der Regel begleitet von somatischen Symptomen und oft auch von dem Gefühl, sich von der Realität oder von sich selbst zu entfernen, verrückt zu werden oder zu sterben. Solche Panikstörungen und generalisierte Angststörungen sind das Gegenstück zu den *Phobien*, welche vor allem als *Agoraphobie* (Furcht vor freien, großen Plätzen und/oder vor Menschenmengen), als *Klaustrophobie* (Furcht vor geschlossenen Räumen, Fahrstühlen), als *Sozialphobie* (Furcht vor der Gegenwart anderer Menschen, vor dem Sprechen in der Öffentlichkeit), als *Tierphobie* (Spinnen, Hunde, Schlangen o.ä.) oder als weitere *spezifische Phobie* (z.B. Angst vor Gewitter, vor Infektionen, vor Zahnärzten, vor Höhen/Tiefen u.ä.) in Erscheinung treten.<sup>30</sup>

Die Tatsache, dass die Ängste nicht immer klar voneinander abzugrenzen sind, sondern ineinander übergehen, zeigt sich daran, dass Formen der Realangst, die zunächst von einem konkreten Gegenstand der Bedrohung ausgehen, sich ausbreiten und das Selbst überfluten können. Nichts scheint dann mehr sicher, die Pfeiler der Existenz wirken auf einmal brüchig, die Gegenwart wird unerträglich, an eine Zukunft ist nicht mehr zu denken. Mentzos spricht von der Angst des Neurotikers vor dem Selbstverlust, während nach seiner Auffassung der Psychotiker eine Angst vor der Fragmentierung, vor dem Auseinanderfallen oder dem Verschmelzen entwickelt und daher die Nähe mehr fürchtet als die Distanz und die Trennung.<sup>31</sup>

Nach John Bowlby wird Angst erst dann auffällig, wenn ein Mensch zu viel oder zu wenig davon hat.<sup>32</sup> Kleine Kinder reagieren in Angstsituationen meist mit Angstabfuhr durch Festklammern, durch Schreien oder Weglaufen. Angststauungen und Verdrängungen finden dadurch nicht statt, die Macht der Angst wird im Säuglingsalter in günstigen Fällen durch die Zuwendung der Mutter bzw. der wichtigsten Bezugsperson neutralisiert. Gleichwohl gibt es Kinder und Jugendliche, die ausgeprägt und anhaltend unter Ängsten leiden, wobei gerade im

<sup>28</sup> Kierkegaard, Sören (1965): *Der Begriff Angst*. Übersetzt von E.Hirsch, 3.Aufl., Düsseldorf: Diederichs

<sup>29</sup> Mentzos, Stavros (1984): *Angstneurose. Psychodynamische und psychotherapeutische Aspekte*. Frankfurt a.M.: Fischer, S.76

<sup>30</sup> Dilling, Horst et al. (Hrsg.) (1999): *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10. Kapitel V (F): klinisch-diagnostische Leitlinien*. 3.Aufl., Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber, S.155ff

<sup>31</sup> ebd., S.16

<sup>32</sup> Bowlby, John (1976): *Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind*. München: Kindler

Kindesalter Trennungsängste und Phobien von Bedeutung sind<sup>33</sup>. Schreckensreaktionen auf akustische Eindrücke, plötzliche Bewegungen oder ungewohnte optische Eindrücke finden sich bereits in den ersten Lebenswochen. Daran schließt sich eine besonders sensible Phase für die Entwicklung von Trennungsangst an, die meist erst im Alter von drei oder vier Jahren abklingt, wenn das Kind eine innere Objektkonstanz entwickelt hat bzw. die Abwesenheit der Mutter kompensieren kann. Im psychoanalytischen Verständnis gelten Trennungsängste und Vernichtungsängste als die frühesten und elementarsten Ängste, vor allem dann, wenn es um den Verlust eines Objektes geht, von dem eine existentielle Abhängigkeit besteht. Ängste und Phobien im Erwachsenenalter weisen auf Verunsicherungen in früher Kindheit und auf ungelöste Konflikte im Zusammenhang mit Verlusterlebnissen hin. Hinter der Angst ist der Wunsch nach Zuwendung, nach Anwesenheit eines anderen erkennbar und spürbar.

#### 4.1.5 Ängste und Phobien in weiteren Reisetexten

Schon Marco Polo berichtete in seiner *Beschreibung der Welt*<sup>34</sup> aus dem 13. Jahrhundert von Situationen der Angst und Verzweiflung, die ihm in der Wüste widerfuhren und in denen er visuelle und akustische Halluzinationen erleben musste.<sup>35</sup> Auch Goethes Reiseberichte, oft in einem naturwissenschaftlichen Grundton formuliert und weniger auf mystische Dimensionen ausgerichtet, enthalten Momente des Phantastischen: „*Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. (...) Wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, (...) wie eine Pyramide, von einem inneren geheimnisvollen Lichte durchzogen*“; Goethe und seine Begleiter begreifen nur allmählich, dass es sich bei dieser phantastischen Lichterscheinung um den Gipfel des Montblanc handelt – und selbst als sie es staunend erfassen, will ihre Ergriffenheit nur schwer weichen: der *“Gipfel aller Berge (...) schien zu einer höheren Sphäre zu gehören und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.*“<sup>36</sup>

Wie Goethe erleben Reisende besonders nachts in der Fremde Momente des Unheimlichen und sind dem Abergläubischen gegenüber entschieden offener als in vertrauter Umgebung. So warnt Carl von Salis-Marschlins davor, auf Kutschfahrten in den Schlaf zu fallen; man solle sich tunlichst wach halten, um nicht von Geistern heimgesucht zu werden und mitten im *„unbefangenen Schlummer den Tod einzuhauchen.*“<sup>37</sup> Zu Beginn des 19. Jahrhunderts weist Johann Schütze in seiner *„Abentheuerlichen Wanderung von Weimar nach Carlsbad“* alle Reisenden darauf hin, daß man sich genau merken müsse, wer oder was einem zu Beginn einer Reise begegne, weil man daraus Schlüsse auf den zukünftigen Reiseverlauf ziehen

<sup>33</sup> Heinemann, Evelyn; Hopf, Hans (2001): *Psychische Störungen in Kindheit und Jugend*. Stuttgart: Kohlhammer, S.89

<sup>34</sup> Polo, Marco (2004): *Die Beschreibung der Welt 1271-1295*. Herausgegeben von Detlef Brennecke. München: Frederking&Thaler

<sup>35</sup> ebd., S.13ff

<sup>36</sup> Goethe, Johann Wolfgang (1887): *Gesammelte Werke*, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887-1919 (Weimarer Ausgabe)1/19, S.246f; vgl. auch: Matt, Beatrice von (1999): *Goethe betritt das Hochgebirge*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 28.09.99

<sup>37</sup> Von Salis-Marschlins, Carl (1793): *Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel*. Zürich u. Leipzig, Bd.1, S.224

könne; ein gutes Zeichen sei es beispielsweise, wenn *„zuerst ein Kind, oder eine hübsche Jungfrau vor uns hergehe, dahingegen eine alte Frau, besonders wenn sie einen Topf in der Hand trage, selten etwas Gutes bringe.“*<sup>38</sup>

Im letzten Jahrhundert ist es Heinrich Harrer, der sich selbst als rationalen Beobachter jener Stämme und Völker sieht, die mit (Schutz-)Geistern, übersinnlichen Wesen und bewusstseinsverändernden Drogen umgehen; doch während er magischen Erfahrungen in fremden Ländern auf der Spur ist, muss er sich eingestehen, dass er selbst Momente der Angst, der Irritation und Dissoziation erlebt. So glaubt er einmal, dass sein Filmgerät, seine Fotokamera und seine Tonbänder verhext worden seien, als diese gleichzeitig *„den Geist aufgeben“*<sup>39</sup>. Harrer berichtet in diesem Zusammenhang von einer Forschergruppe, die nach Benutzen einer angeblichen Hexensalbe von wilden Träumen heimgesucht wurde, in denen grauenhaft verzerrte Gesichter aufgetaucht seien und sich dann die eigenen Körper aufgelöst hätten, meilenweit durch die Luft geflogen und schließlich abgrundtief gestürzt seien.<sup>40</sup>

Der Schriftsteller Bruce Chatwin, der seinen Hang zur Rationalität fast beklagt, erwähnt in diesem Zusammenhang: *„Mein ganzes Leben bin ich auf der Suche nach dem Wunderbaren gewesen; doch kaum weht mich etwas Unheimliches an, neige ich zu wissenschaftlichem Denken.“*<sup>41</sup> Doch auf seinen Reisen gibt es Momente, wo Gefühle des Spukhaften und Unheimlichen auch ihn peinigen: Als er im Himalaya auf Spuren stößt, die von einem Yeti zu stammen scheinen, hört er ein sonderbares Poltern und rechnet jeden Moment damit, eine riesige behaarte Hand zu spüren, die das Zelt Dach zerreißt.<sup>42</sup> Michael Ondaatje beschreibt auf ähnliche Weise seine Ängste in einem Hotel auf Ceylon und schildert dabei Gefühle des Geisterhaften, denen sich mancher Reisende an unbekanntem Orten ausgesetzt sieht: *„Als ich das klamme Zimmer betrat, sah ich die Moskitonetze wie die Kleider erhängter Bräute in der Luft schweben, sah die Skelette der Betten ohne ihre Matratzen und verließ das Zimmer, ohne mich noch einmal umzudrehen.“*<sup>43</sup>

In Kenntnis ihrer phobischen Ängste hat Ingeborg Bachmann lange auf die Konfrontation mit der Fremde verzichtet und auch lange gezögert, bevor sie eine Einladung zu einer Reise nach Ägypten annahm. Dort wurde sie tatsächlich schon in den ersten Tagen von Angst- und Panikattacken heimgesucht, z.B. auf dem Dachrestaurant des Cairo-Towers: *„Das Betreten des engen Aufzugs und das starre Gesicht des livrierten Liftboys, der an einen Sargträger erinnert, könnten selbst bei einem ganz und gar Unsensiblen ein Gefühl von Klaustrophobie auslösen.“*<sup>44</sup> Oben im Restaurant angekommen beginnt sich der Turm zu drehen und versetzt sie in Schrecken; sie muss sich auf den Boden legen, um wieder zu sich zu kommen, und kann den Rest des Tages nur noch im abgedunkelten Hotelzimmer verbringen. Phobische Ängste kennt auch der Reiseschriftsteller Eric Ertl, der in der Fremde von eigentümlichen

<sup>38</sup> Schütze, Johann (1804), S.7

<sup>39</sup> Harrer, Heinrich (1969): Geister und Dämonen. Magische Erlebnisse in fernen Ländern. Frankfurt a.M.: Ullstein, S.101

<sup>40</sup> ebd., S.105

<sup>41</sup> Chatwin, Bruce (1991): Was mache ich hier? Aus dem Englischen von Anna Kamp. München/Wien: Carl Hanser, S.294

<sup>42</sup> ebd., S.295

<sup>43</sup> Ondaatje, Michael (1992): Es liegt in der Familie. Aus dem Englischen von Peter Torberg. München/Wien: Carl Hanser Verlag, S.17

<sup>44</sup> Bachmann, Ingeborg, zit.n.A.Opel (1996), S.93

Phantasien und Angstattacken gepeinigt wird, die ihn besonders im Gebirge ereilen: *„Ich bin einer, auf den ich mich nicht verlassen kann. Mein Herzflimmern verrät, daß ich den Sinnen nicht traue. Und diese, so scheint es, haben zu kämpfen mit einer unbewußten Lust, in die Tiefe zu stürzen.“*<sup>45</sup>

Das Charakteristische der Phobien ist, dass sie sich auf Situationen oder Objekte beziehen, die entweder gemieden oder voller Angst ertragen werden: *„Phobische Angst ist subjektiv, physiologisch, reicht von leichtem Unbehagen bis zu panischer Angst. Befürchtungen des Patienten treten häufig zusammen mit sekundären Ängsten vor dem Sterben, Kontrollverlust oder dem Gefühl, wahnsinnig zu werden, auf.“*<sup>46</sup> Ob die Ängste und Schreckensphantasien, die Bartholomäus Grill anlässlich einer Reise durch Afrika erlebt, noch zur Gruppe der spezifischen Phobien gehören, über diese hinausgehen oder Realängste darstellen, ist schwer zu entscheiden. Wie viele Europäer müsse auch er ständig an Krankheiten und Krankheitserreger denken, *„an die Killerviren, die Innereien auffressen. An die bössartige Hirnmalaria. An Gelbfieber, Typhus, Bilharziose, Aids. An Seuchen wie Cholera und Pest, die nach Mittelalter stinken. An namenlose, tückische Erreger, die im Urwald Jahrhunderte überdauern. Sie sind überall, sind oft tödlich – und weit und breit kein sauberes Krankenhaus, kein kundiger Doktor, kein rettendes Serum.“*<sup>47</sup>

Auch wenn nicht immer ganz nachvollziehbar erscheint, an welchem Ort und in welcher Weise sich Zustände der Angst und Panik in die Gefühlswelt des Reisenden einschleichen und dort ihr Eigenleben beginnen, so sind doch reale oder phantasierte Ängste keinem, der in der Fremde unterwegs ist, gänzlich unbekannt. V.S.Naipaul wird nach eigener Schilderung regelmäßig von Panik erfasst, er könnte all seine ‚Papiere‘ und notwendigen Reisedokumente verloren haben und den Grenzbeamten und Bürokraten mit ihren unverständlichen Ritualen gänzlich ausgeliefert sein. Er entwickelt die Vorstellung, am Steuer eines (geliehenen) Pkw einen Unfall zu begehen, womöglich mit Personenschaden, und nun in den Klauen der Justiz oder gar einer lynchenden Bevölkerung zu stecken. Und ihn erschreckt das Szenario, in einen Bürgerkrieg zu geraten und – schutzloser als jeder Einheimische – keinen Ort der Zuflucht, keinen Vorrat an Nahrung und Wasser und auch keine Verbündeten zu haben.<sup>48</sup>

Eine andere Form von Reiseangst, die sich in den Aufzeichnungen Werner Herzogs findet, kann – wie oben erwähnt – *frei flottierender* Art sein<sup>49</sup>: *„Zum erstenmal wieder etwas Sonne, ich dachte das tut dir gut, aber dann lauerte da neben mir mein Schatten, oft war er auch vor mir, weil ich nach Westen ging. Zu Mittag, da kauerte er, der Schatten, um meine Beine herum und das machte mir eine solcherne Angst.“*<sup>50</sup> Furcht in der Fremde kann auch in Form einer generalisierten Angststörung auftreten, wie Virginia Woolf sie kennt, die im Hotel von einer diffusen Vorahnung heimgesucht wird, welche sich im Laufe ihrer Ferientage immer mehr verdichtet: *„Solche Höhlen von Düsternis und Grauen öffnen sich um mich herum, dass ich nicht hinein zu sehen wage. (...) Ist es die beständige Angst, die ich vor der unbekanntten Macht habe, welche gleich unter dem Boden lauert? (...) Keine Atmosphäre um mich herum. Keine Worte. Voller Angst. Als ob etwas Kaltes und Furchtbares, ein brüllendes Gelächter*

<sup>45</sup> Ertl 1984, S.196

<sup>46</sup> Dilling 1999, S.155

<sup>47</sup> Grill 1999, S.256f

<sup>48</sup> Naipul 1995, S.175ff

<sup>49</sup> Dilling 1999, S.161

<sup>50</sup> Herzog, Werner (1978): Vom Gehen im Eis. München – Paris 23.11. bis 14.12.1974. München: Hanser, S.44

*auf meine Kosten gleich losbrechen werde. Und ich habe keine Macht, es abzuwehren; ich habe keinen Schutz. Und diese Furcht und dieses Nichts umgeben mich mit einem Vakuum.*<sup>51</sup>

Es lassen sich weitere dramatische Angstschübe nennen, z.B. im ‚Tagebuch einer Schizophrenie‘, wo eine Patientin ihre Reise ans Meer schildert, auf der die Dinge in ihrem Zimmer sie zu ‚schikanieren‘ beginnen: *„Ich litt entsetzlich darunter. Dabei taten sie gar nichts Besonderes, sie griffen mich nicht direkt an, sie redeten nicht. Was mich sagen ließ, daß sie mich ‚schikanierten‘, war ihre Gegenwart. Ich sah die Gegenstände so ausgeschnitten, so voneinander losgelöst, so glatt, ähnlich wie Mineralien, so erleuchtet und angespannt, daß sie mir irrsinnige Angst machten.*“<sup>52</sup> Solche Ängste, die zu diffusen Erlebnissen der Auflösung und des Verlustes an psychischer Integrität und innerer Kohärenz in der Fremde führen, werden in den Abschnitten über dissoziatives, wahnhaftes und psychotisches Erleben auf Reisen noch genauer zu ergründen sein.

---

<sup>51</sup> Virginia Woolf, zit.n. Amrain, Susanne (1992), S.217/218

<sup>52</sup> Sechehaye 1972, S.41

## 4.2 Das irritierte Selbst auf Reisen: Dissoziation

„Nicht dort, nicht hier: auf dieser zweifelhaften  
Grenzscheide, überschritten nur von Luftspiegelungen,  
Ahnungsschimmern, wo die Sprache sich selber aufhebt,  
gehe ich zur Begegnung mit mir selbst.“  
(Octavio Paz)

### 4.2.1 Momente der Dissoziation

Dissoziationen, also Empfindungen von Umdämmerung, Unwirklichkeit oder Verlorenheit sind dadurch gekennzeichnet, dass die sonst integrierten Funktionen der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und des Selbsterlebens unterbrochen bzw. neu ausgerichtet sind. Solche Labilisierungen des inneren Zusammenhanges vollziehen sich oft schleichend, kaum wahrnehmbar: Dinge geraten auseinander und verlieren ihre Verbindung zueinander; doch sie zerstören sich nicht und werden nicht zerstört. Daher trifft auch der Begriff *Fragmentation*<sup>1</sup> zu, was für das Phänomen der Dissoziation bedeutet: Das Fühlen, Denken oder Handeln einer Person verselbstständigt sich, löst sich ab von der zuvor festen Beziehung zur übrigen Persönlichkeit und tritt eigenständig in Erscheinung, wobei in der Regel spezifische Bereiche betroffen sind: die Einschränkung einzelner kognitiver Fähigkeiten, der Verlust von Gefühlen, das Auftreten traumaspezifischer Erinnerungen<sup>2</sup> oder die isolierte Wahrnehmung einzelner Körperteile<sup>3</sup>; es kann jedoch auch zu einer umfassenden Depersonalisation<sup>4</sup> führen, die nicht weit entfernt vom psychotischen Erleben ist.

Es knüpft sich also ein weites Spektrum – von tranceartigen Reaktionen bis zu ausgeprägten pathologischen Phänomenen – an den Begriff der Dissoziation. Einen Augenblick leichter dissoziativer Verstörung beschreibt der Schriftsteller Jürgen Becker so: *„Ich sitze am Tisch und nehme wahr, welche Gegenstände auf dem Tisch versammelt sind. Das Notizbuch... ein Strauß kleiner Rosen... der Bescheid über die Kraftfahrzeugsteuer... französische Zigaretten, voller Aschenbecher... ein Streichholzheft... der große grüne Apfel... die leere Kaffeetasse. Ich sitze am Tisch, und indem ich jeden dieser Gegenstände betrachte, spüre ich, wie alles in mir auseinander geht. Jeder Gegenstand verbindet sich mit einer Erinnerung, einer Geschichte, einer Notwendigkeit, einem Versäumnis, einer Aufforderung. Ich befinde mich zwischen Gartenzaun und Zypresse, Spülstein und Finanzamt, Austin und Berlin, Mülleimer und Gärtnerei... Verstehst du, daß ich mich den ganzen Abend nicht von der Stelle rühre...?“*<sup>5</sup>

Der intrapsychische Mechanismus der Dissoziation steht allen Menschen zur Verfügung. Auf Reisen kann er als flüchtige, wunderliche Erfahrung, aber auch als quälendes Symptom erlebt werden, wenn der Reisende in seinem Verhältnis zur Welt irritiert ist und die Fremde als un-

<sup>1</sup> Scharfetter, Christian (1999a): Dissoziation – Split – Fragmentation. Bern: Hans Huber, S.52

<sup>2</sup> vgl. Sachsse, Ulrich (1999): Selbstverletzendes Verhalten. Das Trauma, die Dissoziation und ihre Behandlung. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S.47

<sup>3</sup> Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.) (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, S.31

<sup>4</sup> vgl. hierzu die frühe Arbeit von Meyer, Joachim-Ernst (1959): Die Entfremdungserlebnisse. Über Herkunft und Entstehungsweisen der Depersonalisation. Stuttgart: Thieme

<sup>5</sup> Becker, Jürgen (1983): Die Tür zum Meer. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.73f

zugänglich, abweisend und feindlich erlebt. Bei solch einer Erschütterung verliert das Selbst die Kohärenz und wird brüchig. Dieser Verlust der integrativen Funktionen verändert die Erfahrung des Innen und des Außen: Bei einer Fahrt im Auto oder im Flugzeug kann sich z.B. die Dimension von Nähe und Distanz verschieben, als würde der Nachbar durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Damit wächst Intimität und Anziehung wie umgekehrt das Gefühl des Unbehagens und des Widerwillens. Oder es tritt ein gewisses Gedankenrauschen im Kopf ein, das sich während der Reise nicht abstellen lässt: *„Von Zeit zu Zeit paßt es sich dem Summen des Motors an, dann wieder stimmt es nicht mit ihm überein, mal wird es intensiver, vibrierend, mal stumpf und widerspenstig, als fürchten die Gedanken, plötzlich sichtbar zu werden, weil sie die Luft in einem so engen Raum durchdringen.“*<sup>6</sup>

In Situationen des Wartens kann es geschehen, dass die konzentrierte Betrachtung von Menschen und Dingen in einen Schwebestand gerät. Im *Indischen Nachtstück* von Antonio Tabucchi heißt es: *„So schaute ich (...) und gab mich völlig dem Gefühl hin, nur aus zwei schauenden Augen zu bestehen, während ich selbst woanders war, ohne zu wissen, wo. Ich betrachtete die Frauen und die Juwelen, die Turbane, die Fez, die Schleier, die Schleppen, die Abendroben, die Moslems und die amerikanischen Millionäre, die Ölscheichs und die schneeweiß gekleideten, lautlosen Bediensteten: ich hörte dem Lachen, den verständlichen und unverständlichen Sätzen, dem Flüstern, dem Rascheln zu. Dann legte ich den Kopf auf die Kissen des Diwans...“*<sup>7</sup> Roland Barthes berichtet von einer Nordafrika-Reise: *„Eines Abends, als ich auf einem Barhocker halb eingeschlafen war, versuchte ich alle Sprachen aufzuzählen, die an mein Ohr drangen: Musik, Konversation, Geräusche von Stühlen, Gläsern, eine ganze Stereophonie, deren exemplarischer Ort ein Platz in Tanger ist; (...) auch in mir redete es, und dieses sogenannte ‚innere Reden‘ ähnelte ganz dem Geräusch des Platzes, jener Abstufung leiser Stimmen, die mich von außen erreichten.“*<sup>8</sup>

Im psychiatrischen Sinne stellen Dissoziationen – vor allem dann, wenn sie länger anhaltend sind – seelische Störungen<sup>9</sup> dar, deren Bedeutung gegenwärtig stark diskutiert wird. Fiedler<sup>10</sup> schlägt vor, Dissoziationen zu unterteilen a) in Phänomene des Alltags – wie das zeitweilige Versinken in Gedanken oder Handlungen, das Nicht-mehr-Loskommen (z.B. von einem Computerspiel), den Verlust des Zeitgefühls bei konzentrierten Denkprozessen oder bei routinetaften Handlungen, und b) in solche psychischen Störungen, bei denen es zur Depersonalisation bzw. Derealisation oder zu Zuständen der Identitätsstörung, der Amnesie oder der Fugue kommt. Im ICD-10 wird als Kennzeichen solcher Störungen *„der Verlust der normalen Integration von Erinnerungen an die Vergangenheit, des Identitätsbewusstseins, der unmittelbaren Empfindungen sowie der Kontrolle von Körperbewegungen“*<sup>11</sup> verstanden.

<sup>6</sup> Brill, Attilio (1999): Das rasante Leben. Die Anfänge des Reisens mit dem Automobil. Berlin: Wagenbach, S.73f

<sup>7</sup> Tabucchi, Antonio (1990): Indisches Nachtstück. München u. Wien: Carl Hanser Verlag, S.38

<sup>8</sup> Barthes, Roland (1981): Das Reich der Zeichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Für solch einen Zustand der Umdämmerung und des konzentrierten Halbschlafes, wie Barthes ihn beschreibt, wählt Sigmund Freud den Begriff des Tagtraumes: Eine Phantasie schwebt zwischen Zeitmomenten: *„Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges wie an der Schnur des durchlaufenden Wunsches aneinandergereiht.“* Vgl. Freud, Sigmund (1999): Der Dichter und das Phantasieren. (orig.1908) In: Ders., Ges. Werke Bd. VII, S.213-223

<sup>9</sup> vgl. Dilling, Horst et al. (Hrsg.) (1999): Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10. Kapitel V (F): klinisch-diagnostische Leitlinien. 3.Aufl., Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber (besonders F44, S.173ff)

<sup>10</sup> vgl. Fiedler, Peter (2001): Dissoziative Störungen und Konversion. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Weinheim: Beltz

<sup>11</sup> Dilling 1999, S.173

Dazu ein Beispiel: Richard Wagner schildert folgendes Erlebnis einer Italienreise im Jahre 1853, auf der er mit dem Schiff die Stadt La Spezia erreicht: „*In allererschöpftestem Zustande, kaum mich fortzuschleppen fähig, suchte ich den besten Gasthof auf, welcher zu meinem Schrecken in einer engen geräuschvollen Gasse lag. Nach einer in Fieber und Schlaflosigkeit verbrachten Nacht zwang ich mich des anderen Tages zu weiteren Fußwanderungen durch die hügelige, von Pinienwäldern bedeckte Umgegend. Alles erschien mir nackt und öde, und ich begriff nicht, was ich hier sollte. Am Nachmittag heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die lang ersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht; dafür versank ich in eine Art von somnambulen Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt.*“<sup>12</sup>

Es sind solche Unterbrechungen der eigenen Bewusstheit, des Gedächtnisses oder der Wahrnehmung sowie kurze, oft nur wenige Sekunden anhaltende Empfindungen der Unwirklichkeit und Verlorenheit, die dissoziativen Charakter haben. Mitunter sind sie von körperlichen Empfindungen oder Wahrnehmungseintrübungen begleitet – wie etwa bei Gustav Frenssen, der einen Strandspaziergang so erlebt: „*Es erschienen wie in der Ferne in dieser Landschaft die Gestalten von Männern und Frauen, erst einzeln, dann mehrere, undeutlich, in Nebel zurücktretend und wieder hervorkommend. Sie haben Gesichter ohne Bewegung und Ausdruck. Der Gang ist schwer, als hätten sie rostige Eisenschienen an den Beinen. Und dennoch kann man von diesen Erscheinungen, die da so gleichgültig und faul im Nebel gehen, die Augen und die Gedanken nicht abwenden.*“<sup>13</sup>

Zu den Dissoziationen, die psychische Störungen darstellen, weil sie ‚normale‘ Phänomene des Alltags überschreiten, gehören laut *Diagnostischem und Statistischem Manual (DSM-IV)*: a) die *Dissoziative Amnesie*: sie zeigt sich in der Unfähigkeit, sich an Ereignisse zu erinnern, die belastender Natur sind; das Ausmaß der Störung ist zu umfassend, um durch gewöhnliche Vergesslichkeit erklärt zu werden; b) die *Dissoziative Fugue*, die gekennzeichnet ist durch plötzliches Weggehen von zu Hause oder vom Arbeitsplatz, verbunden mit einer Verwirrung der Identität bzw. mit der Annahme einer neuen Identität; c) die *Dissoziative Identitätsstörung* (früher: multiple Persönlichkeitsstörung), die charakterisiert ist durch das Vorhandensein von mehreren Identitäten oder Persönlichkeitszuständen, die die Kontrolle über das Verhalten der Person übernehmen; d) die *Depersonalisationsstörung*, bei der es zu einem ständigen oder wiederholt auftretenden Gefühl von Losgelöstsein von den eigenen geistigen Prozessen oder vom Körper kommt. Eine intakte Realitätskontrolle bleibt aber erhalten.

Das ICD-10 rechnet – anders als DSM IV – zu den ‚dissoziativen Störungen‘ auch solche Symptomatiken, die bislang als *Konversion* oder als *Hysterie* bezeichnet wurden. Konkret sind dies *dissoziative Bewegungsstörungen*: sie sind gekennzeichnet durch den vollständigen oder teilweisen Verlust der Bewegungsfähigkeit eines oder mehrerer Körperteile. Die Lähmung kann partiell, mit schwachen oder langsamen Bewegungen oder vollständig sein. Unterschiedliche Formen und verschiedene Grade mangelnder Koordination kommen besonders in den Beinen vor, so dass ein bizarres Gangbild entstehen kann. Ferner tritt ein starkes Zittern oder Schütteln der Extremitäten bzw. des ganzen Körpers auf. Unter *dissoziativen*

<sup>12</sup> Birnbaum, Karl (1920): Psycho-Pathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzlande. Berlin: Verlag Julius Springer, S.108

<sup>13</sup> ebd., S.75



*Empfindungsstörungen* werden unterschiedliche Verluste verschiedener sensorischer Modalitäten verstanden, die keine Folge neurologischer Läsionen darstellen. Zumeist wird von einer beängstigenden Gefühllosigkeit der Haut, von nicht endenden Kribbelgefühlen oder von visuellen Störungen berichtet, die zum ‚Tunnel-Sehen‘ oder zum zeitweiligen Verlust der Sehfähigkeit führen. Ein *dissoziativer Stupor* wird bei beträchtlichen Verringerungen bzw. beim Ausbleiben willkürlicher Bewegungen auf äußere Reize wie Licht, Geräusche oder Berührung diagnostiziert. Der Patient liegt oder sitzt lange Zeit bewegungslos da. Trotz einiger Hinweise auf eine Bewusstseinsstörung verraten Muskeltonus, Haltung, Atmung, Blinzeln und koordinierte Augenbewegungen, dass er weder schläft noch bewusstlos ist.<sup>14</sup>

#### 4.2.2 *Isolation: Nicolas Bouvier*

**Nicolas Bouvier:** Geboren am 29.März 1929 in Genf (im Hause Bouvier sind Robert Musil, Thomas Mann, Marguerite Yourcenar und Hermann Hesse zu Gast) – Besuch des Gymnasiums, Freundschaft mit Thierry Vernet – 1945 erste Reisen nach Italien und Frankreich – 1947 Fahrt nach Finnland und Lappland – 1949 Studium in Genf / Reisen nach Algerien, Frankreich, Spanien und Jugoslawien – Juni 1953: Start zur Asienreise – Winterquartier in Täbris – Oktober 1954 alleinige Weiterreise nach Bombay – Mai 1955 auf Ceylon – Oktober 1955 Weiterreise nach Japan – November 1956 Rückkehr in die Schweiz – 1958 Hochzeit mit Elaine Petitpierre – Tätigkeit bei der WHO in Genf; in den folgenden Jahren: Geburt zweier Kinder – 1963 *Die Erfahrung der Welt* erscheint – 1964 bis 1966 Aufenthalt in Kioto und Tokio – ab 1970 Reisen nach Korea, China, Vietnam – 1981 *Der Skorpionsfisch* erscheint – ab 1982 zu Vorträgen in den USA und Mexiko – 1997 letzte Reise mit Ehefrau Elaine nach Japan – 17.Feb.1998 Tod in Genf

Im Jahre 1953 startet Nicolas Bouvier mit seinem Freund Thierry Vernet (in einem Fiat Topolino, den die beiden vor Antritt der Reise einmal komplett auseinander nehmen und die achttausend Einzelteile dann wieder sorgsam zusammen setzen) auf eine Reise, die sie von der Schweiz bis nach Indien und Ceylon führt. In Genf lassen sich die beiden jungen Männer von Ella Maillart, die einige Jahre zuvor mit Annemarie Schwarzenbach eine ähnliche Fahrt bis nach Afghanistan zurückgelegt hat, über Möglichkeiten und Gefahren beraten. Die Journalistin zeigt sich optimistisch: „Überall, wo Menschen leben, kann ein Reisender auch leben. Probieren Sie diese Route aus, und wenn Sie Ihnen nicht zusagt, dann kehren Sie um!“ Im Juli 1953 starten sie „mit Geld für vier Monate und ohne Vorstellung von der Rückkehr“. Sie nehmen sich vor, ihre Reisekasse durch Musikmachen, Bilderausstellungen, Sprachunterricht oder ähnliches zu finanzieren. Daher muss im Fiat Topolino neben ihrem Reisegepäck auch Platz für eine Gitarre und eine Ziehharmonika, eine Staffelei, eine Schreibmaschine und ein Tonbandgerät bleiben.

Nach einigen Wochen treffen sie in Belgrad eine Malerin, die für Thierrys Bilder eine Ausstellung organisiert. Anfang September geht es „in sehr langsamer Fahrt“ (mehr als 30 km/h wollen sie dem Auto auf den unbefestigten Straßen nicht zumuten) über Griechenland und die Türkei bis nach Täbris, wo sie den Winter verbringen. Ihr Auto trägt die Inschrift: „Kein sicheres Dach für die Nacht / und dein Ziel ist noch weit / doch wisse, es ist kein Weg ohne Ende / sei nicht betrübt!“ des persischen Dichters Hafis, was ihnen auf ihrem weiteren Weg

<sup>14</sup> Dilling 1999, S.173

manche Freundschaft und Hilfestellung einbringt. Im Frühjahr 1954 erreichen sie Teheran, können dort Bilder ausstellen, Vorträge halten und Reiseberichte an Tageszeitungen in der Schweiz schicken, so dass ihre Kasse für die nächsten Monate gefüllt ist. Unter schwierigen Bedingungen geht es weiter über Isfahan, Schiras, Persepolis, durch die Wüste Lut bis nach Quetta und schließlich nach Kabul.

Beide Reisende leiden unter schweren Erkrankungen: Bouvier muss eine Malaria behandeln lassen, Vernet fiebert an einer Gelbsucht; glücklicherweise bietet ihnen eine französische Archäologen-Gruppe Hilfe an. Auch ist das Verhältnis der Freunde nicht mehr frei von Spannungen, da Thierry Vernet darauf drängt, die Malerin aus Belgrad wiederzusehen. So trennen sich die beiden im Oktober 1954: der Freund reist per Flugzeug und Schiff nach Ceylon, glücklich darüber, die „*lieblose Kriegerregion*“ Afghanistan zu verlassen. Bouvier fährt über den Chaiber-Pass nach Peschawar in Pakistan, dann nach Neu-Delhi, Agra und Bombay, wo er in der Fiat-Vertretung im Januar 1955 als Anerkennung für seine Reise einen neuen Motor für den ‚Topolino‘ geschenkt bekommt. Einige Wochen später trifft Bouvier auf Ceylon ein, um Trauzeuge der Hochzeit von Thierry Vernet und der Malerin Floristella Stefani zu sein. Mitte Mai verabschieden sich die Freunde endgültig: Während Thierry und Floristella in die Schweiz zurückkehren, bleibt Nicolas Bouvier weitere neun Monate auf Ceylon.

Hier nun setzt die dissoziative Störung Bouviers ein. Über die Ankunft im armseligen, von Ungeziefer besetzten Hotel notiert er: „*Sich in einem Zimmer einzurichten, für eine Woche, einen Monat, ein Jahr, ist eine rituelle Handlung, von der viel abhängen wird und der man sich nicht mit wirrem Kopf entledigen soll.*“ Er steht vor der Aufgabe, die Impressionen und Begegnungen der letzten Reisejahre zu rekonstruieren, denn ein Hotelboy in Pakistan hatte all seine Notizen in den Müll geworfen. Nun also die Reise ein zweites Mal zu ‚durchleben‘, gleichzeitig die Trennung vom Freund und Reisegefährten zu verarbeiten und auch noch den neuen Ort zu erkunden – dieser Situation ist er kaum gewachsen. Eine Stimmung erfasst ihn, die den ‚Keim von Wahnsinn‘<sup>15</sup> trägt, der nach Goethe jeder Trennung anhaftet: „*Ich machte mich an die Arbeit, eine Lache Schweiß unter jedem Ellenbogen, und ich wusste wohl, dass ich mogelte, dass ich Angst hatte, dass ich mich wie Odysseus am Mast festband.*“ Kleinste Irritationen wie Käfer und Kakerlaken bringen ihn um sein seelisches Gleichgewicht, auf der Veranda sieht er riesige Schatten schwanken, die tanzenden Leuchtkäfer über seinem Kopf machen ihn ganz schwindelig: „*Einer dieser Momente, wo der Reisende vor Müdigkeit den Verstand verliert. Ich irrte ein wenig ab und fragte mich, was ich eigentlich hier machte.*“

Später beschreibt Bouvier jene Wechselbäder der Gefühle zwischen Euphorie und Todesangst, in denen Zeit- und Raumgefühl verschwimmen und er sich der Realität des Wahrgenommenen nicht mehr sicher ist: „*Die Zeit vergeht, man verliert den Faden – und wenn man ihn wiederfindet, sieht man den Wirt mit langen, drohenden Schritten ein Huhn verfolgen, dem er die Gurgel durchschneiden will, und seine Hände zucken wie Flammen hinter dem verschreckten Federvieh her. Dann interessiert man sich für das Gewebe des Teppichs unter den Schultern oder für den kleinen Muskel, der in der Wange zuckt wie ein Tier in der Falle. Doch wenn sich die Nerven allmählich entspannen und die Sonne untergeht, überkommt einen eine selige Ermattung, man gerät in Verzückung, will sein Schicksal in die Waagschale*

<sup>15</sup> zu Goethes Begriff ‚Keim von Wahnsinn‘: vgl. Leed 1994, S.45

*werfen – und erfährt plötzlich und heftig und aus ungeahnten Tiefen quellend ein Übermass an Lebenskraft, mit der man gar nichts anzufangen weiss.* <sup>16</sup>

Bouvier kennt genauso auch Ängste und Fieberphantasien, die ihn in der Fremde überfallen und denen er mit Ritualen und Zwangshandlungen zu begegnen versucht; so zählt er eine Nacht hindurch all die fremden Zimmer, in denen er seit Beginn der Reise genächtigt hat (er kommt auf einhundertsiebzehn). Solche Abwehrmaßnahmen schützen ihn jedoch nicht davor, dass *„durch die Watte des Fiebers alte verwirrte Gesichter aufleuchten wie Bahnhöfe.*“ <sup>17</sup>

Auch die Begrenztheit der Insel, der er sich ausgeliefert fühlt, bestimmt sein Empfinden: *„Ich hatte keine Erfahrung mit Inseln, die die Probleme auf ihre Weise stellen. Eine Insel ist wie ein auf einen unsichtbaren Mund gelegter Finger, und man weiß (...), dass die Zeit da nicht wie anderswo abläuft.“* Er fühlt sich wie ein unvorsichtiger Vagabund, der mit seinem Schiff in eine Ruhezone geraten ist, *„in eine dieser Windstillen, wo die hängenden Segel eine ganze Mannschaft dem Wahnsinn oder dem Skorbut ausliefern.“* Er streift durch den Ort und es ist, als würde ihm – anders als auf all den Etappen zuvor – hier nur Abweisung, Unwille, Verweigerung entgegen strömen. Türen scheinen sich zu schließen, sobald er vorbeigeht, ein eigentümlicher Brandgeruch liegt in der Luft: *„Ich weiß nicht, wie ich mich soviel Leere entgegenstellen soll mit dem wenigen, das ich geworden bin.“* Seinen Wahrnehmungen kann er bald nicht mehr trauen: *„Vorgestern morgen, als ich mein Brot aß, stellte ich fest, dass das Brot mir den Mund aß.“* Seine Verfassung nimmt immer bedrohlichere Formen an: Er fühlt sich von der Buddha-Figur auf seiner Kommode ausgelacht, glaubt, dass der Raum sich immer enger um ihn herumschließen würde, hört aus einer Mistkugel, in der Larven ausgebrütet werden, eine *„Höllmaschine“* ticken und weiß, dass er das Zimmer dringend verlassen muss. Er nennt dies *„die Stunde, wo in meinem Kopf etwas kaputtging.“* <sup>18</sup>

Eine tickende Höllmaschine, verborgen in einer Mistkugel; ein immer enger werdender Raum, der einen gefangen nimmt und zu erstickenden droht; eine Buddha-Figur auf der Kommode, die sich lustig zu machen scheint über einen, in dessen Hirn gerade etwas dramatisches passiert. Der Reisende weiß nicht mehr, wie er sich einer solchen Leere gegenüber verhalten kann, wie er sie aushalten kann mit dem wenigen, das er ist und das er hat. Dieses Gefühl der Verlassenheit und Einsamkeit treibt Bouvier an den Rand der Verzweiflung und mitten hinein in eine schwere psychische Krise. Nach all den Monaten der gemeinsamen Reise, der vertrauten Gespräche, der *„Komplizenschaft des Schweigens“* <sup>19</sup> während der Tage und Nächte in der Fremde ist der Autor nun ganz auf sich selbst, auf die Zwiesprache mit seinen inneren Instanzen angewiesen. Bilder des Unbewussten steigen in ihm auf, realitätsnahe Erinnerungen an die vergangene Reise lösen sich ab mit phantasienahen Empfindungen bezüglich seiner jetzigen Situation, an der nichts vertraut und geborgen zu sein scheint – im Gegenteil: Die Fremde zeigt sich abweisend, unwillig zur Beziehungsaufnahme, verweigert dem Fremden jegliche Nähe, lässt ihn abprallen, außen vor bleiben, wirft ihn auf sich selbst zurück. Von den zwei Gesichtern der *Fremde* zeigt Ceylon nicht das einladende, zu neuen

<sup>16</sup> Bouvier, Nicolas (2002a): Die Erfahrung der Welt (*L'Usage du monde*. Genève 1963). Aus dem Französischen von Trude Fein. Herausgegeben von Roger Perret. 3. Auflage, Basel: Lenos, S.282

<sup>17</sup> Bouvier, Nicolas (2002b): Der Skorpionsfisch, Aus dem Französischen von B. Erni. Zürich: Ammann, S.48

<sup>18</sup> ebd., S.19ff

<sup>19</sup> Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Aus dem Englischen von Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition, S.78

Abenteuern und unendlichen Möglichkeiten lockende – für Bouvier erweist sich das Land als mysteriös und einschüchternd, verunsichernd und bedrohlich.

Gewöhnlich gelingt es ja einem Reisenden, dem *fremden* Ort seine irritierende Struktur zu nehmen, ihn zu erkunden, sich mit ihm vertraut zu machen. Doch für Bouvier erschließen sich die Straßen und Plätze nicht, sie bleiben undurchschaubar, er verliert sich im Labyrinth der Gassen. Und die Menschen, denen er begegnet, scheinen keinerlei Notiz von ihm zu nehmen. Er zieht daraus die Konsequenz, sich auf die Rekonstruktion seiner Reisenotizen zu konzentrieren, denn er ist von dem Ehrgeiz beseelt, die Reise in Form eines Berichtes zu dokumentieren, auch wenn mehr als die Hälfte seiner Notizen vernichtet sind. Gerade weil er sich nicht ablenken will, bleibt er in seinem Zimmer, vermeidet von sich aus den Kontakt zur Fremde. Doch seine psychischen Irritationen und dissoziativen Verstörungen nehmen immer mehr zu – bis er an dem Vorhaben zweifelt, auf Ceylon überhaupt den Verlauf der bisherigen Reise rekonstruieren zu können. Am Ende scheint ihm das Gesamtprojekt dieser jahrelangen Reise fragwürdig: „*Erwache, du Wirrkopf, mit deiner Reiseri, deinen Plänen, deinem ewigen Kommen und Gehen, deiner Sucht nach immer neuen Horizonten. Was du nie aufgehört hast zu suchen, ist vielleicht hier, jetzt, in diesem brutheißen Zimmer, in Reichweite, kauert im Dunklen, und nur im Dunklen*“.<sup>20</sup>

Endlich entdeckt er ein Café, in dem er sitzen, schreiben, „*Gespenster und Schatten kommen lassen kann*“, ohne dass es ihn oder sonst jemanden stört. Als dann ein Brief eintrifft und die Funkstille, das Kommunikationsembargo kurzzeitig durchbricht, kann er ihn nicht sofort öffnen – auch jetzt muss er gewisse Rituale einhalten, sich erst duschen und rasieren, das Zimmer wischen „*wie ein Mönchlein*“, bevor er sich traut, den Brief zu lesen. Ein paar Tage später ertappt er sich dabei, wie er auf dem Weg zum Markt laut mit sich selber spricht – ohne kurze Zeit später noch den Inhalt des Gesprächs zu erinnern – und wie er von einem Dutzend Jungen verfolgt wird, die ihn nachäffen und sich lustig über ihn machen.<sup>21</sup> Immerhin ist dieses Nachäffen für Bouvier ein Zeichen, dass er wahrgenommen wird, dass er noch da ist, sich nicht aufgelöst hat.

Das Fertigstellen seiner Reisechronik kann er schließlich erst zu Hause vollbringen – es wird viele Jahre dauern und deutlich unter dem Handicap stehen, dass eigentümliche seelische Irritationen zurückbleiben von diesen einsamen Monaten auf der abweisenden Insel.

---

<sup>20</sup> Bouvier 2002b, S.95

<sup>21</sup> ebd., S. 136

### 4.2.3 *Abgrenzung: Rolf Dieter Brinkmann*

**Rolf Dieter Brinkmann:** Geboren 1940 in Vechta – Besuch der Volksschule und des Gymnasiums, 1957 Tod der Mutter – Aufenthalt bei Verwandten im Emsland – 1958 Abbruch der Schule und einer Verwaltungslehre – 1959 Buchhändlerlehre in Essen; Brinkmann lernt seine Frau Maleen kennen – 1962 Umzug nach Köln; Gedichtband *Ihr nennt es Sprache* – 1963 Beginn des Studiums an der Pädagogischen Hochschule in Köln – 1964 Förderpreis des Landes NRW für junge Künstler; Heirat, Geburt eines Sohnes – 1965 Aufenthalt in London; Prosaband *Die Umarmung* – 1968 Filmarbeiten, Fernsehspiele, autobiographischer Roman *Keiner weiß mehr* – Eklat mit dem Kritiker Reich-Ranicki<sup>22</sup> – 1969 Hinwendung zur amerikanischen Szene: Anthologie *Acid* – ab 1971 Hörspiele („*Auf der Schwelle*“, „*Der Tierplanet*“, „*Besuch in einer sterbenden Stadt*“), Übersetzungen (z.B. Frank O’Haras „*Lunch Poems*“), Essays, weitere Gedichtbände („*Gras*“, „*Westwärts 1&2*“) – 1972 Stipendiat der Akademie Villa Massimo in Rom – 1974 Gastlektor an der Universität in Austin / Texas – 1975 Unfalltod in London; posthume Verleihung des Petrarca-Preises für den Gedichtband *Westwärts 1&2*

Im Oktober 1972 reist Rolf Dieter Brinkmann von Köln nach Rom, um dort ein Stipendium in der Villa Massimo (der deutschen Akademie für Literaten und bildende Künstler) anzutreten und seine schriftstellerischen Arbeiten fortzusetzen. Die ersten Wochen seines Aufenthalts dokumentiert Brinkmann in einem fortlaufenden Arbeitsprozess und stellt eine 448 Seiten starke Collage aus Reisebeobachtungen, Reflexionen und Briefen zusammen, bebildert mit Photographien, Postkarten, Fahrscheinen, Restaurantquittungen. 1979, vier Jahre nach Brinkmanns Unfalltod in London, veröffentlicht der Rowohlt-Verlag das Werk unter dem Titel „*Rom, Blicke*“.<sup>23</sup>

Brinkmanns Aufenthalt in Rom ist geprägt von einer kaum erträglichen existentiellen Spannung, fast schon von einer „*Gewissheit des Verlorenseins*“.<sup>24</sup> Jeder Gang in die fremde Stadt, jede Szene, die Brinkmann beschreibt, ist verdichteter Eindruck – selbst wenn es sich um tausendfach aufgesplitterte Eindrücke handelt, um sinnlich sehr genau geprüfte und notierte Betrachtungen über das fremde und befremdliche Leben in den Straßen und auf den Plätzen Roms. Die Präzision, mit der Brinkmann den Zustand des urbanen Alltags zu erfassen sucht, gleicht einem unerbittlichen (Kamera-)Auge, das in den hintersten Winkel der erschreckend maroden Zivilisation blickt und dort vor allem eines findet: Müll, auch und gerade in Rom: „*Manchmal dachte ich, daß meine guten scharfen Augen mir nur hinderlich waren beim Umherblicken, denn jede schäbige unbedeutende Einzelheit mußte ich auch sehen. Dasselbe ist mit den Gerüchen und dem Tastsinn. (...) Das genaue Erfassen der Gegenwart mit den Augen sperrt den, der sieht, auch mächtig in der Gegenwart ein.*“<sup>25</sup>

Das Werk aus Splittern und Bruchstücken, ungeglätteten Wahrnehmungen und Reflexionen über die kaputten urbanen Zustände in Rom ist eigentlich getrieben ist von dem Versuch, die Welt um sich herum verstehen zu wollen. „*Und wenn es da nichts zu verstehen mehr gab, dann wollte er eben dies verstehen. Das bedeutet auch: er war – und sei es in der Negation –*

<sup>22</sup> Die Kritik würdigt sein „*außerordentliches*“ Talent und läßt ihn – zusammen mit Thomas Bernhard – zu einer Podiumsdiskussion in die Berliner Akademie der Künste, wo er Reich-Ranicki auf dessen Ausführungen antwortet: „*Wenn dieses Buch ein Maschinengewehr wäre, würde ich Sie über den Haufen schießen!*“

<sup>23</sup> Brinkmann, Rolf Dieter (1979): *Rom, Blicke*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

<sup>24</sup> Vormweg, Heinrich (1995): *Die strahlende Finsternis unserer Städte*. In: Lüdke, Martin; Schmidt, Delf (Hrsg.): Rolf Dieter Brinkmann. *Literatur-Magazin 36*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.14-27

<sup>25</sup> Brinkmann 1979, S.407

fixiert auf Inhalt und Sinn. Er wollte begreifen, was es mit der Realität, in der die Menschen lebten, auf sich hat.“<sup>26</sup> Wenn man heute „Rom, Blicke“ in die Hand nimmt und der Frage nachgeht, welche Erfahrungen der Bewältigung des In-der-Fremde-Seins sich in Brinkmanns Text finden lassen, welche intrapsychischen Prozesse der Autor während seines Aufenthaltes in Rom erlebt und dokumentiert, so ist augenscheinlich, dass das Werk den Grenzgang eines Autors zwischen Außenwelterleben und Innenweltverarbeitung abbildet und dem stilisierten Rom-Bild deutscher Bildungsreisender den Kampf ansagt. An die Stelle des bürgerlichen Reisens setzt Brinkmann die authentische Erfahrung: Schreiben wird zur Spurensicherung des momentanen Erlebens unter Verwendung einer assoziativen, springenden, stichwortartigen Sprache, die den Eindruck des Unbearbeiteten und Alltäglichen machen könnte, wäre sie nicht sehr präzise auf Unmittelbarkeit ausgerichtet.

(Ähnlich hatte Gottfried Seume die Stadt Rom als „Kloake der Menschheit“<sup>27</sup> empfunden. Auch er wollte keine antiquarischen Entdeckungen machen, keine Besichtigungsfahrten durch Ausgrabungsstätten und Museen absolvieren, ihn interessierte das aktuelle Leben der Menschen dort und es wunderte ihn, dass man so viel Lärm um die toten Überreste des alten Roms machte „und die Lebendigen im Elende verhungern lasse.“<sup>28</sup>)

Die Motive für Brinkmanns Reise nach Rom sind vielfältiger Art; sein bisheriger Lebensmittelpunkt in Köln (er nennt diese Stadt sein „Schreckgespenst“) ist ihm aus vielerlei Gründen zu eng geworden. Die Beziehung zu seiner Frau und zu seinem (behinderten) Sohn, die angespannte finanzielle Situation und die Überprüfung seiner schriftstellerischen Ambition verunsichern ihn, lassen eine konzentrierte Arbeit kaum zu: „Alles, was ich mir wünsche, ist ein einfacher Ort, wo ich leben und arbeiten könnte und das Minimum der Versorgung geregelt ist, was zum täglichen Leben notwendig ist“<sup>29</sup>. Das Stipendium in der Villa Massimo scheint genau eine solche Möglichkeit der Konzentration, Reflexion und Produktion zu eröffnen. Brinkmann erlebt den Aufbruch und die ersten Stunden in der Fremde allerdings viel irritierender, als er es sich ausgemalt hatte: „während der Fahrt ein Ansturm der Bodenlosigkeit, keinen Ort zu haben (...), eine grauenhafte Unsicherheit, die ich begreifen lernte: also wohin jetzt? (...) Und wie weiter? – Weiter! Ein dünner Gedanke“<sup>30</sup>.

In Rom angekommen, sondiert er in den ersten Tagen das neue Terrain, beschränkt sich jedoch auf das Gelände der Villa Massimo (die Stadt Rom erscheint ihm noch zu kolossal, zu ungeheuerlich). Er schreitet sein Atelier ab und ‚ver-misst‘ es regelrecht am eigenen Körperschritt-Maß, durchstreift den Park, besieht sich die Anlagen, Bäume, Statuen, muss sie sorgfältig und wiederholt zählen. Diese Zwangshandlungen geben ihm jene Sicherheit, die er benötigt, um sich zu einem ersten längeren Rundgang durch die Innenstadt durchzuringen. Das Resultat: „Von dem pausenlosen Verkehr war ich in feinem Schweiß am ganzen Körper gebadet und nach dem Gang hatte ich das Gefühl totaler geistiger Leere im Kopf (...), körperlich taub und ohne Empfindung bis auf eine graue, poröse Müdigkeit, die mit körperlicher Erschöpfung nichts zu tun hatte, sondern mit einem Zustand des Ausgewrungenenseins.“<sup>31</sup>

<sup>26</sup> Vormweg 1995, S.26

<sup>27</sup> Seume, Gottfried (1985): Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. (Vollst.Ausg. nach der 3.Aufl.Leipzig: Hartknoch 1811), Nördlingen: Greno, S.295

<sup>28</sup> ebd., S.297

<sup>29</sup> Brinkmann 1979, S.6

<sup>30</sup> ebd.

<sup>31</sup> ebd., S.34

Wo andere Reisende in einer solchen Phase den Kontakt zu Mitmenschen suchen (sei es die Begegnung mit einem Kellner, einer Verkäuferin, um sich nicht zu verlieren), lehnt Brinkmann es ab, jemandem nahe zu kommen oder nahe zu sein. Auch die anderen Stipendiaten der Villa meidet er. Dieser Wunsch nach Abgrenzung, nach Abwesenheit von Menschen, auch nach fast konsequenter Verweigerung der Benutzung der fremden Sprache ist für ihn geradezu Programm: Das Fremde soll fremd bleiben, denn nur so „*schult der Zustand die Wachsamkeit und die Augen.*“<sup>32</sup> Diese Vermeidungstechnik verdeutlicht die Bedingungen seines Seins, eine Wahrnehmungs- und Reflexionsfähigkeit, die erst durch Abgrenzung zur Öffnung nach außen gelangen kann. Er will sich im wahrsten Sinne des Wortes ‚aussetzen‘ – als notwendige Bedingung für die Ermöglichung von unmittelbarer Erfahrung der Fremde.

Ähnliches gilt für Brinkmanns Wahrnehmung des *Alten Rom*: Während der touristische Rundgang in der Regel von den Bemühen geprägt ist, die Kirchen, Statuen und Tempelreste zurück in ihren einstigen Rahmen zu betten, sich in das Damals zu versenken, Ursprünge und Bedeutungen herauszuarbeiten und alles aktuelle Geschäftige, das sich gerade im Moment der Betrachtung um einen herum abspielt auszublenden, zeigt Brinkmann gnadenlos den lärmig-dreckig-alltäglichen Kontext der römischen Kulturrelikte – wie an Berninis Skulptur ‚Triton‘ – auf: „*Also am Platz Barberini raus, und zuerst eine überdimensionale große Unterwäsche-Reklame, da kniet eine Nuß, streckt den Hintern raus gepanzert in ‚Lovebal‘..., darüber Disney On Parade und Mickey Mouse. 1 Mann mit weißem Hemd und Schlips holt sich Wasser aus einem Brunnen, Flugblätter auf dem Asphalt, Flugblätter im Brunnen, dann Berninis Triton schwarz angelaufen der Brustkorb, als hätte der’n inneren Brand, die Ränder gelb, trug irgendwas Krümeliges auf dem Triton-Stein-Haupt. Rundum geparkte Wagen.*“<sup>33</sup>

Diese Technik Brinkmann, das historische Rom nicht im klassischen, sondern gerade im momentan erlebten Zusammenhang einer modernen, hektischen, staubigen Großstadt zu sehen, dient ihm weniger dazu, die Kluft zwischen den phantasierten Bildern des antiken Roms und den aktuellen Eindrücken zu schließen, als vielmehr sich seiner eigenen Identität zu vergewissern: „*Ich war allein, ungestört, und fühlte mich als jemand, der durch Gerümpel ging, ganz deutlich. (...) angesichts dieser Reste von Zivilisation wie auch von Kunstwerken: immer komme ich deutlicher zu mir zurück und immer schwerer fällt es mir, mich, mein eigenes Dasein, meine Anwesenheit in diesem Körper unberücksichtigt zu lassen*“<sup>34</sup>.

Nach einigen Wochen wagt er es, den Schutzmantel des einsamen Stadterkunders abzulegen und mit zwei anderen Stipendiaten der Villa Massimo die Piazza Navona aufzusuchen. Doch dieser Besuch verunsichert ihn tief: Die Menschenmassen auf der abendlichen Piazza wecken in Brinkmann Aggressionen, die sich in der Darstellung des Brunnens „*mit Fischen, die Wasser kotzen*“ widerspiegeln; andererseits ist er erleichtert von der Weite des Platzes: „*Weit, das ist gut, da sind die Menschen nicht so dickfällig zu spüren*“<sup>35</sup>. Sein gesteigertes Empfinden, begleitet von agoraphobischen Ängsten, mündet in Momente des Kohärenzverlustes und der Fragmentierung:

---

<sup>32</sup> ebd., S.33

<sup>33</sup> ebd., S.51

<sup>34</sup> ebd., S.58

<sup>35</sup> ebd., S.69/70

„Ich bin ja eigentlich gar nicht da – wie kann man dasein vor soviel Kolossalität! Doch, doch, ich bin gegenüber solcher Kolossalität immer da, aber der Platz ist so weitflächig und groß“<sup>36</sup>. Atemlos reiht er nun Gedanken aneinander: „Eis Tartuffo schokoladenschwarz 350 Lire im Stehen essen mit bitteren Schokoladenstückchen das Halbrund Eis eingepackt im Sitzen kostet sofort das Doppelte Gedanken an Maleen die gern Eis isft und besonders exotisches die Portion ist zu groß die Bar heißt Tre Scaline der Lyriker stellt Vermutung an, es möchte 3 Stockwerke heißen ich spüre die körperliche Schwerfälligkeit durch das fette starke Eis die Zeit ist 20 vor 9 der Kunststoff-Schwengel saust Berninis Brunnen rauscht der Obelisk ragt hoch der Kunststoff-Vogel klackert noch das ist die Piazza Navona gewesen an einem Donnerstagabend.“<sup>37</sup>

Im weiteren Verlauf des Textes „Rom, Blicke“ wird deutlich, dass dieser Piazza-Navona-Abend für Brinkmanns Aufenthalt in Rom eine Schwellensituation darstellt, bei der ungewiss bleibt, ob es ihm gelingt, die ungeheure Spannung zwischen Entgrenzung und Abgrenzung zu bewahren und (nicht zuletzt durch den Prozess des Schreibens) sein Selbst vor Auflösungstendenzen zu schützen; oder ob gerade das zurückgezogene Schreiben ihn noch stärker gefährden, auflösen wird. Brinkmann löst diese Spannung insofern, als er die äußere Umgebung nach diesem Piazza-Navona-Abend nun noch mehr ausblendet; es ist der Beginn einer eigentümlichen Entrückung, einer verstärkten Hinwendung von der äußeren zur inneren Landschaft. Die Darstellung der Realität des Alltags in Rom schwindet, er begibt sich nun in das Labyrinth seiner eigenen Innenwelt:

„Meine Gedankenmaschine geht und geht. Haha, Knurren, Verzückung, ein Aufwallen anderer Bereiche, Entgrenzung, Mißfallen, ich tippe allein in meinem Zimmer, und das Knattern der Schreibmaschine erfüllt den Raum“<sup>38</sup>. Seine weiteren Erkundungsgänge sind von fast manischer Gelöstheit, ganz anders als zuvor, wo oft ein aggressiver Grundton dominierte. Er kann den riesigen Kitsch des antiken Roms weder ernst nehmen noch dabei ernst bleiben; an der Fontana di Trevi notiert er: „Ich mußte wieder kichern, denn das war so monströs im Verhältnis zu dem geringfügig zur Verfügung stehenden Platz, der die Monströsität des Brunnenaufbaus noch einmal verstärkte und wie eine gigantische Wahnidee wirken ließ“<sup>39</sup>.

Brinkmann selbst bemerkt an sich die Veränderung, braucht bei seinen Streifzügen nun Objekte, an die er sich klammern kann (ein Brief seiner Frau, das ausgeliehene Buch über Giordano Bruno), gleitet ab in Tagträume und beginnt an einer Straßenecke plötzlich eine Filmszene zu phantasieren: „Musikeinsatz aus: Cavalleria Rusticana 1890, durchsetzt mit Schüssen. – Schwenk auf den Rasierwasserverkäufer...Schnitt zur Straßenecke: ein Polizist wälzt sich blutend im Rinnstein, ein Mann torkelt blutend aus dem Wagen“<sup>40</sup>. Der Schmutz Roms, der ihn zuvor noch ‚ansprang‘, vor dem er sein Selbst nur durch Aggression schützen konnte, bedrängt und gefährdet ihn nicht mehr, sondern löst sich dissoziativ auf: „Kam in einem sanften, rauchigen Spätoktober-Nachmittagslicht (...) weiches gedämpftes Sonnenlicht, das oft in helle, klare frühe Augenblicke hereingeschienen hat, jedenfalls Augenblick, in denen sich jeder am stärksten allein konturiert (...). Und weiter weiches gedämpftes Sonnenlicht jetzt, eine milde Sanftheit, die den Körper erfüllt, inmitten furioser Architekturschinken

<sup>36</sup> ebd., S.70

<sup>37</sup> ebd.

<sup>38</sup> ebd., S.85

<sup>39</sup> ebd., S.120

<sup>40</sup> ebd., S.126



(...). *Also sanfte weiche und zartgefilterte Nachmittagshelligkeit, in der ich dort ging, für mich, hellwach, sehr bewußt (...) und weiter durch das zarte Nachmittagslicht in kleinen engen vergammelten Straßen mit erbärmlichen Fiats, mit Gurkendosen, in denen Blumen stehen, an abblätternen Mauern entlang, hellwach-verträumt*<sup>41</sup>.

Als er in dieser Stimmung ein Buch aufschlägt, erlebt er einen jener magischen Momente, die häufig Episoden der Dissoziation begleiten: *„Die Stelle paßte so ganz zu dem Augenblick, sie fügte sich so lückenlos in meine Gedanken und meine Aufnahme des Ortes ein und setzte mich doch gleichzeitig total von dem Leben ringsum ab“*<sup>42</sup>. Er kann sein Selbst von außen wahrnehmen: *„Ich kam mir bald vor, als sei ich ein menschliches Fossil, das hier herumging“*<sup>43</sup> und er wähnt sich konturlos, beziehungslos, geschichtslos: *„Wer bin ich schon?: gefesselt, zufällig, eingesperrt in der Gegenwart, die Rückwege habe ich mit bewußt zugemauert, keine Vergangenheit mehr“*<sup>44</sup>. Doch gerade in solchen Momenten sucht das Verdrängte sich eine Bahn zurück ins Bewusstsein, und die Vergangenheit, die eben noch zugemauert schien, wird wieder sichtbar, spürbar: Brinkmann erinnert sich plötzlich – mitten in Rom – an einen Bombenangriff, den er als dreijähriges Kind voller Angst durchstehen musste, und dann taucht vor ihm ein Nachkriegsbild aus dem Jahre 1947 auf: *„die geborstene Asphaltbrücke, grauschwarze, zackige Massen, in einem kleinen Bachgerinnsel (...) Was ging von diesen zerrissenen Asphaltbrocken aus, die wahllos durcheinanderlagen? Was für ein lautloser Eindruck prägte sich ein und brannte Angst lautlos in das Empfinden?“*<sup>45</sup>

Es gibt in „Rom, Blicke“ eine ganze Reihe solcher Episoden der Dissoziation: Angesichts weiter Plätze entgleitet Brinkmann die konkrete Gegenwart, er rutscht unmerklich in Tagträume hinein, die von Erinnerungsspuren seiner Geschichte durchsetzt sind: *„Ich sah plötzlich vor mir eine italienische Landschaft – locker gefügt mit Bäumen, Steinbrüchen, sanften Hügeln und einzelnen Häusern, klar und durchsichtig, wie geträumt – und ich erinnerte mich an Abende in einer schüßigen, schrägen & engen Dachkammer, armselig & still, total ausgeliefert.“*<sup>46</sup> Zunehmend steigen Ängste in ihm auf; das Gehen durch die Stadt, das ihm zuvor Sicherheit gab, kann ihn nicht mehr stabilisieren; in den Straßen Roms wird er von depressiven Schüben und von Befürchtungen des Selbstverlustes heimgesucht: *„heftige Wehmut ergriff mich, wonach?“*<sup>47</sup>; *„Wer bin ich? Wer ist man, wenn man so geht und schaut?“*<sup>48</sup>

Rettung erfährt er zunächst in seinem Atelier in der Villa Massimo, nur dort kann er Schutz vor der drohenden Auflösung finden: *„Erstens war es still, erträglicher, und dann taute auch langsam wieder das Gefühl für mich selber, von meinem Körper wieder auf“*<sup>49</sup>. Nach einigen Tagen der Stabilisierung verlässt Brinkmann die Stadt und verbringt die Weihnachtstage in dem kleinen Dorf Olevano, wo er zwar ähnliche Verwahrlosungen und Zivilisationsschäden wie in Rom wahrnimmt, sich dennoch psychisch erholt: *„Nichts von einer Atmosphäre, die*

<sup>41</sup> ebd., S.133f

<sup>42</sup> ebd., S.137

<sup>43</sup> ebd., S.138

<sup>44</sup> ebd., S.164

<sup>45</sup> ebd., S.173

<sup>46</sup> ebd., S.242

<sup>47</sup> ebd.

<sup>48</sup> ebd., S.245

<sup>49</sup> ebd., S.302

*an die Gurgel greift*<sup>50</sup> Anders als in Rom gelingt es ihm in nun, Nähe zu den Menschen und ihren Lebensbedingungen herzustellen: *„Ich bin weit davon entfernt, diese Menschen als besonders anzusehen, auch weit davon entfernt, mich für diese Menschen zu engagieren, sie kommen ganz gut auf ihre Weise zurecht – aber sie sind mir nicht fremd.“*<sup>51</sup>

Spürbar ruhiger und entspannter als in der Hauptstadt ist sein Blick auf langen Spaziergängen in der Umgebung wieder auf Entdeckungen ausgerichtet; der Schreibprozess als Verdichtung dieser Sinneseindrücke führt ihn wieder angstfreier zu sich zurück, gibt ihm die Möglichkeit, sich den Lichtschattierungen, Lichtfärbungen, neuen Raumerfahrungen unter dem geöffneten Himmel hinzugeben, immer noch ähnlich ‚ungeerdet‘ wie zuvor, doch nun ohne Furcht: *„Jetzt bewege im mich darin, fern, umher, dringe weiter ein, tiefer vorwärts zwischen den Lichtmassen“*, er möchte *„weiter hineingehen: in flammende Höhlen“*<sup>52</sup>. Diese neu gewonnene Freiheit, das Abstreifen der Ängste macht ihn fast schon wieder übermütig: *„Ich fühlte mich sowohl bei mir selber wie außer mir. Ich war da und ich war nicht da, hatte mich vergessen, und konnte beliebig, in jedem Augenblick zu mir zurückkommen. (...) Vielleicht war ich einsam in dem Augenblick, ich hätte es aber nicht sagen können, denn ich selber hatte kein Verlangen und war ohne Vorhaben.“*<sup>53</sup>

Nachdem Brinkmann auch in Olevano ein Gefühl der Enge erlebt, stürzt ihn die Rückkehr nach Rom in eine neue *„Konfusität“*<sup>54</sup>. Zum Schluss der Dokumentation seines Aufenthaltes in Rom – nach einem ungeheuren Verbrauch an Erlebnis- und Schreib-Energie – bleibt ihm nur ein sehr bescheidenes Fazit: *„Vielleicht ist das der Zweck meines Hierseins in Rom, über einige Details mir selber Klarheit zu verschaffen“*<sup>55</sup>. Welche Details er meint, ob sie mit der Reflexion seiner psychischen Disposition bzw. mit der Schreiberfahrung in der Fremde zu tun haben, erwähnt Brinkmann nicht. So endet ein Prozess, der mit dem Aufbrechen gewohnter Wahrnehmungsstrukturen und dem Infragestellen des antiquierten Rom-Bildes beginnt, der Authentizität angesichts der äußeren und inneren Erfahrungen sucht und der in identitätsgefährdende, dissoziative Verunsicherung und Verwirrung führt.

Besonders in jener Phase seines Aufenthaltes, wo die Realität der Stadt ihm kein kohärentes Wahrnehmen und Empfinden mehr ermöglicht, wo seine Verarbeitungsmechanismen – auch das Schreiben – das äußere und auch das innere Chaos nicht mehr zu ordnen vermögen, löst er sich oder grenzt sich ab gegen die bedrohliche Umwelt. Etwas in ihm fühlt sich nicht mehr im Stande, die Fremde in all ihren Ausprägungen mit offenen Sinnen auszuhalten; der Gefahr der gänzlichen Auflösung seines Selbst entgeht Brinkmann, indem er seine subjektive Welt zur einzig gültigen Realität und die Außenwelt zur Imagination verwandelt. Doch so wird er mit verdrängten Spuren seiner Vergangenheit konfrontiert, die ihn furchtsam und depressiv machen und ihn phasenweise in ernste dissoziative Störungen treiben: *„Wie in eine Halluzination blickt Brinkmann in eine Gegenwart der Kontrolle, (...) wo sich Körper in Konkurrenz zu Motoren befinden. Ihn befällt das Gefühl großer Unwirklichkeit, in der sich der Zustand emotionalen Gleichgewichts nicht einstellen kann. Er beschreibt das Phänomen der Ortlosig-*

---

<sup>50</sup> ebd., S.373

<sup>51</sup> ebd.

<sup>52</sup> ebd., S.392

<sup>53</sup> ebd., S.407

<sup>54</sup> ebd., S.441

<sup>55</sup> ebd., S.448

keit und das Phantasie- und Traumvermögen beschädigter Identitäten in einer psychotischen, sinnentleerten Umwelt.“<sup>56</sup>

#### 4.2.4 *Fremdheit: Dolf Sternberger*

**Dolf Sternberger:** geboren **28.07.1907** in Wiesbaden als Sohn eines Revisors – **1925** Beginn des Studiums der Theaterwissenschaften und Germanistik – **1928** Wechsel nach Heidelberg zu Karl Jaspers – **1930** in Freiburg bei Martin Heidegger – **1932** Promotion in Frankfurt bei Paul Tillich über Heideggers Existenzialontologie – ab **1934** Redakteur der Frankfurter Zeitung – ab **1945** Herausgeber der Zeitschrift ‚*Die Wandlung*‘ (zusammen mit Karl Jaspers und Werner Krauss – ab **1950** Herausgeber der Zeitschrift ‚*Die Gegenwart*‘ – **1957:** Herausgeber des ‚*Wörterbuchs des Unmenschlichen*‘ (zusammen mit G.Storz und W.Süskind) – **1960** Ernennung zum Professor am Fachbereich Politik in Frankfurt a.M. – ab **1970** verantwortlich für die ‚*Politische Vierteljahresschrift*‘ – **1978:** ‚*Drei Wurzeln der Politik*‘ – ständiger Mitarbeiter des Hessischen Rundfunks und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung – gestorben **1989** in Darmstadt

„Eines frühen kahlen Morgens vor Sonnenaufgang, wenn dich der Diener weckt, und du antwortest ihm in der Sprache des Landes, flüsternd, und du erhebst dich, kleidest dich halb an, begibst dich zum Waschraum, wählst deinen Platz und machst dich stumm ans Werk – durchs geschlossene Fenster fällt dein Blick auf die braune Prärie oder auf eine schlafende Siedlung mit niederen weißen Holzhäusern, wirr an der Straße aufgereiht, die voller Pfützen ist, kein Name ist am Bahnsteig angeschrieben, aber Schilder preisen Branntwein und Treibstoff an, und niemand ist zu sehen, nur abgestellte Wagen, vergessen alles, kein vertrautes Wesen, aber auch nicht unvertraut, weil du es schon so oft gesehen hast, gleichgültig also, mag das heißen wie es will – und die Luft ist trocken und heiß im Wagen, und du gehst und füllst dir einen Becher mit Eiswasser aus dem Kränchen an der Wand und trinkst und richtest dich ein mit Seife und Pinsel, und ein anderer Mann kommt herein und tut das gleiche, grußlos, jeder gleichmäßig, er wie du und du wie er, ohne Gespräch, weil noch die Diskretion der Nacht gilt (später wird man sich begrüßen, wenn alle angekleidet sind, und es ist heller Tag, und man sitzt wieder im Sessel, die Strecke ist uneben, der Zug rattert und schwankt durch die Prärie, und das Waschwasser schwankt im Becken, und du spreizest die Beine, um die Stöße aufzufangen), und du schaust in den Spiegel in dumpfer Aufmerksamkeit, deiner selbst nicht bewußt und nicht gewahr: und mit einem Male bemerkst du deine eigenen fremden Hände, mit denen du dein eigenes fremdes Gesicht behandelst, und es tut sich eine Öde auf in deinem Innern, ausgesogen ist es und dürftig und verlassen von aller Erinnerung, und du siehst, du bist verloren. Du hast dich verloren an die Fremde.“<sup>57</sup>

Sternbergers Text stellt ein Dokument der dreifachen Fremdheit und Verlorenheit dar: Zum einen lassen die Objekte der Fremde in ihrer Unbedeutsamkeit den Reisenden gleichgültig und kalt. Zu oft hat er vermutlich schon schlafende Siedlungen, in denen sich kein Mensch zeigt, Bahnsteige ohne Namen, Schilder von Branntwein und Treibstoff, abgestellte Wagen und Pfützen vom geschlossenen Zugfenster aus vorbeifliegen sehen, als dass diese Objekte und Szenarien sich irgendwie mit Leben oder mit Phantasien füllen ließen. Im Gegenteil, sie lösen keinerlei Assoziationen aus, sondern bleiben gänzlich stumm. In solchen Augenblicken

<sup>56</sup> Vormweg 1995, S.25f

<sup>57</sup> Sternberger, Dolf (1958): Gefühl der Fremde. Wiesbaden: Insel-Verlag, S.10f

wird das Denken leer und das Fühlen schal, wie Sternberger weiter ausführt: „*Fast gar kein Gefühl überhaupt, unscheinbar und flüchtig.*“<sup>58</sup>

Zum zweiten besitzt der Reisende, der hier seine Empfindungen schildert, keinen Zugang mehr zu den Objekten, die er verlassen hat. Sie tauchen nicht auf und sind nicht wieder zu beleben, auch wenn die Landschaften und Szenen, die sich im fahlen Morgenlicht zeigen – so gleichgültig sie auf den ersten Blick sein mögen – immerhin Erinnerungen auslösen könnten. Aber nichts dergleichen passiert, und fast will es scheinen, als sei für den Reisenden nicht nur der Zugang zur Gegenwart, die ihn umgibt, sondern auch zur Vergangenheit, die ihm doch eigentlich in Assoziationen präsent bzw. repräsentierbar sein müsste, versperrt. (Mancher mag entsprechende Momente in der Fremde kennen, wo man sich nicht mehr sicher ist, ob die heimatliche Welt wirklich noch existiert, oder ob die, die dort leben, mit dem eigenen Fortgang selbst von der Bildfläche verschwunden sein könnten.)

Drittens ist neben der Vergangenheit und der Gegenwart auch er selbst sich fremd geworden. Zunächst mag der frühe Morgen daran Schuld sein, dass der Reisende trotz der Aufmerksamkeit, mit der er sich seiner Morgentoilette widmet, nicht zu sich selbst gelangt, sich seiner selbst nicht richtig bewusst und nicht gewahr wird. Doch dann wird deutlich, dass er nahe daran ist, dissoziativ zu entgleiten und sich von sich selbst zu entfernen, die Integrität von Körper, Geist und Seele zu verlieren, sich abzulösen von seinen physischen Realitäten. Er bemerkt, wie die eigenen Hände ihm *fremd* werden und er plötzlich ein *fremdes Gesicht* berührt, *behandelt*.

Auch die anderen Personen, die hier auftauchen, können dem Entgleiten in die Leere keinen Halt entgegen setzen – der Diener nicht, der nur schemenhaft auftaucht, offenbar nur die Sprache des (fremden) Landes spricht und sofort wieder verschwindet; und auch zu dem anderen Reisenden ist (noch) keine Beziehung möglich, *grußlos* die Begegnung, *ohne Gespräch* der Vorgang im Waschraum. Vielleicht, so deutet der Text an, wird dieses Gefühl des Selbstverlustes nur ein vorübergehendes sein. Ein wenig ist es dem frühen Morgen geschuldet. Wenn die Nacht abgestreift ist, alle Reisenden gewaschen und angekleidet in ihren Abteilen sitzen – dann wird eine Beziehungsaufnahme wieder möglich sein. Und dann bleibt vielleicht nur ein blasser Hauch der Erfahrung, sich selbst zu verlieren in der Fremde bzw. (für einen Moment) sein Selbst verloren zu haben.

Das Gefühl der Verlorenheit muss nicht auf die eigene Person beschränkt bleiben, es kann sich auch beziehen auf ein umfassenderes Zeitgefühl, ein Moment der Bewusstwerdung über die Bindungslosigkeit des Menschen in der Moderne. Zugfahrten scheinen solche kulturkritischen Reflexionen in besonderer Weise anzuregen; so schreibt Uwe Schweikert: „*Wie ein lautlos absurrender, endlos sich abspulender Film stürzt am Fenster die zerschundene, zerfurchte Landschaft vorbei, deren Brand- und Wundmale sich niemals wieder schließen, (selbst das Weltall haben sie zur Kloake gemacht), dieses unablässig vorbei jagende Band aus Wäldern, Wiesen, Flüssen, Dörfern, Städten, das wechselnde Spiel der Farben und Wolken, und jedesmal war es eine Fahrt in immer tiefere Dunkelheiten. Während meine Blicke, meine Gedanken sich in dem Buch festhaken, das vor mir auf den Knien, immer wieder auch weggeschoben neben mir auf den Plastiksitzen lag, saugte draußen die Nacht*

---

<sup>58</sup> ebd., S.11

die über die Straßen huschenden Autoscheinwerfer, die Lichter in den Fenstern und die verlorenen Menschen dahinter auf.“<sup>59</sup>

#### 4.2.5 Weitere dissoziative Störungen in der Fremde

In der *Erinnerung an eine Pariser Straße*<sup>60</sup> beschreibt Siegfried Kracauer die Erlebnisse einer Reise in die französische Hauptstadt und schildert seine Streifzüge durch die Quartiere der Stadt. Viele Stunden am Tag ist er auf den Beinen, beseelt von einem „*Straßenrausch, der mich in Paris immer ergreift*.“<sup>61</sup> Er nennt es „*Besessenheit*“, der er nicht zu widerstehen vermag. Müde, aber von der Aussicht auf neue Eindrücke verführt, gerät er in tranceartige Zustände, in Nebel der Dissoziation. Seinen Wahrnehmungen kann er bald nicht mehr trauen, die Seitenwände und Pflasterböden der Straßen sieht er zusammenwachsen, wie im Traum entschwebt er „*über senkrechte Mauern bis zu den Dächern und weiter, immer weiter ins Dickicht der Schornsteine hinein*“<sup>62</sup>. Dabei hat er die „*deutliche Empfindung*“, dass er sich nicht nur im Raum bewegt, sondern Grenzen überschreitet und in die Zeit eindringt.

Auf einem solcher Streifzüge landet er in einer Gasse, die ihn besonders irritiert, geradezu aus dem Gleichgewicht bringt. Er spürt Furcht, möchte diesen Ort wieder verlassen, doch wie im Angsttraum, wenn man entfliehen will und die Füße – als wären sie einbetoniert – den Dienst verweigern, scheint für Kracauer kein Entkommen möglich: „*Wie ein Schwimmer, der gegen den Strom ankämpft, strebe ich mit einer verzweifelten Anstrengung der Straßeneinfahrt zu*“<sup>63</sup>. In allen Fenstern wähnt er geheime Beobachter, er glaubt den Boden unter den Füßen zu verlieren und bemerkt, wie seine verstörten Wahrnehmungen sich zu optischen Halluzinationen verdichten: „*Wie ich nach oben blicke, rückt die Theaterwand langsam auf mich zu. Sie, die doch fensterlos war, ist jetzt mit richtigen Mietshausfenstern besetzt, aus denen die stumme Gesellschaft wieder auf mich herabschaut. Die Theaterwand wird immer größer und schleicht mit ihren weißen Zimmern durchs Dunkel. (...) Ich entdeckte, dass die Kinder weggefeht sind. Nur ihr Lachen dringt noch zu mir.*“<sup>64</sup>

Erlebnisse ähnlicher Art kennt auch Klaus Bödl, der auf einer Reise durch Island das Fossvogurtal durchwandert, dort ein einsames Schulgebäude entdeckt und sich „*mit geradezu halluzinatorischer Deutlichkeit*“ erinnert, „*dort einmal im Unvordenklichen zur Schule gegangen zu sein. Der kleine Pausenhof mit der Sandkiste, der Schaukel und der Rutsche, ja selbst der kindgerechte Griff an der Eingangstür, all das verströmte eine irritierende Vertrautheit, und mir kam immer gleich der Blick aus dem Klassenzimmer in den Sinn, der die Gras- und Heideflächen des Talgrunds absuchte bis hinüber zu den Wohnblöcken mit den tausend leeren Fensteraugenhöhlen (...). Und etwas später auf meiner Wanderung, im Tal*

<sup>59</sup> Schweikert, Uwe (1981): Alles ist Kaufhof und nichts mehr Leben. Rolf Dieter Brinkmanns „Rom, Blicke“ lesend. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.) (1981): Rolf Dieter Brinkmann. Text und Kritik, Heft 71; München: R.Boorberg Verlag, S.83-89; hier: S.83

<sup>60</sup> Kracauer, Siegfried (1964): Straßen in Berlin und anderswo. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>61</sup> ebd., S.9

<sup>62</sup> ebd., S.9/10

<sup>63</sup> ebd., S.12

<sup>64</sup> ebd., S.15

*des kleinen Flusses Ellidaá, war mir wiederum, als hätte ich einmal in genauso ferner Zeit der Kinderschar angehört, die dort auf den Steinen am Wasserlauf balancierte, vier oder fünf Jungen und zwei blonde Mädchen mit herausfordernd hellem Lachen“<sup>65</sup>.*

Anders geprägt ist das dissoziative Erleben von Bernard Moitessier, der in den Jahren 1952 bis 1966 mehrere Atlantik-Überquerungen unternimmt, dann in Kapstadt eigene Boote baut, über viele Monate in der Karibik kreuzt und schließlich eine Segelschule im Mittelmeer betreibt. Als die *Sunday Times* einen Preis für eine Non-Stop-Weltumseglung für Alleinsegler ausschreibt, ist Moitessier dabei: Bereits am Start in England setzt er sich an die Spitze des Feldes und wird, nachdem er auch am Kap Hoorn vorn liegt, schon als Sieger gehandelt. Doch anstatt den Atlantik zurück nach Plymouth zu segeln, um den Preis in Empfang zu nehmen, läuft er nach Kapstadt ein, wirft dort, ohne anzulegen, eine Nachricht ab, in der er mitteilt, nicht wieder nach Europa zurückzukehren, und segelt ohne Zwischenstop nach Tahiti, wo er sich endgültig niederlässt. Berühmt wird er mit der Schilderung seiner Erfahrungen auf See in dem Buch ‚Der verschenkte Sieg‘: *„Die Luft ist eisig. Ich horche hinaus. Ich spüre mit jedem Nerv und einer erschreckenden Klarheit, daß das Segel verkleinert, die Fahrt verlangsamt werden muß. (...) Und zur gleichen Zeit gibt es dieses Etwas, das ich in mir wahrnehme, dieses Etwas, das singt, das ich weiter und weiter hören möchte, die große leuchtende Woge, von der man sich in die Ewigkeit tragen lassen möchte.“<sup>66</sup>*

Nicht immer euphorisierend, sondern auch beängstigend nah ans psychotische Erleben können Dissoziationen reichen: Kenneth White, erfahrener Reisender und seit seiner Kindheit auf der Suche nach den Weiten Labradors, kennt solche Momente: *„Plötzlich war da nichts mehr als eine Welt von Wolken, und wir waren allein, mitten auf einer riesigen weißen Ebene, und hohe, schneebedeckte Berge schauten uns an. Es herrschte eine große Stille, aber da war ein Flüstern.“<sup>67</sup>* Jon Kracauer, Autor des Buches *In eisige Höhen*<sup>68</sup>, beschreibt den Tod mehrerer Bergsteigerkollegen am Mount Everest: Als er am frühen Morgen zum Camp zurück wankt, wird für ihn all das, von dem er sich gar nicht vorstellen kann, dass es wirklich passiert ist, allmählich zur lähmenden Gewissheit. Er hat eine Stunde lang den Südsattel nach dem Bergführer Andy Harris abgesucht und ist physisch und psychisch am Ende: *„Immer wieder führte ich mir diese Verluste vor Augen, bis mein Verstand schließlich streikte und sich in einen sonderbaren, beinahe roboterhaften Zustand der Teilnahmslosigkeit flüchtete. Ich fühlte mich emotional betäubt, bei gleichzeitiger äußerster Konzentration, so als wäre ich in einen Bunker im tiefsten Inneren meines Schädels geflohen und blickte nun durch einen schmalen gepanzerten Schlitz nach draußen auf die Trümmer um mich herum. (...) Der zackige Horizont war mit einer glühenden Aureole bemalt, die vor meinen Augen flackerte und zuckte. Allmählich überkam mich das Gefühl, mich auf einer Spirale zu befinden, die sich sonst abwärts wand, in das alptraumhafte Reich des Wahnsinns.“<sup>69</sup>*

Der traumatische Verlust, die gesuchte Einsamkeit, das überraschende Dèjà-vu-Erlebnis, die Verirrung und Verwirrung in einer fremden Stadt – all das kann bei Menschen, die sich in befremdlichen Situationen befinden oder allein in der Fremde unterwegs sind, zur Dissoziation beitragen. Manche Schilderungen erinnern an Beschreibungen psychischer Dekompensatio-

<sup>65</sup> Bödl, Klaus (2003): Die fernen Inseln. Frankfurt a.M.: S.Fischer-Verlag

<sup>66</sup> Moitessier, Bernard (1973): Der verschenkte Sieg. Deutsch v. W.Rittmeister. Bielefeld: Delius, S. 158

<sup>67</sup> White, Kenneth (1984): Der blaue Weg. Eine Reise: Zürich: Arche-Verlag, S.170

<sup>68</sup> Kracauer, Jon (1998): In eisige Höhen. München: Malik-Verlag;

<sup>69</sup> ebd., S.309

nen, wie sie einst Charcot in Paris der interessierten Fachöffentlichkeit präsentierte. Zu jener Zeit griff auch Pierre Janet, ein Schüler Charcots, dissoziative Phänomene auf, in denen er mehr sah als ‚hysterische Zerstreutheiten‘, nämlich den Verlust der bewussten Kontrolle über Verhaltensweisen und Erinnerungen. Als Auslöser der Dissoziation (den Begriff verwendet bereits Janet) vermutete er belastende Lebenskrisen<sup>70</sup>. Heute nimmt man an, dass dissoziative Phänomene häufig eingebunden sind in die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen. Aber auch bei anderen psychischen Störungen gehören sie gelegentlich zur Symptomatik; dies gilt für Depressionen, Schizophrenien, Borderline-Störungen ebenso wie für Phobien, Angstzustände oder Folgeerscheinungen des Substanzmissbrauchs.<sup>71</sup>

Noch ist in der Fachdiskussion umstritten, ob Dissoziationen bei solchen Fällen als Nebenerscheinungen dieser Störungen aufgefasst werden sollen. Wäre das angemessen, dann würden z.B. die Schizophrenie oder die Borderline-Persönlichkeitsstörung als Hauptdiagnose gelten, und Dissoziationen fänden eher als Begleitsymptome Beachtung. Es gibt allerdings gute Gründe dafür, dissoziative Phänomene – auch im Kontext anderer psychischer Störungen – nicht als Begleitsymptome oder randständige Merkmale zu betrachten, sondern ihnen einen eigenständigen Status zuzusprechen. Versteht man nämlich *Dissoziationen* als den teilweisen oder völligen Verlust der normalen Integration von Erinnerung, Identitätsbewusstsein, unmittelbarer Empfindung und Kontrollmöglichkeit der Körperbewegungen<sup>72</sup>, so deutet sich an, dass hier Phänomene zusammentreffen, die mehr sind als kurze Absenzen: Es sind Erfahrungen der Fremdheit und Gefährdungen des Selbst, die bei den einen zu deutlichen seelischen Irritationen führen, auch wenn sie nicht in eine Psychose münden, bei den anderen eine Intensivierung der Wahrnehmung bewirken: *„Ich weiß nicht, wie lange ich hier schon stehe, mitten auf der Brücke, im Strom der Passanten, und hinunter sehe auf das dunkle Gedränge der Kähne, dem außer mir niemand Beachtung schenkt. Zeit und Weg und Abendessen sind gleichgültig geworden. Das Wasser glänzt und funkelt wie nasser Teer. (...) Um mich streben die Leute nach Hause. Sie sehen nicht, was ich sehe, sie sprechen ihre Sprache, als gäbe es nichts anderes. Aber ich bin fremd hier und will fremd sein an jedem Ort.“*<sup>73</sup> In dem hier beschriebenen Sinne ließen sich dissoziative Momente vielleicht auch als eine andere Form von Konzentration begreifen, die zwar das Alltagsgeschehen (die so genannte Realität) ausblenden, sich dafür aber den Empfindungen des eigenen Selbst um so intensiver zuwenden.

---

<sup>70</sup> Fiedler 2001, S.31

<sup>71</sup> vgl. Putnam, Frank W. (2003): Diagnose und Behandlung der dissoziativen Identitätsstörung. Aus dem Amerikanischen von Th.Kierdorf. Paderborn: Junfermann, S.36

<sup>72</sup> Dilling 1999, S.73

<sup>73</sup> Röckel, Susanne (1999): Chinesisches Alphabet. Ein Jahr in Shanghai. München: Luchterhand, S.99

### 4.3 Das erschöpfte Selbst auf Reisen – Depression

„Die wahre Reise führt uns zum Kern unseres Wesens.  
 Man könnte aber auch sagen,  
 sie führt uns in die Mitte der Leere.  
 Das ist dasselbe.“  
 (Hans-Jürgen Heinrichs)

Jedes Verlassen setzt Trennung voraus, jede Reise enthält die Erfahrung des Verlustes. Momente des Abschieds können unterschiedlich gestaltet, verdrängt oder verleugnet werden – doch wer aus vertrauter Umgebung fortgeht, geliebte Menschen, gewohnte Räume und soziale Bezüge zurücklässt, der kann in der unbekanntem Welt, die er betritt, denen, die er verlassenen hat, nicht ewig verbunden bleiben. Er muss Platz schaffen für Neues, das auf ihn einströmt, während das Alte im Prozess der Entfernung nebelhaft verblasst. Und doch bleibt es abrufbar, in der Psyche gespeichert, repräsentiert. Die Art und Weise, wie verlassene Objekte verinnerlicht werden, und die Verfassung, in die der Reisende gerät, wenn er die Erinnerung daran wachruft, ist individuell sehr verschieden. Manche empfinden Erleichterung, dass die Lösung aus familiären Fesseln oder alltäglichen Umklammerungen geklappt hat („*Wie bin ich froh, dass ich fort bin!*“). Bei anderen klingt die Hoffnung durch, bald wieder im vertrauten Kreis aufgehoben zu sein („*froh, dass man irgendwo zu Hause ist*“). Und wiederum andere halten den inneren Verlust kaum aus und entwickeln Formen der Trauer, der Sehnsucht, des Heimwehs oder fallen in einen Zustand tiefer *Depression*, der sie leer, antriebslos und handlungsunfähig macht.

#### 4.3.1 Zur Dynamik depressiver Störungen

Die gegenwärtige psychiatrische Lehre versteht unter *Depression* einen eingetretenen oder drohenden innerpsychischen Stillstand, einen Zustand der Niedergeschlagenheit und der Lähmung der vitalen Kräfte.<sup>1</sup> Menschen in depressiven Krisen können sich zu nichts aufraffen, fühlen sich leer und ausgebrannt, müde und schwer. Ihr Energiehaushalt ist eingefroren, ihre Initiative blockiert, ihr Selbstwertgefühl auf den Nullpunkt gesunken; sie empfinden sich als minderwertig, nutzlos, schlecht und glauben, dass alle Verantwortung, Unfähigkeit und Schuld in ihnen vereint sei. Im Zustand der Depression schwindet jedes Zeitgefühl, alle Zeit reduziert sich auf die unerträgliche Gegenwart, und die scheint ewig zu währen.<sup>2</sup>

Auf ihre Umwelt wirken depressiv erkrankte Menschen ernst und angespannt, unberührbar, fast versteinert. Ihr Gesichtsausdruck verbietet jede Ermunterung und jeden Scherz. Freude, Begeisterung oder Mitleid können sie kaum empfinden, sie fühlen sich unendlich allein, weit weg vom wirklichen Leben. Jegliches Streben *auf Zukunft hin* ist ihnen verloren gegangen, ihr Dasein erscheint ihnen sinn- und perspektivlos. Nur das Gefühl der Gefühllosigkeit und der eigenen Leblosigkeit nehmen sie deutlich wahr. In ihrer Einsam-

<sup>1</sup> Bock, Thomas (2004): Achterbahn der Gefühle. Mit Manie und Depression leben lernen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.77

<sup>2</sup> ebd.



keit und Verlorenheit ist jedoch die tiefe Abhängigkeit und die Sehnsucht nach einer Rückkehr in die Beziehungsfähigkeit spürbar.<sup>3</sup>

Sigmund Freud hat darauf hingewiesen, dass die psychische Dynamik der *Depression* (Freud spricht in der Regel von *Melancholie*) eine andere ist als die der Trauer: „Bei der Trauer ist die Welt arm geworden, bei der Melancholie ist es das Ich selbst.“<sup>4</sup> Nach Verlusterlebnissen kann der entstandene Mangel in der Trauer durch schrittweise Übertragung der libidinösen Bindung vom entschwundenen auf ein neues Objekt verlagert und so der Schmerz kompensiert werden; bei der *Depression* bzw. *Melancholie* hingegen gelingt die Ersetzung des verlorenen Objektes nicht ausreichend. Das, was verlassen wurde, rückt in weite Ferne, als wäre es für immer verloren und hätte jegliche Kontur eingebüßt. Am Ende verschwimmt die Vorstellung davon, was eigentlich so schmerzhaft vermisst wird. Während sich im Falle der Trauerarbeit das Subjekt allmählich aus der Blockierung lösen kann und wieder frei und ungehemmt bewegt, wendet sich im Falle der Depression das Gefühl der Trauer und der Wut gegen das eigene Selbst und verwandelt die Klage über das, was entbehrt wird, in eine bittere Selbstanklage.<sup>5</sup>

Nun wird in heutiger Zeit schnell von *Depressionen* gesprochen, wenn es sich eher um vorübergehende Momente der Verstimmung, der Kränkung, der Verlassenheit handelt. Möglicherweise werden Menschen heute auch leichter depressiv, weil sie in der Illusion leben, dass ihnen alles möglich sein müsste, sie aber an der Realisierung der vermeintlichen Möglichkeiten scheitern: Nach Ansicht des Soziologen Alain Ehrenberg verkörpert die Krankheit der Depression nichts anderes als „die Spannung zwischen dem Bestreben, nur man selbst zu sein, und der Schwierigkeit, dieses Projekt zu verwirklichen.“<sup>6</sup> Das eindrücklichste Phänomen unserer Zeit sei der Begriff der ‚unbegrenzten Möglichkeiten‘. Er fordere dazu auf, sich einerseits als „integrierter Massenmensch“ und andererseits als „eigener Souverän“ zu präsentieren. Die Konsequenz dieser Norm sei, so Ehrenberg, eine ungeheure Verantwortlichkeit für ein gelingendes Leben: „Der Depressive ist nicht voll auf der Höhe, er ist erschöpft von der Anstrengung, er selbst werden zu müssen.“<sup>7</sup>

Damit wird deutlich, dass *depressive Krisen* nicht als rein defizitäre Zustände der Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit verstanden werden sollten, zumal darin nicht klar zum Ausdruck kommt, welchen Spannungen depressiv erkrankte Menschen ausgesetzt sind. In ihnen tun sich Abgründe auf zwischen narzisstischen Strebungen und Erfahrungen realer Unzulänglichkeit. So entstehen Konflikte zwischen dem idealisierten Selbstbild und dem untauglichen Handlungsvollzug, der dauernd selbst entwertet wird. Von solchen depressiven Spannungszuständen berichten die Reisetexte von Max Dauthendey, Albert Camus und Annemarie Schwarzenbach.

<sup>3</sup> vgl. Dörner, Klaus u. Plog, Ursula (2002): *Irren ist menschlich*. Neuausgabe. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.198

<sup>4</sup> Freud, Sigmund (1999): *Trauer und Melancholie*. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd.10, Frankfurt a.M.: Fischer, S.428-446; hier: S.431

<sup>5</sup> ebd.

<sup>6</sup> Ehrenberg, Alain (2004): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Aus dem Französischen von Manuela Lenzen und Martin Klaus. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S.157

<sup>7</sup> ebd., S.4

### 4.3.2 Trennungsverlust: Max Dauthendey

**Max Dauthendey:** geboren am 25. Juli 1867 in Würzburg – 1873 Tod der Mutter – 1888 Auslandsaufenthalte in Frankreich und der Schweiz – 1889 Reise nach Russland – 1891 Aufenthalt in einer Nervenklinik – 1893 erster Gedichtband: *Ultra Violet*; Reisen nach Venedig und Schweden; Freundschaft mit dem Dichter Richard Dehmel – 1894 Reisen nach England, Frankreich, Griechenland, Mexiko – Rückkehr nach Würzburg – Tod des Vaters – 1896 Heirat der Schwedin Annie Johannsen – 1897 gemeinsame Reise nach New York und Mexiko; *Die schwarze Sonne* (Gedichte) – 1898 gemeinsame Reise nach Griechenland – 1899 bis 1905 lebt das Paar in ärmlichsten Verhältnissen in Paris – 1906 Rückkehr der Ehefrau nach Schweden; Aufbruch Max Dauthendey's zur Weltreise: Ägypten, Indien, China, Japan, Nordamerika – 1911 *Die acht Gesichter am Biwasee* (Erzählungen) – 1912 Bau eines ‚Dichterhauses‘ in Würzburg – 1914 Reise in die Südsee (Neu-Guinea, Sumatra, Java), wo Dauthendey vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges überrascht wird – 1915 *Geschichten aus den vier Winden* (Erzählungen) – 29. August 1918 Tod auf Java nach verzweifelten Bemühungen, auf einem neutralen Schiff nach Europa zurückkehren zu können. (1930 Überführung der sterblichen Überreste nach Würzburg)

*„Ich glaube, es kann nicht länger so fortgehen. Mein Hirn schmerzt, es ist, als trocknete mein Leben ein und wimmerte und wehrte sich gegen das langsame Absterben. (...) Es ist sehr traurig, dass nun die Schiffe nicht mehr gehen. Ich leide so sehr an der Sehnsucht, von Dir etwas zu hören. Du weißt, für mich ist das Leben ohne Dich kein Leben. Ich arbeite, ich esse, ich schlafe. Aber meine Seele ist nicht hier.“<sup>8</sup>*

Diese Zeilen Max Dauthendey's, im Juli 1918 – also wenige Wochen vor seinem Tod auf Java – geschrieben, wurden im Nachlass gefunden. Sie stellen ein letztes Lebenszeichen dieses Reisenden dar, der buchstäblich an der Einsamkeit der Fremde zugrunde ging. Dabei war die Einsamkeit zunächst selbst gewählt. Dauthendey gehörte zu jenen Dichtern und bildenden Künstlern des frühen 20. Jahrhunderts, die rastlos die Ferne absuchten nach dem ultimativen Ort ihrer künstlerischen Produktivität. Ähnlich wie Gauguin oder Rilke versprach sich Dauthendey von der Fremde jene Inspiration, die ihm in der vertrauten Umgebung seiner Heimatstadt nicht möglich schien. Doch wiederholt scheiterten seine Versuche, in der Fremde heimisch zu werden: So überredete er seine Frau eines Tages, Europa aufzugeben und nach Mexiko überzusiedeln, um bereits im Moment der Ankunft zu spüren, dass es ihm dort nicht gelingen würde, Wurzeln zu schlagen. Genauso wenig gelang es ihm, wieder in Würzburg Fuß zu fassen: Ein für seine schriftstellerische Tätigkeit konzipiertes Haus, das er trotz massiver Geldnot dort realisierte, brachte ihm nicht die schöpferische Ruhe, die er benötigte: *„In der Fremde vermisste er das Eigene und in der eigenen Welt das Fremde.“<sup>9</sup>* Auf all seinen Fahrten durch Frankreich, Griechenland, Skandinavien, Indien oder Ägypten gelang es ihm nicht wirklich, den ‚wahren‘ Ort seines künstlerischen Schaffens zu finden.

Schließlich, in den letzten Monaten seines Lebens, musste er einsehen, dass auch die Südsee ihm nicht geben konnte, was er sich erhoffte. Im Brief an Helene Drießen vom 8. Juni 1918 heißt es: *„Ich suche mich mit viel schriftstellerischer Arbeit zu betäuben. Aber die Abendstunden voll Leere reißen immer alles ein, was ich am Tage am Arbeitstisch an Willenskraft zusammengerafft habe. (...) Ich komme mir oft als der Einsamste auf Java vor. Alle Menschen haben hier ihren alten Bekanntenkreis oder Wirkungskreis, der ihnen*

<sup>8</sup> Dauthendey, Max (1990): *Sieben Meere nahmen mich auf*. Herausgegeben von Hermann Gerstner. Frankfurt a.M. und Berlin: Ullstein, S.324f u. S.351

<sup>9</sup> Ganeshan, Vridhagiri (1994): *Das Eigene und das Fremde in der Indienbegegnung deutscher Schriftsteller*. In: Hardt, Dietrich (Hrsg.): *Fiktion des Fremden*. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 161-179; hier: S.171

*Java heimisch macht. Nur ich gehöre nicht hierher.*<sup>10</sup> Und als grundlegende Erfahrung des Reisens bemerkt er: „*Das ist der Fluch und zugleich die Wollust des Reisens, daß es dir Orte, die vorher in der Unendlichkeit und in der Unerreichbarkeit lagen, endlich und erreichbar macht. Diese Endlichkeit und Erreichbarkeit zieht dir geistige Grenzen, die du nie mehr loswerden wirst.*“<sup>11</sup>

Dauthendeys einsames Leben auf Java ist geprägt von Krankheit, Heimweh, Sehnsucht nach seiner Frau und nach einer vertrauten Umgebung. Nur manchmal nähert er sich dem eigentlichen Ziel seines Aufenthaltes, dem unbedingten Schreiben. Wie im Rausch produziert er an drei Tagen das *Lied vom inneren Auge*, ein mehr als hundert Seiten starkes Epos, an dem er in den folgenden Tagen noch fieberhaft weiter arbeitet „*wie ein Weib aus seinem Leib mit Schmerzen ein Kind gebärt.*“<sup>12</sup> Er bekennt, dass er dieses Werk nur verfassen konnte „*in der Einsamkeit auf diesem hohen Berg, wo ich über den Wolken wohne*“<sup>13</sup>, und er ist vom Produkt seines Schaffens ganz euphorisiert: „*Es ist, glaube ich, das größte gedankliche Lied, das seit langer Zeit für die Menschheit geschrieben wurde.*“<sup>14</sup> Doch trägt ihn diese Begeisterung nicht weit – er kann sie nicht teilen, seine Dichtung bleibt ohne verlegerisches Wohlwollen und ohne Resonanz. Er findet weder auf Java noch sonst unter den gegebenen Zeitumständen eine Leserschaft, die ihm Halt geben könnte: „*Es ist jetzt abends halb zehn Uhr, und ich bin wie immer, wie jeden Abend auf meiner Veranda so allein, so allein. Es ist ja ganz gleich, ob ich hinunter in den Pavillon gehe und mit ein paar Deutschen politisiere, ich wäre doch allein. Ach, wenn ich nur schreien dürfte! Es wird jeden Abend schlimmer, jeden Abend unmöglicher. Ach, diese Abende! Was soll ich nur tun, wenn das so weitergeht?*“<sup>15</sup>

Bei der Frage, ob sich Dauthendeys Einsamkeit in der Fremde als Form der Depression begreifen lässt, ist folgender Gedankengang vielleicht hilfreich: Menschen in depressiven Krisen sehen ihre Bedürfnisse nach Sicherheit, Geborgenheit und Bindung nicht ausreichend erfüllt, fühlen sich von ihrer Umgebung nicht genügend anerkannt und getragen. Sie müssen daher Abwehrmaßnahmen mobilisieren, um einer Bedrohung ihres Selbst zu entgehen. Denn das Empfinden des Getrenntseins von all dem, was das *Leben* und das *In-der-Welt-sein* ausmacht, scheint beim depressiv Erkrankten jegliches Streben auf Zukunft hin zu untergraben. Davon kann bei Dauthendey zwar nur bedingt die Rede sein, denn sein Antrieb ist ja nicht völlig gelähmt, es gelingen ihm trotz (oder gerade in) seiner Einsamkeit noch ernsthafte und zufriedenstellende literarische Produkte. Auch die Selbsteinschätzung ist keineswegs tief in den Keller geraten – im Gegenteil: Das Gefühl der eigenen Wertlosigkeit, das sonst so häufig Ausgangspunkt und Kern der Depression ist<sup>16</sup>, ersetzt Dauthendey durch einen ausgeprägten, fast manischen (oder gar messianischen) Glauben an die eigene Bedeutsamkeit. Während depressive Menschen in der Regel eine schlechte Meinung von sich haben und zudem davon ausgehen, dass alle anderen sie negativ einschätzen (und daher die Äußerungen ihrer Umgebung oft negativ aufnehmen und sie bis ins Wahnhafte uminterpretieren<sup>17</sup>), bleibt Dauthendeys Selbst- und Fremdein-

<sup>10</sup> Dauthendey 1990, S.345

<sup>11</sup> Dauthendey, Max (1978): *Exotische Novellen*. Herausgegeben von H.Gerstner. Stuttgart: Reclam, S.3

<sup>12</sup> Dauthendey 1990, S.328

<sup>13</sup> ebd.

<sup>14</sup> ebd., S.327

<sup>15</sup> ebd., S.307

<sup>16</sup> vgl. Bauer, Joachim (2004): *Das Gedächtnis des Körpers*. München u. Zürich: Piper, S.83

<sup>17</sup> siehe dazu: Bock, Thomas; Koesler, Andreas (2004): *Bipolarität – anthropologisches Verständnis und therapeutische Konsequenzen*. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.) (2004): *Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.219-229

schätzung – zumindest in Bezug auf das, was sich aus den autobiographischen Texten erkennen lässt – klar und ungestört.

Auf körperlicher Ebene (auch darüber finden sich zahlreiche Textstellen in den Briefen) sind die Symptome der Depression bei Dauthendey allerdings unverkennbar: Bekannt ist ja, dass bei depressiven Menschen oft Appetit und Verdauung, Herz bzw. Kreislauf und Atmung beeinträchtigt sind; oder es stellen sich diffuse Schmerzen und Schlafstörungen ein, bei denen die Erkrankten schwer zur Ruhe kommen und mit Druckgefühlen auf der Brust aufwachen. Dauthendey schreibt: „*Tag und Nacht schleicht die Sehnsucht und das Heimweh wie eine Schlange um mein Herz und drückt mir die Adern zu. Ich halte den Druck bald nicht mehr aus.*“<sup>18</sup> Und an anderer Stelle: „*Ich habe ein Brett in der Brust, ein Brett im Magen, ein Brett im Kopf vor Einsamkeit, vor Qual, vor Sehnsucht. (...) O Gott, gib mir doch ein Zeichen im Traum, das mir sagt, ob ich jemals heimkomme, ob ich jemals Annie wiedersehe und die Heimat. Ich bin so furchtbar allein hier hoch oben im Gebirge, und ich bin zugleich dem Himmel so nahe.*“<sup>19</sup>

Hier deuten sich Suizidvorstellungen und Todesängste an, verstärkt durch infektiöse Erkrankungen. Dauthendey fühlt sich „*in diesen letzten Monaten (...) ganz dünnblütig. (...) Ich hoffe immer, dass diese Wartezeit meine Kräfte nicht übersteigen wird, wenn Du mir die Erleichterung des regelmäßigen Briefaustausches zukommen lässt. Ein Posttag ohne Brief erfüllt mich jetzt, wo ich schon ganz überempfindlich durch die langen Wartemonate geworden bin, mit Selbstmordgedanken. (...) Es wird heißer Mittag draußen, und die Berge legen sich ein wenig flacher hin. Der Schwung des Morgens ist von den Berglinien verschwunden. Das denke ich auch immer, wenn ich mein jämmerliches Gesicht im Spiegel suche. Es ist Spätnachmittag in meinen Gesichtszügen. Ich bin mager und verhärtet. Wenn ich meine Finger wasche, so ist mir, als fühlte ich die Finger eines Kindes an meiner Hand, so winzig und glattschlank sind die Hände geworden. Es ist, als wollte der ganze Leib verschwinden, weil er keine Bedeutung mehr findet in der Leere hier.*“<sup>20</sup>

Zum Verständnis der unterschiedlichen Depressionsformen sei folgende Differenzierung erwähnt: a) blockierte (gefühllose, leere) Depressionen; b) anaklitische (anhängliche, hilflose) Depressionen; c) agitierte (fordernde, kritisierende) Depressionen; d) autodestruktive (selbsterstörerische) Depressionen; e) lavierte (psychosomatische) Depressionen.<sup>21</sup> Gegenwärtig beschreibt das Diagnose-System ICD-10 unter dem Leitbegriff der *affektiven Störungen* eine Reihe unterschiedlicher Erkrankungs- und Verlaufsformen der Depression, von denen hier einige zu nennen sind: *Depressive Episoden* (in den Abstufungen: leicht, mittelgradig und schwer), die phasenweise auftreten, zu einem bestimmten Zeitpunkt beginnen und sich nach Wochen oder Monaten zurückbilden; *rezidivierende depressive Störungen* (mit oder ohne somatische Begleiterscheinungen bzw. mit/ohne psychotische Symptomatik), die trotz medikamentöser und psychotherapeutischer Behandlung immer wieder auftreten und das Denken vollständig auf subjektive Überzeugungen der eigenen Schuld und der Wertlosigkeit einengen; die *Zyklothymia*, die in Form dauernder instabiler Stimmungen zwischen Euphorie und Niedergeschlagenheit pendelt; die *Dysthymia* als chronisch depressive Verstimmung<sup>22</sup>, die nicht vergeht, sondern ein durchgehend beeinträchtigtes Lebensgefühl hervorruft.

<sup>18</sup> Dauthendey 1990, S.305

<sup>19</sup> ebd., S.324/25

<sup>20</sup> ebd., S.302/03

<sup>21</sup> Mentzos, Stavros (1995): Depression und Manie. Psychodynamik und Therapie affektiver Störungen. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht

<sup>22</sup> vgl. Dilling 1999

Auf den ersten Blick könnte man bei dieser Auflistung versucht sein, bei Dauthendey von einer anaklitischen Depressionsform zu sprechen, denn immer wieder formuliert er in seinen Briefen und Aufzeichnungen in anhänglichster, fast regressiver Weise den Wunsch nach Rückkehr zu seiner Ehefrau bzw. nach einem Wiedersehen. Aber auch Aspekte der Zykllothymia wie der Dysthymia schimmern aus den Texten hervor: Begeisterung und Größenphantasie bezüglich der schriftstellerischen Bedeutsamkeit – und dann, zum Ende hin, die chronisch depressive Verstimmung, die dann auch immer mehr zum körperlichen Abbau führt. Es kann hier nicht primär darum gehen, aus den autobiographischen Texten der Reisenden eine endgültige Diagnose ihrer psychischen Konstitution zu erstellen; doch zeigt sich in den Briefen Dauthendey's (wie wohl bei jeder depressiven Krise), wie sehr die psychische Balance des Menschen nach belastenden Lebensereignissen, Verlusten und anderen Erfahrungen des Getrenntseins auf Bindung angewiesen ist. Man weiß heute aus autobiographischen Schilderungen<sup>23</sup> und psychiatrischen Untersuchungen<sup>24</sup>, dass die depressive Erkrankung oft in Bezug steht einerseits zu Erfahrungen der Trennung und der Ungeborgenheit in der Gegenwart und andererseits zu Gefühlen der verzweifelten Hilflosigkeit aus vergangenen Lebensphasen. Im späteren Verlauf werden sie meist ausgelöst durch neuerliche Veränderungen im zwischenmenschlichen Bereich, durch episodische Erfahrungen der Beziehungslosigkeit oder dauerndes Getrenntsein. Und dieser Verlust, die Abwesenheit geradezu lebensspendender und lebensrettender Bezugspersonen kann eben zu lebensgefährlichen Zusammenbrüchen psychischer und auch physischer Funktionen führen: *„Mein Hirn schmerzt, es ist, als trocknete mein Leben ein und wimmerte und wehrte sich gegen das langsame Absterben.“*<sup>25</sup>

So lässt sich die Depression als Signal verstehen, den Kerker der Einsamkeit zu verlassen und jene Bindungen aufzusuchen bzw. wiederherzustellen, die das Selbst unterstützen und stabilisieren.<sup>26</sup> Gleichzeitig erinnert das depressive Erleben an Gefährdungen und Kränkungen, die das Selbst in seinen Beziehungen zu geliebten und benötigten Bezugspersonen erfahren musste. Vielleicht konnte Nähe und Geborgenheit von der Bindungsperson nicht gewährt werden, vielleicht wurden Wünsche nach Entfaltung eigener Interessen zurückgewiesen, vielleicht wurde das Bedürfnis nach eigener Kompetenz und Wirksamkeit übergangen oder unterdrückt.<sup>27</sup> Nun ruft die Depression jene Enttäuschung zurück, die einst das Unverstandensein begleitete bzw. kompensierte.

Da aber Affekte wie Wut und Enttäuschung gerade jene Bindungen und Bindungssicherheiten gefährden, die der Mensch in der depressiven Krise sehnlichst erhofft, bleiben ihm nichts als Gefühle der Gefühllosigkeit. Im Sinne der Selbstpsychologie handelt es sich bei der Depression um ein Dilemma der Kontaktambivalenz, das darin besteht, die Beziehungen dringend zu brauchen und Nähe sehnlichst zu wünschen, aber sie im Alltagskontakt nicht annehmen bzw. zulassen zu können: *„Sie ist einmal eine Erkrankungsreaktion auf die aktuellen, das Selbst erschütternden Lebensereignisse; zum anderen stellt sie eine durch diese Belastungen reaktivierte Selbststörung dar.“*<sup>28</sup> Letztlich pendelt das Selbst zwischen dem Pol des unbedingten Angewiesenseins, also dem Wunsch nach einer halt-

<sup>23</sup> so z.B. von Noy, Gisela (2000): Grauzeit. Mein Weg aus der Depression. Bonn: Psychiatrie-Verlag

<sup>24</sup> vgl. Kipp, Johannes; Unger, Hans-Peter; Wehmeier, Peter M. (1996): Beziehung und Psychose. Stuttgart u. New York: Thieme. Siehe auch: Mentzos, Stavros (1991): Psychodynamische Modelle in der Psychiatrie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

<sup>25</sup> Dauthendey 1990, S.325

<sup>26</sup> Kratzsch, Siegbert (2001): Depressionen. Erleben und Selbst in der depressiven Erkrankung. In: Milch, Wolfgang (Hrsg.): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, S.191-214

<sup>27</sup> ebd., S.193

<sup>28</sup> ebd., S.195

gebenden Person, die jedoch, selbst wenn sie zur Stelle wäre, nie die empfundene Leere wirklich auszufüllen vermöchte – und dem Pol der Autonomie, des Nicht-Angewiesen-Sein-Wollens, was aber zwangsläufig in die Einsamkeit führt.

Dauthendeys Heimweh ist so gesehen eine Flucht aus dem Gefühl der Fremde: „*Wird das entfremdete geisterhafte Dasein unerträglich, so füllt sich der Schatten mit dem Blut der Sehnsucht*“ sagt Sternberger.<sup>29</sup> Und er fügt hinzu: „*Niemand ist heimatloser, als der am Heimweh krank.*“<sup>30</sup> Was Dauthendey empfindet, lässt sich auch als klassische Grundposition der Depression formulieren: Schön ist es da, wo ich nicht bin! Hier erscheint dieser Affekt als Sehnsucht nach Zuhause, in der das Gewohnte nicht nur vermisst, sondern geradezu verklärt wird. Ernst Bloch spricht von der „*produktiven*“ Form des Heimwehs, wenn nämlich die Landschaft, die Familie, der Kreis der Freunde, jene „*verlassene, längst abgestumpft erfahrene Umgebung*“ aus der Distanz bzw. der Einsamkeit heraus wieder „*farbig, ja utopisch*“<sup>31</sup> erscheint. Dann wird das Heimweh „*von einem Wunschbild getragen wie die Fremde vor Antritt der Reise. Und es wird von der gleichen, (...) vergoldeten Erinnerung getragen, die den Reisegang selber nachher vollendet, und die die utopischen Länder im Exotischen kennzeichnet. Mit dem Unterschied freilich, daß die Vergoldung des Heimwehs bei der Rückkehr verschwindet, während das Reisebild post festum noch exotischer wird.*“ Dass depressive Erfahrungen auf Reisen auch andere Hintergründe besitzen und andere Dynamiken entfalten können, wird an den autobiographischen Reisetexten von Albert Camus und Annemarie Schwarzenbach zu zeigen sein.

#### 4.3.4 *Zerrissenheit: Albert Camus*

**Albert Camus:** 1913 in Mondovi/Algerien als Sohn eines elsässischen Landarbeiters und einer Spanierin geboren – 1914 Tod des Vaters als Soldat im Ersten Weltkrieg; die Mutter zieht mit ihren beiden Kindern nach Algier – 1930 Abitur an einem Gymnasium in Algier; erster Tuberkulose-Anfall – 1932 Beginn des Studiums der Philosophie an der Universität Algier – 1933 Ehe mit Simone Hue; die Ehe wird ein Jahr später geschieden – 1934 Eintritt in die Kommunistische Partei, aus der er ein Jahr später wieder austritt – 1935 Theatertournee durch Algerien, erste schriftstellerische Arbeiten – 1936 Diplomarbeit über Augustinus; aus gesundheitlichen Gründen wird Camus vom Staatsexamen in Philosophie ausgeschlossen – 1937 Gründung des *Theatre de l'Equipe*; journalistische Arbeiten gegen die kolonialen Ungerechtigkeiten in Algerien – 1940 Heirat mit Francine Faure – 1942 Veröffentlichung des Romans *Der Fremde* und des Essays *Der Mythos von Sisyphos* – 1943 als Mitglied der Widerstandsgruppe *Combat* in Paris – 1944 Befreiung von Paris – 1945 Geburt der Zwillinge – 1946 Vortragsreise in die USA – 1947 Veröffentlichung des Romans *Die Pest* – 1949 Reise nach Südamerika – 1951 Veröffentlichung der Essaysammlung *Der Mensch in der Revolte* – 1956 Reise nach Algerien, wo seit 1954 Krieg herrscht – 1957 Erhalt des Nobelpreises für Literatur – 1960 Tod bei einem Autounfall in der Nähe von La Chapelle / Frankreich

Eine Passage aus Albert Camus' *Reisetagebüchern* soll bei der Klärung der Frage helfen, welche Auslöser für die Gefährdung des Selbst des Reisenden ausschlaggebend sind und in welchem Bezug die depressive Krise und die Erfahrung der Fremde zueinander stehen. Der Verlust innerer Objekte und die Unfähigkeit, diesen Mangel durch libidinöse Besetzung der Fremde auszugleichen, scheint auch hier (ähnlich wie in Sternbergers Schilderung) das Kernstück der depressiven Problematik zu sein. Sie trifft den Menschen in seinem Mark und verändert jegliche Beziehungen, die er zu anderen und zu sich selbst hat.

<sup>29</sup> Sternberger 1958, S.14

<sup>30</sup> ebd., S.15

<sup>31</sup> Bloch, Ernst (1959): *Das Prinzip Hoffnung*. Bd.1, Kap.1.37. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.433

Aus solchen Irritationen der eigenen Person ergeben sich für depressive Menschen oft Zustände äußerster Qual, die ihnen irgendwann nicht mehr erträglich erscheinen.<sup>32</sup> Die Folge sind suizidale Krisen, die auch einen Schriftsteller wie Albert Camus treffen können, der zuvor offenbar nicht unter Anzeichen einer Depression litt, dessen Gleichgewicht aber durch Erlebnisse der Trennung und des Verlustes ins Wanken gerät.<sup>33</sup> Stehen in solchen Momenten keine kompensatorischen Mechanismen zur Verfügung, d.h. gelingt es nicht, die narzisstische Kränkung auszugleichen und in einer Bindung wieder Halt zu finden, dann kann es zu – bisweilen sehr violenten, nicht vorhersehbaren – Suiziden, zumindest zu erheblichen Suizidphantasien kommen.<sup>34</sup>

*„Ich verabschiede mich und gehe. Am Heck, wohin ich mich flüchte, trinken ein paar Emigranten Wein aus Schläuchen und singen. Ich bleibe bei ihnen, unerkant und glücklich (für zehn Sekunden): Und dann gehe ich das Meer betrachten. Ein zunehmender Mond steigt über den Masten auf. So weit das Auge reicht in der noch nicht undurchdringlichen Nacht, das Meer – und ein Gefühl der Ruhe, eine starke Wehmut steigen von den Wassern empor. Auf dem Meer ist immer alles in mir besänftigt, und diese unendliche Einsamkeit tut mir einen Augenblick lang wohl, auch wenn ich den Eindruck habe, daß dieses Meer heute alle Tränen der Welt mit sich wälzt.*

*Anschließend gehe ich in meine Kabine, um zu lesen, dann ziehe ich mich zum Abendessen um. Traurig. Ich trinke Wein. Nach dem Essen Konversation, aber ich betrachte das Meer und versuche wieder einmal, das Bild festzuhalten, das ich seit zwanzig Jahren für diese Ranken und diese Muster suche, die das vom Vordersteven verdrängte Wasser auf das Meer zeichnet. Wenn ich es erst einmal gefunden habe, wird alles vorbei sein. Zweimal hintereinander der Gedanke an Selbstmord. Beim zweitenmal, während ich immer noch das Meer betrachte, spüre ich plötzlich ein furchtbares Brennen an den Schläfen. Ich glaube, daß ich jetzt verstehe, wieso man sich umbringt. Wieder Konversation – mit ausgehakten Kiefern. Ich steige im Dunkeln auf das obere Deck und beschließe meinen Tag, nachdem ich angesichts des Meeres, des Mondes und der Sterne Vorsätze für meine Arbeit gefaßt habe. – Die Wassermassen sind an der Oberfläche kaum beleuchtet, aber man ahnt ihre tiefe Dunkelheit. So ist das Meer, und deshalb liebe ich es! Ruf des Lebens und Einladung zum Tod.“<sup>35</sup>*

Depressive Krise – Suizidgedanken – Todessehnsucht: Die Wirkung des Meeres selbst kann es eigentlich nicht sein, die Camus in so verzweifelte Stimmung versetzt. Denn grundsätzlich ist ihm kaum etwas so vertraut und seiner Seele so wohltuend wie das Meer. Meist kann es ihn *besänftigen*, ein *Gefühl der Ruhe* erzeugen. So hat er es an zahlreichen Stellen formuliert; in seinen späteren Tagebüchern aus den Jahren 1951-1959 findet sich z.B. die Notiz: *„Nun senkt sich eine eigenartige und umfassende Beschwichtigung auf das Meer. Endlich Glück, ein den Tränen nahestehendes Glück.“<sup>36</sup>* In Camus' frühen Aufzeichnungen heißt es: *„Und aus der Ferne – ist es das Rauschen des Meeres? – strömt mir in gedehntem Rhythmus der Hauch der Welt entgegen und bringt mir die*

<sup>32</sup> Bauer 2004, S.96

<sup>33</sup> Camus ist kurz zuvor Vater von Zwillingen geworden, seine Frau vielleicht ganz von der Versorgung der Babys absorbiert; ob er sich nun allein, am Rande stehend fühlt und daher in dieser Situation den Entschluss zur Reise über den Atlantik fasst, ist der Camus-Forschung bislang nicht erwogen worden.

<sup>34</sup> vgl. Böker, Heinz (2001): Psychodynamik der affektiven Psychosen. In: Schwarz, Frank; Maier, Christian (Hrsg.): Psychotherapie der Psychosen. Stuttgart: Thieme, S.170-188

<sup>35</sup> Camus, Albert (1997): Reisetagebücher. Herausgegeben von Roger Quilliot. Deutsch von G. Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.48/49

<sup>36</sup> Camus, Albert (1991): Tagebuch März 1951 bis Dezember 1959. Aus dem Französischen Von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.210

*Gleichgültigkeit und die Ruhe des Unvergänglichen.*<sup>37</sup> Geradezu erotisch beschreibt Camus' sein Verhältnis zum Schwimmen im Meer: *„Nackt muß ich sein und muß dann, mit allen Gerüchen der Erde behaftet, ins Meer tauchen, mich reinigen in seinen Salzwassern und auf meiner Haut die Umarmung von Meer und Erde empfinden (...). Und dann der Schock im Wasser, das Steigen der dunkelkalten klebrigen Flut; das Untertauchen und das Sausen in den Ohren. die strömende Nase und der bittere Mund; das Schwimmen, die wasserglitzernden Arme, die auftauchend sich in der Sonne bräunen und mit einer Drehung aller Muskeln wieder eintauchen in das Meer.“*<sup>38</sup>

Nichts davon ist auf dieser Reise mehr zu spüren. Die Psyche des Autors scheint immer labiler zu werden, tiefe Traurigkeit umgibt ihn. Er verlässt zunächst die Reisegesellschaft im Speiseraum, dann die Gruppe der Emigranten, denen er sich für einen Augenblick verbunden fühlt. Das Verweilen an der Reling und das Betrachten des Meeres hilft nicht; mehrmals schießen ihm suizidale Gedanken durch den Kopf, er verspürt ein furchtbares Brennen an den Schläfen, glaubt zu verstehen, warum jemand die Selbsttötung wählt. Ein denkbarer Grund für diesen Zustand könnte der Verlust des Gefühls der Selbstwirksamkeit sein, der zu depressiven Verstimmungen führen kann.<sup>39</sup> Während der Überfahrt gerät Camus auch deswegen in einen so defensiven und abhängigen Zustand, weil er sich dem Schiff, seinen Strukturen und Gesetzen völlig ausgeliefert fühlt und ihm der Glaube an die Wirksamkeit eigenen Handelns verloren gegangen ist. In solchen Fällen können suizidale Impulse als ein letzter Versuch angesehen werden, den Zustand des Selbst zu regulieren. (So haben z.B. im Strafvollzug oder an anderen Orten der geschlossenen Unterbringung Selbsttötungsphantasien oder -handlungen ein ähnliches Motiv, nämlich in dieser letzten Form der Selbstbestimmung doch noch Herr seiner selbst zu sein).

Darüber hinaus sind es Gefühle der Fragmentierung, die bei Camus eine Rolle spielen: Mit dem Verlassen der vertrauten Umgebung (Familie, Freunde, Land und Sprache) lockert sich die Selbststruktur. Die häuslichen Spiegel des Selbst, die Quellen der narzisstischen Zufuhr sind abhanden gekommen; Gefühle von Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit steigen auf, Momente der Leere, Niedergeschlagenheit und Angst machen sich breit. Camus kennt diese Empfindungen: Schon als 20-Jähriger hatte er auf einer Reise nach Prag erlebt, wie sein Bild von der Welt und von seiner eigenen Position in der Welt ins Schwanken geriet: *„Ich trat aus dem Bahnhof, ging Gärten entlang und befand mich auf einmal in der Wenzelsstraße mitten in dem um diese Tageszeit dichten Gedränge. Ich war von einer Million Menschen umgeben, die schon vor meiner Ankunft gelebt hatten, von deren Dasein jedoch nichts bis zu mir vorgedrungen war. Sie lebten. Ich war Tausende von Kilometern von der Heimat entfernt. Ich verstand ihre Sprache nicht. Sie schritten alle rasch aus. Und indem sie mich überholten, lösten sie sich alle von mir ab. Ich verlor den Boden unter den Füßen.“*<sup>40</sup>

Eindrücklich beschreibt Camus in diesem Bericht dann weiter seine Suche nach einem geeigneten Hotel und nach einem günstigen Restaurant, doch alles, was er findet, ist teuer, abweisend und irritierend, so dass dem jungen Reisenden bald der Kopf schmerzt: *„Im übrigen breitete meine Beklemmung sich aus. Der scharfe Stachel in meinem Gehirn nahm meine Aufmerksamkeit zu stark in Anspruch. Ich beschloß, meine Zeit einzuteilen,*

<sup>37</sup> Camus, Albert (1973a): Licht und Schatten. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.8-74; hier: S.37/38

<sup>38</sup> Camus, Albert (1973b): Hochzeit des Lichts. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.76-121, hier: 79

<sup>39</sup> Kipp 1996, S.90ff

<sup>40</sup> Camus 1973a, S.48



*sie mit zahlreichen Stützpunkten zu versehen. Ich blieb möglichst lange im Bett, und meine Tage wurden entsprechend kürzer. Dann kleidete ich mich sorgfältig an und erforschte planmäßig die Stadt. Ich irrte in den prunkvollen Barockkirchen umher, in denen ich eine Heimstätte wiederzufinden suchte, und wenn ich sie verließ, fühlte ich mich nach dem enttäuschenden Zusammensein mit mir selbst noch leerer, noch verzweifelter.* <sup>41</sup>

Diese Szene erinnert an das geschilderte Phänomen des Stendhal-Syndroms und lässt sich auf der Ebene der Selbstpsychologie so erklären: *„Die Erfahrung eines sich auflösenden Selbst in der Fragmentierung, also der Furcht vor dem Verlust der inneren Struktur, kann so unerträgliche Ausmaße annehmen, dass Menschen nahezu alles unternehmen, um den quälenden Wahrnehmungen, die das fragmentierte Selbst hervorruft, zu entgehen.* <sup>42</sup> Camus beschreibt, wie er in diesen Tagen in Prag sich in sich selbst verkriecht, früh ins Bett geht, vor dem Einschlafen noch einmal alle besuchten Kirchen, Paläste und Museen in Erinnerung ruft, um sein Selbst zu strukturieren, irgendwie zusammenzuhalten: *„Aber umsonst. Sobald ich ins Freie trat, war ich ein Fremder.* <sup>43</sup> Beim Gehen durch die engen Gassen hört er den Widerhall seiner Schritte und erschrickt; er weiß, dass er nicht hier her gehört, von niemandem erkannt und erwartet wird und bald Gefahr läuft, sich selbst zu verlieren: *„Sobald ich mir dessen bewußt wurde, fühlte ich mich wieder von Panik gepackt.* <sup>44</sup>

Später wird Camus den Gedanken daraus ableiten, dass Angst die eigentliche Gemütslage des Reisens sei, und zwar eine unbestimmte, diffuse Angst, die einen fern der Heimat und der vertrauten Sprache überfalle: *„In diesem Moment (...) sind wir durchlässig. Der geringste Stoß erschüttert uns bis auf den Grund unseres Wesens. Läßt uns einen Sturzbach des Lichts begegnen, und wir stehen vor der Ewigkeit. Deshalb darf man nicht sagen, man reise zu seinem Vergnügen. Es gibt kein Vergnügen des Reisens.* <sup>45</sup>

Zurück zum Verlauf der eingangs beschriebenen Amerikareise: Als Camus sich am 10. März 1946 in die USA aufmacht, ist seine Popularität als Schriftsteller – zumindest jenseits des Atlantiks – noch begrenzt. Zwar liegt seit 1942 sein Roman *Der Fremde* in einer Übersetzung vor und das Außenministerium Frankreichs hat sich bereit erklärt, die Kosten der Überfahrt zu tragen, während in New York die Frau seines amerikanischen Verlegers, Blanche Knopf, als seine Gastgeberin auftritt – aber berühmt ist Camus in den USA zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht. Nach Verlassen der Schiffes ist er der letzte, den der Zoll einreisen lässt; immerhin liegt ein FBI-Dossier über ihn vor <sup>46</sup>; besonders die Frage, ob er jemals der kommunistischen Partei angehört habe, führt zu Schwierigkeiten. Schließlich darf er mit einem befristeten Touristen-Visum doch das Land betreten.

Nicht nur die Schiffsreise hatte eigentümliche Gedanken und Empfindungen in ihm hervorgerufen, auch die Tage in New York irritieren und erschöpfen ihn. Er ist oft müde, fast leichenblass, leidet unter Schweißausbrüchen und starken Fieberschüben und glaubt in manchen Momenten, bald sterben zu müssen. <sup>47</sup> Er irrt mehrmals allein durch die Straßen New Yorks, fühlt sich verloren in den Schächten aus Stein und Stahl: *„Der Eindruck, in*

<sup>41</sup> ebd., S.51

<sup>42</sup> vgl. Milch, Wolfgang (2001): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln, S.240

<sup>43</sup> Camus 1973a, S.52

<sup>44</sup> ebd.

<sup>45</sup> Camus, Albert (1972): Tagebücher 1935-1951. Aus dem Französischen von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.14

<sup>46</sup> vgl. hierzu Todd, Oliver (2001): Albert Camus. Ein Leben. Deutsch von Doris Heinemann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.435ff

<sup>47</sup> ebd., S.446

*der Falle dieser Stadt gefangen zu sein und daß ich (...) stundenlang laufen könnte, ohne etwas anderes zu finden als neue Betongefängnisse, ohne Hoffnung auf einen Hügel, einen richtigen Baum oder ein verstörtes Gesicht.* <sup>48</sup> Er hat „das schreckliche Gefühl der Verlassenheit. Selbst wenn ich alle Geschöpfe der Welt an mich drückte, ich wäre vor nichts geschützt.“ <sup>49</sup>

Daran ändert sich auch nichts, als Claude Lévi-Strauss – zu dieser Zeit französischer Kulturbeauftragter in New York – sich bereit erklärt, Camus die Stadt zu zeigen. Ein entspanntes oder gar freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden will sich nicht einstellen, Lévi-Strauss hält Camus für einen eher „angepassten tugendhaften Linken.“ <sup>50</sup> Wichtiger wird für Camus die Bekanntschaft mit der 20jährigen Studentin Patricia Blake, Tochter eines Arztes und einer Pianistin, mit der er sich bei Konzerten und Theateraufführungen in New York zeigt. Doch auch diese Beziehung kann seine seelische Krise in der Fremde nicht beheben – im Gegenteil, er fühlt sich in ihrer Gegenwart alt, hat Angst vor seinem Ende und sehnt sich nach der Intensität seiner Jugend zurück. Seinem Tagebuch vertraut er an: „Aber warum nicht (...) dieses stürmische Verlangen, (...) das ungeduldige Herz, das ich mit 20 Jahren hatte, wiederfinden? Ich kenne das Heilmittel, ich werde lange auf das Meer hinausschauen.“ <sup>51</sup>

Nur aus Pflichtgefühl seinen amerikanischen Gastgebern gegenüber lässt er Patricia in New York zurück und begibt sich zu einer Fahrt in Richtung Montreal: Doch schon in den Adirondacks, einer Gebirgslandschaft im Norden des Staates New York, möchte er umkehren. <sup>52</sup> An Patricia schreibt er: „Dir würde dieser verlorene Ort gefallen, in dem wir nach zwei Tagen des Umherirrens in den umliegenden Bergen gelandet sind. Ein altes abgelegenes Haus, das normalerweise von Anglern und Jägern benutzt wird, zur Zeit aber leer steht. Ich sitze im Wohnraum vor einem großen Kamin unter einer Balkendecke. Gerade gab es ein Unwetter, und nun ist die Stille der Nacht erfüllt von den Rufen der Kröten, Vögel und Grillen.“ <sup>53</sup> Was mancher Reisende begeistert als gesuchten und endlich gefundenen Ort erleben würde, ist Camus' Sache nicht. Er fühlt sich dort, als sei er der Welt und sie ihm verloren gegangen.

Er hat jetzt genug von der Fremde, genug von der Einsamkeit in den Bergen, genug auch von den Städten mit ihren unverbindlichen Begegnungen und Konversationen, vielleicht auch genug von der Affäre mit Patricia. Sehnsüchtig denkt er ans Abreisen: „Meine Neugier auf dieses Land hat mit einem Schlag aufgehört – wie bei gewissen Menschen, von denen ich mich ohne Erklärung und ohne weitere Anteilnahme abwende – mein Herz hat schlicht aufgehört zu sprechen.“ <sup>54</sup> Seinen Freunden in Paris teilt er mit: „Ja, ich bin jetzt soweit, dass ich dieses Amerika verlassen will (...), mein Geist hat es schon verlassen, nur die seelenlose Hülle ist zurückgeblieben.“ <sup>55</sup> Nach zehn Wochen in der Fremde geht Camus wieder an Bord, freut sich auf Frankreich und Europa, auch wenn dort die schrecklichen Wirkungen des Krieges das Leben deutlich mehr bestimmen als in den USA. Zurück in Paris, ist seine Bilanz der Reise karg und ungewöhnlich und zeigt die Spuren der psychischen Krise: „Ehrlich gesagt verliere ich den Boden unter den Füßen, wenn ich an New York denke. (...) Von dieser Stadt sind mir nur diese überwältigenden

<sup>48</sup> Camus 1997, S.41

<sup>49</sup> ebd., S.42

<sup>50</sup> zit.n. Todd 2001, S.437

<sup>51</sup> Camus 1997, S.43

<sup>52</sup> vgl. Todd 2001, S.446

<sup>53</sup> ebd., S.447

<sup>54</sup> Camus 1997, S.36f

<sup>55</sup> Todd 2001, S.447

*und flüchtigen Gefühle geblieben, ungeduldige Sehnsucht, Momente der Zerrissenheit.* <sup>56</sup>  
 Nicht nur in den Augenblicken des Erinnerns überfallen ihn irritierenden Emotionen; insgesamt hat die Reise, hat New York an seinen Grundfesten gerüttelt: *„Ich kann mein Gleichgewicht nicht wiederfinden. Ich kann nicht sagen, dass mein Leben vor der Amerikareise glücklich war, aber ich ertrug es. Jetzt interessiert es mich nicht mehr.* <sup>57</sup>

#### 4.3.5 Hoffnungslosigkeit: Annemarie Schwarzenbach

**Annemarie Schwarzenbach: 1908** in Zürich geboren – Studium der Geschichte in Zürich und Paris – **1931** Promotion über die Geschichte des Engadins – Freundschaft mit Erika und Klaus Mann – zu Beginn der 30er Jahre als freie Schriftstellerin in Berlin – **1933** erste Reise nach Vorderasien – **1934** mit der deutschen Delegation beim internationalen Schriftstellerkongress in Moskau – **1935** Ehe mit dem französischen Diplomaten Claude Clarac in Persien; nach Suizidversuch Klinikbehandlung in Samedan/Engadin – **1936 bis 1938** als Journalistin auf Reportagereisen (Danzig, Moskau, Wien, Prag, USA) – **1938** einige Wochen in der geschlossenen Abteilung der Binswanger-Klinik in Kreuzlingen/Bodensee – **1939** Reise mit Ella Maillart nach Afghanistan – **1940** Aufenthalt in den USA; Einweisung in die Psychiatrie – **1942** im Belgisch-Kongo – **08.09.1942** Unfall bei einem Fahrrad-Ausflug nach Pontresina – **15.11.1942** Tod in Sils/Engadin

*„Was geschieht, wenn ein Mensch am Ende ist mit seiner Kraft? (Es ist keine Krankheit, kein Schmerz, kein Unglück, es ist schlimmer.) Er sitzt eines Vormittags vor seinem Zelt und sieht über den Fluss hinweg. Drüben stehen die Maultiere im tiefen Ufergras. Ein wenig Wind biegt es, wie ein Ährenfeld, und trägt den Rauch aus der Tür der Tschaikhane zum Pass hinauf. Die Pferdehüter des Schahs kommen auf ihren weissen und scheckigen, abgehetzten Pferden von den Weiden her und treiben sie mit Geschrei im Galopp über die Kiesbank. Die Sonne ist schon stark, weiss und mittäglich. Es ist, als trage der Wind sie vor sich her wie Wolken oder Staubgarben. Die Augen werden müde vom Hinüberschauen. Grauer Fels, Basalt im Blau, hoffnungslos schmerzhaft. Sieht man lange auf das schwarze, schnelle, gebrochene Wasser, wird einem schwindelig, und man fühlt so etwas wie Furcht.*

*Aufstehen, denkt man, den schmerzenden Rücken aufrichten. In den Nachmittagsstunden, wenn man im warmen und halbdunklen Zelt auf dem Felddbett ausgestreckt ist, merkt man, dass es kein Ausruhen gibt. Und dann der aussichtslose Schrecken der Nachtstunden! Es wird ja vorbeigehen, und ein anderer Tag wird beginnen, mit grauer, gelber, goldener Dämmerung, und die wunderbare Verwandlung des Flusses wird beginnen: des Nachts ein Mondstrom, schwarz und doch wie ein Spiegel, alles weit verzweigt, flach, so dass die Hügel sich verziehen und die Felsen zur Seite weichen; weit, ausgebreiteter Mondfluss, in dem die Fische schlafend gleiten – oder verendet? –, die Bäuche aufwärts gekehrt.*

*Am Tag: schnelles Gebirgswasser, silbern über Steinen, mit Sonnenflecken. Ein anderer Tag! Aber was beginnen? Gab es nicht, gestern noch, tausend Dinge zu tun? Über Wiesen gehen und den Fluss abwärts treiben, im Fels klettern, den rauhen, brennenden Stein in den zerschürften Händen spüren; weiter Blick über das Tal mit seinen Hirten und Herden und Nomadenzelten, seinen hundertfünfzig Pferden, seinen weissen Sandbänken; schwebend leichte Wolke (oder Rauch) um den Demawend, Schlaf und Traumwärme, und*

<sup>56</sup> ebd., S.449

<sup>57</sup> ebd., S.451

während der Abendstunden den Fluss entlang waten und die Leine auswerfen. Das war Leben!

*Was soll sich, seither, verändert haben? Man hebt langsam die Hand und ballt sie zur Faust. Unmöglich, die Faust zu ballen. Flau ist das, schal, und die entsetzlich ermattende Krankheit der Lustlosigkeit, schlimmer als Malariafieber, ist schon im Rücken, in den Knien, im Genick. Die Hände werden feucht, sprechen kostet zuviel Überwindung. Aufstehen und gehen! Schnelles Herzklopfen, und man geht dem Ufer entlang, schneller, um nicht der Versuchung zu erliegen, sich auf den Boden zu werfen und zu weinen vor Mattigkeit und Trostlosigkeit. Ach, man wird ja nicht weinen. Es ist viel, viel schlimmer. Man ist allein.*

*Wind und Berge ringsum sind nicht einmal feindlich, nur zu gross. Man ist nur verloren darin, und alles ist sinnlos, und die Anstrengungen werden vom Wind weggetragen ... Ob man fliehen könnte, denkt man, und es ist nur noch Selbsterhaltung, dass man sich zwingt, weiterzugehen. Man beginnt die Namen der Menschen zu stammeln, die man zu lieben meint. Entsetzlich, wie auch sie weggetragen werden, ihr Antlitz in Fetzen zerrissen, ihre Augen blicklos, ihr Körper weit, weit entfernt, unangreifbar, verloren ... Nein, denkt man, plötzlich zum Letzten entschlossen – das kann nicht mehr dauern, (...) man muss etwas finden, man muss Abhilfe schaffen, und greift mit den Fäusten in den Gürtel, in die Hüften, presst sich zusammen, schüttelt sich. Plötzlich merkt man, dass man die ganze Zeit, während man lief, die Kiefer aufeinandergebissen hatte. Man ist schweissüberströmt, atemlos, doch schon wieder mit der Angst im Herzen, fast ist es schon Übelkeit, und man ist am Ende, am Ende.“<sup>58</sup>*

Für Annemarie Schwarzenbach ist das Reisen sowohl eine Konfrontation mit der Fremde als auch eine Suche nach dem eigenen Standort in der Welt.<sup>59</sup> Sie sucht die Erfahrung der Ungebundenheit, um das Geheimnis des äußeren wie des inneren Raumes erkunden zu können. Ihr scheint „*die Reise weniger ein Abenteuer und Ausflug in ungewöhnliche Bereiche zu sein als vielmehr ein konzentriertes Abbild unserer Existenz.*“<sup>60</sup> Von allen bereisten Ländern stellt Persien ein spezifisches, geradezu symbolhaftes Reiseziel für diese Autorin dar – als würde die Topographie Persiens mit ihrer ‚inneren Landschaft‘ übereinstimmen. Unter all ihren autobiographischen Reisetexten gelingt ihr in *Tod in Persien* ein besonderes Dokument der Selbstsuche wie auch der Schilderung ihrer depressiven Verzweiflung. Leere und Hitze, Einsamkeit und Angst, grenzenlose Traurigkeit und Todesnähe wirken in gewisser Weise anregend auf sie; eigentlich erhofft sie, dort Heilung zu finden von ihren seelischen Krisen und ihrer Morphiumsucht, anders als im ‚Garten Schweiz‘ mit dem blühenden Leben im kühlen Schatten: „*Ich würde, bliebe ich im Silser Frieden oder im vertrauten Umkreis, anlehnungsbedürftig bleiben und ein halbes Krisendasein fristen.*“<sup>61</sup> Sie nimmt die Beschwerden der Reise von Europa nach Persien auf sich, sucht Grenzerfahrungen am Rande menschlichen (Über-)Lebens, um am Ende zu der Einsicht zu gelangen: „*Die Natur hier ist so stark, dass sie einen tötet. Man müsste aufhören, ein Mensch zu sein, müsste ein Stück Wüste und ein Stück Gebirge werden können, und ein Streifen am Abendhimmel. Man müsste sich dem Land anvertrauen und*

<sup>58</sup> Schwarzenbach, Annemarie (1995a): *Tod in Persien*. Basel: Lenos Verlag, S.37ff

<sup>59</sup> vgl. Uhlenhaut, Cornelia (1995): „Das ist das Geheimnis: ich weiß nicht, was außerhalb von mir existiert.“ Zum autobiographischen Schreiben Annemarie Schwarzenbach. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.): *Geschriebenes Leben: Autobiographik von Frauen*. Berlin: E.Schmitt Verlag, S.266-277; hier: S.267

<sup>60</sup> Schwarzenbach, Annemarie (1995b): *Auf der Schattenseite*. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien. Herausgegeben von Regina Dieterle und Roger Perret. Basel: Lenos-Verlag, S.207

<sup>61</sup> zit.n. Fleischmann, Uta (1988): *Reisen ins Leere der Welt*. Annemarie Schwarzenbach 1908-1942. In: Potts, Lydia (Hrsg.): *Aufbruch und Abenteuer*. Frauen-Reisen um die Welt. Berlin: Orlanda, S.163-168

*darin aufgehen. Dagegen zu leben ist ein solches Wagnis, dass man vor Angst umkommt.*<sup>62</sup>

Die alltäglichen Geräusche der Umgebung zerren an ihren Nerven. Vom langsamen Rauschen des Flusses fühlt sie sich zermürbt, die Glocken der Karawanen und die Schreie der Treiber dringen in sie ein, nicht einmal die Mauer des kleinen Hauses, in dem sie lebt, kann sie bewahren vor der „namenlosen Furcht“, von der sie heimgesucht wird.<sup>63</sup> In Rhages, der „toten Nachbarstadt Teherans“, überkommt sie das Gefühl, vom Staub des nahen Friedhofs überdeckt zu werden. Von den großen Ebenen des Landes bestürmt und verschlungen, von den Randgebirgen erdrückt, fühlt sie sich ausweglos allein: „Und wohin sich flüchten? Es gibt keine Geborgenheit, kein Aufatmen.“<sup>64</sup> Ganze Tage und Nächte verbringt sie wie gelähmt im Zelt oder am Flussufer; ihre Aufzeichnungen kreisen um Öde und Verlassenheit, um die Ausweglosigkeit ihres Seins und ihres Tuns.

In ihrer seelischen Dünnhäutigkeit quellen Bilder hervor, frühe Erfahrungen der Schutzlosigkeit. Hier in der Einsamkeit Persiens horcht sie tief in sich hinein.<sup>65</sup> Sie begreift, dass ihr turbulentes Leben in Zürich, Paris und Berlin ein hilfloser Versuch war, ihre innere Bindungslosigkeit zu kaschieren. Was andere für das Verhalten einer verwöhnten Millionärstochter hielten, ist existentielles Leid: Am Ende der Welt, nur noch von Kahlheit umgeben, „basaltgraue Felsränge, lepragelbe Wüsten, tote Mondtäler, Kreidebäche und Silberströme, in denen verendete Fische abwärts treiben“<sup>66</sup>, wird ihr klar, dass sie an ihren inneren Grund geraten ist und ihre „Leiden und die Furcht und alle Schmerzen echt sind.“<sup>67</sup>

Vielleicht wirken die depressiven Erfahrungen der Fremde, die Annemarie Schwarzenbach beschreibt, wie Variationen eines zentralen Motivs der europäischen Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: Impressionen eines einsamen Individuums, das sich selbst gebrochen, der gebrochenen Welt stellen muss. An manchen Stellen scheinen Hoffmannsthal oder Rilke aus Schwarzenbachs Texten zu treten – doch dann wird deutlich, dass in erster Linie die innere psychische Struktur der Autorin selbst zum Ausdruck kommt: Reisend und schreibend versucht sie, die depressiven und selbstzerstörerischen Impulse zu bändigen, ohne sie wirklich unter Kontrolle zu bringen: „Ich sitze am Schreibtisch ganz versoffen in Papieren, Büchern, schwarzem Kaffee, Rauch und Melancholie“<sup>68</sup>, schreibt sie 1931, und „die Welt ist mir vollständig unbegreiflich, ein Chaos ohne Halt, und das setzt sich bis in das Leben des Einzelnen fort, dessen Sinn und Richtigkeit in keiner Weise einzusehen ist. (...) Zuweilen fühle ich mich gleichsam blind und lebe als sei alles ringsum von grosser Gleichgültigkeit.“<sup>69</sup>

<sup>62</sup> Schwarzenbach 1995a, S.126

<sup>63</sup> ebd., S.65/66. Die Besonderheit solcher Reise hat übrigens auch Marie-Luise Kaschnitz erfahren: „Die Schwermut des Karawanenreisens ist unermesslich, da wird, was Freude bedeuten, ja manchmal ein Leben krönen soll, zur Bestätigung des eigenen Unwerts und damit zur äußersten Einsamkeit.“ Kaschnitz, Marie-Luise (1955): Engelsbrücke. Römische Betrachtungen. Hamburg: Claassen-Verlag, S.279

<sup>64</sup> Schwarzenbach 1995a, S.80

<sup>65</sup> siehe dazu: Schlieker, Kerstin (2003): Frauenreisen in den Orient zu Beginn des 20.Jahrhunderts. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Kultur

<sup>66</sup> Schwarzenbach 1995a, S.11

<sup>67</sup> vgl. Wehrmann, Elisabeth (1996): Kindheitsmuster unter der Glasglocke. In: Tagesanzeiger Zürich vom 09.02.96, S.34

<sup>68</sup> Schwarzenbach, Annemarie (2001): „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ Briefe 1930-1942, hrsg. v.Uta Fleischmann. 3.Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.51

<sup>69</sup> ebd., S.61

Ein fortwährendes Aufsuchen und Verlassen, Begegnen und Verlieren – so stellt sich das Leben, Reisen und Schreiben Annemarie Schwarzenbachs dar: *„Die Wirklichkeit von gestern brennt noch im Abschiedsschmerz, die von vorgestern ist eine abgeschlossene, nie wiederkehrende Episode, was vor einem Monat war, ist Traum und Vorleben. Und endlich begreift man, dass der Ablauf des menschlichen Lebens nicht mehr enthält als eine beschränkte Anzahl solcher ‚Episoden‘.“*<sup>70</sup> Was sie als anthropologische Konstante verstanden wissen will, als schicksalhaftes Sein des Menschen schlechthin, ist im Grunde ihre ganz eigene Suche nach Orten und Personen, an denen bzw. mit denen sie ‚es aushält‘. Immer neuen, intensiven Beziehungswünschen stehen meist heftige Beziehungsabbrüche gegenüber. Sie erwähnt einmal, dass sie sich dann einsam zu fühlen beginnt, wenn die Person, mit der sie zusammen ist, gerade ‚ankommt‘, sich entspannt und das erreichte Ziel genießt<sup>71</sup>, wo hingegen sie gerade dieses Ankommen und Entspannen als ‚toten Punkt‘ empfindet.

Sie braucht das Gefühl des Provisorischen, braucht die äußeren Spannungen einer Reise mit der Aussicht, einen Ort und eine Person wieder verlassen zu können. An Klaus Mann schreibt sie: *„Dass ich in der so oder so gearteten Umgebung mich zwar leicht adaptiere, auch nichts entgegen zu setzen habe, aber unglücklich bin, weil ich noch nicht sesshaft, auch wiederum von keiner Umgebung überzeugt bin, sie sei die meinige. Und vielleicht ist es wirklich so, dass ich unglücklich sein will, die Spannungen von aussen brauche, und darum schon wieder auf die Landstrasse möchte. Wohl aber ist in mir der Verdacht wach, dieses Weggehen sei eine Neigung, dem Schicksal auszuweichen. – Nein, ich kann mich nicht darauf einlassen, der Sache nach- und auf den Grund zu gehen. Jedenfalls ist doch klar, dass für den Anderen (...) nur übrig bleibt: ich sei zum Zusammenleben und zur Liebe nicht fähig und nicht bereit.“*<sup>72</sup>

Annemarie Schwarzenbachs Beschreibungen Persiens lassen sich auch lesen als Verknüpfung von äußeren und inneren Landschaften, die bei ihr in enger Wechselwirkung stehen: Der hoffnungslos depressive Seelenzustand der Autorin führt dazu, das bereiste Land als öde, verlassen und abweisend zu erleben – die Kargheit der Landschaft ruft aber auch das Gefühl der Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit in besonderer Weise hervor. In ihren Schilderungen verschmelzen diese Ebenen miteinander. Sie sieht *„Scharen von schwarzen Geiern“*, die sich ebenso schnell vermehren wie *„gewisse schreckliche Bilder im Traum“*<sup>73</sup> und glaubt, auf dem Fluss nur verendete Fische wahrzunehmen, die abwärts schwimmen, *„die silbernen Bäuche aufwärts gekehrt.“*<sup>74</sup> In vielen Varianten beschreibt sie den Ort, an den sie geraten ist, und verknüpft die Bilder, die sie dafür wählt, mit ihrer inneren Verfassung. Schwarz, grau und gelb sind die bestimmenden Farben, Hoffnungslosigkeit, Krankheit und Tod die bedrängenden Assoziationen. Es fällt auf, dass die Autorin kaum noch in der Lage ist, die Situation aktiv zu gestalten; sie ist keine Reisende mehr, die bewusst und zielgerichtet handelt, sondern eine Erleidende, die antriebslos allen Bildern und Emotionen, die auf sie einströmen, ausgesetzt ist. Sie fühlt sich am Ende ihrer Kräfte, spürt Schwindelgefühle und Furcht – als stände sie an einem Abgrund

Hitze und Fieber, Krankheit und Einsamkeit sind die wiederkehrenden Erfahrungen dieser Reise. Doch es ist kein Zustand der Trance, keine Dissoziation, kein wahnhaftes oder psy-

<sup>70</sup> Schwarzenbach 1995b, S.208/209

<sup>71</sup> vgl. Georgiadou, Areti (1995): *„Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke“*: Annemarie Schwarzenbach – eine Biographie. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 1995, S.34

<sup>72</sup> ebd., S.199

<sup>73</sup> Schwarzenbach 1995a, S.60

<sup>74</sup> ebd., S.64

chotisches Erleben. Das Selbst hat den inneren Zusammenhalt, die Kohärenz nicht verloren, hat sich nicht aufgelöst. Es ist blockiert, vom Leben ausgeschlossen, handlungsunfähig, dem Tode nah. Das ‚Werden‘ ist gehemmt, Entwicklungen nach vorne finden nicht statt, Erwartungen sind kaum mehr zu antizipieren. Auch das Zeiterleben von Annemarie Schwarzenbach ist verändert, die Zeit steht für sie still. Dieser Zustand der Leere und der Zukunftslosigkeit kann nur noch vom Tod abgelöst werden – wobei ‚Tod‘ weniger ein reales Sterben der Person, des Körpers meint, sondern eher den Zustand der Seele beschreibt. ‚Tod‘ steht aber auch für die Lethargie der Landschaft mit der Erfahrung, dass ihrem Reisen keinerlei ‚Ankunft‘ (an irgendeinem Ort der Zufriedenheit, gar des Glücks) vergönnt ist: *„Denn die Hoffnungslosigkeit, die schreckliche Vergeblichkeit jeder Auflehnung, die hier niedergeschrieben wurde, hat mit dem Kainsmal der Flucht, die am Anfang stehen mag, nichts mehr gemein“*<sup>75</sup>

Es spricht Todesangst aus diesen Worten und gleichzeitig Todessehnsucht: Der Endpunkt der Depression scheint erreicht, die Hoffnungslosigkeit ist umfassend, Möglichkeiten der Veränderung sind offenbar ausgeschlossen: Wohin das Selbst auch reisen mag, es kommt immer dort an, wo das Ende markiert ist: am Fluss, der nicht Quell des Lebens ist, sondern direkt in den Hades führt, ins Unglück. Kein Zustand der Befreiung schimmert am Horizont auf. Was bleibt, ist eine Form der blockierten und der autodestruktiven Depression, verbunden mit einer Art Bilanz-Melancholie mit großer Nähe zum Suizid.<sup>76</sup>

Auf den weiteren Stationen des Lebensweges dieser Autorin bleiben psychische Krisen in Form von Depressionen, Morphinumkonsum und psychotischen Dekompensationen stets an ihrer Seite. Reisen und Fotoreportagen führen sie in den Jahren 1936-1938 nach Wien und Prag, ins Baltikum und in die USA; begleitet von der Journalistin Hamilton-Wright lernt sie in Industriestädten des Nordens wie in Plantagengebieten des Südens das ‚andere Amerika‘ kennen und beschreibt die Lebenssituation von Bergleuten und Stahlarbeitern, Farmern, Textilarbeitern und ihren Familien; zahlreiche dieser Sozialreportagen werden in der Schweiz (in der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ und der ‚Weltwoche‘) und auch in Deutschland veröffentlicht und sorgen (nicht nur) in ihrer Familie für Diskussionen.<sup>77</sup>

Zunehmend sieht Annemarie Schwarzenbach sich gezwungen, ihre Reportagen mit ‚Annemarie Clark‘ zu zeichnen, denn ihre journalistische Tätigkeit ist all dem entgegengesetzt, was im Haus ihrer Familie (auf Gut Bocken bei Zürich) für ehrbar gehalten wird: Während die Mutter mit den Nationalsozialisten sympathisiert und ihr Großvater General Ulrich Wille, verheiratet mit Ines von Bismarck, zeitgenössische Gewerkschaftsführer als „Schweinehunde“ bezeichnet, ist es gerade das soziale Elend, die Arbeitslosigkeit und die Gewerkschaftsbewegung in den USA, aber auch der Kampf gegen den Faschismus in Deutschland bzw. in Europa und die Entwicklung im neuen Russland, womit Annemarie Schwarzenbach sich politisch auseinandersetzt.<sup>78</sup>

In Journalisten- und Künstlerkreisen endlich anerkannt und erfolgreich, von ihrer Familie als Aussätzige behandelt (nur ihre in Schweden verheiratete Schwester Suzanne Ohlmann unterstützt ihre Arbeit), seelisch äußerst angespannt und getrieben pendelt Annemarie Schwarzenbach in diesen Jahren zwischen den unterschiedlichsten Städten, Ländern und

<sup>75</sup> ebd., S.10

<sup>76</sup> „Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich“ heißt es an anderer Stelle; vgl. Willems, Elvira (2001) (Hrsg): Annemarie Schwarzenbach. Autorin-Reisende-Fotografin. 2.Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.259

<sup>77</sup> vgl. Schwarzenbach 1995b

<sup>78</sup> ebd., S.346

Kontinenten und zwischen manisch-depressiven Phasen, Magersuchtssymptomen, Drogenkonsum und der Aufarbeitung ihrer Reiseerlebnisse in heftigen Schreibphasen. Viel Energie benötigt sie für die Niederschrift und Überarbeitung ihres vielleicht wichtigsten Buches *Tod in Persien*, in dem es, wie sie in der Vorbemerkung schreibt, um „Irrwege“ und „Hoffnungslosigkeit“ geht. Im Sommer 1938 verbringt sie einige Wochen auf der geschlossenen Abteilung der Klinik Binswangers in Kreuzlingen, besucht Thomas Mann in Küsnacht (der in sein Tagebuch notiert: „*Annemarie Schwarzenbach: verödeter Engel*“)<sup>79</sup> und lässt sich am Ende des Jahres in einer Klinik in Yverdon am Neuenburger See behandeln. In einem Brief an Klaus Mann schildert sie ihre dortige Situation so: „*Ich schreibe morgens, mittags, abends, treibe nichts anderes, und bringe auf diese Weise täglich nur zwei Seiten fertig; (...) es ist alles wie ein Notschrei und schrecklich mühsam. Allmählich werde ich auch närrisch dabei: jetzt schliesse ich schon die Vorhänge, verstopfe die Ohren mit Watte, und weine, wenn mich eine sanfte Schwester stört.*“<sup>80</sup>

Unerwartet erhält sie dort im Dezember 1938 Besuch von der Genfer Reiseschriftstellerin Ella Maillart, die zwei Jahre zuvor Afghanistan erkundet hat und nun über die Idee nachdenkt, eine gemeinsame Reise dorthin zu unternehmen. Gleich nach der Klinikentlassung treffen die beiden Frauen in Schwarzenbachs Haus in Sils im Engadin erneut zusammen, um den Plan konkret auszuarbeiten. Ein Ford Roadster wird ihnen von Annemaries Vater zur Verfügung gestellt, und auch die Mutter gibt ihr Einverständnis; schließlich handelt es sich bei der neuen Reisegefährtin Ella Maillart um eine damals in Europa berühmte Frau, die sich nicht nur als Weltreisende, sondern zuvor schon als Seglerin, Hockeyspielerin und Skifahrerin einen Namen gemacht hat. Eine Weile zögert Maillart noch, da sie die psychischen und physischen Strapazen einer solchen Reise angesichts der angeschlagenen körperlichen und seelischen Verfassung Annemaries und ihres nicht gänzlich überwundenen Morphiumkonsums für bedenklich hält. Es überwiegt schließlich wohl das Fernweh, die Sehnsucht nach den Weiten Asiens, nach Entdeckung und Kontemplation.<sup>81</sup>

Ausgerüstet mit Schreibmaschine, Fotoapparat und Filmkamera, finanziell unterstützt von der ‚Zürcher Illustrierten‘ und der ‚Weltwoche‘, brechen die beiden Frauen im Juni 1939 in Genf auf und erreichen sieben Wochen später Afghanistan. Sie machen Station bei Archäologen und erfahren dort vom Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Im Verlaufe der Reise treten immer mehr Spannungen in der Beziehung der beiden Frauen auf: Politisch fühlt Annemarie Schwarzenbach den Impuls, nach Europa zurückzukehren und deutlich gegen Hitler Partei zu ergreifen, während Ella Maillart dem buddhistischen Gedankengut zustrebt und sich dem Chaos einer brennenden Welt entziehen möchte. Persönlich empfindet Ella Maillart es als Niederlage, die kaum von ihrer Sucht genesene Gefährtin in Kabul wieder Morphium und andere Substanzen konsumieren zu sehen. Als Annemarie Schwarzenbach sich schließlich von den gemeinsamen Unternehmungen mehr und mehr entfernt, trennen sich die beiden Frauen im Oktober 1939; Maillart reist weiter nach Südindien in die Obhut des Weisen Ramana Maharsi, um Raum, Zeit und Anleitung für ein meditatives Leben zu erhalten; Schwarzenbach schiffte sich mitsamt Auto, Kamera und Schreibmaschine von Bombay aus zur Rückfahrt nach Europa ein. Die 25 Tage und Nächte an Bord verbringt sie in einer höchst produktiven, fast manischen Schreibphase; die meisten dieser Artikel und Reportagen werden in der ‚NZZ‘ und der ‚Weltwoche‘

<sup>79</sup> zit.n. Heintz-Gresser, Anne-Marie (2001): Annemarie Schwarzenbach als Thomas-Mann-Gestalt. In: Willems, Elvira (Hrsg.): Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin. 2.Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.79-92; hier: S.92

<sup>80</sup> Schwarzenbach, Annemarie (2001): „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ Briefe 1930-1942, hrsg. v.Uta Fleischmann. 3.Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.172

<sup>81</sup> vgl. Schwarzenbach 1995b, S.342; siehe auch: Maillart, Ella (2003): Verbotene Reise. Von Peking nach Kaschmir. Aus dem Franz. v. Hans Reisiger. Mit einem Vorwort von Nicolas Bouvier. Basel: Lenos-Verlag



veröffentlicht – und das im ersten Kriegsjahr in Europa, also zu einem Zeitpunkt, als die Öffentlichkeit anderes weitaus gespannter wahrnimmt als die abenteuerlichen Fahrten zweier Frauen durch Afghanistan.

Nur kurze Zeit hält sie es in der Schweiz. Sie nimmt wieder Kontakt zu Erika und Klaus Mann auf, reist im Frühsommer 1940 zusammen mit Margot von Opel nach New York, engagiert sich im ‚Emergency Rescue Committee‘ für Verfolgte des Hitler-Regimes und sammelt Geld für Klaus Manns neue Zeitschrift ‚Decision‘. Erneut schreibt sie über ihre Eindrücke in Amerika Artikel für Schweizer Zeitungen, wobei jetzt weniger die sozialen Probleme als die Themen Krieg und Antisemitismus, Entwurzelung und Emigration im Vordergrund stehen. In New York taucht in diesen Tagen auch die 22jährige Schriftstellerin Carson McCullers auf, die gerade mit ihrem ersten Roman ‚*The heart is a lonely hunter*‘ für eine literarische Sensation gesorgt hat. Carson ist begeistert von der Gruppe um Erika und Klaus Mann und von Annemarie Schwarzenbach. Sie unternimmt viel, um mit der Schweizerin zusammen zu sein, doch die ist vom Überschwang der Gefühle ihr gegenüber so erschlagen ist, dass sie auf Distanz zu Carson geht (In *The ballad of the sad café* wird Carson McCullers diese Begegnung literarisch verarbeiten). Häufiger treffen die beiden dann doch in Brooklyn zusammen, wo sich im Haus des Verlegers G. Davis eine ganze Künstlerkolonie versammelt: neben Carson McCullers sind auch Benjamin Britten oder Salvador Dali zu Gast, dort kann Klaus Mann den Dichter Somerset Maugham zur Mitarbeit an seiner Zeitschrift gewinnen, und schließlich zieht auch Golo Mann in dieses Haus, nachdem er zusammen mit seinem Onkel Heinrich Mann im Oktober 1940 Europa verlassen konnte.<sup>82</sup>

Annemaries Schwarzenbachs physischer und psychischer Zustand wird in New York in diesen Wochen immer bedenklicher. Aus der Schweiz erreicht sie die Nachricht, dass ihr Vater an einem Herzinfarkt gestorben sei. Verlust- und Schuldgefühle führen zu einer dramatischen Verschlechterung ihrer seelischen Verfassung und schließlich, nach einem weiteren Suizidversuch, zu einer massiven psychotischen Dekompensation. Was folgt, sind turbulente und höchst bedrohliche Wochen für die Autorin: Zunächst die Einweisung in das Doctor’s Hospital in New York, dann Verlegung in eine psychiatrische Klinik nach Greenwich/Conneticut, Flucht in Nachthemd und Hausschuhen, nächtliches Herumirren durch Wälder und Trampen an Landstraßen, Festnahme durch die Polizei, Zwangseinweisung in die psychiatrische Abteilung des berühmten Stadthospitals in New York, Verlegung in die Privatklinik White Plains, wo die Ärzte sie und ihren aus der Schweiz herbeigeeilten Bruder vor die Alternative stellen, sich auf eine monatelange Behandlung einzurichten oder bei Entlassung die sofortige Abreise aus den USA vorzunehmen. 48 Stunden später sitzt Annemarie Schwarzenbach an Bord eines Schiffes, das sie und ihren Bruder nach Lissabon bringen wird. Erschöpft und enttäuscht schreibt sie noch einmal an Klaus Mann: „*Mein Bruder hat das Äusserste getan, um mich herauszuholen. Sonst habe ich in diesen drei Wochen von Niemandem gehört. Ich habe mich manchmal gefragt, was Du, auch was Eri Euch wohl vorgestellt haben mögt – wer sich meiner wohl annehme, - wer mich aus den Händen der Polizei hole, - oder gibt es solche Grenze der Freundschaft – dass, wenn einer wirklich in trouble ist, man ihn in solchem Elend einfach umkommen lässt.*“<sup>83</sup>

Kaum in Portugal angekommen, trifft sie in Lissabon auf Henri Martin, den sie aus Ankara kennt. Er ist beeindruckt von ihren Reiseerfahrungen, knüpft für sie Kontakte zu Schweizer Zeitungen und öffnet notwendige Türen, damit sie journalistisch arbeiten kann.

<sup>82</sup> vgl. Schwarzenbach 1995b, S.346

<sup>83</sup> zit.n. Schwarzenbach 2001, S.186

Das Thema ihrer Artikel, die sie aus der portugiesischen Hauptstadt schreibt und die kurz darauf in der ‚Weltwoche‘, später auch im ‚Luzerner Tagblatt‘ und in der ‚Thurgauer Zeitung‘ erscheinen, bleibt die Emigration, das Leben zwischen den Kontinenten. Doch trotz vielfältiger Begegnungen und Festigung ihres psychischen Zustandes zieht es die Autorin fort aus Lissabon zurück in die Schweiz, um am Grab ihres Vaters Abschied zu nehmen. Zu Hause muss sie erfahren, dass die Mutter ihre politischen Ansichten, ihre Liebesbeziehungen, ihre Morphiumsucht und ihre psychischen Krisen nicht verstehen kann. Vom Familiensitz auf Gut Bocken geradezu vertrieben – um die Nerven der Mutter zu schonen – kann sie auch im Engadin nicht zur Ruhe kommen. Und so bricht sie wieder auf, erhält in Lissabon ein Visum für den Kongo und lernt auf ihrer letzten großen Reise Afrika kennen, allerdings unter den besonderen Bedingungen des Krieges und der Unklarheit darüber, welche Zonen der französischen Kolonien nun zur ‚Vichy‘-Regierung und welche zum Freien Frankreich gehören. In den Kreisen der französischen Diplomatie – sie selbst gilt seit ihrer Heirat mit Claude Clarac ja weiterhin als Gattin eines französischen Botschafters – stößt sie zunächst auf Interesse, schnell jedoch auf Ablehnung; sogar Gerüchte, sie sei eine deutsche Spionin, führen dazu, dass sie sich mehrfach Verhören ausgesetzt sieht, ein umfangreiches Manuskript ihrer politischen und kulturellen Einstellungen aufsetzen muss und schließlich das Land im März 1942 wieder verlässt, diesmal mit ca. 20 Artikeln über ihre afrikanischen Reiseimpressionen im Gepäck, die erneut in Schweizer Zeitungen veröffentlicht werden.<sup>84</sup>

Noch einmal lädt sie die Schauspielerin Therese Giehse in die Schweiz ein und verbringt mit ihr die Sommerwochen in ihrem Haus in Sils im Engadin, macht Pläne für eine feste Korrespondententätigkeit in Lissabon, arbeitet an eigenen Gedichten und an der Übersetzung eines Romans von Carson McCullers. Am 7. September 1942 stürzt sie bei einer Fahrradfahrt von Sils nach Silvaplana, verliert das Bewusstsein und liegt drei Tage im Koma. Nach der ersten Notversorgung durch eine Ärztin aus Sils lehnt die Mutter eine Klinikbehandlung ab, zieht auch keinen Chirurgen, sondern den Psychiater Forel hinzu und lässt ihre Tochter von zwei Pflegerinnen aus dem Engadin in ihrem Haus in Sils betreuen. Die anfangs herbeigezogene Ärztin aus Sils ist besorgt über die mangelnde fachliche Betreuung und benachrichtigt die Schwester Annemaries, Suzanne Ohlmann in Schweden, die umgehend in die Schweiz aufbrechen möchte, jedoch die notwendigen Reisedokumente nicht sofort erhält. Als endlich alle Papiere beisammen sind, kommt die Todesnachricht aus Sils. Am 15. November 1942 stirbt Annemarie Schwarzenbach im Alter von 34 Jahren.

---

<sup>84</sup> vgl. Georgiadou 1995

#### 4.4 Das *verunsicherte Selbst* auf Reisen: Adoleszente Krisen

*„I was standin' on the side of the road,  
 Rain fallin' on my shoes  
 Heading out for the East Coast  
 Lord knows I've paid some dues gettin' through  
 Tangled up in blue“  
 (Bob Dylan)*

Die Adoleszenz gilt als jene Phase der psychischen Entwicklung, in der Jugendliche große Anstrengungen darauf verwenden, unabhängig von ihren Bindungspersonen zu werden.<sup>1</sup> Dazu gehört es, sich aufzumachen, Vertrautes hinter sich zu lassen, in die Fremde zu gehen und unbekannte Regionen der Welt zu bereisen. Denn erst im Abstand von zu Hause lassen sich frühe Prägungen überprüfen und gegebenenfalls abstreifen, andere Lebensformen erproben und die eigene Gestaltung der Zukunft phantasieren. Doch oft ist das Verlassen des sicheren Hafens der Kindheit sowohl von Sehnsüchten als auch von Ängsten und vielleicht sogar Schuldgefühlen begleitet. Es bedeutet, sich aktiv aus der Familie zu lösen, die eigene Unabhängigkeit zu erleben, um am Ende – für eine Zeit – ohne Eltern zu sein. Der Gedanke des Abschieds, des Getrenntseins mag schon vorher oft durchgespielt worden sein. Auf Reisen wird er zum Ausgangspunkt eines mitunter unglaublichen Freiheitsgefühls von fast „halluzinatorischer Verwegenheit“<sup>2</sup>.

Ein „glückender adoleszenter Entwicklungsprozess“ ist nach Ansicht Bohlebers „ein komplexer Balanceakt.“<sup>3</sup> Und darin ist der jugendliche Aufbruch in die Fremde nicht nur ein selbstbestimmter Akt der Lösung, sondern auch ein Moment des Aufbrechens psychischer Strukturen: Bislang verborgene Unsicherheiten, Wünsche und Hoffnungen treten aus dem Inneren des Jugendlichen an die Oberfläche. Neugier ist geweckt, Spannung wird spürbar, Angst lässt sich nicht verdrängen. Die Gefährdung des Selbst in der Fremde ist in diesem Entwicklungsstadium besonders groß, wie sich an der Geschichte des jungen Philippe Daudet (Sohn des Deputierten Léon Daudet) nachzeichnen lässt, die einst von Stefan Zweig<sup>4</sup> dokumentiert wurde.

Danach stand am 20. November 1923 der vierzehnjährige Philippe Daudet zur üblichen Morgenstunde auf, packte anstelle seiner Bücher ein paar Reiseutensilien in seinen Rucksack, verabschiedete sich so unauffällig wie immer, begab sich jedoch nicht in die Schule, (wo er tags zuvor eine unrichtige Lateinaufgabe dem Lehrer vorgelegt hatte), sondern zum Bahnhof Saint Lazare, um nach Le Havre und von dort nach Kanada zu reisen. Seine ganze Habe bestand aus wenig Wäsche und aus 1.700 Francs, die er dem elterlichen Schrank entwendet hatte. In Le Havre stieg der Gymnasiast in einem kleinen Hotel ab und schrieb sich unter dem Namen Pierre Bonchamps ein. Er hoffte, von diesem Augenblick an sein eigenes Leben beginnen zu können, nicht mehr der wohlbehütete Familiensohn Philippe Daudet zu sein, sondern irgend etwas Abenteuerliches, Selbständiges, Neues.

<sup>1</sup> Seiffge-Krenke, Inge (2004): Adoleszenzentwicklung und Bindung. In: Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.) (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, S.156-175

<sup>2</sup> Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xenia Rajewsky. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.30

<sup>3</sup> Bohleber, Werner (2004): Adoleszenz, Identität und Trauma. In: Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.) (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, S.229-242; hier: S.229

<sup>4</sup> Zweig, Stefan (1943): Die Tragödie Philippe Daudets. In: Zeit und Welt. Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940, hrsg. von Richard Friedenthal. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, S.99-102

Doch in der Schiffsagentur für Kanada erfuhr er zu seinem Schrecken, dass seine 1.700 Francs nicht ausreichten und er neben dem Geld auch einen Ausweis und eine Legitimation für die Überfahrt benötigte: *„Verstört kehrt er zurück in das kleine Hotel. Die Welt hat ihn zurückgestoßen, zum erstenmal tut der romantisch umleuchtete Begriff Fremde sich ihm auf als Abgrund von Dunkelheit und Öde.“* In seiner Angst klammerte er sich an den Hausdiener und das Stubenmädchen, die Sympathie für den Jungen empfanden. Abends schloss er sich ein in sein Zimmer, las und schrieb. Am nächsten Tag ging er frühmorgens in die Kirche, irrte in den Straßen am Hafen herum, kam nachmittags wieder ins Hotel, las und schrieb aufs neue, darunter einen Brief, den er wieder zerriss. Am nächsten Morgen reiste er ab, nachdem er dem Diener gesagt hatte, er möge die im Zimmer zurück gelassenen Bücher als Andenken behalten.

Beim Aufräumen des verlassenen Zimmers fand das Zimmermädchen im Papierkorb die Fetzen jenes zerrissenen Briefes. Sie informierte den Hausdiener. Aus Neugierde setzten sie die Fragmente zusammen und lasen: *„Geliebte Eltern, verzeiht mir, o verzeiht mir den ungeheuren Schmerz, den ich euch getan habe. Ich bin ein Elender, bin ein Dieb, aber ich hoffe, daß meine Reue dies mein Vergehen gutmacht. Ich sende von dem Geld zurück, was ich noch nicht ausgegeben habe, und bitte Euch, mir zu verzeihen. Wenn ihr den Brief empfangt, bin ich nicht mehr am Leben. Lebt wohl, ich verehere Euch mehr als alles, Euer verzweifelt Kind Philippe.“* Dazu noch ein kleiner Nachtrag: *„umarmt für mich Claire und Franz, aber sagt ihnen niemals, daß ihr Bruder ein Dieb war.“*<sup>5</sup>

Ihr erster Gedanke war es, zur Polizei zu gehen, um vielleicht den Selbstmord zu verhindern und die Eltern zu verständigen. Aber die Adresse jagte ihnen Schrecken ein: Léon Daudet war weit über Paris hinaus gefürchtet wegen seiner aggressiven Art, berüchtigt wegen seiner Vehemenz – ihm mitzuteilen, dass sein Sohn ein Dieb sei, hätte zu peinlichen Verwirrungen führen können. So versteckten sie den Brief: *„Und wie tausendmal in unserer Welt geht ein Mensch zugrunde wegen der Feigheit der anderen, wegen ihrer Angst vor einer kleinen Unannehmlichkeit, aus Trägheit des Herzens.“*<sup>6</sup>

Die Schilderung dieses Aufbruchs in die Fremde steht zu Beginn der Ausführungen über die Ablösungsproblematik Jugendlicher von ihrem Elternhaus und von der Welt ihrer Kindheit. Nach den Schilderungen über angstvolle, depressive, und dissoziative Erfahrungen auf Reisen wird hier der Blick auf eine bestimmte Entwicklungsphase und ihre Problematik in der Erkundung neuer Welten gerichtet. Zunächst werden grundsätzliche Ausführungen zum Begriff der Adoleszenz erfolgen und anschließend autobiographische Berichte Auskunft geben über die besondere Gefährdung des Selbst, die Jugendliche auf ihren Reisen in die Fremde zu bewältigen haben.

#### 4.4.1 Adoleszenz als Begriff und Entwicklungsstadium

Mit dem Begriff *Adoleszenz* ist die Zeit der Pubertät und des jungen Erwachsenenalters gekennzeichnet, in der die innere Welt Jugendlicher zum Zerreißen gespannt erscheint, weil ihre psychische Organisation einer umfassenden Transformation unterworfen ist.<sup>7</sup> Im komplizierten Zusammenspiel von biologischen Veränderungen, seelischen Irritationen

<sup>5</sup> ebd., S.102

<sup>6</sup> ebd.

<sup>7</sup> vgl. Bohleber 2004, S.229ff

und sozialen Strukturbildungen werden Kindheitskonflikte wiederbelebt und aufgrund der Erweiterung sozialer und kultureller Horizonte in veränderte Beziehungskonstellationen und Lebensentwürfe transformiert.<sup>8</sup> Diese Zeitspanne reicht etwa vom 13. bis zum 23. Lebensjahr und führt – vor dem Hintergrund vielfältiger entwicklungspsychologischer und körperlicher Reifungsvorgänge – zu Ablösungskonflikten von den ursprünglichen Bindungspersonen. Die Labilisierung des *Selbst* zeigt sich in Stimmungsschwankungen und Unsicherheiten: Euphorische Erlebnisse werden von Gefühlen tiefer Depressivität abgelöst, Wünsche nach kompletter Versorgung stehen neben Tendenzen der Abgrenzung. Die Jugendlichen sind leicht kränkbar, Momente von rasender Wut sind ebenso zu beobachten wie rasche Wechsel von Idealisierungen und Abwertungen. Das Selbst besitzt noch wenig Kohärenz, auch das Erleben des Fremden (auf Reisen) ist unstrukturiert, diffus, bisweilen dissoziativ und ganz auf die eigene Person bezogen.

Ursprünglich in narzisstischer Einheit und im unhinterfragten ‚Wir‘-Gefühl mit der Familie verbunden, suchen Jugendliche nun nach einem eigenen, umfassenden Verständnis ihrer Position in der Welt. In ihnen reift die Fähigkeit zum abstrakten und operativen Denken<sup>9</sup>. Sie können abstrahieren, neue Perspektiven einnehmen, sich selbst zum Gegenstand der Reflexion machen. Ihr Identitätsspektrum dehnt sich aus: Familiäre Gewohnheiten, kulturelle und gesellschaftliche Normen werden kritisiert, Weltanschauungen überprüft, religiöse Überzeugungen und politische Ideologien hinterfragt.<sup>10</sup> Sie distanzieren sich von den Eltern und von vielem, was ihnen bislang unproblematisch erschien, entfremden sich von Personen ihrer Umgebung, bisweilen auch von sich selbst und ihrem eigentümlich veränderten Körper. Sie müssen ihre *„widersprüchlichen Identifizierungen einer inneren Umwandlung unterziehen und aus ihnen in einer sowohl bewussten wie unbewussten Restrukturierung ein einzigartiges und einigermaßen zusammenhängendes Ganzes machen.“*<sup>11</sup> Grenzerfahrungen und -überschreitungen werden gesucht, vertraute Wahrnehmungen und Schemata aufgebrochen und durch ein bewusstes Erleben neu organisiert. Dabei schwanken die Adoleszenten zwischen Allmachtsphantasien und einer oft panisch empfundenen Einsamkeit.

Ihr Selbst gerät durch die Entidealisierung der Eltern und des sozialen Umfeldes in ein Vakuum, das erst langsam durch die Schaffung eines neuen Wertesystems<sup>12</sup> und eines Bewusstseins von der eigenen Persönlichkeit gefüllt wird. Überlegungen wie *Wer bin ich?, Wo gehöre ich hin?, Wer will ich sein?* werden bedeutsam. Mitunter scheint es, als müssten diese Fragen täglich neu gestellt, das Selbst täglich in Besitz genommen werden. Bisherige innere Strukturen werden *„einem komplizierten Umarbeitungsprozess unterzogen, im Lichte der sexuellen Reife neu gelesen und entlang der bewussten und unbewussten Identitätsthemen neu interpretiert und erzählt.“*<sup>13</sup>

Verfügen Adoleszente im Prozess des Durcharbeitens ihrer Kindheitserfahrungen und bei der Klärung ihrer aktuellen Position im Gefüge der Familie und des Freundeskreises über ein kohärentes Selbst, dann können sie sich als Akteur ihrer Entwicklung empfinden und durch Probehandeln die Möglichkeiten ihrer Gegenwart und ihrer näheren Zukunft ausloten. Werfen sie frühere Entwicklungskonflikte und aktuelle Ängste hingegen in den

<sup>8</sup> vgl. Bohleber, Werner (1996): Zur Psychoanalyse der männlichen Adoleszenz. In: Gruppenanalyse, Vol. 6, Heft 1, S.41-56

<sup>9</sup> Piaget, Jean (1975): Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. Stuttgart: Klett-Verlag

<sup>10</sup> Bohleber, Werner (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: Psyche, Heft 6/99, S.507-529, hier: S.520

<sup>11</sup> ebd., S.510

<sup>12</sup> Milch, Wolfgang (2001): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, S.260

<sup>13</sup> Bohleber 1999, S.520

Stand der Unselbstständigkeit und Abhängigkeit zurück oder lähmt ein fragmentiertes Selbst die Initiative, dann ziehen sich die Jugendlichen aus den unvermeidlichen Entwicklungskonflikten zurück oder beantworten diese mit verstärkten Versorgungswünschen. Dabei erleben sie jedoch das Scheitern ihrer Bestrebungen nach Freiheit und Eigenständigkeit, was nicht selten zur Identitätsdiffusion führt. Andrea Köhler beschreibt die Adoleszenz als eine Phase der *„Verrückung, in der jeder Gemütsausschlag Absolutheit beanspruchen will. Nie wieder – ausser vielleicht in der ersten Verliebtheit – sind wir so kompromisslos unglücklich, nie wieder so jubelbereit wie in dieser haltlosen Zeit. Dabei ist die Fremdheit vor dem eigenen Ich ja nicht bloss das Resultat eines Hormonstosses, nicht nur das angsteinflössende Fuchteln der Triebe. Sie entsteht auch durch die Erfahrung, dass das Kind, das man war, dabei zuguckt, wie man sich gänzlich abhanden kommt, durch das Unheimlichwerden des Selbst.“*<sup>14</sup>

Manchen Adoleszenten gelingt es nicht (oder nur unzureichend), die körperliche, geistige und soziale Reifung zu verknüpfen mit der Möglichkeit und Fähigkeit, autonome Erfahrungen und Beziehungen sowie wachsende Auseinandersetzungen mit der sozialen Umwelt erfolgreich und psychisch unbeschadet zu bestehen; bei manchen stellt sich kein realistisches Gespür für eigene Kompetenzen und Schwächen, Persönlichkeitsmerkmale und Charaktereigenschaften ein; und manche schaffen die Ablösung von den Eltern nicht ohne deutliche psychische Irritationen, zu denen Stimmungsschwankungen, Depressionen oder Ess-Störungen gehören können. Auch Erlebnisse der Entfremdung sind in diesem Zusammenhang bei Jugendlichen keine Seltenheit<sup>15</sup>; in ihnen kommen die episodischen Schwierigkeiten und gesteigerten Anforderungen in psychischer, sozialer und kognitiver Hinsicht zum Ausdruck. Die verstärkten Impulse der Selbstbezogenheit können z.B. nicht mit den Leistungs- und Rollenerwartungen der Eltern oder Lehrer vereinbart werden. So kann es zu aggressiven Verweigerungen, aber auch zu Rückzugstendenzen mit Derealisationserlebnissen kommen, die auf eine beginnende Adoleszenzkrise hinweisen und das Selbstbewusstsein massiv verwandeln.

Die Suche nach einem neuen Selbst, das Infragestellen familiärer und kultureller Werte ist also mit vielen Unsicherheiten verknüpft. Adoleszenz heißt jedoch nicht nur psychische Not und familiäres Drama, sondern bietet auch die Chance einer von den Eltern unabhängigen Begegnung mit der Fremde<sup>16</sup>: Entfernungen von der Familie, Aufenthalte bei Freunden, Zeltlager, Schüler-Austausch-Programme oder Reisen ins Ausland dienen der Selbsterfahrung, der Selbstfindung in fremder Umgebung. Die Gruppe der Gleichaltrigen hat hierbei die Funktion einer Brücke, eines Übergangsraumes zwischen Familie und Gesellschaft. Sie gibt Orientierung, übernimmt eine Stützfunktion für das Selbst und ermöglicht dem Jugendlichen den Umbau seines Wertesystems.<sup>17</sup>

Adoleszenztypische Accessoires wie Sprache, Kleidung, Haare, Musik, Piercing u.ä. sichern als Symbole der Einheit bzw. als Übergangsobjekte der Adoleszenz die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Häufig ist in diesem Zusammenhang ein gesteigerter Narzissmus zu beobachten: Unzulängliches wird an sich selbst oder an anderen entweder verleugnet oder überscharf wahrgenommen und bekämpft. Differenzierte Einstellungen werden nicht selten zugunsten von Schwarz-Weiß-Malereien aufgegeben. Die Fähigkeit zur Integration und zur Herstellung komplexerer Wahrnehmungen scheint bisweilen verloren zu gehen: Personen des sozialen Umfeldes werden von den Jugendlichen lediglich

<sup>14</sup> Köhler, Andrea (2005): Fremd vor dem eigenen Ich. In: NZZ Nr.301, 24./25.Dez.2005, S.30

<sup>15</sup> vgl. Machleidt et al. 1999, S.40

<sup>16</sup> vgl. Bosse 1994, S.28

<sup>17</sup> Vgl. Milch 2001, S.261

in Teilaspekten gesehen und entweder idealisiert oder entwertet. Die Realitätsprüfung ist geschwächt, vor allem bei Kränkungen und Konflikten werden unliebsame Anteile des Selbst externalisiert.<sup>18</sup>

Das Erleben des Fremdseins kann beunruhigen und ängstigen. Es mobilisiert Abwehrmaßnahmen in Form von Tagträumen oder Phantasien der Omnipotenz, die als Ausgleich für real erlebte Unvollkommenheiten eingesetzt werden. Solche Lösungsversuche können fördernd sein und als *Entwicklungsprogramm zum Großwerden*<sup>19</sup> dienen, so lange es gelingt, reale Fähigkeiten mit idealen Ansprüchen zu verknüpfen. Sie können aber auch bei Jugendlichen, die ihre persönliche, soziale und berufliche Situation als desolat und perspektivlos erleben, zur Manipulierbarkeit führen – besonders dann, wenn ihnen Auswege suggeriert werden, die per sofortiger Befriedigung die Verwirklichung ihrer Größenphantasien versprechen.<sup>20</sup>

In schwereren Zuständen der Depersonalisation erlebt der Betroffene eine Fremdheit in sich und um sich herum, als sei er nicht mehr er selbst. Er glaubt, jede Lebendigkeit und Selbstverständlichkeit seiner Existenz verloren zu haben. Zugleich scheint die Umwelt sich von ihm zu entfernen. Eigentümliche Verzerrungen können im Bereich der sinnlichen Wahrnehmungen<sup>21</sup> auftreten und zu Verstörungen führen, die nahe an das Bild der Psychose heranreichen oder diese gar zu Folge haben; beispielhaft sind die Textpassagen und biographischen Informationen von Lori Schiller und Everett Ruess.

#### 4.4.2 Auflösung: Lori Schiller

**Lori Schiller: 1959** geboren in Michigan als erstes Kind des Psychologen Marvin Schiller und seiner Frau Nancy, Tochter eines Kaufhausbesitzers – **1962** Umzug nach Chicago; Geburt des Bruders Mark – **1965** Umzug nach Los Angeles; Geburt des Bruders Steven – **1970** Umzug nach Scarsdale bei New York – **1976** erste psychotische Episode während eines Ferienlagers – **1978 bis 1981** Studium romanischer Sprachen in Medford / Massachusetts – **1982** Suizidversuch; Einlieferung ins Bellevue Hospital in Manhattan – **1983 bis 1985** mehrere stationäre Aufenthalte in der Payne-Whitney-Klinik und im White-Plains-Hospital (New York) – **1985** Einzug in ein Übergangswohnheim – **1989** Umzug in eine eigene Wohnung; Arbeit am Buch *Wahnsinn im Kopf*; Leitung von Gesprächsgruppen für Psychiatrie-Betroffene und Angehörige

*„Ich war damals siebzehn Jahre alt und hatte nur noch ein Jahr High School vor mir. Mein letzter Sommer im Ferienlager hatte begonnen. Bald würde ich aufs College gehen, einen Beruf ergreifen, erwachsen sein und Verantwortung tragen. Erst einmal aber blieb mir noch ein Sommer voller Spaß. (...) Tagsüber betreute ich die Neun- und Zehnjährigen beim Segeln, Kanufahren und Bogenschießen. Abends, wenn die Kleinen sicher im Bett lagen, saßen wir Betreuer immer in den langen, flachen Bungalows aus Holz, die wir ‚Motels‘ nannten, spielten Karten, aßen Kekse und tranken ein Gebräu, das wie Kool-Aid*

<sup>18</sup> vgl. Fend, Helmut (1994): Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät. Bern / Göttingen / Toronto: Hans Huber

<sup>19</sup> vgl. Chasseguet-Smirgel, I.: (1975): Das Ichideal. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>20</sup> Streeck-Fischer, Annette (1998): Gewalt und Rechtsextremismus als Ausdruck einer schweren Adoleszenzkrise. In: Rudnitzki et al. (Hrsg.), S.35-44

<sup>21</sup> Die Schauspielerin Milla Jovovich (die in Wim Wenders Film *Million Dollar Hotel* eine psychisch erkrankte junge Frau spielt), erlebt als Jugendliche in einem Sommercamp ihre erste existentielle Krise: Wie gebannt muss sie stundenlang auf ein riesiges Mosaikbild schauen, in welchem sie Jesus, Maria und andere heilige Figuren, aber auch sich selbst und ihren Bezug zu diesen Heiligen ausgedrückt sieht.

*schmeckte. Wir nannten es Käfersaft. Manchmal fuhren die älteren Leiter auch mit uns in die Stadt zum Roscoe-Imbiß. Wir lachten, erzählten uns Witze und alberten herum. Es war ein ganz normaler Sommer, und ich war ein ganz normales Mädchen. Doch irgendwann in diesem Sommer begann sich alles zu verändern.*

*Anfangs war die Veränderung ganz angenehm. Irgendwie kam mir alles viel schöner vor als bisher, aber ich wußte nicht, warum. Der See schien blauer, die Schaukelräder größer und die Segelboote schnittiger als zuvor. (...) Ich hatte das Gefühl, ich müsse schneller laufen, weiter schwimmen und länger aufbleiben, um all das in mich aufnehmen (...) zu können. Ich war voller Energie, aktiv und überschäumend vor Glück, und jedermann mochte mich. Um mich herum war die Welt hell, rein und klar. Und ich fühlte mich als ein Teil dieser Schönheit, stark und attraktiv, interessant und mächtig. Mir kam es vor, als müßten mich alle anderen nur ansehen, um mich ebenso zu lieben, wie ich sie liebte.*

*Außerdem lebten meine Erinnerungen wieder auf. Auf der Lincoln Farm hatte ich mich vor zwei Jahre verliebt. In jenem Sommer – ich war damals fünfzehn – war Otto als Austauschstudent hier. Er war ein attraktiver junger Mann, blond und schlacksig, hatte helle, blaue Augen und sprach mit einem leichten Akzent. Da ich klein und dunkelhaarig war, kam er mir besonders exotisch vor. Ich mochte ihn wirklich und konnte kaum den Blick von ihm wenden. (...) Einige Wochen später, als die Zeit im Camp vorbei und ich wieder in Scarsdale war, tauchte Otto bei mir zu Hause auf. Er hatte eine hübsche Frau dabei, die er meinen Eltern als seine Verlobte vorstellte.*

*Die Erinnerung an diesen Augenblick vor zwei Jahren verfolgte mich von morgens bis abends. Allmählich veränderte sich meine Stimmung, und die Heiterkeit begann aus der Welt um mich herum zu schwinden. Ich dachte an die Vergangenheit, und meine Gefühle verdüsterten die Gegenwart. Dann kamen schrecklichen Gedanken: vielleicht machten sich alle in meiner Umgebung nur über mich lustig und mochten mich in Wahrheit gar nicht. Vielleicht lachten sie mich aus, während ich mir einbildete, sie lächelten mich an. Meine Stimmung schlug um. Ein Schleier senkte sich auf mich. Das Sommerlager widerte mich plötzlich an, es wurde von etwas wunderbar Schönem zu etwas furchtbar Bösem. Um mich herum bewegten sich Schatten, und ich war in einen dunklen Schleier gehüllt. Eines Nachts, mitten in diesem Chaos, dröhnte eine mächtige Stimme durch das Dunkel: ‚Du mußt sterben!‘ Andere Stimmen fielen ein: ‚Du mußt sterben! Du wirst sterben!‘ (...) Ich sprang aus meinem Bett und rannte barfuß hinaus. (...) Ich dachte, wenn ich schnell und weit genug rannte, könnte ich den Stimmen entkommen. (...) Verzweifelt lief ich auf die weite Rasenfläche in der Mitte des Camps hinaus. Das Gras unter meinen Füßen war feucht. Ich raste auf das große Trampolin zu, auf dem die Kinder tagsüber herum sprangen und Salto rückwärts übten. Ich kletterte hinauf. Mein Kopf war angefüllt mit wilden, seltsamen Gedanken. Wenn ich schnell und hoch genug springe, dachte ich, kann ich dadurch vielleicht die Stimmen loswerden. Ich sprang und sprang, und dabei klangen ständig die quälenden Stimmen in den Ohren: ‚Du mußt sterben! Du wirst sterben.‘ Ich sprang stundenlang, bis die Sonne über den Hügeln aufging. Ich sprang, bis ich erschöpft und völlig außer Atem war. Aber sie riefen und riefen, sie beherrschten mich, sie hämmerten in meinem Kopf. Sie begannen mich zu beschimpfen: ‚Du Hure, du bist keinen Pfifferling wert!‘ Ich versuchte, ihnen zu widersprechen und sie zum Schweigen zu bringen. ‚Das ist nicht wahr‘, verteidigte ich mich. ‚Laßt mich in Ruhe, das ist nicht wahr.‘ Schließlich brach ich erschöpft zusammen. <sup>22</sup>*

<sup>22</sup> Schiller, Lori (1996): Wahnsinn im Kopf. Aus dem Amerikanischen von Karin Miedler und Christine Neugebauer. Bergisch-Gladbach: Gustav H.Lübbe, S.24ff



Die Gefahr einer seelischen Krise mit dissoziativer Verstörung oder psychotischer Entgleisung ist, wie man seit langem weiß<sup>23</sup>, während der Übergangsphase der Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen besonders groß<sup>24</sup>. Die Dekompensation Lori Schillers kann als Moment des Scheiterns jenes entscheidenden entwicklungspsychologischen Lebensabschnittes bezeichnet werden, in welchem es ums Verlassen und Verlassenwerden geht, um die Erprobung, sich ohne die sorgende Familie der Welt auszusetzen und an deren Stelle die Mitgliedschaft in einer Peer-Group, in diesem Fall der Betreuergruppe des Kinderlagers, zu setzen. Wie bei jedem anderen Jugendlichen, so ist die Entwicklung eines Selbst auch für Lori Schiller verknüpft mit der Lösung von kindlichen Abhängigkeiten, der zunehmenden Entfernung von der Herkunftsfamilie und der Reifung von Objekt-Beziehungen. Genau an diesem Punkt steht die Autorin, die ihr psychisches Gleichgewicht verliert in einem Augenblick, als ihr erwachsenes Leben, ihre eigenständige Gestaltung von Freundschafts- und Liebesbeziehungen, ihre Selbstverantwortung für Ausbildung, Arbeit und Freizeit gerade beginnen soll.

Grundsätzlich ermöglicht ja die Entdeckung eines Selbst, dass der Adoleszente von seinem familiären Umfeld und von der Liebe seiner Eltern mehr und mehr unabhängig wird. Er beginnt, sich als ein Eigener, von anderen zu Unterscheidender zu begreifen und lernt zu differenzieren zwischen Menschen, die er gern aufsucht bzw. die ihn suchen und solchen, die er ablehnt oder von denen er sich abgelehnt fühlt. Er braucht allerdings die Anerkennung, die Akzeptanz und auch die Liebe und Geborgenheit seiner Peer-Group, seines Freundeskreises, um die Fremdheit neuer Lebensbereiche (die erste Liebe, die neue Ausbildung, die geographische Fremde nach einem Ortswechsel oder während einer Reise) ertragen zu können. Nicht immer muss diese Peer-Group, müssen diese Selbstobjekte real vorhanden und direkt in der Nähe sein; doch sie müssen in guter Weise internalisiert sein, müssen einen festen Platz im Selbst des Adoleszenten einnehmen.

Zunächst scheint Lori Schiller sich ihrem neuen Umfeld zugehörig und von diesem getragen zu fühlen: Sie sitzt mit den anderen – gleichaltrigen und zum Teil etwas älteren – Betreuern und Betreuerinnen nach vollbrachter Tagearbeit zusammen, spielt, trinkt und macht Ausflüge in die nächstgelegene Stadt. In ihrer kindlichen Rückgewandtheit voller Energie und träumerischer Phantasie an eine beglückende Zukunft fühlt sie sich für den Moment „*stark und attraktiv, interessant und mächtig*“. Doch schon bald ergreifen Stimmen von ihr Besitz, schieben sich massive Zweifel in ihre fast überschäumende Verfassung: Sie erinnert sich an eine frühere Trennung, die narzisstische Kränkung lebt wieder auf, und plötzlich unterspült der Gedanke, doch nicht anerkannt, bewundert, geliebt zu sein, ihr eben noch großartiges Selbstbild. In ihrer schwankenden Wahrnehmung des Außen wird nun der „*Sommer voller Spaß*“ zu einer Schreckenserfahrung, und das Camp als der zunächst „*schönste Ort der Welt*“ wandelt sich von „*etwas wunderbar Schönem zu etwas schrecklich Bösem*.“

An solchen Sätzen wird deutlich, wie ein Mensch in der akuten Krise jede reife und differenzierte Realitätswahrnehmung verliert und zurückfällt auf frühe Kategorien der Welterfahrung. Denn was sich in ihrem Inneren abspielt, nämlich der Wechsel von einem euphorischen, starken zu einem gedrückten, verletzten Selbstgefühl, das muss im Moment

<sup>23</sup> schon 1863 sprach Kahlbaum in seiner ersten Systematik psychischer Krankheiten von einer Gruppe von ‚*Paraphrenien*‘, die in der ‚*Übergangsphase der Entwicklung*‘ entstünden; (vgl. Bräunig, Peter; Krüger, Stefanie: Karl Ludwig Kahlbaum – ein Protagonist der modernen Psychiatrie. In: Psychiatrische Praxis, Heft 27 (2000), S.112-118.)

<sup>24</sup> Auch der finnische Psychiater Alanen, weist auf diesen Sachverhalt hin: Alanen, Yrjö (2001): Schizophrenie. Entstehung, Erscheinungsformen und die bedürfnisangepasste Behandlung. Aus dem Englischen von Gernot Hess. Stuttgart: Klett-Cotta, S.41

des Erlebens nach Außen projiziert werden. Als sich, fern von ihrer heimischen Welt, eine innere Fremde auftut, ein unbekanntes Feld ihres Selbst, das Anforderungen an sie stellt (z.B. die Verarbeitung einer früheren Kränkung), verlagert sie das Gefühl der Befremdung in ihre räumliche und emotionale Umgebung. Die Schilderung ist nun nicht mehr geprägt von Begriffen wie *heiter* oder *albern*, die Welt ist nicht mehr *hell, rein und klar* und sie selbst nicht mehr *voller Energie, aktiv und überschäumend*. Schlagartig werden die Bilder trüb, von *Schatten* und *dunklen Schleiern* ist jetzt die Rede, Furcht und Schrecken machen sich breit, die Stimmen, die sie nun bedrängen (und für viele Jahre bedrängen werden, wie die weitere Beschreibung ihres Krankheitsverlaufes mit mehreren Klinikaufenthalten, ambulanten Behandlungen und den akustischen Halluzinationen deutlich macht), weisen sie gar auf den nahen Tod hin. Am Ende beschreibt sie in drastischen Bildern die Verzweiflung und Erschöpfung, die ein solcher Krankheitsschub hinterlässt.

#### 4.4.3 *Entrückung*: Everett Ruess

**Everett Ruess:** geboren am 28. März 1914 als jüngerer von zwei Brüdern in Oakland, Kalifornien – 1915 Umzug nach Fresno – 1918 Umzug nach Los Angeles – von 1919 bis 1927 weitere Ortswechsel (zunächst nach Boston, dann nach Massachusetts, weiter nach New York, New Jersey und Valparaiso, Indiana) – 1928 die Familie lässt sich in Südkalifornien nieder – 1930 Abschluss der Schullaufbahn – 1931 im Winter Aufbruch zur ersten Wanderung ins Monument Valley – 1931/32 zum Jahreswechsel Rückkehr zur Familie – 1932 zweite Trennung vom Elternhaus, Wanderung durch Arizona, New Mexico und Colorado – 1933 Rückkehr ins Elternhaus, Einschreiben an der Universität von Los Angeles – im Sommer 1933 Mehrjährige Wanderung durch die Sierra Nevada und den Grand Canyon – Sommer 1934 bei den Navajo-Indianern in Utah – Herbst 1934 Ruess zieht zum Bryce Canyon – 21. November 1934 Ruess wird zuletzt von Schäfern am Escalante-River gesehen

Ein bewegendes Dokument autobiographischer Reiseliteratur ist das Werk von Everett Ruess, einem jugendlichen Vagabunden des frühen 20. Jahrhunderts. Seine Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Gedichte, die 1983 bzw. 1998 in den USA erschienen und seit 2001 in deutscher Sprache in einer von J. Niederstadt kommentierten Ausgabe<sup>25</sup> vorliegen, zeigen das Schicksal eines adoleszenten Selbstsuchers, der auf einsamen Streifzügen durch die Welt der Canyons an den Rand äußerer und innerer Abgründe gerät und dessen Existenz sich schließlich – ohne genauere Spuren seines weiteren Weges oder seines Todes – auflöst.

Die Kindheit von Everett Ruess ist geprägt von zahlreichen Ortswechseln und Umzügen. Als es der Familie nach langen Wanderjahren endlich gelingt, südlich von Los Angeles Fuß zu fassen, hat sich bei Everett bereits ein Gefühl des Getriebenseins eingestellt. Gegen den Rat seines Vaters nach solider Berufsausbildung und Gründung einer bürgerlichen Existenz – wobei der Vater selbst mit seinen zahlreichen Berufswechseln nicht gerade als Vorbild taugt – erklärt Everett Ruess, Künstler werden zu wollen. Inspiration dazu will er in der schroffen Landschaft der Canyons finden, die er allerdings nie zuvor gesehen hat. Er bricht mitten im Winter in Richtung Monument Valley auf, allein, ohne Klettererfahrung und ohne Ortskenntnisse, mit nur wenig Proviant und noch weniger Geld ausgestattet. In den folgenden Jahren verschwindet er immer wieder für Monate in den Wäldern des amerikanischen Südwestens. Allein durchwandert er Felsgebirge und

<sup>25</sup> Niederstadt, Jenny (Hrsg.) (2001): Der Poet der Canyons. Leben und Legende des Abenteurers Everett Ruess. München: Piper / Malik-Verlag

verlassene Täler. Wie ein Gläubiger sucht er die Erhabenheit der Natur. Tagelang lauscht er dem Wind und beobachtet die über die Schluchten hinweg ziehenden Wolkenfetzen. Er versucht, die faszinierende Landschaft der Canyons in Holzschnitten und Ölgemälden einzufangen und schreibt Gedichte und Essays über sein Leben in Steilhängen und Pinienwäldern. Etwas wunderlich gebärdet er sich insofern, als er sich den Namen *Lan Rameau* zulegt und seinen Esel *Everett* nennt – um sich an den Menschen zu erinnern, der er einmal selbst gewesen ist, wie er seiner Familie schreibt. Seinem besten Freund Bill Jacobs aus Los Angeles erklärt er: *„Was mein Pseudonym angeht – es ist wirklich ein Künstlernamen. Ich bin immer noch ganz aufgewühlt, doch ich denke, dass ich allen Missverständnissen und falschen Aussprachen heldenhaft trotzen kann. Ich muß nun ein Doppelleben führen.“*<sup>26</sup>

Irritiert über die Entwicklung ihres Sohnes beabsichtigen die Eltern, ihn im entlegenen Monument Valley aufzusuchen, was er ihnen ausredet, indem er dramatisch beschreibt, wie ihr Wagen im Sand versinken, in Flussläufen stecken bleiben, von Felsplatten rutschen, durchgeschüttelt oder zerbrechen würde.<sup>27</sup> Zwischen Begeisterung und Zerknirschung hin und her gerissen schreibt er seinem einzig verbliebenen Freund Bill Jacobs, dass er inzwischen eigentlich das Schreiben als unsinnig empfinde, da nicht in Worte zu fassen sei, was er täglich erlebe; zwei Tage später schon berichtet er Bill hingegen euphorisch: *„Mein Leben nimmt einen wunderbaren Gang... Allein, in der offenen Wildnis, habe ich Lieder voll wilder, ergreifender Freude und Melancholie geschrieben... Ich war eins mit der Welt. Ich war so froh, unterwegs zu sein, umherzuziehen. Tief im Inneren fühlte ich eine große Erhabenheit, ich schaute in die Glut meines Lagerfeuers und sah weit durch sie hindurch.“*<sup>28</sup>

Im gleichen Brief schreibt er, dass er nun den Kontakt zu den Menschen abgebrochen habe und gänzlich allein sein wolle. Und so zieht er mit seinem Esel weiter, in der Hoffnung, früher oder später den Horizont zu erreichen.<sup>29</sup> Schon einige Wochen später ändert er erneut die Namen für sich und für seinen Esel, nennt letzteren nun *Pegasus* und sich selbst *Evert Rulan*, einen Namen, den er für unverwechselbar und leicht zu merken hält. Die vollständige Abkehr von der Zivilisation gelingt ihm allerdings nicht: eine schwere Vergiftung zwingt ihn sechs Tage in ein kleines Hospital. Seine Eltern erfahren davon nichts, er will ihnen keine schlechten Nachrichten zumuten. Nur dem Freund teilt er am 27. August 1931 mit: *„Zwei Tage wußte ich nicht, ob ich tot oder lebendig war. Ich krümmte und wand mich in der Hitze, während Schwärme von Ameisen und Fliegen über mich krochen und mir das Gift aus allen Poren trat und auf Gesicht, Armen und dem Rücken verkrustete. Ich konnte nicht essen, ich konnte nichts tun, als alles in stillem Leid ertragen.“*<sup>30</sup>

Dass er unter der Isolation leidet, deutet Everett Ruess im gleichen Brief an, wenn er sein Vagabundenleben bereits in die Vergangenheit transferiert<sup>31</sup> und berichtet, dass er seine Niedergeschlagenheit mit kalten Duschen unter einem Wasserfall oder mit Bädern in eiskalten Flüssen zu bekämpfen sucht. Auch resümiert er, dass er wohl deswegen nur schwer sichere Beziehungen zu anderen Menschen eingehen könne, weil er launisch sei und niemanden finde könne, der zu ihm passe und seine Interessen teile. Solche nüch-

<sup>26</sup> ebd., S.34

<sup>27</sup> ebd., S.38

<sup>28</sup> ebd., S.47

<sup>29</sup> ebd., S.47/48

<sup>30</sup> ebd., S.61

<sup>31</sup> *„Ich, der ich die Wildnis liebte, Wanderte und strich durch das Gebirge. Ich, der ich dem Klang des Meeres lauschte, sang mein Lied, wenn der Wüstenwind pff.“* (ebd., S.63)

ternen Selbsteinschätzungen werden abgelöst von lyrischen Naturbeschreibungen: „*Der Ahorn färbt sich dunkelrot, jeder Windstoß wirbelt Büschel von gelbem Espenlaub auf. An vielen Hängen sind die Blätter schon braun geworden, und die Bäume stehen kahl und still. Bald wird es schneien, aber dann werde ich nicht mehr hier sein.*“<sup>32</sup>

Nach elf Monaten in der Wildnis kehrt Everett Ruess im Dezember 1931 für einige Wochen zu seiner Familie nach Los Angeles zurück. Doch kurze Zeit später bricht er wieder auf in Richtung Arizona, New Mexico, Colorado – nun begleitet vom zunehmenden Unverständnis seiner Familie und seines Freundes für seinen bizarren Lebenswandel. Als Lektüre trägt er Dostojewskis *Brüder Karamasow* im Gepäck und bittet seine Eltern, ihm Thomas Manns *Zauberberg* und Dos Passos' *Manhattan Transfer* zu schicken<sup>33</sup>. Diese Wanderung wird für Everett Ruess zur schweren psychischen Prüfung und zur bitteren Erfahrung, dass keiner mehr seine eigentümliche Flucht in die Einsamkeit nachvollziehen kann – auch er selbst bisweilen nicht: „*Ich hätte so gern einen Gefährten, jemanden, der sich für mich interessiert. Ich will, dass mich jemand führt, mich an die Hand nimmt; aber ich glaube nicht, dass es auf dieser Welt einen Menschen gibt, der genug weiß, um mir Ratschläge zu geben. Nirgends finde ich mein Ideal. Ich habe langsam vor mir selber Angst.*“<sup>34</sup>

Diffuse Schuldgefühle begleiten ihn nun; es plagt ihn der Gedanke, nicht ausreichend für die ‚gute Tat‘ eines Mitmenschen gedankt zu haben; als ein gewisser Luther Jackson ihm hilft, den Sattelturm enger zu schnallen, hat er noch Stunden danach ein schlechtes Gewissen wegen seiner Undankbarkeit. Und er erinnert sich an Jahre zurückliegende Situationen, in denen er ebenfalls vergessen habe, ‚danke‘ zu sagen. Kurz darauf läuft ihm sein Hund Curly, der ihn nun schon hunderte von Meilen begleitet hatte, davon; er fühlt sich am Rande der Erschöpfung, die Vorräte gehen ihm aus, er muss sich kurzfristig bei Farmern als Erntehelfer verdingen, um seine kargen Lebensmittelbestände und die Ausrüstung zu erneuern. Doch eine Rückkehr zur Familie kommt nicht in Frage, denn „*das wäre ein Eingeständnis meines Scheiterns. (...)Ich bin so ganz anders als die anderen Leute, habe mich schon zu weit von den Menschen entfernt. Ich bin einfach anders und will auch anders sein, aber es gibt mir keine Befriedigung. Alle Freuden, die andere Leute haben, sind mir versagt.*“<sup>35</sup>

Mit schlechtem Schuhwerk und zerrissener Kleidung zieht er weiter und lebt in ständiger Ambivalenz zwischen dem Genuss der selbst gewählten Unabhängigkeit und dem Leid der Einsamkeit und Verlassenheit. Er begeistert sich für die Schönheit des Landes und bedauert gleichzeitig, solche Anblicke mit niemanden teilen zu können. Doch nur wenn er allein ist, kann er seine Seele „*furchtlos entblößen*“, wie er schreibt: „*Wenn ich niedergeschlagen bin, dann ist es so schlimm, dass ich fast Angst bekomme. Doch ich weiß inzwischen, dass diese Stimmungen auch wieder vergehen, und wenn ich ein paar schöne Momente erlebe, kann ich sie vollständig vergessen*“, berichtet er seinem Bruder am 12. Juli 1932, wo es auch heißt: „*Der einsame Weg ist am Ende der beste Weg. Ich werde nie aufhören zu wandern. Und wenn meine Zeit gekommen ist und ich sterben muss, werde ich mich auf das wildeste, einsamste und verlassenste Fleckchen in dieser Wildnis zurück ziehen.*“<sup>36</sup>

<sup>32</sup> ebd., S.64

<sup>33</sup> ebd., S.73/74

<sup>34</sup> ebd., S.81

<sup>35</sup> ebd., S.83

<sup>36</sup> ebd., S.102

Everett Ruess ist 18 Jahre alt, als er dies schreibt. Inzwischen liest er Ibsens *Gespenster* und notiert ins Tagebuch: *„Ich bekomme immer mehr das Gefühl, dass ich nicht in diese Welt gehöre. Ich verliere die Verbindung zum normalen Leben. (...) Wahrscheinlich habe ich schon zuviel gesehen und zuviel erlebt, so viel, dass ich nun in einem Traum lebe, aus dem ich nicht mehr erwachen kann wie andere Menschen. (...) Eigentlich habe ich genug von der Einsamkeit, aber ich will die Unabhängigkeit nicht aufgeben, an die ich inzwischen gewöhnt bin.“*<sup>37</sup>

Zu einer schriftlichen Auseinandersetzung mit dem Vater kommt es dann im Sommer 1932; der Vater hofft noch immer, seinen Sohn ins bürgerliche Leben zurückholen zu können. Der Sohn hingegen betont, dass er sich nicht dafür geschaffen fühle, täglich einer *„stumpfsinnigen Arbeit“* nachzugehen und regelmäßige Zeiten einzuhalten. Wenn er keine neuen Erfahrungen und seinen Horizont nicht erweitern könne, so schreibt er, erscheine ihm das Leben nicht lebenswert. Dennoch verbringt er – weniger aufgrund der Argumente seines Vaters als wegen seiner materiellen und vielleicht auch schon spürbaren körperlichen und seelischen Not – den Winter 1932/33 erneut bei seiner Familie in Los Angeles. Er schreibt sich auf Drängen des Vaters sogar an der UCLA ein, doch treibt es ihn schon während seiner ersten lustlos besuchten Vorlesungen zurück in die Wildnis: *„Wie kann ein Mensch mit so hochtrabenden Plänen, einer so unbezwingbaren Seele wie ich sich freiwillig in den toten Wassern der Gelehrsamkeit gefangen halten. Mein Leben gleicht immer noch einem Strudel, wenn auch mit weniger Wirbeln.“*<sup>38</sup>

Spätestens mit dem erneuten Aufbruch in die Einsamkeit im darauf folgenden Sommer kann der weitere Weg des Everett Ruess – psychiatrisch ausgedrückt – als Selbstheilungsversuch einer affektiven Störung angesehen werden. Er durchwandert die Sierra Nevada und ist von Momenten der Euphorie wie von Phasen der Depression hin- und hergerissen. Im Sequoia Park, bekannt durch seinen imposanten Baumbestand, durchlebt er geradezu manische Momente; in seinen Aufzeichnungen heißt es am 12. Juni 1933: *„Dann stieg ich im Sternenschein zwischen den säulenartigen Mammutbäumen bergauf. (...) Ich sang Dvorak-Melodien, so laut ich konnte. Der Wald hallte wider von meinem übermütigen Gesang und den Variationen von Beethoven und Brahms, auch der ‚Bolero‘ schallte durch die Stille. Ich hüpfte von einer Seite der Straße zur anderen, wirbelte im Kreis herum, hob den Blick zu den Sternen und tanzte frohlockend auf dem weißen Weg ins Abenteuer. Das Abenteuer ist für die Abenteurer da. Ich bin jung und dumm. Verzeiht mir (...). Ich denke, es gibt zwei Lebensregeln: Denke nie an die Folgen und tu alles, was du tust, nur dann, wenn du es von ganzem Herzen tust. Jetzt ist die Zeit um zu leben.“*<sup>39</sup>

Vier Tage später ist – im Brief an die Eltern – die Begeisterung verflogen. Er gesteht, dass er sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs befunden habe; zu kurz seien die Momente seiner Hochstimmung. Drei Wochen später reitet er, nun wieder in besserer Verfassung, von den Redwood Meadows hinunter, beugt sich aus dem Sattel und hebt die Feder eines Blauhähers auf, die er sich an den Hut steckt. Er ist außer sich vor Glück, Jubelgesänge sprudeln aus ihm heraus, lauthals stimmt er Melodien aus Beethovens Symphonien an, Stücke von Brahms, Motive aus der Götterdämmerung und der Walküre sowie durchdringende Melodien von Sibelius, wie er begeistert notiert.<sup>40</sup> Im gleichen Tagebuch-Eintrag heißt es aber auch: *„Ich verfall sehr leicht in Melancholie“*, und wenig später: *„Ich hatte seltsame Gedanken. Meine Sehnsucht nach der Wüste wird*

<sup>37</sup> ebd., S.104/105

<sup>38</sup> ebd., S.122/123

<sup>39</sup> ebd., S.129

<sup>40</sup> ebd., S.134

*immer größer. (...) Stundenlang sah ich ins Feuer. Zu schlafen behagt mir gar nicht. Mir fällt es schwer, das Bewußtsein kampflos aufzugeben, vor allem weil ich so schlecht schlafe. Der Schlaf ist für mich ein zeitweiliger Tod.*<sup>41</sup> Dann zwei Tage später: *„Mein Leben ist so schön, daß ich überschäume vor Freude. (...) Es ist wie ein goldener Traum – geheimnisvolle, rauschende Winde wehen herab und lieblosen mich; warme, vollkommene Farben offenbaren sich meinem Auge. Die Zeit ist stehengeblieben, ich brauche keine Uhr mehr. Mein Herz ist wie mit einem traumgleichen Dunst gefüllt.*<sup>42</sup>

Solche Schwebestände bezeichnen aber auch die Einsamkeit, die Ruess auf den Wanderungen durch die Canyons des amerikanischen Südwestens in der Nacht oder im Morgenrauen erlebt, wenn der Täler und Schluchten durchstreift: *„Der Halbmond schien orangerot, als ich den Weg in die Berge hinaufritt. Hinter uns grollte der Donner über der offenen Wüste, schwarze Wolken zogen über den Himmel. Heulende Winde folgten durch die Schlucht (...). Verdrehte, verzerrte Umrisse der Bäume ragten in den dunkler werdenden Himmel.*<sup>43</sup>

In Phasen der Euphorie notiert er, dass dies die schönste Zeit seines Lebens sei. Er ist dann so überschwänglich, dass er kaum an sich halten kann: Die Farben seien einmalig, die Wälder so prächtig, und die Wildbäche tosen, rauschen und schäumen so ausgelassen, dass die Welt eine einzige Orgie größter sinnlicher Freuden sei. Drei Tage lebe er nun schon in einem Rausch, so trunken mache ihn die erhabene Schönheit und die vollkommene Einsamkeit, so berichtet er seinen Eltern; am gleichen Tag hält er jedoch in seinem Tagebuch fest, dass er am Abend vergeblich geangelt habe und deprimiert an die kalte Feuerstelle zurückgekehrt sei: *„Im Moment lasse ich den Schmerz zu, doch das gegenteilige Gefühl ist weniger stark. Das Leben hält mich gegenwärtig nicht sehr gefangen, doch ich hoffe, daß sich das wieder ändert. Ich will gar keine negative Haltung einnehmen, doch es überkommt mich einfach.*<sup>44</sup>

Seine Schlafstörungen nehmen immer mehr zu; er versucht sie zu bagatellisieren: *„Ich schlafe sowieso nicht gerne“* oder zu rationalisieren: *„Warum sollte ich ins Nichts oder in quälende Träume abgleiten...?“*, und als er sich einmal im Museum des Yosemite-Village wäscht, schaut ihn plötzlich ein Geist, ein Ungeheuer an – es ist sein eigenes Spiegelbild.<sup>45</sup> Irritierend empfindet er selbst inzwischen seine Innenwelt: *„Ich habe an mir neue Stimmungen kennengelernt, neue Tiefpunkte und sehr beunruhigende Gefühle für mich selbst und für andere Menschen, ja für die Menschheit als Ganzes.*<sup>46</sup> Er hält diese Gefühle und Wahrnehmungen für Zeichen eines Planes, den er undeutlich vor sich sieht, wie er seinem Bruder mitteilt.<sup>47</sup> Offenbar besorgt über den seelischen Zustand seines Sohnes bemüht sich der Vater, Everett zur Rückkehr nach Kalifornien und zur Wiederaufnahme des Studiums zu bewegen, doch seine Antwort ist eindeutig: *„Ich weiß, ich werde immer ein Wanderer sein, ich werde immer aufbrechen zu neuen Horizonten und jene Welten zu verachten wissen, die ich kenne und die wie halb heruntergebrannte Kerzen bei Sonnenaufgang ihren Zweck verlieren. (...) Ach, das Leben ist wild und schön! Es kann so erfüllend sein, dass man fast überquillt. Ich bin so glücklich, dass ich kaum an*

<sup>41</sup> ebd., S.140/41

<sup>42</sup> ebd., S.142

<sup>43</sup> ebd., S.190f

<sup>44</sup> ebd., S.146/147

<sup>45</sup> ebd., S.149ff

<sup>46</sup> ebd., S.168/169

<sup>47</sup> ebd.

*mich halten kann, (...) und taumle singend durch diesen Rausch der Freude, wo nichts und niemand sich schert, ob ich lebe oder sterbe.“<sup>48</sup>*

Zwischenzeitlich lernt er eine junge Frau in einer kleinen Ortschaft kennen und verliebt sich in sie. Irritiert von solcherlei Gefühlen weiß er mit der Situation nicht anders umzugehen, als sich rasch wieder auf einsame Wanderschaft zu begeben: *„Da ich gestern so unzufrieden mit dem Leben war und keine Lust hatte, meinen Geist durch Schlaf zu betäuben, sattelte und belud ich die Esel in der Dämmerung und zog weiter am Rande der Wüste an einem rauschenden Bach entlang. Der Halbmond schien orangerot, als ich den Weg in die Berge hinauf ritt. Hinter uns grollte der Donner über der offenen Wüste, schwarze Wolken zogen über den Himmel. Heulende Winde fegten durch die Schlucht und bogen die Wipfel der hohen Kiefern und Tannen, die Wolken verbargen den Mond. Still trug mich Cockleburrs, mein Reittier, bergauf durch die Nacht, Leopard folgte lautlos mit dem Gepäck. Verdrehte, verzerrte Umrisse der Bäume ragten in den dunkler werdenden Himmel und wurden schließlich ganz von der Nacht geschluckt.“<sup>49</sup>*

In den nächsten Wochen kämpft er noch einmal mit der Frage, warum er diese strapaziöse Verlassenheit auf sich nehme, warum er gegen rauhe, tosende Böen ankämpfe, die ihm *„wie kalter Stahl“* ins Gesicht schlugen – und kommt zu folgendem Schluss: *„Ich bin dazu verdammt, das Feuer der Schönheit auszuhalten, das mich versengt. Und ich bin zerrissen von dem Wissen, dass ich niemals einem anderen Menschen weitergeben kann, was ich fühle. Ich kann diese lodernden Flammen nicht ertragen und ich kann sie auch nicht aus mir herauslassen. Ich frage mich, wie ich überhaupt weiterleben und mich so gleichgültig wie nötig geben soll.“<sup>50</sup>*

Einige Zeit nähert er sich den Navajo-Indianern der Canyons, wird zum Rasten in ihre Hütten eingeladen und darf im Sommer an einigen ihrer Rituale teilnehmen. Doch auch von ihnen trennt er sich wieder, fühlt sich *„ganz losgelöst vom Leben“* und hofft, *„immer weiterfliegen“* zu können, ohne von seinem *„erbarmunglos geschundenen“* Körper im Stich gelassen zu werden.<sup>51</sup> Im Herbst 1934 verlässt er dann den Grand Canyon in Richtung Utah, wo er im Bryce Canyon Station macht, bekannt durch die märchenhaften Säulenlandschaften aus Fels. Noch zwei Briefe an seine Eltern und an seinen Bruder sind erhalten, in denen er sich mit Christus vergleicht, der wie er auf einem Esel geritten sei.

In den letzten Dokumenten schreibt er vom *„traumgleichen Prickeln“*, das er auf seinen Wanderungen erlebe, *„wenn das Leben so schrecklich eigenartig und unwirklich scheint. Ich glaube, dass die Sinne der meisten Menschen so abgestumpft sind, dass sie das gar nicht wahrnehmen.“<sup>52</sup>* Nun wolle er weiter durch Seitenschluchten ziehen, dorthin, wo niemand lebt, wie er im letzten Brief seinem Bruder mitteilt. Doch diese Region der Schluchten und Bergrücken mit Namen wie *Schreckensgraben*, *Skelett-Canyon* oder *Todessattel* ist nicht ohne ausreichend Trinkwasser und Proviant für viele Tage zu durchqueren. Zuletzt sahen ihn am 21. November 1934 zwei Schäfer, mit denen er ein paar Tage lang am Rande des Canyons campete. Ihnen sagte er, dass er dem Escalante River bis zum Colorado folgen wolle. Er belud seine zwei Esel mit Proviant und Büchern, schulterte Staffelei und Leinwand und stieg in die Schlucht hinab. Seitdem gilt Everett Ruess als verschollen. Er war zwanzig, als er für immer in den Canyons verschwand.

<sup>48</sup> ebd., S.185

<sup>49</sup> ebd., S.190/191

<sup>50</sup> ebd., S.194

<sup>51</sup> ebd., S.204/205

<sup>52</sup> ebd., S.222

## 4.5 Das entgleitende Selbst auf Reisen: Wahn und Psychose

„Was in der Psychose geschieht,  
ist wohl die extremste Ausdrucksform eines Menschen.  
Es ist wie eine Reise zu sich selbst,  
auf der man unterwegs  
das Ich verloren hat.“  
(Anne Rüffer)

Wahnerkrankungen und Psychosen<sup>1</sup> sind die schillerndsten, verwirrendsten und folgenreichsten aller psychischen Störungen. Meist beginnen sie in der Adoleszenz bzw. im frühen Erwachsenenalter und werden als *Veränderung der inneren und äußeren Wahrnehmung*<sup>2</sup>, als *Störung der inneren Kohärenz*<sup>3</sup>, als *Destruktion der unmittelbaren situativen Erfahrung*<sup>4</sup>, als *Auftauchen einer zweiten Wirklichkeit*<sup>5</sup> oder als *Zusammenbruch des Selbst*<sup>6</sup> beschrieben. Zu ihren Kennzeichen gehören Veränderungen von Persönlichkeitsfunktionen sowie die Tendenz, soziale Kontakte zu meiden und sich in subjektive Welten mit Halluzinationen und Wahnvorstellungen zurückzuziehen. Zentraler Aspekt der psychischen Desorganisation ist der Verlust der Realitätsprüfung: Es geht die Fähigkeit verloren, zwischen Eindrücken der äußeren Welt und inneren Erfahrungen differenzieren zu können. Solch ein Verschwimmen der Ich-Grenzen kann unterschiedliche Formen und Ausmaße annehmen: Jemand kann sich beispielsweise gleichzeitig als er selbst fühlen und als ein Schauspieler, den er gerade im Fernsehen sieht; oder er fühlt seine Handlungen wie von außen gelenkt, von Geheimdiensten gesteuert.<sup>7</sup> Mancher leidet unter dem Gefühl, wie eine Marionette an unsichtbaren Fäden gelenkt zu werden; oder er starrt stundenlang auf ein Objekt, z.B. eine Teekanne, nimmt diese *entgeistert wahr*<sup>8</sup>, weil er ihre Funktion einfach nicht mehr erfassen kann.

Gerade auf Reisen ist der Verlust des Selbst als Moment der Dissoziation oder als wahnhaftes bzw. psychotische Episode nicht selten: Eine junge Frau schildert, wie selbst das Spaziergehen am unbekanntem Ort zum Drahtseilakt werden kann: *„Hier kann ich gehen. Eine stille, geheimnisvolle Bewegung herrscht auf diesem glatter werdenden Weg. Meine Augen scheinen einen straff gezurrten Lichtblitz vor mir herzuwerfen. Wie elektrisiert ziehe ich mich daran entlang. Ich sehe meine Gestalt vor mir wie auf Eis, ich sehe*

<sup>1</sup> In diesem Kapitel ist von *Psychose* und *Wahn* die Rede, während der Begriff *Schizophrenie* nur gelegentlich auftaucht. Zweifellos stellt die schizophrene Psychose (ebenso wie die affektive Psychose) eine spezifische Krankheitsform dar, deren Symptomatik in den Klassifikationssystemen ICD-10 und DSM IV beschrieben ist. Doch die ausgewählten Texte der Autoren *Ortrud Grön* und *August Strindberg* lassen die Anwendung des Begriffs *Schizophrenie* – wie noch zu zeigen sein wird – nicht wirklich zu, und auch die weiteren Reisetexte sollten eher phänomenologisch und weniger in den Kategorien eines Klassifikationssystems gelesen werden. Vgl. dazu: Finzen, Asmus (1993): *Schizophrenie. Die Krankheit verstehen*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.25

<sup>2</sup> Häfner, Heinz (2005): *Das Rätsel Schizophrenie*. 3., vollst. überarb. Aufl., München: Beck, S.27

<sup>3</sup> Scharfetter, Christian (1999): *Schizophrene Menschen. Diagnostik – Psychopathologie – Forschungsansätze*. 5.Aufl., Weinheim: Psychologie Verlags Union. Der Autor nennt fünf Bereiche, die davon betroffen sind: Die Ich-Vitalität, die Ich-Aktivität, die Ich-Konsistenz, die Ich-Demarkation und die Ich-Identität. Vgl.ebd., S.45

<sup>4</sup> Huppertz, Michael (2000): *Schizophrene Krisen*. Bern: Hans Huber Verlag, S.206

<sup>5</sup> Bäuml, Josef (1994): *Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis*. Berlin/New York: Springer, S.3

<sup>6</sup> Milch, Wolfgang (2001): *Lehrbuch der Selbstpsychologie*. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, S.227

<sup>7</sup> vgl. Alanen, Yrjö (2001): *Schizophrenie. Entstehung, Erscheinungsformen und die bedürfnisangepasste Behandlung*. Aus dem Englischen von Gernot Hess. Stuttgart: Klett-Cotta, S.42

<sup>8</sup> Wulff, Erich (1994): *Wahnsinnslogik*. Bonn: Psychiatrie-Verlag



*auf meine Füße und darunter, ja, jetzt zeigt es sich mir, dehnt sich ein Meer in der Tiefe, ein weites Gewässer. (...) Da höre ich es zischen unter mir im Nebel. Es zischt aus den Fluten, es klingt nicht mehr so fern, es ist wie mein Lebenssaft, es nebelt mich jetzt gänzlich ein. Ich kann gar nichts mehr sehen, ich muß atmen, ich kann nur so, ich muß weiter. Ich lebe noch, ich muß weiter.*“<sup>9</sup>

Ein Betroffener behauptet, er müsse im Schlamm des Meeres leben, und es sei schwer, sich in ‚irgendeinem Sektor‘ zu bewegen, weil die ‚Meridiane‘ so eng seien, dass er sich kaum umdrehen könne.<sup>10</sup> Ein Reisender empfindet die Auflösung seines Selbst vor allem körperlich und glaubt, er würde die Gesichter fremder Menschen annehmen, die ihm begegnen. Eine Frau meint, sie würde von allen beobachtet und als Hure beschimpft, sobald ihr sexuelle Gedanken durch den Kopf gingen. Eine andere berichtet über folgende Empfindung: auf einer Bahnfahrt hätte sie das Gefühl bekommen, der Zug würde zu heißem Eisen schmelzen und sie selbst würden zerfließen, sich verflüssigen.<sup>11</sup> Oder sie fühlt ihre inneren Organe verschoben, versteinert und glaubt, dass ihr Körper gänzlich entblößt, geradezu hautlos sei: *„Ich sehe entsetzt auf meine Hände. Sie sind rot und blutig. Muskeln, Sehnen und Knochen liegen frei. Ich sehe an meinem Körper herunter – das gleiche wie an den Händen. Es gibt nur noch eine rohe Masse Fleisch, ein entstelltes Monstrum. Ich habe keine Haut mehr. Ich habe schreckliche Angst, jemand könnte hereinkommen. Dieser Mensch beträte nicht nur das Zimmer, er stünde direkt in meinem Körper.*“<sup>12</sup>

Rainer Maria Rilke beschreibt ähnliche Empfindungen und bringt sie mit Kindheitserfahrungen und Fieberträumen in Verbindung. Im Hotel in Paris scheinen ihn – im Moment des Erinnerns – frühere Erlebnisse heftig zu überschwemmen: *„Jetzt war es wieder da, (...) wuchs es aus mir heraus wie eine Geschwulst, wie ein zweiter Kopf, und war Teil von mir, obwohl es doch gar nicht zu mir gehören konnte, weil es so groß war. Es war da, wie ein großes totes Tier, das einmal, als es noch lebte, meine Hand gewesen war oder mein Arm. Und mein Blut ging durch mich durch und durch es, wie durch einen und denselben Körper. Und mein Herz mußte sich sehr anstrengen, um das Blut in das Große zu treiben: es war fast nicht genug Blut da. Und das Blut trat ungern ein in das Große und es kam krank und schlecht zurück. Aber das Große schwoll an und wuchs mir vor das Gesicht wie eine warme bläuliche Beule und wuchs mir vor den Mund, und über meinem letzten Auge war schon der Schatten von seinem Rande.*“<sup>13</sup>

Psychiatrisch spricht man von Halluzinationen, wenn es sich um Wahrnehmungen handelt, die nicht durch äußere Sinnesreize hervorgerufen werden. Die oben zitierten leiblichen Missempfindungen sind oft in Verbindung mit Vergiftungen, Drogenkonsum, Delir-Zuständen und schizophrenen Erkrankungen zu beobachten. Halluzinationen können jede Sinnesqualität annehmen und in akustischer, optischer, olfaktorischer, taktiler, haptischer oder coenästhetischer Form auftreten. Grundsätzlich müssen Halluzinationen von Verkennungen unterschieden werden, die auch gesunde Menschen ereilen und ihre Wahrnehmung verändern können.<sup>14</sup> Bezeichnenderweise treten solche Verkennungen oder Verzerrungen der Wahrnehmung vor allem *„im Rahmen von Übermüdung oder*

<sup>9</sup> Erlenberger, Maria (1977): Der Hunger nach Wahnsinn. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.236f

<sup>10</sup> vgl. Alanen 2001, S.44

<sup>11</sup> Benedetti, Gaetano (1986): Der Identitätsverlust in der schizophrenen Psychose. In: Benedetti, G. und Wiesmann, Louis (Hrsg.): Ein Inuk sein. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S.224-238; hier: S.227

<sup>12</sup> Rudolf, Gaby (2004): Vom Stupor, Leibessensationen und qualitativ Abnormem. In: Pro Mente Sana, Heft 3/2004, S.26

<sup>13</sup> Rilke, Rainer Maria (1982): Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.60

<sup>14</sup> vgl. Rahn, Ewald; Mahnkopf, Angela (1999): Lehrbuch Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.237

*sozialer Isolation*“<sup>15</sup> auf. In der psychiatrischen Diagnostik liegen *Halluzination* und *Wahn* nah zusammen: auf beiden Ebenen des Erlebens ist der betroffene Mensch davon überzeugt, dass seine Wahrnehmung die einzig reale und gültige sei; auf Bestätigung ist er nicht angewiesen.

#### 4.5.1 Begriff und Dynamik des Wahns

Ursprünglich steht der Begriff *Wahn* für *Verlangen* oder *Erwartung*. Als Wortstamm kommt ihm die Bedeutung *mangelnd* oder *leer* zu, woraus sich der Begriff *Wahnsinn* ableitet, dem Eigenschaften wie *unglaublich*, *unmöglich*, *unsinnig* anhaften. Im psychiatrischen Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts wird *Wahn* als *Sinnestäuschung*, *Trugbild*, *falsche Annahme*, *krankhaft verfälschte Vorstellung* und als *Verdacht gegen jemanden* verstanden<sup>16</sup>. Im 20. Jahrhundert nimmt Jaspers in seiner ‚Allgemeinen Psychopathologie‘<sup>17</sup> eine Differenzierung von Gefühlen des Unheimlichen einerseits und eindeutigen Wahngebäuden andererseits vor; Jaspers spricht nur dann von *Wahn*, wenn sich das Phänomen definitiv in folgende charakteristische Bestandteile zerlegen lässt: a) die *Unmöglichkeit oder Unangemessenheit des Wahninhalts*: dem Erkrankten erscheint es keineswegs unwahrscheinlich, dass nur er allein beispielsweise die Nummernschilder der vorbeifahrenden Autos oder das Muster einer Tapete als Geheimbotschaften entschlüsselt, während andere darin keinerlei Bedeutungen erkennen; b) die *unvergleichliche subjektive Gewissheit*: der Erkrankte ist sich absolut sicher, dass das, was er vermutet, auch tatsächlich in Kürze passiert (wenn er nicht z.B. einen drohenden Weltuntergang mit all seinen (größephantastischen) Kräften verhindert; c) die *Unbeeinflussbarkeit durch Erfahrung und zwingende Schlüsse*: für den Erkrankten mit einem Vergiftungswahn spielt es beispielsweise keine Rolle, dass andere das gleiche Essen ohne Schaden zu sich genommen haben, denn nur gegen ihn habe sich seine Verfolger verschworen.

In der aktuellen psychiatrischen Lehre wird *Wahn* als eine „*lebensbestimmende und in der Regel unkorrigierbare Überzeugung eines Menschen von sich selbst und seiner Welt*“<sup>18</sup> verstanden. Wahnhafte empfindende Menschen entwickeln im Prozess der Wahnbildung ein verändertes Bewusstsein der Bedeutungen, eine *Privatwirklichkeit*, die sie als gewiss empfinden und trotz vernünftiger Gegenstände unbedingt aufrecht erhalten müssen.<sup>19</sup> Wahnhafte Denken und Erleben beeindruckt eben dadurch, dass sich diese Menschen nicht veranlassen sehen, ihre ungewöhnlichen Vorstellungen und Wahrnehmungen auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen. Sie wehren alles ab, was ihr Gegenüber an Erfahrungen einbringt, die ihre Annahmen gegenstandslos machen könnten. Die Fähigkeit zur kritischen Reflexion der eigenen Wahrnehmung geht vorübergehend verloren, die wahnhafte Überzeugung bedarf keiner Begründung und keines Beweises, auch die besten und eindeutigsten Argumente können den Wahn nicht entkräften.

Bezüglich des prozesshaften Wahngeschehens differenziert man zwischen der kurz auftauchenden, meist rasch wieder verfliegenden *Wahnidee*, der diffusen *Wahnstimmung*, die

<sup>15</sup> ebd., S.238

<sup>16</sup> Müller, Christian (1973): Lexikon der Psychiatrie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag, S.565

<sup>17</sup> Jaspers, Karl (1959): Allgemeine Psychopathologie. 7.Aufl., Berlin: Springer

<sup>18</sup> Rahn/Mahnkopf 1999, S.236

<sup>19</sup> vgl. Peters, Uwe Henrik (1997): Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie. Augsburg: Bechtermünz-Verlag, S.572

gewisse Eigenarten in der Umgebung zur Vermutung einer Veränderung verdichtet, und dem verdichteten Gedankengebäude des *Wahns*. Im englischen bzw. französischen Sprachraum beziehen sich die Begriffe *delusion* oder *délire* auf anhaltende Wahnideen. Manche Autoren sprechen nur dann von *Wahn*, wenn dieser entweder zeitlich ausgedehnt oder als komplexes Ideengebäude auftritt.<sup>20</sup> *Wahnideen* können sich – was für den untersuchten Zusammenhang der *Gefährdung des Selbst in der Fremde* wichtig ist – als eigenständige Phänomene zeigen, ohne dass es zu einer Psychose kommt. Meist ist der *Wahn* aber als Begleitsymptom bei verschiedenen psychischen Störungen wie schizophrenen Psychosen, Depressionen, Demenzerkrankungen und schweren Intoxikationen durch Alkohol oder Drogen zu beobachten.

Für wahnhaft erlebende Menschen enthalten beispielsweise die Nachrichten im Radio oder im Fernsehen sonderbare Botschaften; sie künden von der Aufdeckung ihrer Sünden oder vom Untergang der Menschheit. Egal, was in der Welt passiert, eine Flutkatastrophe, ein Erdbeben, ein Attentat: all dies scheint nur dem erkrankten Menschen zu gelten, als sei er allein Gegenstand der Aufmerksamkeit, gewissermaßen das Zentrum des Weltenlaufs: Aus ärztlicher Sicht kann das den Eindruck erwecken, als sei dagegen ‚kein Kraut gewachsen‘: *„Ich erinnere mich noch sehr genau an meinen ersten Patienten. Er lebte in einem ausgeprägten Wahnsystem, das darin bestand, dass er Kontakt zu außerirdischen Mächten habe, die ihm dazu verhelfen würden, zum Herrscher der Sonne und der gesamten Welt aufzusteigen. Dieser Wahn war ihm nicht zu nehmen. Selbst astronomisch dosierte Medikationsversuche waren gescheitert. Mit überlegenem Lächeln nahm er Tabletten, Tropfen oder Spritzen und harrte weiter der Landung der Außerirdischen, die in Kürze seine Weltmacht begründen würden. Sein Wahn war einfach der Realität überlegen. Was hatte ich dem entgegen zu setzen? Da saß ein künftiger Weltherrscher vor mir, und ich wollte ihm einreden, daß er an einer Krankheit leide. Das war geradezu lächerlich.“*<sup>21</sup>

Der Wahn kann auf einzelne Sachverhalte (z.B. als hypochondrischer Wahn bezüglich einer bestimmten Erkrankung), auf einzelne Ideen (z.B. als Eifersuchtswahn) oder auf die ganze Welt (z.B. als Vernichtungswahn) fokussiert sein. Themen des Wahnerlebens sind von individuellen Bedingungen und spezifischen Lebenserfahrungen der betreffenden Menschen abhängig.<sup>22</sup> Sie sind aber auch zeit- und kulturspezifisch. So dokumentiert der Wahn in gewisser Weise latente Ängste und Sehnsüchte, die in der betreffenden Region und Kultur vorherrschend sind. Auf Java beispielsweise erleben die traditionell entrechteten Frauen häufig Formen eines ‚Ausgewähltheitswahns‘, d.h. sie sind von dem Gedanken beseelt, von einer hohen Persönlichkeit – vielleicht vom Staatspräsidenten selbst – zur Ehefrau auserkoren zu sein. Hingegen herrscht in den Slums von Kalkutta eher der Verfolgungswahn vor, während in den Ländern Afrikas im Zuge der christlichen Missionierung vermehrt eine Art ‚prophetischer Wahn‘ vorgefunden wurde.<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Milch 2001, S.229

<sup>21</sup> Thomashoff, Hans-Otto (1999): *Psyche und Kunst*. Stuttgart / New York: Schattauer, S.152/153

<sup>22</sup> Kaum jemand hat dem Wahn eine so hohe Bedeutung beigemessen und ihn als so wenig krankhaft empfunden wie Hegel. In der *Phänomenologie des Geistes* schlägt er vor, den Wahn nicht als auszugrenzende Absonderlichkeit des Menschen aufzufassen, sondern als geschichtliche Wahrnehmungsform, die vorzugsweise jene erfasst, die sich auf den Weg der Erkenntnis begeben, um über sich und ihr Schicksal Klarheit zu erlangen. Vgl. Hegel, Georg W.F. (1988): *Phänomenologie des Geistes*. Stuttgart: Reclam

<sup>23</sup> vgl. Machleidt, Wielant (1999): *Affektypologie schizophrener Psychosen*. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): *Schizophrenie – eine affektive Erkrankung?* Stuttgart u. New York: Schattauer, S.94-112; hier: S.109

Ludwig Binswanger sieht im Wahn eine Schutzmaßnahme, eine unvermeidbare Lösung in einer existentiellen Krise, die meist nach den Kriterien der Vertrautheit und Unvertrautheit strukturiert ist.<sup>24</sup> Im psychoanalytischen Verständnis stellen *Wahnideen* und *Wahnstimmungen* die Projektion von eigenen Gefühlen auf äußere Objekte dar: So wird beim Verfolgungswahn das Über-Ich externalisiert, wodurch der Erkrankte sich, statt von sich selbst, von außen beobachtet und kritisiert fühlt: Der wahnhaftige „*Weltuntergang ist die Projektion dieser innerlichen Katastrophe. (...) Und der Paranoiker baut die Welt wieder auf, nicht prächtiger zwar, aber wenigstens so, daß er wieder in ihr leben kann. Er baut sie auf durch die Arbeit seines Wahns. Was wir für die Krankheitsproduktion halten, ist in Wirklichkeit der Heilungsversuch.*“<sup>25</sup>

Die neuere Forschung greift diesen Gedanken auf und wendet ihn in folgende Richtung: „*Die Bildung des Wahns steht für den verzweifeltsten Versuch, mit Hilfe konkreter Symbolisation (...) eine Realität zu erhalten und ihr eine Wirklichkeit zu verleihen, die begonnen hat sich aufzulösen.*“<sup>26</sup> Dies geschieht in Situationen, die ohne greifbaren Halt sind; sie werden erträglicher, wenn der Patient spürt, dass hinter seiner beängstigenden Ruhelosigkeit ein ‚System‘ stecken könnte: „*Mit der umfassenden, wenn auch nur angedeuteten und nicht eindeutig zu machenden Bedrohung ist der Prozess der zunehmenden atmosphärischen Angst gewendet. Der Patient hält sich daran fest, ist davon (...) schwer abzubringen. Er spürt eine Mischung aus Hoffnung, Befürchtung und Gewissheit, dass andere der Situation eine klare Struktur, eine Deutung geben können, die zwar nur eine Bedrohung sein kann, aber wenigstens eine Handlungsorientierung (...) verspricht.*“<sup>27</sup> Allerdings ist nicht immer der Anteil der Angst – und vor allem: der mögliche Ursprung dieser existenziellen Angst – genau auszumachen. Unbewältigte Lebensereignisse, aktuelle Beziehungskrisen, reale oder phantasierte Verlusterlebnisse und emotionale Höhen und Tiefen bezüglich der eigenen Lebensgestaltung und Selbstentfaltung spielen hier eine Rolle und werden auf Reisen in besonderer Weise aktiviert.

#### 4.5.2 *Versenkung: Ortrud Grön*

**Ortrud Grön:** wird 1925 in Berlin geboren, erkrankt 1962 auf einer Reise nach Rom erstmalig an einer affektiven Psychose; unterzieht sich in den Jahren 1969-1975 einer Einzelanalyse; beginnt 1971 mit der Ausbildung zur Analytischen Gruppentherapeutin; absolviert 1975-1977 eine Ausbildung in Themenzentrierter Interaktion bei Ruth Cohn; gründet nach dem Tod ihres Mannes 1978 in der Lauterbacher Mühle eine internistisch-kardiologische Klinik für Herz- und Kreislauferkrankungen; veröffentlicht in der Kore Edition 1998 ihre Kenntnisse und Erfahrungen in der Traumdeutung mit dem Buch „*Das offene Geheimnis der Träume*“; erläutert ihre Arbeit als Traumtherapeutin 2004 in einem Rundfunk-Interview beim Bayerischen Rundfunk; erhält 2005 die Beckmann-Medaille für ihre Verdienste in der Prävention und Rehabilitation von Herz-Kreislauf-Erkrankungen

„*In Rom suchten wir (...) eine Bleibe (...). Es wurde ein Kloster, das auch Reisende aufnahm. Ich fühlte mich dort wohl. Man konnte über die Dächer von Rom sehen. Ich*

<sup>24</sup> Binswanger, Ludwig (1965): Wahn. Beiträge zu einer phänomenologischen und daseinsanalytischen Erforschung. Pfullingen: Neske

<sup>25</sup> Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke VIII, S.307f

<sup>26</sup> vgl. Milch 2001, S.228

<sup>27</sup> Huppertz, Michael (1999): Zur Veränderung atmosphärischer Erfahrung im schizophrenen Erkrankungsprozess. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.210-219

wollte zum katholischen Glauben übertreten und nahm Unterricht. Eine der Nonnen war dafür zuständig. Als ich ihr (...) sagte, daß Gott und der Teufel für mich eins seien, weil ich meine, daß Gott die Versuchung braucht, damit wir selbst erkennen müssen, was Gut und was Böse ist, da ergriff sie vor Entsetzen die Flucht und die Oberin meinte, ich solle das Haus verlassen. Wieder kam mein Mann und kämpfte, bis ich bleiben durfte. (...)

Eines Tages bemächtigte sich meiner eine Phantasie: es ging ganz still vor sich, aber so bestimmt, keinen Zweifel zulassend. Ich fühlte, ich sei Maria. Ich war beschämt. Ich hatte keine sichtbare Beziehung zu Größenideen, daher war ich wohl auch Maria in ganz klein. Man könnte beinahe sagen im Armenkleidchen. Aber eben doch Maria. Der Gedanke ergriff ganz und gar Besitz von mir. Und es ging weiter. Andere Phantasien kamen hinzu. Personen, die ich kannte, machte ich zu Christus und seinen Jüngern. (...) Ich ging zum Vatikan. Ich wollte eigentlich Bilder ansehen, da zog mich die Vatikantreppe magisch an. Die Wendeltreppe hat an ihre Wangen Ornamente, die sich durch alle Stockwerke hindurch laufend verändern. Diese Veränderung der Ornamente nahm ich wahr. Sie fingen an, mich zu faszinieren. Ich kam von dem Gedanken nicht mehr los, daß diese Veränderungen gegebenenfalls Hinweise auf eine stufenweise Reifung des Menschen seien. Es waren Pflanzenmotive. Ich glaubte, diese mögliche Bedeutung durch die wechselnden Standorte der Samen zwischen Wurzeln und Früchten der Pflanzen zu sehen. (...) Ein viertel Jahr lang beobachtete ich täglich Varianten dieser Ornamente. Die Wächter hatten sich langsam an mich gewöhnt. Ich war fieberhaft erfüllt von der Entdeckung, daß in dieser Treppe ein Sinn verborgen sein könnte. Sonst führte ich ein karges Leben ohne Kontakt zu Menschen, ohne besondere Empfindungen.

Dann geschah es: In einem Blattornament fiel mir eine Inkonsequenz auf, die sich mit der Idee, die ich verfolgte, nicht vertrug. Der Stellenwert, den ich den Samen verliehen hatte, war nicht mehr zu halten. Da brach eine Welt in mir zusammen. Alles war ein Irrtum. Ich hatte ein viertel Jahr umsonst gesucht. Es war offenbar doch alles anders. Die Ornamentik hatte keine Konsequenz, die mich überzeugen konnte. Ich war ernüchtert. Die Vorstellung, Maria zu sein, wich merklich von mir.<sup>28</sup>

Ortrud Grön gehört zu jenen seelisch erkrankten Menschen, die in der Fremde in eine Episode wahnhaften Erlebens geraten, in ihrem Dasein jedoch nicht gänzlich und nicht dauerhaft beeinträchtigt werden. Ihr Selbst löst sich nicht auf, sie entwickelt keine vollständige Psychose. Ihr veränderter Realitätsbezug scheint sich weitgehend auf eine abgegrenzte Zeitspanne und auf ein bestimmtes Objekt (die besagte Vatikantreppe mit ihren Ornamenten) zu beschränken. Zwar ist ihr Leben in dieser fremden Stadt in den Monaten der Wahnbildung recht karg, ohne soziale Kontakte und ohne *besondere Empfindungen*. Doch sie kann sich in Rom orientieren, sich angstfrei bewegen. Ihre *fieberhafte* Suche nach einem verborgenen Sinn beschränkt sich auf den speziellen Ort ihres wahnhaften Erlebens.

Wahnhaft erkrankte Menschen hingegen, die auch Störungen des Denkens, Fühlens und der sozialen Bezogenheit aufweisen, sind von Grund auf verunsichert und prüfen voller Angst die Realität und die Beziehung zu ihrer Umgebung. Reize und Einflüsse von außen können sie nur schwer ausblenden oder abwehren. Sie beginnen vorsichtig zu erforschen, was andere über sie denken. Ihre Reaktion auf das Verhalten anderer Menschen ist besonders empfindsam und verletzbar: „Schließlich beginnen sie zu ‚hören‘, was die anderen über sie sagen, obwohl sie eigentlich nur ein Gemurmel wahrnehmen. In einem weiteren

<sup>28</sup> Grön, Ortrud (1996): Fenstersprung in die Wahrheit. In: Brückenschlag, Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Bd.12, S. 43-57

*Schritt beziehen sie die Inhalte aus dem Rundfunk oder dem Fernsehen oder der Zeitung auf sich oder die Gespräche von wildfremden Menschen, die auf der Straße an ihnen vorbeigehen. Alles dies hat Einfluß auf ihr Verhalten. Sie müssen die aufgenommenen Eindrücke in ihr Leben integrieren, versuchen, sie einzuordnen.*“<sup>29</sup>

Diese Prozesse sind oft begleitet von unerträglichen Angstzuständen und von Gefühlen der Zersplitterung und der Auflösung des Selbst. Um dem Chaos nicht ausgeliefert zu sein, sondern eine innere Ordnung wiederherzustellen, werden Abwehrmaßnahmen z.B. in Form omnipotenter Größenphantasien entwickelt, wodurch sich eine innere Erleichterung bzw. eine Reorganisation des Selbst einstellt: *„Solche Patienten, die im Zustand der ‚Wahnstimmung‘ extreme Angst, verbunden mit Depersonalisationszuständen und einem unbenennbaren Grauen erleben, scheinen wirklich erleichtert zu sein, wenn an die Stelle des diffusen Bedrohungsgefühls festumrissene, systematisierte Wahnidee treten. Einige dieser Patienten kommen dann in der Tat sichtlich zur Ruhe und fassen wieder Mut, wenn unter der Kontrolle einer psychotischen Organisation Angst und Verfolgungsgefühl auf den Bereich des Wahnsystems beschränkt bleiben.*“<sup>30</sup>

So machen Gröns Schilderungen deutlich, wie der Wahn bzw. das Gefühl, einem ‚Auftrag‘ gemäß handeln zu müssen, gegenüber der bedrohlichen Fragmentierung einen geradezu reparativen Charakter erhält: Ihr Wahn wird zum Selbstheilungsversuch, er dämmt die drohende Auflösung ein, ermöglicht für gewisse Zeit (bis doch irgendwann die Fakten dagegen sprechen) die Entfaltung einer Pseudo-Identität. Als wiedergeborene Maria, die in den Ornamenten der Wendeltreppe eine verborgene göttliche Botschaft sucht, hat ihre Wahnproduktion die Funktion eines grandiosen Größenselbst, das die Angst vor der Bedeutungslosigkeit und Auflösung des ‚wahren Selbst‘ kompensiert. Was an der Wahnentwicklung hier besonders auffällt, ist die Abwesenheit des Gefühls der Bedrohung. Während psychoseerkrankte Menschen in der Regel die Vernichtung ihrer eigenen Person oder anderer Personen bzw. der Welt insgesamt phantasieren, sich von fremden Strahlen oder Mächten gesteuert fühlen und schleichende oder dramatische Formen der Vernichtung befürchten, bleibt Ortrud Grön ganz bei ihrer Sache, ihrem ‚Auftrag‘: der Symbolik der Treppe im Vatikan. Ihr gelingt es immerhin – und das unterscheidet ihr Erleben von dem psychotisch Erkrankter – nach der Irritation und der Verwirrung doch die Situation, in die sie geraten ist, so weit zu strukturieren, dass sie zu einer subjektiven Sinnhaftigkeit gelangt. *„Der Ort, an dem man sich befindet, hat ja nur dann die Eigenschaft einer Ausgangsposition, wenn man sich in seiner Umgebung schon so weit zurecht gefunden hat, dass die Dinge um einen herum in einer bestimmten Weise miteinander zu tun bekommen haben, d.h. wenn sie bereits in eine Situation eingefügt sind.*“<sup>31</sup>

Wäre sie tiefer in eine Psychose, also in eine Desintegration ihres Selbst geraten und der Realität noch stärker entglittenen, dann wäre sie nicht in der Lage gewesen, sich – so ernsthaft und akribisch, wie sie dies tut – mit den Ornamenten der Wendeltreppe zu beschäftigen. Denn der psychotisch erlebende Mensch ist kaum am heimischen Ort, geschweige denn in der Fremde in der Lage, die kontextuellen Bezüge der Situation und der Dinge um ihn herum zu erfassen, ihnen ohne Angst und paranoide Aufladung zu begegnen. Für ihn *„gibt es nichts, was einfach ‚da‘ wäre und sonst nichts soll, nichts was*

<sup>29</sup> vgl. Finzen, Asmus (1993): Schizophrenie – die Krankheit verstehen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.62

<sup>30</sup> Steiner, John (1999): Orte des seelischen Rückzugs. Pathologische Organisationen bei psychotischen, neurotischen und Borderline-Patienten. Aus dem Englischen von Hans Weiß. Stuttgart: Klett-Cotta, S.56

<sup>31</sup> Wulff 1995, S.107f

weder seine Aufmerksamkeit beansprucht noch sein handelndes Eingreifen, nichts was einfach so bleiben kann, wie es ist.“<sup>32</sup>

Im Unterschied zu Psychosen kann der Erkrankte bei begrenzten wahnhaften oder dissoziativen Störungen seinen *verrückten* Zustand eher wieder verlassen, während der psychotisch erlebende Mensch in seiner Entrücktheit gefangen bleibt. Länger anhaltende psychotische Erlebnisweisen führen meist zu kommunikativen Einschränkungen und erhalten weniger ‚soziales Echo‘ als vorübergehende Verstörungen Gesunder.<sup>33</sup> Die Psychose ist im Vergleich zu dissoziativen oder wahnhaften Episoden „*charakterisiert durch eine weit größere Ausschließlichkeit und Dauer, eine viel ausgeprägtere Aufhebung der normalen Grenzen zwischen Innen und Außen sowie durch das immer stärkere Überhandnehmen einer egozentrisch-autistischen Innenwelt gegenüber der äußeren Realität.*“<sup>34</sup>

### 4.5.3 Begriff und Dynamik der Psychose

Psychosen – schizophrene Psychosen zumal – gehen über Phänomene des Wahnerlebens deutlich hinaus. Sie sind als „*Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit*“<sup>35</sup> bezeichnet worden und stellen den Versuch dar, das gefährdete Selbst vor einer fundamentalen Bedrohung zu schützen. Die normalerweise lösbare Aufgabe, gleichzeitig die eigene Existenz und auch die Beziehung zu anderen aufrecht zu erhalten, verwandelt sich in das Dilemma, entweder im autistischen Rückzug die Beziehung zu anderen oder in der Verschmelzung die eigene Existenz zu opfern<sup>36</sup>. Für psychotisch erkrankte Menschen hat dieser Konflikt zwischen Isolations- und Fusionstendenzen eine ungeheure Brisanz. Ein Kompromiss, eine Integration der widersprüchlichen Impulse ist nicht möglich. Ihr Zusammenprall erzeugt ungeheure Angst und muss um jeden Preis vermieden werden.

Manche Erkrankte ziehen sich im Laufe ihrer Krise mehr und mehr zurück, verlieren den Antrieb, mauern sich ein und lassen niemanden an sich heran. Alle Gefühle, die dieser Haltung widersprechen, etwa Sehnsucht nach Nähe, Geborgenheit und Fürsorge, nehmen sie nicht wahr oder entwerten sie völlig. Es gibt aber auch andere Verlaufsformen, bei denen die Betroffenen eher auf eine gewisse Fusion angewiesen sind: Sie klammern sich an ihre Bezugsperson, vermeiden jegliche Autonomiebestrebung und delegieren alle Verantwortung an die Umwelt. Insgesamt könnte man sagen, dass der psychotisch erkrankte Mensch mit der Ausbildung der Symptomatik versucht, die extremen Angstzustände überhaupt auszuhalten. Das ist letztlich nur im Entgleiten in *verrückte* Nebenwelten möglich<sup>37</sup>. Denn als letzter Ausweg, um ein schon immer prekäres Gleichgewicht zu retten, wird in der Psychose der Bezug zur Realität verändert und das Selbst davor geschützt, zum Schauplatz der erwähnten inkompatiblen Tendenzen zu werden.

Befragt man Menschen nach den Erlebnissen im Anfangsstadium ihrer psychotischen (Ver-) Störung, so berichten sie, „*dass sie immerzu denken mussten. Sie seien nicht mehr zur Ruhe gekommen, hätten nicht mehr schlafen können. Die Suche nach Klarheit und*

<sup>32</sup> ebd., S.110

<sup>33</sup> Ciompi, Luc (1998): Affektlogik. 5.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.290

<sup>34</sup> ebd., S.311

<sup>35</sup> Blankenburg, Wolfgang (1971): Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Stuttgart: Enke

<sup>36</sup> vgl. Lempa, Günter (1995): Psychose und Konflikt. In: Sozialpsy. Informationen 1/95, S.18-23

<sup>37</sup> vgl. Aderholt, Volkmar (1993): Die akute Schizophrenie als Prozess der Selbstgestaltung. Köln, S.59

*Orientierung, ja manchmal nach einer irgendwie umfassenden Wahrheit hätte sie ständig beschäftigt und nicht mehr losgelassen. (...) Die meisten Patienten beschrieben dabei Angst und eine zunehmende, meist bedrückende Entfremdung von ihrer Umgebung.*<sup>38</sup> Es ist ein Ansturm mannigfaltiger Assoziationen, der jede Klarheit und Logik der Gedanken raubt oder ganz neue, zunächst unfassbare Zusammenhänge herstellt. Was diesen Menschen durch den Kopf geht, scheint ihnen nicht mehr selbst zu gehören, was sie wahrnehmen und fühlen, empfinden sie als fremdgesteuert. Es kommt ihnen vor, als würden Gedanken von unbekanntem Mächten in sie hinein projiziert, als könnten andere über sie verfügen. Ihre Aufmerksamkeit ist ganz nach innen gekehrt, sie deuten jede kleinste Bemerkung als bedeutungsvolle, vielleicht abwertende Anspielung. Andere Erkrankte wirken im Zuge der auf sie einströmenden Reize ratlos und verstummen, sind kaum noch kontaktfähig. Sie versuchen, der Auflösungsstendenz ihres Selbst dadurch zu entgegnen, dass sie sich abkapseln und alles vermeiden, was den inneren Erlebnissturm noch weiter anheizen könnte.<sup>39</sup> Manche – wie der Münsteraner Daniel Hiltmann – beschreiben ihre psychotische Erkrankung daher als „*existentielles Scheitern an der Realität.*“<sup>40</sup>

Oft prägen angstvolle Handlungen und Gefühle der Entfremdung das Erleben in der akuten Phase der psychotischen Krise. Die Idee der Beeinflussung durch fremde Mächte gehört neben der Entwicklung von Wahngedanken und dem Hören von Stimmen zu den deutlichsten Symptomen.<sup>41</sup> Die Erkrankten zeigen keine Spontaneität mehr, sondern haften an stereotypen Gedanken. Es stellen sich formale Denk- und Konzentrationstörungen und *katatone* Formen der Erstarrung (Stupor) oder der Bewegungsunruhe ein.<sup>42</sup> Neben psychomotorischen können auch vegetative Unruhezustände und Störungen der Verdauung hinzukommen.<sup>43</sup> Im Verlaufe der psychotischen Erkrankung kann es zur Entwicklung einer Minus-Symptomatik kommen, die als Antriebslosigkeit, als Verarmung der Sprache und des Gefühlslebens oder als Rückfall in regressive Verhaltensweisen in Erscheinung treten kann.<sup>44</sup> Der Verlust des Vertrauens in die Welt (und in das eigene Selbst) führt zum sozialen Rückzug. Doch zuvor erleben psychotische Menschen eine Odyssee der Ungeheuerlichkeiten: „*Hinter jedem Stein scheint jemand zu lauern, jedes Getuschel hat seine Bedeutung. Jeder Buchstabe ist ein Zeichen. Schließlich gibt es nichts mehr ohne Bezug auf einen selbst. Es gelingt nicht mehr, sich abzugrenzen. Wenn sich Mitreisende im Zug unterhalten, wenn das Bild im Fernseher gestört ist, wenn auf der Straße ein Auto entgegenkommt, gelingt es nicht mehr, sich durch reflektorische Überprüfung davon zu überzeugen: Dies hat nichts mit mir zu tun. Im Gegenteil, in der beginnenden Psychose wähnt der Betroffene, daß sich vieles, am Ende alles auf ihn bezieht.*“<sup>45</sup>

Am Beispiel Strindbergs wird zu zeigen sein, wie diese Dynamik der Verstrickung – vor dem Hintergrund des Scheiterns seiner Ehe, der Trennung und der Suche nach einem Ort der Geborgenheit und der Selbstfindung – nicht nur ins Unheimliche und Wahnhafte abgeleitet, sondern in einen Zustand mündet, den man als psychotische Erlebnisweise bezeichnen muss.

<sup>38</sup> Huppertz 2000, S.10

<sup>39</sup> Bäuml, Josef (1994), Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis. Berlin/New York: Springer, S.39

<sup>40</sup> vgl. Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.) (1998): „...stellt mein Leben in Frage.“ Grenzgänge.

Münster: Edition AmRand, S.40

<sup>41</sup> ebd., S.14

<sup>42</sup> Falkai, Peter (2003): Schizophrenie – auf einen Blick. Berlin/Oxford: Blackwell-Verlag, S.31

<sup>43</sup> Bartholomew-Günther, Joachim (1994): Regelmäßige Abläufe in der psychotherapeutischen Arbeit mit schizophren-regressiven Menschen. In: Streeck, Ulrich; Bell, Karin (Hrsg.): Die Psychoanalyse schwerer psychischer Erkrankungen. München: Pfeiffer, S.244-257

<sup>44</sup> Machleidt 1999, S.94ff

<sup>45</sup> Finzen 1993, S.116



#### 4.5.4 Verfolgung: August Strindberg

**August Strindberg**, geb. **1849** in Stockholm als viertes von elf Kindern eines Kolonialwarenhändlers und einer Magd – **1862** Tod der Mutter – **1869** erste Reise (nach Kopenhagen) – **1875** Bekanntschaft mit seiner späteren Ehefrau Siri von Essen – **1877** Reise nach Paris; Heirat – **1878** Tod des Kindes bald nach der Geburt – **1879** erster Erfolg als Schriftsteller mit dem Roman *Das rote Zimmer* – **1883** Tod des Vaters, Aufenthalt in Paris – **1884** Reisen in die Schweiz und nach Italien – **1885** Veröffentlichung der Erfahrungen *Unter französischen Bauern* – **1886** Autobiographische Skizze: *Der Sohn einer Magd*; Aufenthalt am Vierwaldstätter See – **1887** Reise nach Wien – **1888** in Dänemark: Arbeit an dem Bericht *Plädoyer eines Irren* – **1889** Das Stück *Fräulein Julie* erscheint – **1892** Scheidung der Ehe; Begegnungen in Friedrichshagen mit Otto Brahm, Max Dauthendey und Richard Dehmel – **1893** Heirat mit Frida Uhl auf Helgoland; Reisen nach London, Rügen, Berlin, Brunn – **1894** längerer Aufenthalt in Paris – **1895** Scheidung der zweiten Ehe – **1896** mehrere Monate im Hotel Orfilia in Paris; die Schrift *Inferno* entsteht – **1898** Rückkehr nach Schweden; *Nach Damaskus* – **1900** Totentanz – **1901** dritte Ehe (mit Harriet Bosse); Arbeit an dem *Traumspiel* – **1904** Scheidung der dritten Ehe – **1907** *Gespensersonate* – **1912** gestorben in Stockholm.

Die Analyse autobiographischer Texte August Strindbergs (hier sind vor allem die *Erinnerungen und Briefe*<sup>46</sup> sowie die Schriften *Plädoyer eines Irren*<sup>47</sup>, *Inferno*<sup>48</sup> und *Verwirrte Sinneseindrücke*<sup>49</sup> berücksichtigt) zeigt, dass dieser Autor in besonderem Maße dazu in der Lage war, äußere Erlebnisse mit inneren Seelenzuständen in Verbindung zu bringen und die damit verbundenen psychischen Prozessen sehr genau zu beschreiben:

Von einem krisenhaften Zustand berichtet August Strindberg in der autobiographischen Skizze *Plädoyer eines Irren*: Gerade hat er eine intensive Begegnung mit seiner späteren Ehefrau Siri von Essen erlebt, da muss Strindberg eine 10-tägige Reise von Stockholm nach Le Havre antreten. Sobald er das Schiff betritt, überfällt ihn ein Zustand massiver Unruhe: „*Das entzündete Gehirn arbeitete mit Hochdruck; jede Minute brachte Tausende von Ideen hervor; die verdrängten Erinnerungen stiegen wieder auf. Je weiter das Schiff auf die offene See hinaus kam, desto größer wurde meine innere Spannung; es kam mir vor, als wäre die Nabelschnur, die mich mit der Heimat, dem Vaterland, der Familie und – ihr verband, zum Zerreißen gespannt. Auf den unruhigen Wogen zwischen Himmel und Erde schaukelnd, meinte ich, den Boden unter den Füßen zu verlieren, verlassen zu sein, und die Einsamkeit gab mir eine unbestimmte Furcht (...). Für Eindrücke empfänglich wie ein zu früh geborenes Kind, dessen entblößte Nerven auf die gegerbte Haut warten, noch blutend, enthäutet wie ein Krebs in der Zeit des Schalenwechsels, (...), streunte ich auf dem Schiff umher, um mit irgendeiner stärkeren Seele als meiner Kontakt zu bekommen, eine kräftige Hand zu finden, die ich drücken konnte, die Wärme eines menschlichen Körpers, lebenspendende Strahlen aus einem freundlichen Auge (...).*“<sup>50</sup>.

Der Schmerz der Trennung wird hier beantwortet mit dem Wunsch nach einer starken Bindung. Strindberg gerät in einen Zustand frühkindlicher Hilflosigkeit und dissoziativer Verstörung: die innere Spannung steigt, die Körperkontrolle sinkt, die Wahrnehmung des Außen wird diffus, das Bedürfnis nach Halt und Schutz lassen den Reisenden umher irren

<sup>46</sup> Strindberg, August (1924): *Erinnerungen und Briefe*. Herausgegeben von A. Paul. München: Langen Verlag

<sup>47</sup> Strindberg, August (1981): *Plädoyer eines Irren* (Le plaidoyer d'un fou). Aus dem Französischen von H.J. Maass. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

<sup>48</sup> Strindberg, August (1916): *Inferno*. Legenden. Deutsch von E. Schering. 7. Aufl., München u. Leipzig: Georg Müller

<sup>49</sup> Strindberg, August (1998): *Verwirrte Sinneseindrücke*. Schriften zu Malerei, Photographie und Naturwissenschaften. Amsterdam u. Dresden: Verlag der Kunst

<sup>50</sup> Strindberg 1981, S.105

wie ein verlorenes Kind. Die Dramatik des Strindbergschen Erlebens und Schreibens liegt aber gerade darin begründet, dass diesem massiven Bindungswunsch ein ebenso großes Autonomiebedürfnis gegenüber stand. Wann immer er sich eingeengt und kontrolliert fühlte, musste er auf Reisen gehen. Und er brach immer dann auf, wenn er realisieren musste, dass eine Beziehung zu scheitern drohte, weil er es nicht an der Seite seiner Partnerin oder sie es nicht an seiner Seite aushielt. Besonders die Trennung von seiner zweiten Ehefrau, der österreichischen Journalistin Frida Uhl, die er in Berlin kennen gelernt und auf Helgoland geheiratet hatte,<sup>51</sup> führte bei Strindberg zu einer rastlosen Odyssee durch Europa.<sup>52</sup> Was als Verzauberung und erotische Verbundenheit begann, wandelte sich rasch zur Furcht, umstrickt und eingeschnürt zu werden und sein Selbst zu verlieren.

Zunächst scheinen die Jungvermählten auf Helgoland ‚ein Herz und eine Seele‘ zu sein: „Der gleiche Geschmack“, schreibt Strindberg, „*die gleichen Gewohnheiten, die gleichen Eigenheiten, (...) wie zwei Stücke des gleichen Metalls.*“<sup>53</sup> Doch nach wenigen Wochen glaubt er, in seiner Ehefrau nichts als „*Kälte Bosheit, Tücke und Schadenfreude*“<sup>54</sup> zu sehen und empfindet sie als seinen bösesten Feind. Im letzten Moment versöhnt er sich doch wieder mit ihr und gesteht: „*Ich weiß, daß ich niemals gegen jemanden so böseartig gewesen bin, ohne daß ich einen Grund dafür sagen könnte.*“<sup>55</sup> Das Ehepaar reist nach London, doch dort wiederholen sich ähnliche Szenen. Strindberg verlässt seine Frau und reist nach Hamburg. Das Getrenntsein stabilisiert seine psychische Verfassung jedoch nicht, im Gegenteil: Paranoide Gedanken machen sich breit, er fühlt sich wie gelähmt und gleichzeitig verfolgt: „*ohnmächtig und in dauernder Raserei gegen einen Unsichtbaren, der ihm anscheinend übelwollte.*“<sup>56</sup> Als ihm das Geld ausgeht, reist er weiter zu Freunden nach Rügen, wo er noch tiefer in den Abgrund gerät: „*Niemals festen Grund finden, das ist die Hölle.*“<sup>57</sup>

Auf Rügen hält er es nicht lange aus, korrespondiert mit seiner Frau, um sie in Berlin wieder zu treffen. Auf diesem Wege gelangt er nach Pankow; der Ort ist zu dieser Zeit ein großes ‚Irrenasyl‘. Strindberg hat Angst, das „*krankte Fluidum der Irren*“<sup>58</sup> könnte in ihn eindringen und er könnte den Verstand verlieren. Endlich trifft er mit Frida Uhl zusammen, die beiden reisen weiter nach Österreich, bewohnen dort ein „*Häuschen aus Feldstein*“ und erleben ein „*vollkommenes Idyll.*“<sup>59</sup> Nicht lange nach der Geburt der Tochter Kerstin im Mai 1894 wird die neu gewonnene Harmonie wieder erschüttert, es kommt zur erneuten Trennung, da Strindberg meint, sich in Gegenwart seiner Frau – er nennt sie jetzt „*meine schöne Gefangenenwärterin, die Tag und Nacht meine Seele belauert, meine geheimsten Gedanken ahnt*“<sup>60</sup> – nicht entfalten zu können. Er spielt mit dem Gedanken, in seine schwedische Heimat zurück zu kehren und dort auf einem Leuchtturm Dienst zu tun. Doch dann entscheidet er sich – einer Einladung folgend – für Paris. (Seine Frau wird später nachreisen und versuchen, ihn umzustimmen; als sie jedoch durch eine Erkrankung

<sup>51</sup> vgl. Koepke, Ewald (1983): August Strindberg. Durch den Abgrund zur Individuation. Hamburg: Hamburger Kulturverlag, S.28ff

<sup>52</sup> Im Kreis der Friedrichshagener Künstler galt Strindberg nach Aussage des Schriftstellers Richard Dehmel als „*furchtbar unrastiger Wandermensch*“. Zit.n. Bernhardt, Rüdiger (1999): August Strindberg. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S.95

<sup>53</sup> Strindberg, zit.n. Koepke 1983, S.31

<sup>54</sup> ebd.

<sup>55</sup> ebd.

<sup>56</sup> ebd.

<sup>57</sup> ebd.

<sup>58</sup> ebd., S.32

<sup>59</sup> ebd., S.33

<sup>60</sup> zit.n. Fritz, Paul (1979): August Strindberg. Stuttgart: Metzler, S.11

Kerstins wieder abreisen muss, trennen sich die beiden „mit einem flüchtigen Kuss“ auf offener Straße. Sie werden sich nie wiedersehen.<sup>61)</sup>

In Paris wohnt Strindberg zunächst in einer leerstehenden Villa in Versailles. Als er eines Tages das dortige Schloss besuchen will, muss er erleben, wie seine Beine den Dienst verweigern; er hat das Gefühl, von unsichtbaren Kräften zurückgehalten zu werden, als wolle ihn jemand daran hindern, diesen Besuch tatsächlich auszuführen.<sup>62</sup> In der Villa versucht er, die Erfahrung der Trennung zu verarbeiten, seine persönlichen und beruflichen Bezügen neu zu sortieren. Er beginnt zu malen und träumt davon, auf diesem Gebiet endlich Bedeutung zu erlangen.<sup>63</sup> Gleichzeitig beschäftigt er sich mit chemischen Experimenten und glaubt, kurz vor der Lösung entscheidender Forschungsfragen zu stehen – vielleicht sogar die herrschende Chemie stürzen zu können und schon bald unsterblichen Ruhm zu genießen.<sup>64</sup> Sozial gelingt ist ihm hingegen in dieser Zeit nicht, neue Bindungen zu knüpfen. Er sondert sich ab, schließt sich ein und vereinsamt immer mehr. Wenn er einmal eingeladen wird, dann brüskiert er seine Gastgeber durch eigentümliches Verhalten. Mit früheren Freunden und Bekannten ist er inzwischen ausnahmslos zerstritten.

Schließlich verlässt er die Villa und zieht von Hotelzimmer zu Hotelzimmer. In dieser Phase der Isolation erlebt er die „*unerhörte Ausdehnung*“ seiner Sinne, glaubt sich „*im Besitz grenzenloser Kräfte, und der Hochmut flößte mir die tolle Idee ein, zu versuchen, ob ich ein Wunder tun könnte.*“<sup>65</sup> Er probt magische Fähigkeiten an dem Porträt eines Kindes aus, um dieses von einer Krankheit zu heilen, sieht eines Tages jedoch auf seinem Mikroskop zwei winzige Alabasterhände – für ihn das sichere Zeichen, dass das Kind gestorben sei. Nach diesem Misserfolg schlägt sein „*Hochmut*“ ins Wahnhafte um. Auf den Straßen, in den Hotels und in Geschäften empfindet er „*eine geheime Feindseligkeit*“. Überall nimmt er „*versteckte Blicke*“ und „*tückische Worte*“ wahr – für ihn sind es Zeichen, die den bevorstehenden Untergang verkünden.<sup>66</sup> Als sich seine wahnhaften Ahnungen immer mehr verdichten, muss er in Panik sein Hotel verlassen, ohne auch nur noch einen Koffer packen zu können. Er mietet sich in einem Pensionat für studierende Katholiken ein. Für einen Moment scheint die klosterartige Anlage und die Atmosphäre der Abgeschlossenheit seine Psyche zu beruhigen.<sup>67</sup>

Doch bei seinen Gängen durch die Stadt treten bald wieder zahlreiche Irritationen auf. Er fühlt den Boden unter seinen Füßen schwanken: „*Heute morgen setzte sich die Bewegung bis in den Hof der Tuilerien und die Opernstraße fort.*“<sup>68</sup> Er sieht „*fliegendes Feuer, das vor dem Gesicht sich herabzulassen scheint*“<sup>69</sup>, betrachtet Wolkenbilder am Himmel und sieht darin „*seltsame ungeheuerliche Formen, die meine Verzweiflung vermehren*“<sup>70</sup>, schaut am Bahnhof einer Frau nach, die einen Wartesaal betritt, aus dem es keinen zweiten Ausgang gibt, und doch plötzlich verschwunden ist.<sup>71</sup> Die Luft empfindet er als viel

<sup>61</sup> vgl. Koepke 1983, S.34

<sup>62</sup> vgl. Olsson, Ulf (2003): Simulakren. Die Geschichte des Wahnsinns bei Strindberg. In: Baumgartner, Walter; Fechner-Smarsly, Thomas (Hrsg.) (2003): August Strindberg. Der Dichter und die Medien. München: Wilhelm Fink Verlag, S.133-155; hier: S.138

<sup>63</sup> vgl. Bernhard 1999, S.103

<sup>64</sup> vgl. ebd., S.104

<sup>65</sup> Koepke 1983, S.34

<sup>66</sup> vgl. Schütze, Peter (1997): Strindberg. 2.Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.100f

<sup>67</sup> vgl. Jaspers, Karl (1949): Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. Bremen: J.Storm-Verlag, S.59

<sup>68</sup> Strindberg 1916, S.75

<sup>69</sup> ebd., S.193

<sup>70</sup> ebd., S.106

<sup>71</sup> ebd., S.237

zu dick und vergiftet<sup>72</sup> und auch das Essen wird ihm zur Qual, denn alle Gerichte flößen ihm Ekel ein, als ob sie ebenfalls vergiftet wären.<sup>73</sup> Akustische Halluzinationen rauben ihm jegliche Konzentration: „Sobald ich in ein Hotel eingezogen bin, bricht ein Lärm los: Schritte schleppen und Möbel werden gerückt.“<sup>74</sup> Ständig muss er „Tanzschritte“ oder „ein Poltern über dem Kopf“ ertragen und hat das Gefühl, dass „eine unsichtbare Tatzel an der Papierbekleidung der Decke gerade über meinem Kopf kratzt.“<sup>75</sup>

Am bedrohlichsten sind für ihn die Körperempfindungen: „Ein elektrischer Strom sucht mein Herz, die Lungen hören auf zu arbeiten, ich muß aufstehen, wenn ich dem Tode entgehen will.“<sup>76</sup> Als würde sich ein „elektrische Gürtel“ um ihn schlingen, ein „galvanischer Stoß“ ihn treffen „gleich einem Donnerschlag, ohne mich zu töten.“<sup>77</sup> Aus Angst vor physischer Vernichtung muss er von Hotel zu Hotel fliehen.<sup>78</sup> Wo er auch hinget, stets hat er das Gefühl, fremde Mächte würden sich mit ihm beschäftigen; doch er kann sie nicht fassen, findet keine Beweise: „Es ist seltsam, daß nie jemand da ist, wenn man mich angreift. Immer diese Alibis: es ist also ein Komplott, an dem alle teilnehmen.“<sup>79</sup> Jeden Moment erwartet er den Ausbruch einer Katastrophe, doch er weiß, dass es keinen Ort und keinen Raum gibt, der ihn wirklich schützen könnte: „Nervös wie ein Pferd beim Nahen der Wölfe wittre ich die Gefahr, packe meine Koffer zur Flucht, ohne mich indessen rühren zu können.“<sup>80</sup>

Fluchtartig verlässt er dann doch Paris und wendet sich an Freunde in Dieppe: Auch dieser Ortswechsel verschafft ihm keine Entlastung: Nachts hat er wieder das Gefühl, ein „elektrisches Fluidum“ würde in ihn dringen, an seinem Herzen saugen, ihn ersticken: „Ich stürze die Treppe hinunter, um den Salon im Erdgeschoss zu erreichen, wo man mir für den Fall der Not ein provisorisches Bett bereitet hat. Da liege ich fünf Minuten und denke nach. Ist es strahlende Elektrizität? (...) In einem endlosen Labyrinth verirrt, zwingt mich, einzuschlafen; da aber greift mich eine neue Entladung an, gleich einem Zyklon, reißt mich aus dem Bett, und die Jagd beginnt wieder. Ich ducke mich hinter die Wand, ich lege mich unter das Gesims der Türen, vor die Kamine, überall finden mich die Furien. Die Seelenangst nimmt überhand, der panische Schrecken vor allem und nichts ergreift mich so, daß ich von Zimmer zu Zimmer fliehe; schließlich flüchte ich mich auf den Balkon, wo ich mich zusammenkauere.“<sup>81</sup>

Als weitere „Nächte des Grauens“<sup>82</sup> folgen, reist er weiter nach Berlin, dann nach Österreich. Doch die Berge unterstreichen das Gefühl der Bedrohung für ihn, er fühlt sich als Höllenwanderer. So wendet er sich wieder seiner skandinavischen Heimat zu. Bei einem Zwischenaufenthalt in Kopenhagen trifft er den Schriftsteller Georg Brandes, der entgeistert ist von den „mystischen Verrücktheiten“, die Strindberg ihm präsentiert.<sup>83</sup> Erst mit der Rückkehr nach Schweden nehmen schließlich die akuten halluzinatorischen und wahnhaften Symptome deutlich ab. Strindberg vertieft sich in das Studium der Literatur

<sup>72</sup> ebd., S.149

<sup>73</sup> ebd., S.348

<sup>74</sup> ebd., S.185

<sup>75</sup> ebd., S.227-239

<sup>76</sup> ebd., S.161

<sup>77</sup> ebd., S.322

<sup>78</sup> ebd., S.186

<sup>79</sup> ebd., S.111

<sup>80</sup> ebd., S.80

<sup>81</sup> ebd., S.102ff

<sup>82</sup> vgl. Schütze 1997, S.101

<sup>83</sup> ebd.

und der Philosophie, liest Balzac und vor allem Swedenborg, dessen Textpassagen über die Hölle es ihm angetan haben: „*Der Realismus seiner Schilderungen zermalmt mich. Alles findet sich darin wieder, alle meine Beobachtungen, meine Eindrücke, meine Gedanken.*“<sup>84</sup> Ihm ist, als hätte er endlich die adäquate Beschreibung für seine „*innere Landschaft*“ gefunden.

Zwar fühlt er nach den wahnhaften Turbulenzen eine gewisse „*Verödung*“<sup>85</sup> in sich, aber es bestärkt sich der Eindruck bei ihm, dass es Worte geben könnte für jenes Empfinden, das ihn über viele Wochen und Monate in Paris ergriffen hatte. Und so macht er sich – trotz einiger Rückfälle in den Verfolgungswahn – zwei Jahre später daran, die Etappen seiner psychotischen Erkrankung zu rekonstruieren. Beeindruckend daran ist, dass Strindberg die Dynamik des Wahns einerseits in ihrer vollen Dramatik durchlebt, aber gleichzeitig – oder spätestens im Augenblick der Niederschrift seiner Aufzeichnungen – durchschaut. Er weiß, dass er in den Tagen und Wochen in Paris jedes Unbehagen, jeden körperlichen Schmerz, jede Schlaflosigkeit als Tortur empfunden und einer fremden Macht zugesprochen hat. Er lässt erkennen, dass diese „*pathologische Überhöhung*“<sup>86</sup> ein durchlebter Zustand ist, ein ‚Inferno‘, das er inzwischen überstanden hat; und dennoch gelingt es ihm, die verschobene und verzerrte Wahrnehmung des wahnhaften Erlebens so zu rekonstruieren, als sei er noch mitten drin.

Die Texte Strindbergs zeigen, wie Wahn und Psychose zu einer Befremdung in und von der Welt führen – an einem Ort zumal, der nichts an Vertrautheit und Sicherheit bieten kann. Ohne Verankerung in sozialen Bezügen, ohne Verbundenheit zu Menschen oder Gruppen bzw. zu der fremden Stadt scheint auch die körperliche Grenze aufgelöst zu sein: Alles dringt in ihn ein, Geräusche, Gerüche, Ideen der Verfolgung und Verschwörung. Es stellen sich Gefühle des Selbstverlustes ein, wobei Strindberg nicht realisiert, dass sich die Veränderungen in ihm abspielen – er geht davon aus, dass sich die äußere Welt verändert hat. Seine Erregung beantwortet er entweder mit einer Flucht nach vorn oder einem Verkriechen in sich selbst. Er sucht etwas, das er nicht finden kann und doch unbedingt finden muss, um eine Antwort zu haben auf die – von ihm ja durchaus wahrgenommene – Veränderung seines Erlebens. Und doch verliert er sich in seiner Suche immer mehr, wird schließlich völlig konfus.<sup>87</sup>

Wie Strindberg vergraben sich viele Erkrankte während akuter psychotischer Krisen in ihre eigene Welt und definieren alle Beziehungen im Sinne ihres Entfremdungs- und Bedrohungsgefühls. Resultat dieses Prozesses ist ein zunehmender Verlust der Freiheit gegenüber der Welt: Im Falle Strindbergs kommt es zu vielfachen Konflikten mit Hotelgästen und -angestellten, mit ehemaligen Bekannten und Künstlerkollegen. Sein wahnhaftes und psychotisches Erleben bedrängt ihn seelisch und auch körperlich und drängt ihn gleichzeitig aus der Welt heraus. Seine Fähigkeit, die Welt zu verstehen, ihren sachlichen Zusammenhängen zu folgen und daraus einen Spielraum zur Gestaltung des eigenen Lebens zu entwickeln, geht verloren: „*Seine Offenheit für die Verweisungen der Dinge und ihre Möglichkeiten schwindet, und er ist nicht mehr in der Lage, sich gegenüber einer stets neuen Komplexität der Welt zu behaupten und sein Verhältnis zur Welt jeweils neu zu bestimmen.*“<sup>88</sup>

---

<sup>84</sup> Strindberg 1916, S.140

<sup>85</sup> ebd., S.191

<sup>86</sup> Schütze 1997, S.101

<sup>87</sup> vgl. Arieti, Silvano (1986): Schizophrenie. Ursachen, Verlauf, Therapie. 2.Aufl., München: Piper, S.56

<sup>88</sup> Huppertz 2000, S.49

Das Selbst Strindbergs hat die Regulationsfunktion in der Gestaltung der Beziehung zur Welt verloren, es ist den beängstigenden Prozessen der Auflösung ausgeliefert. Worte können ihn nicht beruhigen, sie werden als eindringende Stimmen, als bedrohliche Geräusche missverstanden; aus freundlich blickenden Augen werden verfolgende Augen, aus Düften werden Gerüche von Gift und Tod. In dieser Phase meidet er jeden engeren Kontakt zu anderen Menschen, da dieser nicht Sicherheit und Geborgenheit gewährt, sondern Bedrohung bedeutet: Strindberg fühlt sich – im Hotel besonders – allein von der Nähe anderer Menschen, deren Präsenz er durch jede Wand hindurch genau zu spüren scheint, angegriffen und muss jeden Nahkontakt phobisch vermeiden.<sup>89</sup>

#### 4.5.5 Wahn und Psychose in weiteren Reisetexten

Von Birgit Schindler<sup>90</sup> liegt genau zu dieser emsigen Suche nach Orientierung und Klarheit während einer ersten psychotischen Erkrankung ein Erfahrungsbericht vor: Nach dem erfolgreichen Abschluss ihrer Promotion und ihres Staatsexamens als Lehrerin benötigt die Autorin Ruhe und Entspannung. Sie verreist, um nach der dauernden Arbeitsbelastung und weitgehenden Fremdbestimmung wieder zu sich zu finden: *„Aber dann kam die Psychose. Mitten im Sommer, in der stillen, ereignisarmen Zeit nach den abgeschlossenen Prüfungen überfiel sie mich. Ein Sommer größter Einsamkeit. Ein Urlaub in der Toskana. Emsiges, gründliches Studieren eines Buches über Tarotkarten. Kleine Dinge überbewerten, so die Bedeutung ‚heilender Steine‘ als Pulsoren, die bewohnte Räume von negativen Energiefeldern ‚entstören‘. Das Irresein steigerte sich. Nach der Reise schrieb ich nur noch Tagebuch und versenkte mich mehr und mehr in die Symbolik des Manuskripts. Ich kleidete mich wie eine Zigeunerin und fuhr in die Stadt meiner Eltern mit der Absicht, mein Elternhaus zu ‚entstören‘. Ich errichtete Scheiterhaufen aus Papiermüll, versteckte Gegenstände. Licht und Farben sah ich (...) verzerrt und grau, im Mund hatte ich einen metallischen Geschmack.“*<sup>91</sup>

Zu allen Zeiten hat es Reisen in Räume der Innerlichkeit und der Gesellschaftsferne gegeben.<sup>92</sup> Häufig sind es religiös motivierte Reisen der Besinnung, klösterliche Rückzüge und Pilgerfahrten an kontemplative Stätten der Einsamkeit. Reisen dieser Art können manchmal als Aufkündigung der sozialen Bezüge verstanden werden, nicht selten sind die Wünsche nach Abgeschiedenheit *„Vorboten der Melancholie“*<sup>93</sup>. *„Freiheit und Einsamkeit“* – für die Schriftstellerin Gertrud auf dem Garten, die sich mit wahnhaften und psychotischen Entgleisungen auskennt, sind das *„zwei Begriffe, bei denen man darum kämpfen muss, dass sie nicht identisch werden.“*<sup>94</sup> Häufig dienen solche eremitischen Rückzüge nicht der Erkundung der äußeren, sondern mehr der inneren Fremde. Auch hier wird die Toskana nicht wirklich erkundet, nicht um ihrer selbst willen aufgesucht (die Landschaft mit ihren Sehenswürdigkeiten, Städten und Dörfern und vor allem mit ihren

<sup>89</sup> vgl. Bartholomew-Günther 1994, S.248

<sup>90</sup> Schindler, Birgit (1999): Psychoseerfahrung und ‚Genesung‘. In: Psychosoziale Umschau, Heft 3/99, S.33-34

<sup>91</sup> ebd.

<sup>92</sup> vgl. Fritz, Horst (1990): Innerlichkeit und Selbstreferenz. In: Engelhardt, Dietrich von (Hrsg.): Melancholie in Literatur und Kunst. Hürtgenwald: G.Pressler Verlag, S.89-110

<sup>93</sup> ebd., S.90

<sup>94</sup> Auf dem Garten, Gertrud (1995): Schattenbilder. Tagebuch eines Weges aus der Psychiatrie. Neumünster: Paranus-Verlag, S.171

Menschen taucht in Birgit Schindlers Text gar nicht auf), sondern sie dient lediglich als „Lieferant realer Versatzstücke für die Erstellung eines eigenständigen Innenraumes, der als Projektionsfläche seelischer Zustände fungiert.“<sup>95</sup>

Mit der Zunahme an Kontemplation und Isolation steigt die Arbeit der Imagination. Birgit Schindler tritt ihre Reise als Belohnung für die Anstrengung vergangener Monate an. Endlich frei von allen Verpflichtungen sucht sie einen Ort der Innerlichkeit, der Selbstbegegnung in der Fremde. Doch dann fällt sie in dieser „stillen, ereignisarmen Zeit“ und in der unvertrauten Umgebung in die Bodenlosigkeit, verliert gerade das, wonach sie zu suchen sich aufmacht: ihr Selbst. Der Umgang mit Tarot-Karten und heilenden Steinen ist beispielhaft für jene Arbeit der Imagination, die mit dem Zuwachs an Einsamkeit einher geht und sich steigern kann bis hin zu einer „sich selbst induzierenden hochaffektiven Semantik des Gefühls.“<sup>96</sup>

Warum passiert das jemandem, der Jahre lang alle Schwierigkeiten des Lebens und alle intellektuellen Anforderungen gemeistert hat, der kognitiv und sozial gefestigt, arbeits- und beziehungsfähig schien? Der Textauszug gibt darüber nicht Auskunft. Aber er deutet an, dass es für die Autorin über Jahre selbstverständlich schien, sich den Aufgaben der Ausbildung, des Wissenschaftsbetriebes, der Rolle als Lehrerin gewachsen zu zeigen. In dem Moment aber, in dem der Gang in die Fremde von dem Wunsch beseelt ist, die Erfahrungen der letzten Monate zu reflektieren, wenn möglich zu integrieren und wieder eine Beziehung zu sich selbst – die in den zurückgelegten Phasen der starken Belastung deutlich zu kurz gekommen ist – herzustellen und sich den anstehenden Fragen nach der zukünftigen Existenz, nach Zielen und Lebensumständen zuzuwenden, da bricht ein Übermaß an Affekt und Anspannung über sie hinein. Und der Prozess der wahnhaften Verstörung nimmt bei ihr noch zu: „Die zweite Phase der Psychose kam als Depression, ohne daß sich das Irresein ganz verlor. Ich konnte nicht mehr sinnerschließend denken. Ich konnte nicht mehr sinnerschließend lesen. Die Deutschkurse, die ich halten sollte, scheiterten. Zugleich lief die Bewerbung für eine hochdotierte Stelle. Statt mich vorzubereiten, sammelte ich im Park Kastanien. Ich kaufte nicht mehr ein, ich kochte nicht mehr. Ging ich noch einmal mit einem Bekannten aus, hielt ich nur dessen Hand. Ich brach vollends zusammen.“<sup>97</sup>

Die Schilderung von Birgit Schindler macht deutlich, dass eine Psychose verschiedene Stadien durchläuft: Die Symptome des ersten Regressionsstadiums lassen sich interpretieren als „das Verhalten eines Menschen in einer fremden Umgebung, (...) in der er unter ständiger Anspannung steht und jeweils entscheiden muss, ob die Umwelt ihm freundlich oder feindlich gesinnt ist. Er zieht rastlos umher, um einen geschützten, sicheren Ort zu finden.“<sup>98</sup> Die Suche stünde eigentlich immer, so Bartholomew-Günther<sup>99</sup>, in Zusammenhang mit einem realen Ereignis, das von besonderer psychodynamischer Relevanz sei.

Dies könnte im geschilderten Fall auch die Erschöpfung nach vollbrachten Prüfungen bzw. der Eintritt in eine neue Lebenssituation sein. Angst und Unsicherheit in Bezug auf die notwendige Neuorientierung, eine innere Getriebenheit, die sich in Konzentrations- und in Schlafstörungen zeigt, sind die ersten Hinweise auf die enorme psychische Arbeit,

<sup>95</sup> Fritz, Horst (1990), S.97

<sup>96</sup> ebd., S.100

<sup>97</sup> Schindler 1999, S.34

<sup>98</sup> Bartholomew-Günther 1994, S.246

<sup>99</sup> Bartholomew-Günther, Joachim (1999): Moralität und Destruktivität – Zur Pathodynamik der Schizophrenie. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.204-209

die gerade geleistet werden muss, um das Selbst neu zu fassen. Gelingt dies nicht oder nur unzureichend, so sind Momente der Depersonalisation und der Derealisation die nächsten Symptome. Sie steigern sich zu einer paranoiden Erlebnisweise, wenn die Verzweiflung über den Verlust der inneren Kohärenz anhält und destruktive Potentiale aktiviert: „Die Realisierung kann meist dadurch verhütet werden, daß der Abwehrmechanismus der Projektion die eigene Destruktivität als Verfolgungserleben und Bedrohtwerden kanalisiert.“ Setzt die auslösende Situation und die psychische Disposition eher Ängste vor innerer Auflösung, vor völliger Beziehungs- und Bedeutungslosigkeit frei, so kann sie auch Symptome eines besonderen Sendungsauftrag annehmen, sich in einen Größen- und Beziehungswahns verwandeln. Von beidem, von Verfolgungsängsten und Größenphantasien, berichtet Peter Mannsdorff in seinen autobiographischen Entwicklungsbericht *Von der Zukunft umzingelt*<sup>100</sup>:

Erste Anzeichen einer Krise mit psychotischen Zügen erlebt der Autor anlässlich einer Reise nach Österreich: Massive Ängste („die wollen mich loswerden!“) breiten sich in ihm aus, dramatisch erlebt er den Verlust an Beziehungsfähigkeit und Authentizität. Freunde versuchen, ihn zum Nervenarzt zu bringen, doch seine Antwort ist kategorisch: „Psychiatrie? Nein, ohne mich. Ich bin kein Irrer, kein Schwachsinniger, kein Geisteskranker. Ich bekomme mein Leben auch so wieder in den Griff.“<sup>101</sup> Wenige Tage später sind seine Wahnideen verschwunden, an ihre Stelle ist jedoch eine Depression getreten, eine innerliche Versteinerung. Voller Verzweiflung fleht er: „Ach, wenn ich doch nur einen Wunsch frei hätte! Wieder leben zu können. Ich blute innerlich.“<sup>102</sup> In zunehmender Hoffnungslosigkeit versucht er mit Wodka und Schlaftabletten, in einer Garage mit einem Schlauch vom Auspuff ins Wageninnere und zuletzt durch Aufritzen des Handgelenks seiner depressiven Verfassung ein Ende zu bereiten. Auf die Suizidversuche reagiert sein Vater zunächst mit verstärkter Zuwendung, dann aber – immer hilfloser werdend – mit den Worten: „Dann mach es doch, wenn du unbedingt willst! Es ist dein Leben.“<sup>103</sup>

Allmählich löst sich die Verzweiflung, Mannsdorff hat die Talsohle durchschritten und sieht Licht am Horizont. Er findet eine neue Wohnung und stürzt sich in die Arbeit. Eine Weile scheint er Boden unter den Füßen zu haben, bis das Staatsexamen naht und zu einer unlösbaren Aufgabe zu werden droht. Da zieht es ihn wieder in die Fremde, er packt ein paar Sachen: „Abhauen. Neu anfangen, am liebsten für immer in Frankreich bleiben.“<sup>104</sup> Getrieben ist er auch von der Hoffnung, dort eine Frau zu finden, in die er sich bei einem Aufenthalt zuvor verliebt hatte. Tatsächlich gelingt es ihm, die Beziehung zu ‚Claudine‘ wieder aufzunehmen. Und mit ihr zieht er von Ort zu Ort, die beiden machen Musik, schlagen sich durch, bis Mannsdorff jeden verdienten Franc in die Musikbox wirft, um sein Lieblingslied zu hören: „*Idées noires*“ – ‚schwarze Gedanken‘: ‚Kahler Flur, eine Tür, ein Bett. Es ist dunkle Nacht. Irgendein Platz, wo ich schlafen kann...‘<sup>105</sup> Doch die ersehnte Ruhe findet er nicht, wird von seiner Freundin immer wieder gekränkt und betrogen, fühlt sich missachtet oder gar verachtet. Seine Psyche antwortet darauf nicht mit Niedergeschlagenheit, sondern mit wahnhaften Ideen: „Ich bin der Messias! Ich bin der glücklichste Mensch (...). Wenn die Gesellschaft gestürzt ist, werden sich alle Liebenden wiederfinden. (...) Ich bin tollwütig, tollwütig vor Liebe. Ihr Lächeln, ihr fröhliches Lachen, ihre blauen Augen, ihr Leberfleck auf der rechten Brust, ihr magisches

<sup>100</sup> Mannsdorff, Peter (1994): *Von der Zukunft umzingelt*. Ein psychotischer Bildungsroman. Bonn: Psychiatrie-Verlag

<sup>101</sup> ebd., S.79

<sup>102</sup> ebd., S.130

<sup>103</sup> ebd., S.132

<sup>104</sup> ebd., S.138

<sup>105</sup> ebd.



*Dreieck, ich will dies alles für mich. Keiner darf sie ansprechen, ohne zu wissen, daß sie mir gehört, daß ich ihr Befreier bin.* <sup>106</sup>

Von der Hoffnung beseelt, Claudine für sich gewinnen zu können und sich ihrer Liebe würdig zu erweisen, verwandelt er jede Unsicherheit und jede Verletzung in eine Größenphantasie. Nach heftigen Auseinandersetzungen packt er eines Nachts seine Sachen: *„Abhauen, egal wohin! Aber das Geld! Du hast nicht mehr viel Geld. Du kennst hier keine Leute. Wo willst du bleiben? (...) Gott gelingt alles. Gott ist allmächtig. Ich werde das Paradies auf Erden errichten.*“<sup>107</sup> Doch sein inneres Gleichgewicht stellt sich nicht wieder ein. In völligem Selbstbezug glaubt er, die Lieder aus dem Radio seien nur an ihn gerichtet seien. Selbst greift er zu Stift und Papier, beschreibt unzählige Blätter randvoll, zieht sich aus und steigt in den Fluss, schwimmt irgendwann beglückt zurück. In der zweiten schlaflosen Nacht schreibt er Gedicht um Gedicht, findet das Geschriebene genial, sieht sich schon weltweit gedruckt.<sup>108</sup>

Als er am dritten Tag keine Ruhe und in der Nacht wieder keinen Schlaf findet, setzt er sich ins Auto und fährt im Mondschein herum. Ein Tramper, den er mitnimmt, ist irritiert von seinen Ideen und Wortkaskaden und erhält zum Abschied die Aufforderung: *„Salut camarade, schalt mal morgen den Fernseher an!*“<sup>109</sup> Ganz entrückt steuert Mannsdorff nun Paris an; der Anfangsbuchstabe dieser Stadt löst bei ihm eine ganze Assoziationskette aus: Von Paris zu Peter und weiter zu: Politik, Prison, Papst, Pentagon, Psychiatrie, Penis.<sup>110</sup> Im Glauben an seine Bestimmung sucht er in Paris diverse Zeitungshäuser auf, sieht sich selbst als Herausgeber einer bedeutenden Zeitschrift und gerät wieder in Taumel über das Glück, das alle – aufgrund seines Eingreifens in den Weltenlauf – erwartet: *„Ich werde die Welt von Krieg, Hunger und Unrecht befreien. Nie wieder Vietnam, nie wieder Chile, nie wieder Auschwitz; keine KZs, keine blutig zerschlagenen Gesichter. Nur noch Freude schöner Götterfunken und Janusz Korczak mit seinen Kindern (...). Nicht die Erde wird untergehen, sondern die Welt, das, was die Menschen auf der Erde aufgebaut haben, die Gesellschaft.*“<sup>111</sup>

Schließlich dämmert ihm, dass seine eigentliche Hoffnung die Liebe zu Claudine ist, und so macht er sich auf den Rückweg, um wieder zu ihr zu gelangen. Er findet sie bei Freunden in einer alten Mühle; als er dort eintritt, sieht er alle am Küchentisch sitzen, essend und Wein trinkend, und fühlt sich genauso ausgeschlossen, fremd und allein wie beim Ausbruch seines ersten psychotischen Schubes einst im Skiurlaub. Als schließlich Claudine und ein herbeigerufener Freund aus Deutschland ihn ins Auto verfrachten und nach Berlin bringen wollen, steigt er an einer Tankstelle aus, verwickelt die herumstehenden Lastwagenfahrer in ein Gespräch über Hypnose, Zauberei und die Befreiung einer Göttin und endet schließlich in einer alten psychiatrischen Anstalt in der französischen Provinz.

In Form eines Interviews liegt ein weiterer autobiographischer Bericht einer psychotischen Dekompensation in der Fremde vor. Eine junge Frau – in dem veröffentlichten Text<sup>112</sup> trägt sie den Namen Barbara – reist mit ihrem Freund, nach Thailand; die beiden

<sup>106</sup> ebd., S.150

<sup>107</sup> ebd., S.155

<sup>108</sup> vgl. ebd., S.159

<sup>109</sup> ebd., S.163

<sup>110</sup> vgl. ebd., S.169

<sup>111</sup> ebd.

<sup>112</sup> vgl. Oster, Ulrike (1997): Barbara. Meine zweite Geburt. Ein Gespräch über eine psychotische Krise während einer Meditation in Thailand. In: Soziale Psychiatrie 4/97, S.8-9

wollen meditieren und gehen dazu in ein Kloster. Sie sind in getrennten Häusern untergebracht und meditieren täglich – alleine – bis zu zehn Stunden: *„Ich bin in der Meditation stärker an Gefühle herangekommen, die ich so im Alltag nie erlebt hätte, und erreichte irgendwann einen Punkt, an dem kamen ungewollt Gefühle hoch von Dingen, die ich schon längst verdrängt hatte. Es war eigentlich eine Quälerei, aber ich habe gedacht, jetzt gehst du tief in diese schmerzvollen Gefühle, und wenn du das richtig ausgekostet hast, dann ist es auch vorbei. Das Wort ‚Erleuchtung‘ hatte eine völlig naive Bedeutung (...). Und ich dachte, der schmerzvolle Weg gehört einfach dazu. (...) Mein Lehrer, zu dem ich jeden Morgen gegangen bin (...), sagte zu mir: „Es läuft gut.“ Das war für mich noch eine Verstärkung.“*<sup>113</sup>

In der Einsamkeit der fremden Umgebung und in der Versenkung in sich selbst bemerkt die junge Frau, dass sie immer mehr hineinfällt in eine Welt, die – wie sie selbst sagt – viel mit ihren unbewussten bzw. verdrängten Erlebnissen und Erfahrungen zu tun hat. Ihr Schlaf wird weniger, sie verliert die Kontrolle über ihre Gedanken und Gefühle. Nach drei Tagen hat sich der Verlust ihrer Verbindung zur Realität so gesteigert, dass sie keine Kontrolle mehr über ihre Handlungen verspürt und in Todesangst gerät: *„Ich war meistens weg mit dem Bewusstsein, kann mich aber an Spots erinnern, an kurze Momente, in denen ich wieder wusste, dass Tom und der Lehrer mich mit dem Pick-Up vom Kloster zum nächstgelegenen Krankenhaus transportierten. Ich bin abwechselnd bei Tom gesessen und dann wieder in einer Todesangst bei dem Mönch. Ich wusste nicht mehr, wer wer war. Manchmal hatte ich das Gefühl „aha, Tom ist eigentlich der Mönch und der andere hat sich nur als Tom verkleidet“. Ich konnte es nicht mehr unterscheiden. Ich wusste nicht mehr, an wen ich mich halten sollte. Und dabei hatte das Gefühl „du musst dich für den Richtigen entscheiden, sonst stirbst du.“*<sup>114</sup>

Sie findet sich wieder in einem Saal im Krankenhaus, in dem *„mindestens zehn oder zwölf Kranke“* liegen. Sie erhält zunächst Valium, was aber nicht viel zu nützen scheint. *„Nach zwei Tagen haben sie gemerkt, dass sie mir nicht helfen können und haben mich dann nach Bangkok in die Psychiatrische Klinik gebracht.“* Ihr Freund begleitet sie und unternimmt kleine Spaziergänge mit ihr in der Klinik: *„Tom war das Tor zur Welt für mich.“* Inzwischen ist ihr selbst klar, dass es sich um eine ernsthafte Störung handelt, unter der sie leidet. Dennoch hält sie sich weiterhin für erleuchtet und wartet auf ein Zeichen aus dem Kloster: *„Ich wusste, der Mönch schickt mir ein Geschenk. Das war für mich Realität. Ich habe immer gedacht: „Wartet nur ab, irgendwann werdet ihr sehen, dass ich zu Unrecht hier sitze.“ Eines Tages kam eine Schwester und brachte mir einen Zettel, ich hätte ein Päckchen bekommen. Da habe ich gedacht: „Jetzt ist es so weit, mein Geschenk von dem Lehrer.“ Ich bin also ganz stolz zu diesem Schalter gegangen, das war gegenüber der Station, und habe mein Päckchen geholt. Ich weiß es noch genau, ich nahm es mit, setzte mich auf mein Bett und dachte, „jetzt wird es offenbar, wer hier recht hat und wer nicht.“ Es kam tatsächlich aus dem Kloster – es waren meine Wanderschuhe, die ich dort vergessen hatte. Das war ein Erlebnis, das hat gewirkt wie eine Regieklappe, weißt du, wenn man so sagt: „Klappe“. Und es war klar, und ich war ganz klar da. Ich wusste, es ist jetzt vorbei mit den Wahnvorstellungen. Es war, als wäre ich auf der Erde gelandet.“*<sup>115</sup>

Doch das Erkennen der wahnhaften Fehleinschätzungen und die Einsicht in den Verlust der Realitätswahrnehmung beseitigen die hohe Verunsicherung und Verletzbarkeit noch

---

<sup>113</sup> ebd.

<sup>114</sup> ebd.

<sup>115</sup> ebd.

nicht. Sie weiß nicht mehr, wie sie sich in der (fremden) Welt zurecht finden soll. Ihr Freund Tom ist ihre einzige Stütze, doch da auch er Bestandteil des psychotischen Erlebens war, kann er ihr keine wirkliche Sicherheit vermitteln: „*Ich hatte das Gefühl, dass ich in der Meditation mit Brachialgewalt meine Schutzhüllen aufgebrochen habe, um an den Kern zu kommen. Ich war völlig bloßgelegt, seelisch nackt und schutzlos und total verunsichert.*“<sup>116</sup>

Einige Wochen verbringt sie in der geschlossenen Station der psychiatrischen Klinik; ihr Tag ist strukturiert vom Essen, Schlafen, seltenen Spaziergängen. Zeitweise sitzt sie auch einfach am Gemeinschaftstisch, ohne zu verstehen, was um sie herum passiert, wie sie sich verhalten soll und welche Perspektive sich ihr bietet. Erst als sie bemerkt, dass eine Mitpatientin entlassen wird, realisiert sie, dass es überhaupt noch ein Draußen gibt, auch für sie geben kann: „*Ich habe am Anfang gar nicht geglaubt, dass ich dort jemals rauskommen würde. Es war ja eine völlige Entmündigung. Das schlimme war noch, ich habe niemanden verstanden. Es war eine fremde Sprache. Es waren fremde Gesichter. Es war eine fremde Kultur. Es war eine ganz bedrohliche Situation. Ich weiß gar nicht, wie ich das durchgestanden habe*“<sup>117</sup>

Psychosen sind, wie die Texte zum *Verlust des Selbst in der Fremde* gezeigt haben, gerät durch Gefühle der Unbegrenztheit, der außerordentlichen Berufung<sup>118</sup> genauso wie durch Ängste vor persönlicher Zerstörung oder Auflösung. Menschen in psychotischen Krisen entwickeln religiöse oder politische Wahnideen, Rettungs- oder Wiedergeburtphantasien. Begleitet werden diese Vorstellungen der Ersetzung ihres bisherigen Zustandes durch ein großartiges neues Selbst. Sie sind getrieben vom Wunsch nach Neugestaltung der eigenen Wahrnehmung und suchen nach einem erweiterten Verständnis vom Wesen des Seins<sup>119</sup>. Nicht verwunderlich, dass Phasen der Ruhe oder der Meditation, wie sie die Autorinnen in der Toskana und in der Abgeschiedenheit eines Klosters in Thailand beschreiben, mit einem Auftauchen verdrängter Erfahrungen einher gehen können. Dies führt in beiden Fällen zur Auflösung der inneren Kohärenz, zur Durchlässigkeit der Ich-Grenzen, zu Einbußen der kognitiven und emotionalen Klarheit und schließlich zum Zusammenbruch des Selbst.<sup>120</sup> In akuten Momenten der psychotischen Entgleisung kann das Bedeutungserleben dramatisch verändert sein. Dinge des Alltags treten aus den gewohnten Bezügen und entwickeln verwirrende Sinnzusammenhänge: So erhalten Steine der Toskana für *Birgit Schindler* eine neue Bedeutung, werden zu *Pulsoren*, die bewohnte Räume von negativen Energiefeldern *entstören* sollen; Lieder im Radio werden symbolisch aufgeladen, so dass sie Hinweise und Aufträge zu enthalten scheinen. Kastanien müssen gesammelt, Scheiterhaufen errichtet werden, auch wenn keiner der Angehörigen und Freunde solche Handlungen versteht. *Barbara* sieht in dem Päckchen aus dem Kloster einen lebensentscheidenden Hinweis – und findet darin nichts anderes als ihre Wanderstiefel.

---

<sup>116</sup> ebd.

<sup>117</sup> ebd., S.9

<sup>118</sup> vgl. Mundhenk, Ronald (1999): *Sein wie Gott. Aspekte des Religiösen im schizophrenen Erleben und Denken*. Neumünster: Paranus-Verlag. Dort heißt es: „*Die schizophrene Gotteserfahrung pendelt zwischen den Motiven des Werdens und Vergehens, zwischen dem ‚stirb und werde‘. Nicht anders als der ‚Gesunde‘ in extremer Situation sieht sich der Schizophrene in ein Machtfeld gerissen, das sein ganzes Dasein in der Erwartung einer durchgreifenden Erneuerung untergräbt, durchwühlt auf den Kopf stellt.*“ (S.69)

<sup>119</sup> vgl. Perry, John (1994): Erneuerung des Selbstbildes. Zum Sinn psychotischer Erfahrung. In: *Soziale Psychiatrie* 1/94, S.20/21

<sup>120</sup> Milch 2001, S.227

Diese Beispiele des wahnhaften und psychotischen Erlebens auf Reisen bestätigen die Annahme, dass die Entwicklung einer seelischen Krise in der Fremde nicht nur als Störung angesehen werden kann, die ein Mensch passiv erleidet. Alle hier zitierten Autoren – von August Strindberg über Ortrud Grön bis zu Birgit Schindler, Peter Mannsdorff und Barbara ... – befinden sich in aktiver Auseinandersetzung mit ihrer Lebenssituation; sie ringen darum, vergangene Belastungen oder Krisen zu reflektieren und neue Perspektiven zu entwickeln, also das eigene Selbst in der Welt neu zu positionieren. Von einem bestimmten Moment an sind sie der Dynamik ihres Wahns bzw. ihrer Psychose ausgeliefert. Doch sie erdulden sie nicht nur, was ihnen widerfährt, sie gestalten in gewissem Maße auch ihre psychische Entgleisung. Michael Huppertz<sup>121</sup> hat bemerkt, dass die ersten Stufen der psychotischen Erkrankung in gängiger psychiatrischer Auffassung meist als Störungen des Denkens und Wahrnehmens angesehen würden, die ein Mensch passiv erleide. Übersehen werde dabei die aktive Rolle bzw. der Erkundungsprozess, in welchem sich der Betreffende befinde. Huppertz wendet sich gegen die Auffassung, Psychosen wären nur bei Menschen mit ‚frühen Störungen‘ zu finden. Zwar seien auch ihm Patientinnen und Patienten bekannt, die in ihrer Kindheit und Jugend auffällig waren, von ihrer psychischen Disposition oder ihren realen Erlebnissen und krisenhaften Entwicklungen zu einer besonderen Vulnerabilität, einer seelischen Dünnhäutigkeit und in deren Folge zu deutlichen Verhaltensauffälligkeiten oder psychiatrischen Symptomen neigten. Genauso häufig habe er in seiner klinischen und in seiner ambulanten psychiatrischen Tätigkeit Menschen getroffen, die bis zum Einbruch einer schweren seelischen Erkrankung keine besonderen Verhaltensweisen oder Schwierigkeiten im Leben gehabt hätten, im Gegenteil, die anspruchsvolle Berufe ausübten, Ehe- oder Familienbeziehungen bis dahin gut bewältigt und sich als sozial integriert und leistungsfähig erwiesen hätten.

---

<sup>121</sup> Huppertz 2000

## 5. *Vom Verlust des Selbst in der Fremde* – einige zusammenfassende Gedanken

Den Beginn dieser Studie markiert die Frage, ob die Konfrontation mit der Fremde Reisende in irritierende seelische Verfassungen versetzen, zur Destabilisierung bzw. zum Verlust ihres Selbst führe könne. Auf dem Wege einer phänomenologisch-hermeneutischen Aufarbeitung autobiographischer Reiseerfahrungen wurde versucht, die Reiseerfahrungen einzelner Autorinnen und Autoren und ihre erfahrenen Verunsicherungen in einen lebensgeschichtlichen Kontext zu stellen und gleichzeitig die grundsätzliche Bedeutsamkeit ihrer Erlebnisweisen zu erkennen. Anhand ausgewählter Texte zeigte sich, dass das Reisen die innere Konstitution labilisieren, die Wahrnehmung von Raum, Zeit und Weltverbundenheit erschüttern und eine tiefe existentielle Verstörung bewirken kann. Trennungen und Verlusterfahrungen vertrauter sozialer Bezüge gilt es zu bewältigen, mögliche Zweifel an der bisherigen Lebensgestaltung zu reflektieren, Momente der Einsamkeit und Entwurzelung zu durchleben. Das kann bedrohliche Gefühle des Ungeschütztseins, dramatische Angstzustände, depressive, dissoziative, wahnhaft oder psychotische Erlebnisformen zur Folge haben.

Deutlich wurde auch, dass es sich bei der Entwicklung psychischer Krisen in der Fremde um grundsätzliche menschliche Reaktionsmuster handelt. Nicht nur prädisponierte, schon vor der Abreise psychisch auffällige Autorinnen und Autoren kamen hier zu Wort; im Gegenteil, auch seelisch gesunde Menschen erleben Angst und Panik, wenn ihre Psyche die Integration der Fremdheitsberührung nicht meistert. Sie geraten an den Rand des „*mittleren Tageswachbewusstseins*“<sup>1</sup> oder mitten hinein in „*altered states of consciousness*“. Es stellen sich z.B. ozeanische Selbstentgrenzungen ein, die sich häufig um mystische Verschmelzungen, Wahrnehmungs- und Bedeutungsumstrukturierungen drehen. Sie können aber auch in angstvolle Ich-Auflösungen münden, die dem Psychoseerleben nahe kommen. Abschließend lassen sich die Erkenntnisse, die aus den theoretischen Reflexionen des Reisens und der Bearbeitung autobiographischer Reisetexte gewonnen wurden, in folgenden Punkten formulieren:

1. Die Reisenden, die hier zu Worte kamen, legten Zeugnis ab von dem Zustand des Ungeschütztseins in der Fremde. Ihre seelischen Erschütterungen, ihre Ängste vor dem Verlust der (Selbst-)Verständlichkeit rührten allerdings nicht nur aus individuellen psychischen Dispositionen. Um die Fremde wirklich zu verstehen und das eigene Selbst darin zu positionieren, verzichteten sie auf gesicherte Rückzugsmöglichkeiten. Sie machten es sich in der Fremde nicht bequem, räumlich nicht und auch nicht geistig, legten sich nicht ins „*warme Nest einer Weltanschauung*“<sup>2</sup>. Gerade das half ihnen, die Welt in besonderer Offenheit anzuschauen und sie in sich eindringen zu lassen.
2. Das Reisen, so wurde auch deutlich, lässt sich nicht beschränken auf die Konfrontation mit der äußeren Fremde. Immer stellt es auch eine Erkundung der eigenen Einsamkeit dar. Das Unvertraute der Umgebung mobilisiert Unvertrautes und Befremdliches inner-

<sup>1</sup> Scharfetter, Christian (1999b): Schizophrene Menschen. Diagnostik – Psychopathologie – Forschungsansätze. 5. Aufl., Weinheim: Psychologie Verlags Union, S.10

<sup>2</sup> Schweikert 1981, S.85

halb des eigenen Selbst, sei es als bereichernde Begegnung mit ungekannten Regionen der Seele, sei es als gefährdende, gar abzuwehrende Ahnung, dass gleich neben unserem So-Sein auch ein Anders-Sein wohnt: „*Wenn du all das verlässt, was zu dir gehört, verlässt du fast dich selbst.*“<sup>3</sup>

3. Reisende zu sein heißt, ständig an die Gleichzeitigkeit der Ereignisse erinnert zu werden, in der neuen Welt, die man besucht und in der anderen, die man verlassen hat.<sup>4</sup> Es übersteigt aber die Grenzen unseres Bewusstseins und unserer Einfühlung, wenn wir uns vorzustellen versuchen, welche räumlichen und zeitlichen Dimensionen uns als Reisende auf der Erde begegnen; noch schwieriger ist es, in diesen Unendlichkeiten den eigenen Platz zu verorten. Daher ist den hier vorgestellten Schriftstellern und Reisenden – mit ihren unterschiedlichsten Reiseerfahrungen – gemein, dass sie angesichts der Fremde an die Tiefen (und Untiefen) ihrer Seele gelangen und dabei Momente des psychischen Entgleitens überstehen müssen – oder daran zerbrechen.
4. Physisch und psychisch geht beim Reisen oft genauso viel Energie verloren, wie durch die vermeintliche Erholung gewonnen wird. Reisen kann dazu anregen, vertraute Alltagsbedingungen und –beziehungen aus der Distanz zu betrachten und die Maßstäbe des eigenen Lebens zu überprüfen. Doch es erfordert erhebliche psychische Energie und eine gewisse Balance aus Neugier und Abstand, aus Offenheit und Festigkeit, sich neuen Impressionen zu öffnen und die Fremde in sich hinein zu lassen. Mancher zieht es vor, die Wahrnehmung allein auf das Vertraute zu richten; wer es hingegen schafft, sich zur Welt neu in Beziehung zu setzen, der muss auch die Auseinandersetzung mit sich selbst zulassen.
5. Die Wahrnehmung der Fremde bzw. die Deutung befremdlicher Welten verlangt die gleichzeitige Aktivität verschiedener Sinne. Diese notwendige *Synästhesie* erinnert an das frühe Erleben und Erforschen der Welt, wie es kleinen Kindern zu eigen ist. Eigentlich noch schwach und unsicher, doch voller vitaler Neugier, erkunden sie ihre Umgebung. Sie tun dies nicht systematisch, sondern dem folgend, was die Sinne gerade anbieten. Es sind unbekannte Territorien, in die sie sich mit offenen Gefühlen aufmachen, und alles, was sie dabei entdecken, erleben sie zum ersten Mal: „*Wir dürfen annehmen, dass diese Forschungsreisen für ein Kind Momente sind, die es hellwach, mit geballtem Staunen (...) erlebt, Momente, in denen die Zeit still steht, die dem kleinen Menschen seine ganze Konzentrationsfähigkeit abverlangen und die er, waren sie spannend genug, in den Erfahrungsschatz seines Seelengedächtnisses einreihen wird.*“<sup>5</sup>
6. Die Fremde ist – für das kleine Kind wie für den erwachsenen Reisenden – nicht nur unbekanntes Terrain. Es repräsentiert (im tiefenpsychologischen Sinne) das Gegenstück zur Mutter. Dem Kind ermöglicht die Fremde, die Sinne zu erproben, zu explorieren und

---

<sup>3</sup> György Konrad, zit.n. Igel, Regine (2005): Wie viel Heimat braucht der Mensch. In: Neue Zürcher Zeitung Nr.199, 27./28.08.05, S.55

<sup>4</sup> Sontag, Susan (2004): Die Erweiterung der Welt: Warum Literatur lebensnotwendig ist. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr.305, 30.12.04, S.39

<sup>5</sup> Hoffmann-Axthelm, Dagmar (2005): ‚Aus der Seele‘ oder ‚wie ein abgerichteter Vogel‘? Über künstlerische Authentizität. In: Neue Zürcher Zeitung Nr.134, 11./12.Juni 2005, S.48

eine Beziehung zu etwas aufzunehmen, das nicht die Mutter ist.<sup>6</sup> Das bedeutet, unbekannte Welten zu erkunden und sich dabei aus der Geborgenheit zu lösen. Dieser Vorgang kann befreien und die Chance eröffnen, sich in der Fremde das zu holen, was die Mutter nicht hat. Das wiederum kann Lust und Angst zugleich erzeugen: „*Ich könnte bleiben, doch ich gehe. Ich könnte mich fesseln, doch ich reiße mich los. Es ist gut zu lieben, und gut, sich von dem zu entfernen, das man liebt. Es ist gut, sich zu binden, und gut, zu versuchen, die Bindungen zu lockern.*“<sup>7</sup>

7. Fremd gehen, in die Fremde gehen, das Fremde erleben und genießen – das ist in der Regel nicht ohne Schuldgefühl zu haben. Schon die erste Trennung von der Mutter und die Hinwendung zu neuen Bindungspersonen, das Ansteuern neuer Ufer und die selbstverantwortliche Erkundung der Fremde ist manchmal so schwierig und schuldbeladen, dass sie nur äußerst radikal (Everett Ruess), äußerst ambivalent (Annemarie Schwarzenbach) oder äußerst sehnsüchtig (Max Dauthendey) begangen werden kann. Wer das Risiko eines solchen Schuldgefühls und vor allem einer (temporären) Bindungslosigkeit dennoch auf sich nimmt, weil er auf Entwicklung und Wandlung nicht verzichten möchte, den belebt das Reisen derart, dass er immer wieder die Konfrontation mit der Fremde sucht. Denn darin, im Zwischenraum von Bekanntem und Unbekanntem, konturiert sich sein Selbst. Und so erfährt er, nicht zuletzt in der Bewältigung der Ängste und Unsicherheiten, die das Reisen in die Fremde immer auch verlangt, wie er zur Welt und wie die Welt zu ihm steht.
8. Für einen kurzen Moment scheint dem Reisenden dann die Fremde zu genügen; sie ist zunächst nichts weiter als der Ort, an dem man die lästigen Haltetaue lösen, die Strukturen und Anforderungen des Alltags hinter sich lässt. Damit scheint auch das Selbst befreit zu sein von seinen bisherigen Signaturen und Bedingungen. Doch bald spürt der Reisende, dass er nicht bedürfnislos gegenüber seiner neuen Umwelt bleiben kann und auch nicht ‚draußen‘ bleiben will. Das macht ungewohnte Formen der Beziehungsaufnahme und Beziehungsgestaltung nötig. Er muss erkennen, dass ihn nach der Freude des Fortkommens nun die Mühsal des Ankommens erwartet.
9. Reisende – wie Fremde überhaupt – veranschaulichen denen, die daheim bleiben, die Last ihrer Gebundenheit. Sie bringen Bewegung in die statische, wenig entwicklungsfreudige Gesellschaft, was einerseits zu Angst und Misstrauen führen kann, andererseits auch die eigene Enge und Kleingeistigkeit vor Augen führt und die Sehnsucht nach einem weiteren Horizont hervorruft. Doch ein neuer Horizont ist nur mit einem gewissen Verlust an Bindung und Zugehörigkeit zu erlangen. Etwas davon liegt jeder Reisebegegnung zugrunde: Anders als beim Zusammentreffen mit Verwandten, Freunden und Bekannten, mit denen man Vergangenes geteilt und Gemeinsames erlebt hat, wird man nun mit fremden Menschen konfrontiert, die einen selbst als Fremden ansehen. Kein Anknüpfungspunkt aus vergangenen Begegnungen lässt sich finden, keine gemeinsame Erinnerung wiederbeleben, keine Erwartung an eine gemeinsame Zukunft stellen: „*Wie Spinnen,*

<sup>6</sup> vgl. Erdheim, Mario (1996): Das Eigene und das Fremde. Ethnizität, kulturelle Unverträglichkeit und Anziehung. In: Haase, Helga (Hrsg.): Ethnopschoanalyse. Wanderungen zwischen den Welten. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S. 173-190; hier: S.177

<sup>7</sup> Roy, Claude (1964): Vom wahren Sinn des Reisens. Aus dem Französischen von E.Saboz. Lausanne: Editions Rencontre, S.6

*deren Welt aus dem dünnen Faden ihres selbst gesponnenen Netzes besteht, müssen sich Fremde auf das Netz ihrer Blicke, Gesten und Worte verlassen: Kein Raum für Versuch und Irrtum, kein zweiter Versuch, keine Möglichkeit, aus Fehlern zu lernen.*<sup>8</sup>

10. Andererseits wohnt der Fremde die Fähigkeit inne, den Reisenden (zumindest in glücklichen Momenten) zu verzaubern, ihn vielleicht sogar zu verwandeln. In seinem Versuch, die Fremde zu entschlüsseln und den Sinn dessen zu erfassen, was sich zunächst – in fremden Sprachen, Gesten, Gebräuchen, Ornamenten – als unzugänglich und verschlossen erweist, stößt er vor in Regionen, in denen sich die Bedeutungen von Phänomenen fast mythisch erschließen: *„Ich mochte nicht mehr von hier weg, vor Hunderten Jahren war ich hier gewesen, aber ich hatte es vergessen und nun kam mir alles wieder. Ich fand jene Dichte und Wärme des Lebens ausgestellt, die ich in mir selber fühle. Ich war dieser Platz, als ich dort stand.“*<sup>9</sup>
11. Die Erfahrung der Fremde kann über episodische Erlebnisse der Irritation hinaus zu unterschiedlichen Formen seelischer Verstörung führen: Angst- und Panikattacken können kurzfristig auftreten und rasch wieder vergehen, können sich aber auch tief in die Psyche einschreiben und das spätere Reiseverhalten nachhaltig beeinflussen; Dissoziationen können die Wahrnehmung der Umgebung und des eigenen Selbst für eine Weile verändern und den Reisenden mit der Frage zurücklassen, ob er denn noch Herr im eigenen Hause sei; Depressionen können den Menschen in der Fremde so niederdrücken, dass sein Selbst zu versinken droht und sein Lebenswille an den Rand der Suizidalität gerät; jugendliche Reisende können beim Verlassen sicherer Häfen auf der Suche nach dem eigenen Selbst in Situationen der Bindungslosigkeit und der Selbstauflösung geraten; wahnhaftige Erlebnisse können den zeitweiligen Kontrollverlust und die Gefährdung der seelischen und körperlichen Integrität zur Folge haben; psychotische Krisen auf Reisen können schließlich das Lebenskonzept der Betroffenen dramatisch verändern und zu Einweisungen in psychiatrische Kliniken irgendwo am Ende der Welt führen – die nicht immer darauf eingerichtet sind, die Besonderheit der seelischen Entgleisung fremder Reisender adäquat zu begleiten. Die Gefährdung oder gar der Verlust des Selbst in der Fremde kann also heißen, dass Menschen unterwegs die Fähigkeit verlieren, sich als Person, als lebendiges, integriertes, kohärentes Wesen überhaupt wahrzunehmen und die Kontrolle über das eigene Denken und Handeln zu bewahren.<sup>10</sup>
12. Wenn Eigenes sich in besonderen Maß dann herausbildet, wenn es mit Fremdem konfrontiert wird, so können sich in diesem Zusammenspiel die Konturen des Selbst und der Fremde auch verwischen. Gerade der Reisende kann sich vor die Frage gestellt sehen, auf welche Weise sich sein Selbst, welches ihn bislang auszumachen schien, von dem erlebten Fremden unterscheidet; und er wird gewahr, dass er dieses Selbst gar nicht mehr als wirklich kohärent und integriert erleben und sich nicht mehr selbstverständlich von dem, was ihn an Fremdheit umgibt, abgrenzen kann.<sup>11</sup> Diese Erkenntnis markiert, in wis-

<sup>8</sup> Bauman, Zygmunt (2003): *Flüchtige Moderne*. Aus dem Englischen von Reinhard Kreissl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.114

<sup>9</sup> Canetti, Elias (1991): *Die Stimmen von Marrakesch*. Frankfurt a.M.: Fischer, S.51

<sup>10</sup> Benedetti, Gaetano: *Der Identitätsverlust in der schizophrenen Psychose*. In: Benedetti, Gaetano u. Wiesmann, Louis (Hrsg.) (1986): *Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S.224-256

<sup>11</sup> vgl. Waldenfels 1990, S.67



senschaftstheoretischer wie in psychodynamischer Hinsicht, eine heikle Stelle: Subjekttheorien stoßen hier an ihre Grenze, wo sie eingestehen müssen, dass ein Spalt das Selbst – von dem Peter Fonagy<sup>12</sup> noch sagt, es bestehe „aus früheren und gegenwärtigen Beziehungen, durch die es seine Integrität und Kontinuität bewahrt“ – durchzieht, dass es nicht wirklich als Ganzheit konzeptualisiert werden kann, weil nämlich seine Integrität immer von der Fremde unterminiert wird.

13. So könnte man sagen, dass die Schwierigkeit des Reisens heute nicht mehr – wie noch zu Zeiten der ‚Grand Tour‘ – in der Frage liegt, wie man eine Identität ausbildet oder erweitert, sondern darin, wie man sein Selbst bewahrt und sich dennoch die Optionen moderner Lebensformen offen hält.<sup>13</sup> Begriffe wie Identität und Selbst haben ihre Festigkeit, Eindeutigkeit und Kontinuität verloren.<sup>14</sup> Auch die Welten selbst, durch die wir reisen, einst aus haltbaren Gegenständen aufgebaut, sind zu Stätten der Vergänglichkeit geworden. In solchen Welten scheinen flexible Formen des Selbst besser das psychische Überleben zu garantieren als unwiderruflich festgelegte Identitäten. Die Irritation der neuen Situation besteht darin, dass sich die sorgfältige Aufbauarbeit eines eigenen, unverwechselbaren *Selbst* als vergeblich und illusionär herausstellen könnte.<sup>15</sup>
14. Nirgends so sehr wie auf Reisen wird einem bewusst, dass die Annahme eines eigenen Selbst ein fragiles Konstrukt ist: Was man als Verankerung in der Welt empfand, erweist sich in der Relation zur Fremde als nur eine (sehr begrenzte) Möglichkeit, den Wirrungen neuer Erfahrungen standzuhalten. Entscheidungen, die man getroffen, Beziehungen, die man geknüpft, Trennungen und Abschiede, die man erlebt und erlitten, das Leben, das man bislang geführt hat, alles erscheint dem Reisenden ohne bleibenden Wert angesichts der existenziellen Verunsicherung, dass der bisherige Lebensentwurf sich als trügerische Illusion an Sicherheit erweisen und das eigene Selbst gar keinen festen Wohnsitz haben könnte. Doch gleichzeitig schafft das Reisen auch eine lustvolle und bereichernde Entfremdung zu sich selbst, eine „erlesene Distanz“<sup>16</sup>, die – wie irritierend und desillusionierend sie auch sein mag – notwendig ist, um die Möglichkeitsräume des Seins zu imaginieren und den eigenen Weg darin zu reflektieren.

---

<sup>12</sup> Fonagy, Peter (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Aus dem Englischen von Maren Klostermann. Stuttgart: Klett-Cotta, S.103

<sup>13</sup> vgl. Baumann, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition, S.144

<sup>14</sup> vgl. Lasch, Christopher (1985): The Minimal Self: Psychic Survival in Troubled Times. London

<sup>15</sup> vgl. Baumann 1997, S.144

<sup>16</sup> Kristeva 1990, S.23

## Nachbemerkung und Dank

Die ersten Ideen und Impulse zu dieser Studie über den *Verlust des Selbst in der Fremde* entstammen dem Psychose-Seminar<sup>1</sup> Münster. Auf einer Sitzung vor einigen Jahren unmittelbar vor den großen Ferien, die unter dem Motto *Vom Verlassen sicherer Häfen* stand, brachten Menschen mit Psychose-Erfahrungen zum Ausdruck, dass ihnen das Reisen ausgesprochen schwer falle. Einige berichteten, dass sie gar nicht mehr reisen könnten, weil dann „*die Pferde mit ihnen durchgingen*“. Ein Teilnehmer erzählte, dass er auf Zugfahrten oft in diffuse Wahnstimmungen gerate, Bahnhöfe oder Flughäfen äußerst verwirrend fände und kaum mehr jemanden von dort abholen könne, so angstbesetzt seien diese Orte. Im Verlaufe des Gesprächs berichteten andere vom Verlust der äußeren und inneren Orientierung in der Fremde, von phobischen Erlebnissen auf Plätzen, Brücken oder an Meeresstränden, von Untergangsgefühlen beim Betreten von Fähren, von schlaflosen Nächten in Hotels mit unheimlicher Atmosphäre, von Bergwanderungen, auf denen sie außer sich geraten seien. Rucksackreisende (mit und ohne Drogenkonsum) sprachen von seelischen Krisen in den entlegensten Ecken der Welt, wo sie sich in psychiatrische Behandlung begeben mussten. Schließlich erwähnten mehrere Angehörige, dass ihre Töchter, Söhne oder Partner, die zuvor keineswegs als dünnhäutig und gefährdet galten, auf einer Reise oder beim Studium im Ausland dekompenziert seien und seitdem ihr seelisches Gleichgewicht kaum mehr wiedergefunden hätten.<sup>2</sup>

Der Gedanke ließ sich nicht mehr abschütteln, das Phänomen des Reisens näher zu erkunden und der Frage nachzugehen, welche besondere psychische Wirkkraft das Reisen zur Entfaltung bringt, die offenbar nicht nur zur Erholung der Seele, sondern auch zu tiefer Verunsicherung und zur Destabilisierung des Selbst führen kann. Schnell wurde klar, dass dieser Sachverhalt bislang nicht systematisch untersucht worden ist. Vielleicht wird die Sozialpsychologie, die Psychiatrie oder die Mental-Health-Forschung hier einmal weiter vorstoßen. Bis dahin bleibt der sinnvollste Zugang zu dieser Thematik die Sammlung und Aufbereitung von direkten Erfahrungen von Reisenden, die selbst in Krisen geraten sind und davon Zeugnis abgelegt haben. Zunächst bestand die Absicht, nur autobiographische Texte von seelisch erkrankten Menschen zur Grundlage dieser Studie zu machen, denn schon daraus ergaben sich Anhaltspunkte dafür, dass seelische Entgleisungen in der Fremde kein seltenes Phänomen sind und zu schweren Störungen führen können. Doch dann zeigte sich, dass auch zahlreiche Schriftstellerinnen und Schriftsteller Erfahrungen der Ungeborgenheit in der Fremde erlebten und erlitten, was ihre Wahrnehmung von sich und der Welt veränderte und bisweilen zu psychischen Irritationen führte.

Dankbar bin ich all jenen (genannten und ungenannten) Menschen, die bereit waren, ihre Erlebnisse der Verwirrung auf Reisen zu dokumentieren oder in Gesprächen davon zu berichten. Erst war nicht absehbar, dass dieses Erkenntnisinteresses zu einer wissenschaftlichen Arbeit führen könnte. Mein Dank gilt den beiden Professoren der Universität Münster, Herrn Professor Dr. Helmut Mair und Herrn Professor Dr. Helmut H. Koch, die mir die Möglichkeit gaben, dem Phänomen der psychischen Krisen auf Reisen und ihrer Verarbeitung in autobiographischen Texten systematisch nachzugehen. Die Begegnung mit Professor Koch vom Germanistischen Institut war ausgesprochen wichtig für mich,

<sup>1</sup> Psychose-Seminare sind Gesprächsrunden über seelische Erkrankungen aus verschiedenen Blickwinkeln. In solchen Seminaren, die regelmäßig (in Münster z.B. 14-tägig) angeboten werden, können Erfahrungen über psychische Krisen aus Sicht von Betroffenen, Angehörigen, professionellen und ehrenamtlichen Helfern sowie Studierenden und interessierten Bürgern ausgetauscht werden.

<sup>2</sup> vgl. Clausen, Jens (1997): *Vom Verlassen sicherer Häfen*. In: Soziale Psychiatrie 4/97, S.4-7

denn er machte mir durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse und Projekte zum Thema *Lesen und Schreiben in psychischen Krisen* Mut zu der Studie, begleitete sie von Beginn an aufmerksam und verfolgte die Ausarbeitung sehr bereichernd. Recherchen an der von ihm geleiteten *Dokumentationsstelle Randgruppenliteratur* waren hilfreich und genau der richtige Ort für diese Arbeit. Professor Dr. Helmut Mair vom Institut für Sozialpädagogik, Weiterbildung und Empirische Pädagogik gab mir fachliche Unterstützung und war am Prozess der Arbeit mit Kritik und Anregungen beteiligt. Der *Förderkreis Sozialpsychiatrie Münster*, den Professor Mair als Aufsichtsratsvorsitzender vertritt, war für mich ein wichtiges Forum des Austausches.

Die langjährige eigene Tätigkeit im psychiatrischen Arbeitsfeld sowie Tagungen der DGSP oder der Uniklinik Hamburg-Eppendorf, die sich mit der „*subjektiven Seite der Schizophrenie*“ befassten, erweiterten mein Verständnis von psychischen Krisen. Viel lernte ich in der Redaktion der Zeitschrift *Soziale Psychiatrie* und von Menschen, die selbst Psychosen durchlebt haben oder als Angehörige von solchen Erfahrungen betroffen waren. All diese Begegnungen halfen mir bei der Frage, warum überhaupt Menschen so dramatisch aus dem Gleis geraten und buchstäblich *verrückt* werden können.

Ermutigend waren die Seminare des Doktoranden-Kolloquiums des Instituts für Sozialpädagogik der Universität Münster in der angenehmen Atmosphäre Rothenberges. Ferner unterstützte mich das *Deutsche Literatur-Archiv* bei der Materialsichtung. Die Gesprächsrunden im Collegienhaus in Marbach am Neckar enthielten spannende Anregungen. In *Ellens Buchhandlung* in Münster bekam ich manchen guten Literaturhinweis und konnte mich über Neuerscheinungen auf dem Markt der autobiographischen Reisetexte auf dem Laufenden halten. Und zahlreiche Bekannte bereicherten durch ihre Erfahrungen mit der Fremde meinen Horizont. Sehr wertvoll waren die Hinweise von Dr. Michaela Walliser, die mich auf das Stendhal-Syndrom aufmerksam machte, mir Max Dauthendey nahe legte und die Korrektur unterstützte, ebenso wie Dr. Ekkehard Wurster und Dr. Thomas Böhm, deren methodische Nachfragen konstruktiv waren. Dr. Annette Kopetzky half mir beim Verständnis der Arbeit von Graziella Magherini, übersetzte Passagen und berichtete von Freuds Rom-Reisen. Durch Wilfried Fuchs und Barbara Krohn wurde ich mit Rolf D. Brinkmann vertraut und gewann einen Zugang zur literaturwissenschaftlichen Forschung bezüglich der Italienreisen deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Ohne die Erfahrung von Sigmar Binder hätte ich Hölderlins Dichtung niemals so intensiv kennen gelernt. Ihnen allen und den zahlreichen Kollegen und Freunden, die Anteil am Verlauf der Studie nahmen, danke ich für das Interesse und die guten Gespräche. Und schließlich gab Susanne Barenhoff den Dateien der Arbeit den letzten Feinschliff.

Vor allen Dingen danke ich meiner Familie für das Verständnis und die Unterstützung bei diesem Projekt. Durch ihre Hilfe konnte ich an wohlthuenden Orten – auf einer Berghütte nahe der Lenzerheide, im Kloster St. Josef im Kanton Schwyz, in Schleswig am Ufer der Schlei, am Fuße des Teutoburger Waldes und besonders in Marbach am Neckar – in Ruhe arbeiten. Mein Sohn Benjamin zeigte viel Geduld mit mir, wenn ich in den letzten Jahren allzu oft am Schreibtisch saß oder den Kopf nur ungenügend frei hatte für spielerische Aktivitäten. In ganz besonderer Weise bin ich meiner Frau Barbara zu Dank verpflichtet: Sie hatte nicht nur großes Verständnis für die zeitaufwendige Beschäftigung, die für diese Studie notwendig war, sondern sah auch das Manuskript in den unterschiedlichsten Phasen immer wieder kritisch durch und gab mir wesentliche Anregungen. Ihr ist diese Arbeit gewidmet.

*Münster, im Mai 2006*

## Literaturverzeichnis:

- Abdelouahab, Farid (2005): *Unterwegs! Reisetagebücher aus fünf Jahrhunderten*. Kehl: Kubik/RvR Verlag
- Aderholt, Volkmar (1993): *Die akute Schizophrenie als Prozess der Selbstgestaltung*. Köln: Dissertation / Manuskript
- Aichinger, Ingrid (1989): *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk*. In: Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.170-200
- Ainsworth, Mary et al. (1978): *Patterns of Attachment. A psychological study of the strange situation*. Hillsdale/New York: Erlbaum
- Akache-Böhme, Farideh (2000): *In geteilten Welten. Fremdheitserfahrungen zwischen Migration und Partizipation*. Frankfurt a.M.: Brandes u. Apfel
- Alanen, Yrjö O. (2001): *Schizophrenie. Entstehung, Erscheinungsformen und die bedürfnisangepasste Behandlung*. Aus dem Englischen von Gernot Hess. Stuttgart: Klett-Cotta
- Allers, Rudolf (1920): *Über psychogene Störungen in sprachfremder Umgebung*. In: *Zeitschrift der Gesellschaft für Neurologische Psychiatrie*, Heft 60/1920, S.281-289
- Amrain, Susanne (1992): *Virginia Woolf 1882-1941*. In: Duda, Sibylle; Pusch, Luise F. (Hrsg.): *WahnsinnsFrauen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.174-225
- Andersch, Alfred (1970): *Wanderungen im Norden*. 5.Aufl., Zürich: Diogenes
- Andersch, Alfred (1984): *Hohe Breitengrade oder: Nachrichten von der Grenze*. Zürich: Diogenes
- Andreas Salomé, Lou (1988): *Rainer Maria Rilke*. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Anft, Michael (1993): *Flow. Tourismus und Flow-Erleben*. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H.-Jürgen (Hrsg.): *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie*. München: Quintessenz, S.141-147
- Anz, Thomas (1995): *Psychoanalyse in der literarischen Moderne*. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): *Psychoanalyse und die Geschichtlichkeit von Texten*. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.14, Würzburg: Königshausen & Neumann, S.307-318
- Anz, Thomas (1997): *Psychoanalyse in der literarischen Moderne. Ein Forschungsbericht und Projektentwurf*. In: Richter, Karl et al. (Hrsg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Stuttgart: Metzler, S.377-413
- Arenz, Dirk (2001): *Eponyme und Syndrome in der Psychiatrie. Biographisch-klinische Beispiele*. Köln: Viavital-Verlag
- Arieti, Silvano (1986): *Schizophrenie. Ursachen – Verlauf – Therapie*. 2.Aufl., München u. Zürich: Piper
- Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.) (1981): *Rolf Dieter Brinkmann. Text und Kritik*, Heft 71; München: R.Boorberg Verlag
- Assmann, Aleida (1998): *Erinnerungsräume*. München: Beck
- Atik, Güldane (1990): *Psychische und physische Gesundheit ausländischer Mitbürger in der Bundesrepublik*. In: Evangelische Akademie Iserlohn (Hrsg.): *Krank in der Fremde. Tagungsprotokoll*, S.24-40
- Atze, Marcel; Loquai, Franz (Hrsg.) (2005): *Sebald. Lektüren*. Eggingen: Edition Isele.
- Auf dem Garten, Gertrud (1995): *Schattenbilder. Tagebuch eines Weges aus der Psychiatrie*. Neumünster: Paranus-Verlag

- Bachleitner, Reinhard (1997): Suizid durch Tourismus – Faktum oder Fiktion ? In: *Tourismus-Journal* 1/97, S.225-238
- Bade, Klaus (2000): *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München: C.H.Beck
- Barnes, Mary (1973): *Meine Reise durch den Wahnsinn*. München: Kindler
- Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Barthes, Roland (2002): *Die Lust am Text*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bartholomew-Günther, Joachim (1994): Regelhafte Abläufe in der psychotherapeutischen Arbeit mit schizophren-regressiven Menschen. In: Streeck, Ulrich; Bell, Karin (Hrsg.): *Die Psychoanalyse schwerer psychischer Erkrankungen*. München: Pfeiffer, S.244-257
- Bartholomew-Günther, Joachim (1999): Moralität und Destruktivität – Zur Pathodynamik der Schizophrenie. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): *Schizophrenie – eine affektive Erkrankung?* Stuttgart u. New York: Schattauer, S.204-209
- Battegay, Raymond (1992): *Grenzsituationen*. Frankfurt a.M.: Fischer
- Bäumli, Josef (1994): *Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis*. Berlin/New York: Springer
- Bauer, Joachim (2004): *Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern*. München u. Zürich: Piper
- Bauer, Thomas (2001): Fremdheit in der klassischen arabischen Kultur und Sprache. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): *Fremdes in fremden Sprachen*. München: Fink Verlag, S.85-107
- Bauerkämper, Arnd; Bödeker, Hans Erich; Struck, Bernhard (Hrsg.) (2004): *Die Welt erfahren. Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute*. Frankfurt a.M.: Campus
- Baum, Vicky (1987): *Menschen im Hotel*. Köln: Kiepenheuer&Witsch
- Bauman, Zygmunt (1991): *Moderne und Ambivalenz*. In: Bielefeld, Uli (Hrsg.): *Das Eigene und das Fremde*. Hamburg: Junius, S.23-49
- Bauman, Zygmunt (1995): *Identitätsprobleme in der Postmoderne*. Vortrag auf dem Kongress der Neuen Gesellschaft für Psychologie am 2.März 1995 in München
- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Aus dem Englischen von Martin Suhr. Hamburg: Hamburger Edition
- Bauman, Zygmunt (2003): *Flüchtige Moderne*. Aus dem Englischen von Reinhard Kreissl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Baumgartner, Walter; Fechner-Smarsly, Thomas (Hrsg.) (2003): *August Strindberg. Der Dichter und die Medien*. München: Wilhelm Fink Verlag
- Bausinger, Hermann; Beyrer, Klaus; Korff, Gottfried (Hrsg.) (1991): *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. München: Beck
- Beck, Adolf (1957): Eine Personalbeschreibung von Hölderlin und die Frage seines Weges nach Bordeaux. In: *Hölderlin-Jahrbuch*, Bd.10, S.67-72
- Beck, Adolf (Hrsg.) (1975): *Hölderlin. Chronik seines Lebens mit ausgewählten Bildnissen*. Frankfurt a.M.: Insel
- Beck, Adolf (1977): Hölderlin im Juni 1802 in Frankreich? Zur Frage seiner Rückkehr von Bordeaux. In: *Hölderlin-Jahrbuch* Bd. 19/20 (1975-1977), S.458-475

- Beck, Ulrich (1995): Eigenes Leben. Skizzen zu einer biographischen Gesellschaftsanalyse. In: Beck, Ulrich; Vossenkühl, Wilhelm; Ziegler, Ulf (Hrsg.): Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft. München: Beck
- Becker, Jürgen (1983): Die Tür zum Meer. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Beissner, Friedrich (1954): Hölderlin in Frankreich. In: Deutschland-Frankreich. Ludwigsburger Beiträge, Stuttgart: Deutsch-Französisches Institut, S.120-130
- Beitler, Helene und Beitler, Hubert (2002): Psychose und Partnerschaft. 2.Aufl., Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Bender, Hans (Hrsg.) (1978): Das Insel Buch vom Reisen. Frankfurt a.M.: Insel
- Benedetti, Gaetano (1975): Ausgewählte Aufsätze zur Schizophrenielehre. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Benedetti, Gaetano (1983): Todeslandschaften der Seele. Psychopathologie, Psychodynamik und Psychotherapie der Schizophrenie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Benedetti, Gaetano (1986): Der Identitätsverlust in der schizophrenen Psychose. In: Benedetti, Gaetano u. Wiesmann, Louis (Hrsg.): Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S.224-238
- Benedetti, Gaetano (1992): Psychotherapie als existenzielle Herausforderung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Benedetti, Gaetano; Wiesmann, Louis (Hrsg.) (1986): Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht
- Benjamin, Walter (1977): Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Benjamin, Walter (1987): Berliner Kindheit um Neunzehnhundert. Fassung letzter Hand. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Benjamin, Walter (1991): Gesammelte Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem; hrsg. v. Rolf Thiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Beretti, Michel; Heusser, Armin (Hrsg.) (1997): Der letzte Kontinent. Bericht einer Reise zwischen Kunst und Wahn. Zürich: Limmat Verlag
- Berg, Sybille (1996): Das Meer schaut zurück. In: Wellmann, Angelika (Hrsg.): Oh, das Meer. Leipzig: Reclam, S.166-169
- Bergmann, Klaus (1984): Spaziergänge in die Tiefen der Gesellschaft. In: Bergmann, Klaus u. Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 208-227
- Bergmann, Klaus; Ockenfuß, Solveig (Hrsg.) (1984): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Bernhardt, Rüdiger (1999): August Strindberg. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Bersier, Gabrielle (1983): Reise als Umrahmung der Utopie. In: Griep, Wolfgang; Jäger, Hans-Wolf (Hrsg.): Reise und soziale Realität am Ende des 18.Jahrhunderts. Heidelberg: Carl Winter Verlag, S.292-301
- Bertaux, Pierre (1977): Hölderlin in und nach Bordeaux. Eine biographische Untersuchung. In: Hölderlin-Jahrbuch Bd. 19/20, S.94-111
- Bertaux, Pierre (1981): Friedrich Hölderlin. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bichsel, Peter (1984): Der Leser. Das Erzählen. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. 4.Aufl., Darmstadt u. Neuwied: Luchterhand

- Bielefeld, Uli (1991): Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären. In: Ders. (Hrsg.) Das Eigene und das Fremde: Neuer Rassismus in der alten Welt? Hamburg: Junius, S.97-128
- Biernat, Ulla (2004): „Ich bin nicht der erste Fremde hier“. Zur deutschsprachigen Reiseliteratur nach 1945. Würzburg: Königshausen&Neumann
- Binswanger, Ludwig (1965): Wahn. Beiträge zu einer phänomenologischen und daseinsanalytischen Erforschung. Pfullingen: Neske
- Birnbaum, Karl (1920): Psycho-Pathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzlande. Berlin: Verlag Julius Springer
- Bitterli, Urs (1991): Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. 2.Aufl., München: Beck
- Blankenburg, Wolfgang (1971): Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein Beitrag zur Psychopathologie. Stuttgart: Enke
- Bloch, Ernst (1959): Das Prinzip Hoffnung. Bd.1, Kapitel 1-37. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bock, Thomas et al. (Hrsg.) (1995): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Bock, Thomas (2004): Achterbahn der Gefühle. Mit Manie und Depression leben lernen. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.) (2004): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Bock, Thomas; Koesler, Andreas (2004): Bipolarität – anthropologisches Verständnis und therapeutische Konsequenzen. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.) (2004): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.219-229
- Bock, Thomas; Koesler, Andreas (2005): Bipolare Störungen. Manie und Depression verstehen und behandeln. Bonn, Psychiatrie-Verlag
- Bock, Thomas (2006): Eigensinnig, jung, verrückt... Wege zur ersten Behandlung junger psychotischer Menschen. In: Soziale Psychiatrie 1/2006, S.38-40
- Böker, Heinz (1995): Psychose und Konflikt. Handlungsdialoge, Zwischenräume und kontextbezogene psychotherapeutische Haltung. In: Sozialpsychiatrische Informationen, 1/1995, S.23-29
- Böker, Heinz (2001): Psychodynamik der affektiven Psychosen. In: Schwarz, Frank; Maier, Christian (Hrsg.): Psychotherapie der Psychosen. Stuttgart: Thieme, S.170-188
- Bödl, Klaus (2003): Die fernen Inseln. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Boesch, Ina (1996): Reisen Frauen anders? Variationen über Miss Liberty. In: Grüttner, Karin; Plüss, Christine (Hrsg.): Herrliche Aussichten. Frauen im Tourismus. Zürich, S.204-217
- Boetius, Henning (1995): Ich ist ein anderer. Das Leben des Arthur Rimbaud. Frankfurt a.M.: Eichborn
- Böttcher, Gerd (1993): Identität und Fremdheit. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.184-198
- Bohleber, Werner (1996): Identität und Selbst. Die Bedeutung der neueren Entwicklungsforschung für die psychoanalytische Theorie des Selbst. In: Bohleber, Werner (Hrsg.): Adoleszenz und Identität. Stuttgart: Verlag Internat. Psychoanalyse, S.268-302
- Bohleber, Werner (1996): Zur Psychoanalyse der männlichen Adoleszenz. In: Gruppenanalyse, Vol. 6, Heft 1, S.41-56

- Bohleber, Werner (1999): Psychoanalyse, Adoleszenz und das Problem der Identität. In: Psyche, Heft 6/99, S.507-529
- Bohleber, Werner (2004): Adoleszenz, Identität und Trauma. In: Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.): Adoleszenz, Bindung, Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, S.229-242
- Bollas, Christopher (2000): Genese der Persönlichkeit. Psychoanalyse und Selbsterfahrung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Boomers, Sabine (2004): Reisen als Lebensform. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag
- Bosse, Hans (1994): Der fremde Mann. Eine Ethnoanalyse. Unter Mitarbeit von Werner Knauss. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Bourguignon, E. (1987): Alternierende Persönlichkeiten, Besessenheitstrance und die psychische Einheit des Menschen. In: Duerr, Hans Peter (Hrsg.): Die Wilde Seele. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.331-347
- Bouvier, Nicolas (2002): Die Erfahrung der Welt (*L'Usage du monde*. Genève 1963). Aus dem Französischen von Trude Fein. Herausgegeben von Roger Perret. 3.Auflage, Basel: Lenos
- Bouvier, Nicolas (2002): Der Skorpionsfisch. Aus dem Französischen von Barbara Erni. Zürich: Ammann
- Bouvier, Nicolas (2005): Das Leere und das Volle. Reisetagebuch aus Japan. Aus dem Französischen von Giö Waackerlin Induni. Basel: Lenos
- Bowlby, John (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München: Kindler
- Bowlby, John (1976): Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. München: Kindler
- Bowlby, John (1982): Das Glück und die Trauer. Stuttgart: Klett-Cotta; (orig. 1979: The making and breaking of affectional bonds. London: Tavistock Publications)
- Bowlby, John (1995): Mutterliebe und kindliche Entwicklung. München: E.Reinhardt-Verlag
- Bowles, Paul (1990): Der Weg nach Tassemsit. Bonn: Frank & Frei Verlag
- Boyle, Nicholas (1991): Goethe. The Poet and the Age. Oxford: Clarendon Press
- Bräuer, Rolf (1997): Das abenteuerliche Unterwegssein und ‚Erfahren‘ der Welt als konstitutive Existenzweise des epischen Helden der mittelalterlichen Literatur. In: Erfen, Irene; Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): Fremdheit und Reisen im Mittelalter. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S.53-63
- Bräunig, Peter; Krüger, Stefanie (2000): Karl Ludwig Kahlbaum – ein Protagonist der modernen Psychiatrie. In: Psychiatrische Praxis, Heft 27, S.112-118
- Braudel, Fernand (2001): Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Phillips II. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Braun, Otmar L. (1989): Vom Alltagsstress zur Urlaubszufriedenheit. Untersuchungen zur Psychologie des Touristen. Universität Bielefeld: Dissertation
- Braun, Otmar L.; Lohmann, Martin (1989): Die Reiseentscheidung. Starnberg: Studienkreis für Tourismus
- Bremer, Fritz (1998): Erhörte Welt – Vom Heimweh nach den Stimmen der Götter. In: Stratenwerth, Irene und Bock, Thomas (Hrsg.): Stimmen hören. Hamburg: Kabel Verlag, S.127-144
- Brenk, Fabian (2004): Meine Psychoseerfahrung. <http://mitglied.lycos.de/fbrenk/Psychose.htm> (20.06.04)
- Brenner, Peter J. (Hrsg.) (1989): Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp



- Brenner, Peter J. (1990): Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. Tübingen: Niemeyer
- Brenner, Peter J. (1997): Schwierige Reisen. Wandlungen des Reiseberichts in Deutschland 1918-1945. In: Ders. (Hrsg.): Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum ‚Dritten Reich‘. Tübingen: Niemeyer, S.127-176
- Bresser, Harald (1995): Gesund auf Reisen. Hattdorf: Schettler
- Brilli, Attilio (1997): Als Reisen eine Kunst war. Berlin: Wagenbach
- Brilli, Attilio (1999): Das rasante Leben. Die Anfänge des Reisens mit dem Automobil. Berlin: Wagenbach
- Brinkmann, Rolf Dieter (1979): Rom, Blicke. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Brinkmann, Rolf Dieter (1987): Erkundungen für die Präzisierung des Gefühls für einen Aufstand. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Brisch, Karl Heinz (1999): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta
- Brisch, Karl Heinz; Grossmann, Klaus E.; Grossmann, Karin; Köhler, Lotte (Hrsg.): (2002): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention, klinische Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta
- Brisch, Karl Heinz (2003): Grundlagen der Bindungstheorie und aktuelle Ergebnisse der Bindungsforschung. In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.51-69
- Brose, Hanns-Georg; Hildenbrand, Bruno (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske und Budrich
- Brückner, Burkhard (1995): Das Tagebuch als Selbsthilfe. In: Bock, Thomas et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.191-193
- Bruns, Georg (1991): Die Fähigkeit zum Abschied. Frühkindliche Separation als Modell der Überwindung von Trauer, Depression und Psychose. In: Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd.28, S.71-105
- Bruyn, Günther de (1995): Das erzählte Ich. Über Wahrheit und Dichtung in der Autobiographie. Frankfurt a.M.: Fischer
- Buch, Hans Christoph (1991): Die Nähe und die Ferne. Bausteine zu einer Poetik des kolonialen Blicks. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Buck, Dorothea (1996): Symbolhandlungen als Ausdruck des Sinn-Erlebens in der Psychose. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie 12/96, S.12-19
- Bülow, Edeltraud (1998): Schreiben und Lesen in kognitionstheoretischer Sicht. In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Lesen und Schreiben in psychischen Krisen, Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag / Paranus-Verlag, S.100-106
- Büscher, Wolfgang (2003): Berlin – Moskau. Eine Reise zu Fuß. 3.Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Bulik, Sven Ramos (2006): Was für eine Reise. Bis an die Grenzen des Verstandes. Und zurück. In: Soziale Psychiatrie 1/2006, S.20-23
- Burke, Ross David (1997): Wenn die Musik verstummt. Meine Reise in die Schizophrenie. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Burkhardt-Neumann, Carola (1999): Bin ich wirklich schizophren? Die unsicheren Diagnosen der Psychiatrie und ihre Folgen für die Patienten. München: Zenit-Verlag

- Campanile, Anna (2001): „Mit einem Blick, der von weither zu kommen scheint.“ Die Fremdwahrnehmung im Werk Annemarie Schwarzenbachs. In: Willems, Elvira (Hrsg.): Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin. 2. Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.93-105
- Camus, Albert (1972): Tagebücher 1935-1951. Aus dem Französischen von Guido G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Camus, Albert (1973a): Licht und Schatten. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.8-74
- Camus, Albert (1973b): Hochzeit des Lichts. In: Ders., Literarische Essays. Deutsch von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.76-121
- Camus, Albert (1991): Tagebuch März 1951 bis Dezember 1959. Aus dem Französischen Von G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Camus, Albert (1997): Reisetagebücher. Herausgegeben von Roger Quilliot. Deutsch von Guido G.Meister. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Canetti, Elias (1965): Dialog mit dem grausamen Partner. In: Schultz, Uwe (Hrsg.): Das Tagebuch und der moderne Autor. München: Carl Hanser, S.49-70
- Canetti, Elias (1970): Alle vergeudete Verehrung. Aufzeichnungen 1949-1960. München: Carl Hanser Verlag
- Canetti, Elias (1980): Die Stimmen von Marrakesch. Aufzeichnungen nach einer Reise. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Cendrars, Blaise (2005): Abhauen. In: Zingg, Martin (Hrsg.): Auf Reisen. Geschichten von unterwegs. Basel: Lenos-Verlag, S.13-20
- Chasseguet-Smirgel, Janine (1982): Letztes Jahr in Marienbad. Zur Methodologie der psychoanalytischen Erschließung des Kunstwerks. In: Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): Psychopathographien des Alltags. Schriftsteller und Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.172-201
- Chasseguet-Smirgel, Janine (1995): Das Ich-Ideal. Psychoanalytische Essays über die „Krankheit der Idealität“. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Chatwin, Bruce (1991): Was mache ich hier? Aus dem Englischen von Anna Kamp. München/Wien: Carl Hanser
- Chatwin, Bruce (1995): Auf Reisen. Photographien und Notizen, hrsg. von David King und Francis Wyndham. Frankfurt a.M.: Fischer
- Chatwin, Bruce (1996): Der Traum der Ruhelosen. Aus dem Englischen von Anna Kamp. München/Wien: Carl Hanser
- Ciampi, Luc (1998): Affektlogik. Über die Struktur der Psyche und ihre Entwicklung. 5.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta
- Claessens, Dieter (1991): Das Fremde, Fremdheit und Identität. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.45-55
- Clausen, Jens (1997): Vom Verlassen sicherer Häfen. In: Soziale Psychiatrie 4/97, S.4-7
- Collatz, Jürgen (2001): Bedarf und Inanspruchnahme psychiatrischer Versorgung durch Migrantinnen und Migranten. In: Hegemann, Thomas u. Salman, Ramazan (Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für die Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 52-63
- Confino, Alon (1998): Tourismusgeschichte Ost- und Westdeutschlands. Ein Forschungsbericht. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.2, Köln: DuMont-Verlag, S.145-151

- Corin, Ellen (1997): Die Dichte des Seins. Intentionale Welten, Identitätsstrategien und die Erfahrung von Personen mit der Diagnose Schizophrenie. In: Angermeyer, Matthias; Zaumseil, Manfred (Hrsg.): Verrückte Entwürfe. Kulturelle und individuelle Verarbeitung psychischen Krankseins. Bonn: Edition „Das Narrenschiff“ im Psychiatrie-Verlag, S.166-205
- Cremerius, Johannes (1981): Die Konstruktion der biographischen Wirklichkeit im analytischen Prozeß. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.1, Frankfurt a.M.: P.Lang-Verlag, S.15-37
- Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.) (1991): Über sich selber reden. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, Würzburg: Königshausen&Neumann
- Csikszentmihalyi, Mihaly (1985): Das Flow-Erlebnis. Stuttgart: Klett-Cotta
- Damasio, Antonio R. (2000): Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins. Aus dem Englischen von Hainer Kober. 2.Aufl., München: List Verlag
- Damm, Sigrid (1989): Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz. Frankfurt a.M.: Insel
- Datler, Wilfried (2003): Ist Bindungstheorie von psychoanalytischer Relevanz? In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.71-108
- Dauthendey, Max (1935): Die festliche Weltreise. Eine Auswahl aus seinen Werken. München: Langen / Müller-Verlag
- Dauthedey, Max (1978): Exotische Novellen. Herausgegeben von H.Gerstner. Stuttgart: Reclam
- Dautendey, Max (1990): Sieben Meere nahmen mich auf. Lebensbild. Herausgegeben von Hermann Gerstner. Frankfurt a.M.: Ullstein
- David, Matthias (Hrsg.) (2001): Migration und Gesundheit. Zustandsbeschreibung und Zukunftsmodelle. 3.Aufl., Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag
- Dettmering, Peter (1995): Psychoanalyse als Instrument der Literaturwissenschaft. 2., überarb. Aufl., Eschborn bei Frankfurt a.M.: Verlag D.Klotz
- Dewitz, Hans-Georg (1980): Nachwort zu Goethes Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Dieckmann, Dorothea (2003): Das Nichts zwischen den Dingen. (Rezension zu: Klaus Bödl: Die fernen Inseln). In: Die Zeit Nr.24, 05.06.03, Zeit-Literatur-Beilage, S.13
- Diesfeld, Hans Jochen; Krause, Gerard (1997): Praktische Tropen- und Reisemedizin. Stuttgart/New York: Thieme
- Dietsche, Petra (1985): Das Staunen über das Fremde. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag
- Dilling, Horst et al. (Hrsg.) (1999): Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10. Kapitel V (F): klinisch-diagnostische Leitlinien. 3.Aufl., Bern/Stuttgart/Toronto: Hans Huber
- Dilthey, Wilhelm (1927): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd.VII, hrsg. v. B.Groethuysen. Leipzig und Berlin: Verlag Teubner
- Dilthey, Wilhelm (1981): Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Frankfurt a.M., Suhrkamp
- Dilthey, Wilhelm (1989): Das Erleben und die Selbstbiographie. In: Niggel, Günter (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.21-34
- Dönhoff, Marion Gräfin v. (1998): Der Effendi wünscht zu beten. Reisen in die vergangene Fremde. Berlin: Siedler

- Dörner, Klaus; Plog, Ursula (2002): Irren ist menschlich. Lehrbuch der Psychiatrie und Psychotherapie. Neuausgabe, Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Dohrenwend, B.P. et al. (1995): Life events and other possible psychosocial risk factors for episodes of schizophrenia and major depression: A case-control study. In: Mazure, C.M. (Hrsg.): Does stress cause psychiatric illness? Washington DC: American Psychiatric Press, S.43-65
- Donner, Herbert (1979): Pilgerfahrt ins Heilige Land. Die ältesten Berichte christlicher Palästina-Pilger. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk.
- Dornes, Martin (1993): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a.M.: Fischer
- Dornes, Martin (1997): Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt a.M.: Fischer
- Dornes, Martin (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt a.M.: Fischer
- Drews, Jörg (1991): Selbststilisierung, Selbstbetrug oder Leserbetrug? J.G.Seumes Bericht vom Wendepunkt seiner Italienreise im Jahr 1802. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Über sich selber reden. Zur Psychoanalyse autobiographischen Schreibens. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 9-24
- Duda, Sibylle; Pusch, Luise F. (Hrsg.) (1992): WahnsinnsFrauen. Bd. 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Duda, Sibylle; Pusch, Luise F. (Hrsg.) (1996): WahnsinnsFrauen. Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Eckardt-Henn, Annegret; Hoffmann, Sven Olaf (2004): Dissoziative Bewusstseinsstörungen. Theorie, Symptomatik, Therapie. Stuttgart/New York: Schattauer
- Eckstaedt, Anita (1991): Wie Patienten erzählen. Psychoanalytische Dialogstrukturen. In: Cremerius, Johannes (Hrsg.): Über sich selber reden. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, Würzburg: Königshausen&Neumann, S.25-32
- Eder, Walter (1991): Zu Hause in der Fremde? Der Verlust der Raumerfahrung als Verlust des Erfahrungsraums beim Reisen. In: Schäffter, Ortfried (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.158-172
- Ehrenberg, Alain (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Aus dem Französischen von Manuela Lenzen und Martin Klaus. Frankfurt a.M.: Campus Verlag
- Eissler, Kurt R. (1989): Sigmund Freud - eine biographische Skizze. In: Freud, Ernst; Freud, Lucie; Grubrich-Simitis, Ilse (Hrsg.) (1989): Sigmund Freud – Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a.M.: Insel, S.10-39
- Eissler, Kurt R. (1983): Goethe. Eine psychoanalytische Studie. Frankfurt a.M.: Stroemfeld
- Ekstein, Rudolf (1996): Schizophrene Jugendliche im Kampf um Trennung und Individuation. In: Bohleber, Werner (Hrsg.): Adoleszenz und Identität. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S.208-237
- Elgeti, Ricarda (1999): Die Bedeutung von Bindungswünschen als Auslöser schizophrener Erlebens. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.220-227
- Elzer, Matthias (1992): Psychose und Adoleszenz. Zur Bedeutung von Triebkonflikten für die Manifestation psychotischer Störungen. In: Mentzos, Stavros (Hrsg.): Psychose und Konflikt. Zur Theorie und Praxis der analytischen Psychotherapie psychotischer Störungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S.103-126
- Emrich, Hinderk M. (2004): Das Gefühlshafte der Wirklichkeitserfahrung. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.44-54

- Endriss, Beate; Scherer, Bernd; Storch, Wolfgang (Hrsg.) (1998): Das weiße Meer. Erkundungen des Mittelmeers. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Engel, Manfred (1997): „Weder Seiende, noch Schauspieler“. Zum Subjektivitätsentwurf in Rilkes ‚Malte Laurids Brigge‘. In: Rilke heute. Der Ort des Dichters in der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.181-200
- Engelhardt, Dietrich von (Hrsg.) (1990): Melancholie in Literatur und Kunst. Hürtgenwald: G.Pressler Verlag
- Engelhardt, Michael von (1990): Sprache und Identität. Zur Selbstdarstellung und Selbstsuche im autobiographischen Erzählen. In: Kössler, Henning (Hrsg.): Sprache. Fünf Vorträge. Erlangen: Universitätsverlag, S.65-88
- Enzensberger, Hans Magnus (1973): Eine Theorie des Tourismus. In: Enzensberger, Hans Magnus: Einzelheiten I: Bewußtseins-Industrie. 8.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.179-205
- Enzensberger, Hans Magnus (Hrsg.) (1995): Nie wieder! Die schlimmsten Reisen der Welt. Frankfurt a.M.: Eichborn
- Erdheim, Mario (1988): Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Erdheim, Mario (1993): Das Fremde – Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.167-183
- Erdheim, Mario (1996): Das Eigene und das Fremde. Ethnizität, kulturelle Unverträglichkeit und Anziehung. In: Haase, Helga (Hrsg.): Ethnopschoanalyse. Wanderungen zwischen den Welten. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S.173-190
- Erdheim, Mario; Nadig, Maya (1979): Größenphantasien und sozialer Tod. In: Kursbuch 58, hrsg. v. Hans M. Enzensberger, Berlin: Rotbuch-Verlag, S.115-126
- Erfen, Irene; Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.) (1997): Fremdheit und Reisen im Mittelalter. Stuttgart: Franz Steiner Verlag
- Erikson, Erik H. (1974): Jugend und Krise. Stuttgart: Klett-Cotta
- Erikson, Erik H. (1976): Kindheit und Gesellschaft. 6. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta (orig. 1950)
- Erikson, Erik H. (1977): Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Erikson, Erik H. (1979): Identität und Lebenszyklus. 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp (orig.1959)
- Erlenberger, Maria (1977): Der Hunger nach Wahnsinn. Ein Bericht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Erlich, H.Shmuel (1996): Verleugnung in der Adoleszenz. In: Bohleber, Werner (Hrsg.): Adoleszenz und Identität. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S.128-153
- Ernst, Heiko (1999): Reisen, um sich zu verändern. In: Psychologie Heute, 7/99, S.20-27
- Ertl, Eric (1984): Auf eigenen Füßen. In: Bergmann, Klaus; Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.187-207
- Eschbach-Szabo, Viktoria (2001): Das Fremde auf den fernen japanischen Inseln. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Fremdes in fremden Sprachen. München: Fink Verlag, S.205-225
- Esswein, Hermann (1904): August Strindberg. Ein psychologischer Versuch. München: Piper
- Falkai, Peter (2003): Schizophrenie – auf einen Blick. Berlin/Oxford: Blackwell-Verlag

- Farrelly, Daniel J. (1995): „Wie bin ich froh, daß ich weg bin“: Goethes erste Reise in die Schweiz – Reisen als Flucht. In: Fuchs, Anne und Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.417-427
- Fend, Helmut (1991): Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Selbstfindung und Hineinwachsen in die Kultur. Bern/Göttingen/Toronto: Hans Huber
- Fend, Helmut (1994): Die Entdeckung des Selbst und die Verarbeitung der Pubertät. Bern, Göttingen, Toronto: Hans Huber
- Fermor, Patrick L. (2000): Reise in die Stille. München: Hanser-Verlag
- Fichtner, Gerhard (Hrsg.) (1980): Psychiatrie zur Zeit Hölderlins. Tübingen: Universitätsbibliothek
- Fiedler, Peter (2001): Dissoziative Störungen und Konversion. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Weinheim: Beltz
- Finck, Almut (1999): Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie. Berlin: Erich Schmidt Verlag
- Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.) (2003): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Finzen, Asmus (1993): Schizophrenie. Die Krankheit verstehen. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Fischer, Gottfried (1991): Sartre's *Die Wörter*: Zwischen Selbstanalyse und persönlichem Mythos. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Über sich selber reden. Zur Psychoanalyse autobiographischen Schreibens. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, S.37-48
- Fischer, Gottfried (1996): Die beziehungstheoretische Revolution. Gedanken zur Methodik der modernen psychoanalytischen Literaturwissenschaft. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Methoden in der Diskussion. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.15, Würzburg: Königshausen & Neumann, S.11-32
- Fisher, Shirley (1990): Heimweh. Das Syndrom und seine Bewältigung. Bern/Göttingen/Toronto: Hans Huber
- Fleischmann, Uta (1988): Reisen ins Leere der Welt. Annemarie Schwarzenbach 1908-1942. In: Potts, Lydia (Hrsg.): Aufbruch und Abenteuer. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785. Berlin, Orlanda, S.163-168
- Fleischmann, Uta (Hrsg.) (2001): „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben“. Annemarie Schwarzenbach an Erika und Klaus Mann; Briefe 1930-1942. 3.Aufl., Herbolzheim: Centaurus Verlag
- Fonagy, Peter (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Aus dem Englischen von Maren Klostermann. Stuttgart: Klett-Cotta
- Frank, Manfred (1991): Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Stuttgart: Reclam
- Frank, Manfred (2003): Selbstgefühl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Frederiksen, Elke (1991): „Ich reise, um zu leben“. Selbsterfahrung in der Erfahrung des Fremden. In: Iwasaki, Eijiro (Hrsg.) (1991): Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Bd.9, München: Iudicium-Verlag, S.209-219
- Fremmer-Bombik, Elisabeth (1999): Innere Arbeitsmodelle von Bindung. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.109-119
- Freud, Ernst; Freud, Lucie; Grubrich-Simitis, Ilse (Hrsg.) (1989): Sigmund Freud – Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a.M.: Insel
- Freud, Sigmund (1910): Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. In: Ders., Gesammelte Werke, Bd.XIV, Frankfurt a.M.: S.Fischer, S.419-506

- Freud, Sigmund (1980): Briefe 1873-1939. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst und Lucie Freud. 3.Aufl., Frankfurt a.M.: S.Fischer-Verlag
- Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke, Bd.1-18, Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Freud, Sigmund (2002): „Unser Herz zeigt nach Süden“. Reisebriefe 1895-1923. Herausgegeben von Christfried Tögel unter Mitarbeit von Michael Molnar. Berlin: Aufbau Verlag
- Frey, Hans P.; Haußer, Karl (Hrsg.) (1987): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart: Enke-Verlag
- Frisch, Max (1975): Stichworte. Ausgewählt von Uwe Johnson. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Fritz, Horst (1990): Innerlichkeit und Selbstreferenz. In: Engelhardt, Dietrich von (Hrsg.): Melancholie in Literatur und Kunst. Hürtgenwald: G.Pressler Verlag, S.89-110
- Frodl, Aglaja (2004): Das Selbst im Stil. Die Autobiographien von Muriel Spark und Doris Lessing. Münster: Lit-Verlag
- Fuchs, Anne (1995): Der touristische Blick: Elias Canetti in Marrakesch. Ansätze zu einer Semiotik des Tourismus. In: Fuchs, Anne; Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.71-86
- Fuhrer, Urs (2000): Selbstentwicklung in Kindheit und Jugend. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz / Psychologie Verlags Union, S.39-57
- Ganeshan, Vridhagiri (1994): Das Eigene und das Fremde in der Indienbegegnung deutscher Schriftsteller. In: Hardt, Dietrich (Hrsg.): Fiktion des Fremden. Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 161-179
- Gay, Peter (1989): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt a.M.: S.Fischer Verlag
- Gebauer, O.J. (1981): Urlaub und Erholung in therapeutischer Sicht. Diss.phil. Freie Universität Berlin
- Geißler, Peter (2004): Die relationale Psychoanalyse – eine Brücke zur Säuglingsforschung. In: Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.) Das Selbst und der Andere. Psychosozial, Heft 97/2004, S.43-54
- Gellhorn, Martha (1990): Reisen mit mir und ihm. Berichte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Georgiadou, Areti (1995): „Das Leben zerfetzt sich mir in tausend Stücke“. Annemarie Schwarzenbach – eine Biographie. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag
- Gerisch, Benigna (2004): „Ich bin das Immerzu-ans-Sterben-Denken“. Psychoanalytische Betrachtungen zum Motiv des Auseinanderfallens und Zusammenfügens im Werk von Ingeborg Bachmann. In: Mentzos, Stavros; Münch, Alois (Hrsg.): Psychose und Literatur. Forum der psychoanalytischen Psychotherapie, Bd.11, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S.52-67
- Gersdorff, Dagmar v. (2002): Goethes erste große Liebe Lili Schönemann. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Gesing, Fritz (1991): Offen oder ehrlich? Strategien der Abwehr und Anpassung in autobiographischen Werken der Gegenwart. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Über sich selber reden. Freiburger literaturpsychologische Gespräche, Bd.11: Würzburg: Königshausen & Neumann, S.49-94
- Geuter, Ulfried (2003): Das bin ich! Oder nicht? In: Psychologie heute, Oktober 2003, S.26-29
- Ginzburg, Natalie (1984): Ungeschickte Reisende. In: DU – Die Zeitschrift für Kunst und Kultur 12/1984, S.122-123
- Göppel, Rolf (2003): Die Bedeutung früher Bindungserfahrungen für die sozialen Interaktionen von Kindern in späteren außerfamiliären Kontexten. In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.191-210

- Görner, Rüdiger (2003): Im Allgäu, Grafschaft Norfolk. In: Arnold, Heinz L. (Hrsg.): Text und Kritik Bd.158: W.G.Seбалd. München: Boorberg, S.23-29
- Goethe, Johann Wolfgang (1887): Gesammelte Werke, herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar 1887-1919 (Weimarer Ausgabe)
- Goethe, Johann Wolfgang (1976): Italienische Reise. Auch ich in Arkadien! Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Goethe, Johann Wolfgang (1980): Tagebuch der ersten Schweizer Reise 1775. Herausgegeben von Hans-Georg Dewitz. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Goethe, Johann Wolfgang (1997): Sämtliche Werke in 40 Bänden. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag
- Götselius, Thomas (2003): Die Hölle ist los: Strindberg schreibt. In: Baumgartner, Walter; Fechner-Smarsly, Thomas (Hrsg.) (2003): August Strindberg. Der Dichter und die Medien. München: Wilhelm Fink Verlag, S.113-132
- Goldblatt, David (1995): Zwei Wochen des Dabeiseins – die Integration der Psychose in die Person. In: Bock, Thomas et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie Verlag, S.223-230
- Goldmann, Stefan (1988): Leitgedanken zur psychoanalytischen Hermeneutik autobiographischer Texte. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 23, S.242-260
- Golisch, Stefanie (1997): Ingeborg Bachmann zur Einführung. Hamburg: Junius-Verlag
- Gorenstein, Friedrich (1995): Reisegefährten. Berlin: Rowohlt
- Gräf, Holger; Prüve, Ralf (1997): Wege ins Ungewisse. Reisen in der frühen Neuzeit 1500-1800. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Graf, Bettina (2002): Reisen und seelische Gesundheit. Erfahrungs(t)räume zwischen Autonomie und Geborgenheit. München/Wien: Profil-Verlag
- Grassi, Ernesto (1955): Reisen ohne anzukommen. Südamerikanische Meditationen. Hamburg
- Grefe, Christiane (1998): Reisen. Kleine Philosophie der Passionen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Greve, Werner (Hrsg.) (2000): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz / Psychologie Verlags Union
- Grill, Bartholomäus (1999): Reise durch das Herz des Schwarzen Kontinents. In: Gaede, Peter-Matthias (Hrsg.): Frühstück in Timbuktu. Abenteuerliche Geschichten. München: Piper, S. 235-268
- Grinberg, Leon; Grinberg, Rebeca (1990): Psychoanalyse der Migration und des Exils. Stuttgart: Klett-Cotta
- Grön, Ortrud (1996): Fenstersprung in die Wahrheit. In: Brückenschlag, Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Bd.12, S. 43-57
- Groß, Jan; Bock, Thomas (1988): Entwurzelung und Leben in der Fremde. In: Morten, Antonio (Hrsg.): Vom heimatlosen Seelenleben. Entwurzelung, Entfremdung und Identität. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.13-21
- Gross, Martin (1991): Ferne / Nähe. Einige Überlegungen zum „vorläufig letzten Versuch, die Fremde zu erfinden.“ In: Schäffter, Ortfrid (Hrsg.): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag, S.56-71
- Günther, Dagmar (1998): Alpine Quergänge. Kulturgeschichte des bürgerlichen Alpinismus. Frankfurt a.M.: Campus
- Guntern, Gottlieb (1977): Die Langzeitstudie Alpendorf. Ein Paradigma für das Studium langfristig wirkender, psychosozialer Stressoren. In: Schweizer Archiv Neurologie-Neurochirurgie-Psychiatrie Nr.121, S.97-113



- Guntern, Gottlieb (1979): *Social Change, Stress an Mental Health in the Pearl of the Alps. A Systematic Study of a Village Process*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Verlag
- Gusdorf, Georges (1989): Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie. In Niggel, Günter (Hrsg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.121-147
- Guthke, Karl (2000): *Der Blick in die Fremde. Das Ich und das Andere in der Literatur*. Tübingen: Francke
- Haase, Helga (Hrsg.) (1996): *Ethnopschoanalyse. Wanderungen zwischen den Welten*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse
- Häfner, Heinz (2005): *Das Rätsel Schizophrenie. Eine Krankheit wird entschlüsselt*. 3., vollst. überarb. Aufl., München: C.H.Beck
- Härtel, Insa (2005): Verrückte Phantasie, paranoide Autorität, politische Psychose. In: Pazzini, Karl-Josef; Schuller, Marianne; Wimmer, Michael (Hrsg.): *Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen*. Bielefeld: Transcript-Verlag, S. 91-113
- Haesler, Ludwig (1994): Trennung zum Leben – Trennung zum Tod. Zur Psychoanalyse menschlicher Trennungsprozesse. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): *Trennungen. Freiburger literaturpsychologische Gespräche*, Bd.13, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 83-105
- Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematization. In: Hahn, Alois; Kapp, Volker (Hrsg.): *Selbstthematization und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hahn, Heinz u. Kagelmann, H.Jürgen (Hrsg) (1993): *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft*. München: Quintessenz-Verlag
- Handke, Peter (1978): *Die Stunde der wahren Empfindung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Handke, Peter (1987): *Nachmittag eines Schriftstellers*. Salzburg und Wien: Residenz-Verlag
- Hannover, Bettina (2000): Das kontextabhängige Selbst. In: Greve, Werner (Hrsg.): *Psychologie des Selbst*. Weinheim: Beltz, S.227-238
- Hanses, Andreas (Hrsg.) (2004): *Biographie und Soziale Arbeit*. Hohengehren: Schneider-Verlag
- Harbsmeier, Michael (1982): Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen. In: Maczak, Antoni; Teuteberg, Hans Jürgen (Hrsg.): *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte*. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, S.1-32
- Hardt, Dietrich (Hrsg.) (1994): *Fiktion des Fremden. Erkundung kultureller Grenzen in Literatur und Publizistik*. Frankfurt a.M.: Fischer
- Harrer, Heinrich (1969): *Geister und Dämonen. Magische Erlebnisse in fernen Ländern*. Frankfurt a.M.: Ullstein
- Hart, Maarten `t (1999): *Ein Schwarm Regenbrachvögel*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hartmann, Hans-Peter (Hrsg.) (1998): *Das Selbst im Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Hartmann, Klaus D. (1979): Psychologie des Reisens. In: Hinske, Norbert (Hrsg.): *Reisen und Tourismus. Auswirkungen auf die Landschaft und den Menschen*. Trier: Universitätsverlag, S.15-21
- Hattemer, Matthias (1989): *Das erdichtete Ich. Zur Gattungspoetik der fiktiven Autobiographie*. Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang
- Haufe, Eberhard (1987) (Hrsg.): *Deutsche Briefe aus Italien. Von Winckelmann bis Gregorovius*. Leipzig: Koehler und Amelang
- Haußer, Karl (1995): *Identitätspsychologie*. Berlin: Springer Verlag

- Hauptmann, Gerhard (1987): Diarium 1917-1933. Herausgegeben von Martin Machatzke. Frankfurt a.M.: Ullstein
- Hegel, Georg W.F. (1988): Phänomenologie des Geistes. Stuttgart: Reclam
- Hegemann, Thomas u. Salman, Ramazan (Hrsg.) (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für die Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Heine, Heinrich (1961): Die Harzreise. In: Ders., Werke und Briefe, Bd.3, Berlin
- Heine, Heinrich (1982): Reisebilder. Frankfurt a.M.: Insel Verlag
- Heinemann, Evelyn; Hopf, Hans (2001): Psychische Störungen in Kindheit und Jugend. Stuttgart: Kohlhammer
- Heinrichs, Hans-Jürgen (1992): Inmitten der Fremde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Heinrichs, Hans-Jürgen (1993): Die geheimen Wunder des Reisens. Graz und Wien: Droschl
- Heinrichs, Hans-Jürgen (1996): Die Erfindung des Fremden und die Entdeckung des Eigenen. In: Ders.: Erzählte Welt. Lesarten der Wirklichkeit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.33-74
- Heinrichs, Hans-Jürgen (1997a): Das Feuerland-Projekt. Über das Reisen. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt
- Heinrichs, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1997b): Das Fremde verstehen. Gespräche über Alltag, Normalität und Anormalität. Neuauflage, Giessen: Psychosozial-Verlag
- Heinritz, Reinhard (1998): „Andre, fremde Welten“. Weltreisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert. Würzburg: Ergon-Verlag
- Heinritz, Reinhard (2003): „Mehrstimmigkeit“ als transkulturelle Erzählform? Zu Reiseberichten Alexander von Humboldts und Hubert Fichtes. In: Zeitschrift für Germanistik, N.F. 13/1, S.41-52
- Heintz-Gresser, Anne-Marie (2001): Annemarie Schwarzenbach als Thomas-Mann-Gestalt. In: Willems, Elvira (Hrsg.): Annemarie Schwarzenbach. 2.Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.79-92
- Heller, Andreas (1999): Apocalypse now. In: Neue Zürcher Zeitung, 06.12.99, S.5
- Helmchen, Hanfried et al. (Hrsg.) (2000): Psychiatrie der Gegenwart. Bd.3: Psychiatrie spezieller Lebenssituationen, 4.Auflage, Berlin/Heidelberg/New York: Springer
- Hennig, Christoph (1997): Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Henrichs, Benjamin (2005): Da unten aber ist's fürchterlich. Der Mensch und das Meer: Eine ewige Liebesgeschichte, ein einziger Alptraum. In: Süddeutsche Zeitung Nr.138 (18.06.05)
- Henrichs, Benjamin (2006): Peers Liebe zum Meer. Eine Reise für Henrik Ibsen mit der ‚Mitnatsol‘. In: Süddeutsche Zeitung Nr.114 / 18. Mai 2006, S.V2/1
- Hentschel, Uwe (1999): Studien zur Reiseliteratur am Ausgang des 18.Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: P.Lang Verlag
- Herrmann, Karsten (1999): Bewußtseins erkundungen im ‚Angst- und Todesuniversum‘. Rolf Dieter Brinkmanns Collagebücher. Bielefeld: Aithesis Verlag
- Herzog, Werner (1978): Vom Gehen im Eis. München – Paris 23.11. bis 14.12.1974. München u. Wien: Hanser
- Hirsch, Matthias (1993): Das Fremde als unassimiliertes Introjekt. In: Streeck, Ulrich: Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.213-224
- Hölderlin, Friedrich (1946): Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe (St.A.). Hrsg. von F.Beißner, Stuttgart: Kohlhammer Verlag

- Hölderlin, Friedrich (1969): Werke und Briefe. Herausgegeben von F.Beißner und J.Schmidt, Bd.2, Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Hoffmann-Axthelm, Dagmar (2005): "Aus der Seele" oder „wie ein abgerichteter Vogel“? Über künstlerische Authentizität. In: Neue Zürcher Zeitung Nr.134, 11./12.Juni 2005, S.48
- Hoffmann-Richter, Ulrike (1999): Erzählen – Zur narrativen Struktur psychiatrischen Wissens. In: Die Psychotherapeutin, Bd.10 (Geschichten und Zeichen), S.4-12
- Holdenried, Michaela (1991): Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman. Heidelberg: Winter
- Holdenried, Michaela (1995) (Hrsg.): Geschriebenes Lebens. Autobiographien von Frauen. Berlin: E.Schmitt Verlag
- Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie. Stuttgart: Reclam
- Huppertz, Michael (1999): Zur Veränderung atmosphärischer Erfahrung im schizophrenen Erkrankungsprozeß. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.210-219
- Huppertz, Michael (2000): Schizophrene Krisen. Bern: Verlag Hans Huber
- Huppertz, Michael (2004): Schizophrenie und Wirklichkeitserfahrung. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.138-151
- Igel, Regine (2005): Wie viel Heimat braucht der Mensch. In: Neue Zürcher Zeitung Nr.199, 27./28.08.05, S.55
- Isele, Klaus (1993): Autobiographisches Schreiben. In: Chelsea Hotel, Jg.2, Nr.3, S.1
- Iwasaki, Eijiro (Hrsg.) (1991): Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Konkresses Tokyo 1990. Bd.9, München: Iudicium-Verlag
- Jacobvitz, Deborah et al. (2001): Die Anfänge der Bindungs-Desorganisation in der Kleinkindzeit. In: Suess, Gerhard et al. (Hrsg.): Bindungstheorie und Familiendynamik. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.125-156
- Jaspers, Karl (1949): Strindberg und van Gogh. Versuch einer pathographischen Analyse unter vergleichender Heranziehung von Swedenborg und Hölderlin. Bremen: J.Storm-Verlag
- Jaspers, Karl (1959): Allgemeine Psychopathologie. 7.Aufl., Berlin: Springer
- Jeancolas, Claude (1992): Die Reisen des Arthur Rimbaud. Aus dem Französischen von Antje Pehnt. München: Metamorphosis Verlag
- Jens, Tilman (1999): Goethe und seine Opfer. Eine Schmähschrift. Düsseldorf: Patmos
- Jessing, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hrsg.): Goethe-Lexikon. Stuttgart u. Weimar: Metzler
- Jong, Joop de (2000): Psychiatrische Probleme im Zusammenhang mit Verfolgung und Flüchtlingsstatus. In: Helmchen, Hanfried et al. (Hrsg.): Psychiatrie der Gegenwart. Bd.3, 4.Auflage, Berlin/Heidelberg/New York, S.483-520
- Jong, Joop de (2001): Klassifizieren oder nuancieren? In: Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (2001): Transkulturelle Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.130-151
- Jones, Ernest (1984): Sigmund Freud. Leben und Werk. 3 Bände, München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Jostes, Brigitte (1997): Was heißt hier ‚fremd‘? Eine kleine semantische Studie. In: Naguschewski, Dirk; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Was heißt hier ‚fremd‘? Studien zu Sprache und Fremdheit. Berlin: Akademie Verlag, S.11-77
- Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.) (2001): Fremdes in fremden Sprachen. München: Fink Verlag

- Jostes, Brigitte (2004): Fremdheit. Historisch-anthropologische Erkundungen einer linguistischen Kategorie. Paderborn: Schöningh
- Jung, Carl G. (1962): Erinnerungen, Träume, Gedanken. Aufgezeichnet von A.Jaffe. Zürich: Rascher
- Jung, Carl G. (1967): Die Dynamik des Unbewußten. In: Ders., Gesammelte Werke. Bd.8, Zürich: Rascher
- Kagelmann, H. Jürgen (1993): Tourismuswissenschaft. Soziologische, sozialpsychologische und sozialanthropologische Untersuchungen. München: Quintessenz-Verlag
- Kagelmann, H. Jürgen (1993): Klinische Psychologie und Tourismus. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch der Tourismuswissenschaft. München: Quintessenz-Verlag, S. 92-99
- Kagelmann, H. Jürgen (1995): Sozialpsychologie des Reisens. In: Miller, Rudolf (Hrsg.): Sozialpsychologische Aspekte der Zeit, der Bewegung, des Reisens. Hagen: Schriften der FernUniversität, Kurseinheit 3
- Kagelmann, H. Jürgen (1997) (Hrsg.): Tourismus und Gesellschaft, Gießen: Psychosozial-Verlag (psychosozial Nr.69, H.3), S.73-85
- Kaiser, Mario (2000): Der Philosoph und sein Kraft-Ort. In: Weltwoche Nr.22, 1.6.2000, S.86
- Kalathebalı, Narjes Khodae (2005): Das Fremde in der Literatur. Postkoloniale Fremdheitskonstruktionen in Werken von Elias Canetti, Günter Grass und Josef Winkler. Münster: Lit-Verlag
- Kammerer, Peter (Hrsg.) (1988): Italien. Menschen. Landschaften. Berlin: Rotbuch-Verlag
- Kapuscinski, Ryszard (2005): Meine Reisen mit Herodot. Aus dem Polnischen von Martin Pollack. Frankfurt a.M.: Eichborn
- Kaschnitz, Marie-Luise (1955): Engelsbrücke. Römische Betrachtungen. Hamburg: Claassen-Verlag
- Kaschnitz, Marie-Luise (1984): Wohin denn ich. Aufzeichnungen. Frankfurt a.M.: Fischer
- Kaysen, Susanna (1994): Seelensprung. In Leben in zwei Welten. Aus dem Amerikanischen von Sabine Schüttle. Hamburg: Hoffmann&Campe
- Keitel, Evelyne (1996): Anne Sexton. Der Kampf mit dem Tod. In: Duda, Sibylle; Pusch, Luise F. (Hrsg.): WahnsinnsFrauen. Bd. 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.333-365
- Kertész, Imre (1998): Ich – ein anderer. Berlin: Rowohlt
- Keruac, Jack (1959): Unterwegs. On the road. Reinbek: Rowohlt
- Keßler, Nicola (Hrsg.) (1995): Manie-Feste. Frauen zwischen Rausch und Depression. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Keul, Alexander G. (1997): Reise, Erholung, Urlaub, Gesundheit. Ein Feld zwischen Mythos und Empirie. In: Kagelmann, H. Jürgen: (Hrsg.): Tourismus und Gesundheit. Gießen: Psychosozial-Verlag (psychosozial Nr.69, H.3), S.7-11
- Keupp, Heiner (1988): Auf dem Weg zur Patchwork-Identität. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Heft 4/88, S.425-438
- Keupp, Heiner; Höfer, Renate (Hrsg.) (1997): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Keupp, Heiner (1999): Sich selbst erzählen in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: Gruppenanalyse, 9.Jg., Heft 1, S.7-32
- Keupp, Heiner (2003): Identitätsbildung in der Netzwerkgesellschaft. In: Finger-Trescher, Urte; Krebs, Heinz (Hrsg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.15-50

- Keyserling, Hermann Graf (1990): Das Reisetagebuch eines Philosophen. Frankfurt a.M. u. Berlin: Ullstein
- Khan, Masud R. (1991): Erfahrungen im Möglichkeitsraum. Psychoanalytische Wege zum verborgenen Selbst. Übersetzt von Elisabeth Vorspohl. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kienecker, Alfred (1988): Reisende Frauen. Strukturen ihrer Mobilität. In: Frauen auf Tour. Herausgegeben von der ‚Gruppe Neues Reisen‘. Berlin: Eigenverlag
- Kierkegaard, Sören (1965): Der Begriff Angst. Übersetzt von E.Hirsch, 3.Aufl., Düsseldorf: Diederichs
- Kiesel, Doron; von Lüpke, Hans (Hrsg.) (1998): Vom Wahn und vom Sinn. Krankheitskonzepte in der multikulturellen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Brandes und Apsel Verlag
- Killert, Gabriele (1998): Ins innere Indien. In: Die Zeit Nr.46 (05.11.98), S.10
- Kipp, Johannes; Unger, Hans-Peter; Wehmeier, Peter M. (1996): Beziehung und Psychose. Leitfaden für den verstehenden Umgang mit schizophrenen und depressiven Patienten. Stuttgart/New York: Thieme
- Kisker, Klaus P. (1999): Die Einsamkeit der Abwegigen. In: Sozialpsychiatrische Informationen 2/99, S.41-47
- Klees, Thomas (1999): Spurlos werden. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt
- Klüger, Ruth (2003): Wanderer zwischen falschen Leben. In: Arnold, Heinz L. (Hrsg.): Text und Kritik Bd.158: W.G.Seald. München: Boorberg, S.95-102
- Knopf, Jan (1992): Der Begriff ‚Entfremdung‘. In: Ekmann, Björn (Hrsg.): Fremdheit, Entfremdung, Verfremdung. Bern u. Berlin: P.Lang Verlag, S.9-27
- Knuf, Andreas (2000): Selbstbefähigende Psychotherapie der Psychosen. In: Knuf, Andreas; Seibert, Ulrich: Selbstbefähigung fördern. Empowerment und psychiatrische Arbeit. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.57-84
- Knuf, Andreas; Gartelmann, Anke (Hrsg.) (2003): Bevor die Stimmen wiederkommen. Vorsorge und Selbsthilfe bei psychischen Krisen. 4.Aufl., Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Koch, Eckardt (1998): Wahn und Entwurzelung. Fallbeispiele aus der Klinik. In: Kiesel, Doron; von Lüpke, Hans (Hrsg.): Vom Wahn zum Sinn. Krankheitskonzepte in der multikulturellen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Brandes und Apsel, S.39-51
- Koch, Eckardt; Schepker, Renate; Taneli, Suna (Hrsg.) (2000): Psychosoziale Versorgung in der Migrationsgesellschaft. Freiburg i.Br.: Lambertus
- Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (1998): „...fast wie Phönix“. Literarische Grenzgänge. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag / Paranus-Verlag
- Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.) (1998): Lesen und Schreiben in psychischen Krisen, Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag / Paranus-Verlag
- Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.) (1998): Lesen und Schreiben in psychischen Krisen, Bd.2: Authentische Texte: Briefe, Essays, Tagebücher. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag / Paranus-Verlag
- Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.) (1998): „...stellst mein Leben in Frage“. Grenzgänge. Münster: Edition AmRand
- Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (2002): Ein Buch muß eine Axt sein. Schreiben und Lesen als Selbsttherapie. Krummwisch: Königsfurt-Verlag
- Köhler, Andrea (2005): Fremd vor dem eigenen Ich. Die Inkubationszeit der Pubertät. In: Neue Zürcher Zeitung Nr.301, 24./25.Dez.2005, S.30
- Köhler, Lotte (1998): Das Selbst im Säuglings- und Kleinkindalter. In: Hartmann, Hans-Peter (Hrsg.): Das Selbst im Lebenszyklus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998, S.26-48

- Köhler, Lotte (2000): Die von Heinz Kohut begründete Selbstpsychologie – umstrittenes Neuland der Psychoanalyse. In: Kutter, Peter (Hrsg.) *Psychoanalytische Selbstpsychologie. Theorie, Methode, Anwendungen*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht (Psychoanalytische Blätter, Bd.15), S.5-27
- König, Karl (1992): *Kleine psychoanalytische Charakterkunde*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- König, Karl (1994): *Reisen eines Psychoanalytikers*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Koepke, Ewald (1983): *August Strindberg. Durch den Abgrund zur Individuation*. Hamburg: Hamburger Kulturverlag
- Koepfen, Wolfgang (1973): *Nach Russland und anderswohin. Empfindsame Reisen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Koepfen, Wolfgang (1990): An Ariel und den Tode denken. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd.5, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.279-282
- Kössler, Henning (Hrsg.) (1990): *Sprache. Fünf Vorträge*. Erlangen: Universitätsverlag
- Kohl, Karl-Heinz (1993): *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden*. München: Beck
- Kohut, Heinz (1976): *Narzissmus. Aus dem Amerikanischen von E. von Scheidt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (orig.: *The Analysis of the Self. New York 1971*)
- Kohut, Heinz (1977): *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kohut, Heinz u. Wolf, E. (1980) : *Die Störungen des Selbst und ihre Behandlung*. In: *Psychologie des 20.Jahrhunderts*, Bd. 10, Zürich: Kindler
- Koopmann, Helmut (1977): *Entgrenzung. Zu einem literarischen Phänomen um 1900*. In: Bauer, Roger (Hrsg.): *Fin de siècle. Zur Literatur und Kunst der Jahrhundertwende*. Frankfurt a.M.: Klostermann, S.73-92
- Kopetzki, Annette (1988): *Rom, Archäologie der Träume*. In: Kammerer, Peter (Hrsg.): *Italien. Menschen. Landschaften*. Berlin: Rotbuch-Verlag, S.35-42
- Kopetzky, Steffen (2002): *Grand Tour oder die Nacht der Großen Complication*. Berlin: Eichborn
- Korte, Barbara (1996): *Der englische Reisebericht*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Korte, Barbara (1999): *Musterhafte Fremdheit? Zum heuristischen Wert typologischer Zugänge zum Fremden*. In: Lenz, Bernd; Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1999): *Fremdheitserfahrung und Fremddarstellung in okzidentalischen Kulturen*. Passau: Wiss.Verlag Rothe, S.381-395
- Koselleck, Reinhart (1992): ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien. In: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kothe-Meyer, Irmhild (1993): ‚Ich bin fremd, so wie ich bin‘ – Migrationserleben, Ich-Identität und Neurose. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): *Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur*. München: Pfeiffer, S.119-132
- Kracauer, Siegfried (1964): *Straßen in Berlin und anderswo*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kracht, Christian; Nickel, Eckart (2001): *Ferien für immer. Die angenehmsten Orte der Welt*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Krämer, Sybille (Hrsg.) (1996): *Bewusstsein – philosophische Beiträge*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kraft, Hartmut (1998): *Grenzgänge zwischen Kunst und Psychiatrie*. Köln: Dumont 1998
- Krakauer, Jon (1998): *In eisige Höhen. Das Drama am Mount Everest*. 2.Aufl., München: Malik

- Kratzsch, Siegbert (2001): Depressionen. Erleben und Selbst in der depressiven Erkrankung. In: Milch, Wolfgang (Hrsg.): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer, S.191-214
- Kraus, Karl (1908): Die Fackel Nr.256. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins (Reprint)
- Kraus, Wolfgang (2000): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. 2.Aufl., Herbolzheim: Centaurus
- Krauß, Harald; Kagelmann, H.Jürgen: Selbstaktualisierung. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H.Jürgen (Hrsg) (1993): Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch zur Tourismuswissenschaft. München: Quintessenz-Verlag, S.208-211
- Kretschmer, Harald (Hrsg.) (1999): Reisemedizin. München: Urban & Fischer
- Krippendorf, Jost (1996): Die Ferienmenschen. Für ein neues Verständnis von Freizeit und Reisen. Bern: Zytglogge Verlag
- Kristeva, Julia (1990): Fremde sind wir uns selbst. Aus dem Französischen von Xenia Rajewsky. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Krüger, Norbert; Sanchez, Enrique (1995). Tropenkrankheiten. Diagnostik, Therapie, Prävention. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Krusche, Dietrich (1985): Literatur und Fremde. Zur Hermeneutik kulturräumlicher Distanz. München: Iudicium-Verlag
- Krusche, Dietrich (1990): Nirgendwo und anderswo. Zur utopischen Funktion des Motivs der außereuropäischen Fremde in der Literaturgeschichte. In: Krusche, Dietrich und Wierlacher, Alois (Hrsg.): Hermeneutik der Fremde. München: Iudicium-Verlag, S.143-174
- Krusche, Dietrich (1994): Reisen. Verabredung mit der Fremde. 2.Aufl., München: Beck
- Krusche, Dietrich und Wierlacher, Alois (Hrsg.) (1990): Hermeneutik der Fremde. München: Iudicium-Verlag
- Kudszus, Winfried (1977): Literatur und Schizophrenie. Theorie und Interpretation eines Grenzgebietes. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Kufeld, Klaus (2005): Die Erfindung des Reisens. Versuch gegen das Missverstehen des Fremden. Wien: Edition Splitter
- Kuhn, Martin (1965): „Auf den gefürchteten überschneiten Höhen der Auvergne, in Sturm und Wildnis“. Die Winterreise Friedrich Hölderlins durch Südfrankreich. In: Zeitschrift für Kulturaustausch, hrsg. v. Institut für Auslandsbeziehungen, Heft 3/65, S.138-140
- Kutter, Peter u. Roskamp, Hermann (Hrsg.) (1974): Psychologie des Ich. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Kutter, Peter (Hrsg.) (1995): Der therapeutische Prozeß. Psychoanalytische Theorie und Methode in der Sicht der Selbstpsychologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kutter, Peter (Hrsg.) (2000): Psychoanalytische Selbstpsychologie. Theorie, Methode, Anwendungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Kyora, Sabine (1992): Psychoanalyse und Prosa im 20.Jahrhundert. Stuttgart: Metzler
- Ladwig, Bernd (1997): „Das Fremde“ und die Philosophie der normalen Sprache. In: Naguschewski, Dirk; Trabant, Jürgen (Hrsg.): Was heißt hier ‚fremd‘? Studien zu Sprache und Fremdheit. Berlin: Akademie Verlag, S.77-92
- Landmann, Michael (1975): Das Fremde und die Entfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): Entfremdung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.180-219

- Lange, Hartmut (2000): Die Bildungsreise. Zürich: Diogenes
- Laing, Ronald D. (1969): Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lasch, Christopher (1985): The Minimal Self: Psychic Survival in Troubled Times. London:
- Leahy, Caitriona (1995): Reisen in einem Zimmer. Oder: die Wände hochgehen. In: Fuchs, Anne und Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.87-101
- Lebesque, Morvan (1960): Albert Camus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Leed, Eric J. (1993): Die Erfahrung der Ferne. Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage. Aus dem Englischen von Hans-H. Harbort. Frankfurt a.M./New York: Campus
- Leferink, Klaus (1999): Spaziergehen – eine leichte Form der Schizophrenie. In: Brückenschlag, Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Bd.15, Neumünster: Paranus-Verlag, S. 165-173
- Lehnert, Katrin (2001): Die Darstellung der Fremde in der Prosa Annemarie Schwarzenbachs. In: Willems, Elvira (Hrsg.) (2001): Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin. 2. Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S.107-118
- Leggewie, Claus (1993): Fremde Bürger. Kollektive Identität aus politikwissenschaftlicher Sicht. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.15-27
- Lejeune, Philippe (1994): Der autobiographische Pakt. Übersetzt von Wolfram Beyer u. Dieter Hornig. 2.Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lemke, Anja (2005): Gedächtnisräume des Selbst. Walter Benjamins „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann
- Lempa, Günter (1995): Psychose und Konflikt. In: Sozialpsychiatrische Informationen 1/95, S.18-23
- Lempp, Reinhart (1973): Psychosen im Kindes- und Jugendalter. Eine Störung des Realitätsbezugs. Bern: Verlag Hans Huber
- Lempp, Reinhart (1984): Psychische Entwicklung und Schizophrenie. Die Schizophrenien als funktionelle Reaktionen und Regressionen. Bern: Verlag Hans Huber
- Lenz, Bernd; Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.) (1999): Fremdheitserfahrung und Fremdeitsdarstellung in okzidental Kulturen. Passau: Wiss.Verlag Rothe
- Lerner, Sabine (2001): Reisen ohne anzukommen. Selbstsuche und Entgrenzung in Annemarie Schwarzenbachs Roman *Das glückliche Tal*. In: Willems, Elvira (Hrsg.): Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin. 2. Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag, S. 153-168
- Lévinas, Emmanuel (1995): Zwischen uns. Versuch über das Denken an den Anderen. München: Carl Hanser
- Levita, David de (1971): Der Begriff der Identität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lidz, Theodore (1982): August Strindberg. Eine Untersuchung über die Beziehung zwischen seiner Schöpferkraft und seiner Schizophrenie. In: Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): Psycho-Pathographien des Alltags. Frankfurt: Suhrkamp, S.53-70
- Lindemann, Uwe (2000): Die Wüste. Terra incognita. Erlebnis. Symbol. Eine Genealogie der abendländischen Wüstenvorstellungen in der Literatur von der Antike bis zur Gegenwart. Heidelberg: Winter



- Littlewood, Roland (2001): Von Kategorien zu Kontexten – Plädoyer für eine kulturumfassende Psychiatrie. In: Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für die Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.22-38
- Löffler, Sigrid (2004): Der nichts als perfekte Mikrokosmos. In: Literaturen 03/2004, S.50-52
- Löffler, Sigrid (2005): Die Welt ist unendlich viel größer, als man denkt. Ein Gespräch mit dem holländischen Weltfahrer Cees Nooteboom. In: Literaturen 11/2005, S.16-22
- Loti, Pierre (2000): Nach Isfahan. Aus dem Französischen von Dirk Hemjeoltmans. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Lüdke, Martin; Schmidt, Delf (Hrsg.) (1995): Rolf Dieter Brinkmann. Literatur-Magazin 36, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Lüdke, Norbert (2004): Was ist ‚Reisen‘? Die Suche nach dem Phänomen. [www.reisegeschichte.de](http://www.reisegeschichte.de) (23.02.04), zusammengestellt von AGIR (=Archiv zur Geschichte des individuellen Reisens)
- Lütkehaus, Ludger (Hrsg.) (1989): „Dieses wahre innere Afrika“. Texte zur Entdeckung des Unbewußten vor Freud. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Lützeler, Paul Michael (Hrsg.) (1997): Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Lukas, Berit (2003): Das Gefühl, ein No-Body zu sein. Depersonalisation, Dissoziation und Trauma. Paderborn: Junfermann
- Machleidt, Wielant et al. (Hrsg.) (1999): Psychiatrie, Psychosomatik, Psychotherapie. 6., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Thieme
- Machleidt, Wielant (1999): Affektypologie schizophrener Störungen. In: Machleidt, Wielant; Haltenhof, Horst; Garlipp, Petra (Hrsg.): Schizophrenie – eine affektive Erkrankung? Stuttgart u. New York: Schattauer, S.94-112
- Machleidt, Wielant (2003): Schizophrenie. Behandlungspraxis zwischen speziellen Methoden und interdisziplinären Konzepten. Stuttgart u. New York: Schattauer
- Magai, Carol (1999): Bindung, Emotion und Persönlichkeitsentwicklung. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.140-148
- Magherini, Graziella (1989): La sindrome di Stendhal. Firenze: ponte alle grazie
- Magill, Daniela (1989): Literarische Reisen in die exotische Fremde. Topoi der Darstellung von Eigen- und Fremdkultur. Frankfurt a.M.: P.Lang-Verlag
- Mahler, Margaret et al. (1978): Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation. Frankfurt a.M.: Fischer
- Mahler, Margaret (1985): Studien über die drei ersten Lebensjahre. Stuttgart: Klett-Cotta
- Maillart, Ella (2003): Verbotene Reise. Von Peking nach Kaschmir. Aus dem Französischen von Hans Reisiger. Mit einem Vorwort von Nicolas Bouvier. Basel: Lenos-Verlag
- Main, Mary (2002): Organisierte Bindungskategorien von Säugling, Kind und Erwachsenen. In: Brisch, Karl Heinz, Grossmann Klaus E., Grossmann, Karin, Köhler, Lotte (Hrsg.): Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention, klinische Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta, S.165-218
- Malkowski, Rainer (Hrsg.) (1990): Vom Meer, von Flüssen und Seen. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Mann, Thomas (1952): Der Zauberberg. Frankfurt a.M.: S. Fischer

- Mannsdorff, Peter (1994): Von der Zukunft umzingelt. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Márai, Sándor (2000): Der Wind kommt vom Westen. Amerikanische Reisebilder. Aus dem Ungarischen von Artur Saturnus. 2.Aufl., Langen Müller Verlag
- Marias, Javier (1996): Mein Herz so weiß. Stuttgart: Klett-Cotta
- Markowitsch, Hans; Welzer, Harald (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Stuttgart: Klett-Cotta
- Maron, Monika (1999): Pawels Briefe. Eine Familiengeschichte. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Marschalck, Peter (Hrsg.) (2001): Migration und Krankheit. Osnabrück: Univ.Verlag Rasch
- Martinius, Joest (Hrsg.) (1994): Schizophrene Psychosen in der Adoleszenz. München: Quintessenz-Verlag
- Matt, Beatrice von (1999): Goethe betritt das Hochgebirge. In: Neue Zürcher Zeitung, 28.09.99
- Matt, Peter von: (2001): Literaturwissenschaft und Psychoanalyse. Stuttgart: Reclam
- Mattenkloft, Gert (1984): Vorgestellte Reisen – Reisevorstellung. In: Bergmann, Klaus u. Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 156-172
- Matter, Christine (2001): Innerweltlichkeit und Transzendenz. Universität Konstanz: Dissertation / Manuskript
- Matussek, Paul (1992): Zur Frage des Anlasses bei schizophrenen Psychosen. In: Matussek, Paul: Analytische Psychosentherapie. Bd. 1: Grundlagen. Berlin u.a.: Springer-Verlag, S.53-78
- Matzig, Gerhard (1999): Fenster zum Ich. In: Süddeutsche Zeitung Nr.277 (30.11.1999), S.V2/1
- Mazlish, Bruce (1982): Autobiographie und Psychoanalyse. Zwischen Wahrheit und Selbsttäuschung. In: Mitscherlich, Alexander (Hrsg.): Psychopathographien des Alltags. Schriftsteller und Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 243-266
- McGorry, P. (1998): Verging on reality. In: The British Journal of Psychiatry 172(1998) 6 (Suppl.33)
- Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mehelsky, Helmut (1996): Ein Schlag auf den Kopf. In: Brückenschlag, Bd.12/1996, S. 120-127
- Mentzos, Stavros (1984): Angstneurose. Psychodynamische und psychotherapeutische Aspekte. Frankfurt a.M.: Fischer
- Mentzos, Stavros (1991): Psychodynamische Modelle in der Psychiatrie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Mentzos, Stavros (Hrsg.) (1992): Psychose und Konflikt. Zur Theorie und Praxis der analytischen Psychotherapie psychotischer Störungen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Mentzos, Stavros (1995): Selbstpsychologische Aspekte der Behandlung von Psychosen innerhalb eines konfliktorientierten Modells. In: Kutter, Peter (Hrsg.) (1995): Der therapeutische Prozeß. Psychoanalytische Theorie und Methode in der Sicht der Selbstpsychologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.133-155
- Mentzos, Stavros (1995): Depression und Manie. Psychodynamik und Therapie affektiver Störungen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Mentzos, Stavros; Münch, Alois (Hrsg.) (2004): Psychose und Literatur. Forum der psychoanalytischen Psychosentherapie, Bd.11, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Metzinger, Thomas (Hrsg.) (2001): Bewusstsein – Beiträge aus der Gegenwartsphilosophie. Paderborn: Schoeningh
- Meyer, Christian (1997): Die religiöse Reise. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 49, S.11-33

- Meyer, Joachim-Ernst (1959): Die Entfremdungserlebnisse. Über Herkunft und Entstehungsweisen der Depersonalisation. Stuttgart: Thieme
- Michel, Wilhem (1967): Das Leben Friedrich Hölderlins. Frankfurt a.M.: Insel
- Michel, Willy (1990): Modelle der Fremdwahrnehmung und Projektion im literarischen Reisebericht und im Roman der Gegenwart. In: Krusche, Dietrich und Wierlacher, Alois (Hrsg.): Hermeneutik der Fremde. München: Iudicium, S. 254-280
- Mieth, Günter (1995): Hölderlins Frankreich-Aufenthalt im Jahre 1802 als ‚Totalerfahrung‘ und als eine entscheidende Voraussetzung für sein Spätwerk. In: Hölderlin-Jahrbuch Bd.29 (1994-1995), S.150-152
- Milch, Wolfgang (1991): Auswirkungen der Kleinkindforschung auf das Verständnis von Psychosen. In: Forum der Psychoanalyse Heft 7/91, S. 271-282
- Milch, Wolfgang (Hrsg.) (2001): Lehrbuch der Selbstpsychologie. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer
- Millett, Kate (1996): Der Klapsmühlentrip. Aus dem Amerikanischen von E.Fischer. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Milzner, Georg (2002): Psychotische Wahrnehmung und die Chance der Psychotherapie. In: Psychosoziale Umschau 3/2002, S.12-15
- Milzner, Georg (2001): Die Poesie der Psychosen. Zur Hypnotherapie des Verrücktseins. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Milzner, Georg (2002): Psychotische Wahrnehmung und die Chance der Psychotherapie. In: Psychosoziale Umschau 3/2002, S.12
- Misch, Georg (1989): Begriff und Ursprung der Autobiographie. In: Niggel, Günter (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.33-55
- Mitscherlich, Alexander (Hrsg.) (1982): Psychopathographien des Alltags. Schriftsteller und Psychoanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Mohelsky, Helmut (1996): Ein Schlag auf den Kopf. In: Brückenschlag. Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Band 12, Neumünster: Paranus-Verlag, S.120-127
- Moldzio, Andrea (2004): Philosophie der Psychosen – vom Symptom zum Phänomen. In: Bock, Thomas; Dörner, Klaus; Naber, Dieter (Hrsg.): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.72-83
- Moitessier, Bernard (1973): Der verschenkte Sieg. Deutsch v. W.Rittmeister. Bielefeld: Delius, Klasing & Co.
- Morten, Antonio (Hrsg.) (1988): Vom heimatlosen Seelenleben. Entwurzelung, Entfremdung und Identität. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Müller, Christian (1973): Lexikon der Psychiatrie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag
- Müller, Christian (Hrsg.) (1993): Die Gedanken werden handgreiflich. Eine Sammlung psychopathologischer Texte. 2.Aufl., Berlin / Heidelberg / New York: Springer-Verlag
- Müller, Jürgen et al. (2001): Psychisch auffällige Flugpassagiere – Widerstand gegen die Anweisungen des Flugpersonals. In: Psychiatrische Praxis 28/2001, S.292-294
- Müller, Maria E.; Breuer, Stefan (1984): Marco Polo oder die Wunder der Welt. In: Bergmann, Klaus; Ockenfuß, Solveig (Hrsg.): Neue Horizonte. Eine Reise durch die Reisen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 69-93
- Mundhenk, Ronald (1999): Sein wie Gott. Aspekte des Religiösen im schizophrenen Erleben und Denken. Neumünster: Paranus-Verlag

- Munoz Molina, Antonio (1998): Andalusische Reise. In: Endriss, Beate; Scherer, Bernd; Storch, Wolfgang (Hrsg.): Das weiße Meer. Erkundungen des Mittelmeers. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.67-76
- Muschg, Adolf (2004): Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Nadig, Maya (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Frankfurt a.M.: Fischer
- Naguschewski, Dirk; Trabant, Jürgen (Hrsg.) (1997): Was heißt hier ‚fremd‘? Studien zu Sprache und Fremdheit. Berlin: Akademie Verlag
- Naipul, V.S. (1995): Schiff nach Bombay. In: Enzensberger, Hans Magnus (Hrsg.): Nie wieder! Die schlimmsten Reisen der Welt. Frankfurt a.M.: Eichborn, S. 172-186
- Naipul, V.S. (1993): Eine islamische Reise. Frankfurt a.M.: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Neumann, Bernd (1970): Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie. Frankfurt a.M.: Athenaeum
- Niederstadt, Jenny (1999): Der Poet der Canyons. In: Die Zeit Nr.42 (14.10.1999), S.63
- Niederstadt, Jenny (Hrsg.)(2001): Der Poet der Canyons. Leben und Legende des Abenteurers Everett Ruess. Aus dem Amerikanischen von Gaby Wurster. München: Malik
- Nietzsche, Friedrich (1987): Brief an Malwida von Meysenburg, Lugano 13.Mai 1877. In: Bender, Hans (Hrsg.): Das Insel Buch vom Reisen. Frankfurt a.M.: Insel, S. 91-94
- Nietzsche, Friedrich (1988): Kritische Studienausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. 2.Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Niggel, Günter (Hrsg.) (1989): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Nilsson, Lars (1966): Über Reisepsychosen. In: Der Nervenarzt, 37.Jg., Heft 7, S.310-313
- Nitzschke, Bernd (1994): ‚Ein Liebender, dem alle Geliebten entgleiten‘. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Trennungen. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.13, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 107-137
- Nolde, Emil (1990): Mein Leben. Mit einem Nachwort von Martin Urban. 9.Aufl., Köln: DuMont
- Nolte, Claudia (1997): Erlebnis und Erinnerung. Fürstliche Pilgerfahrten nach Jerusalem im 15. Jahrhundert. In: Erfen, Irene; Spieß, Karl-Heinz (Hrsg.): Fremdheit und Reisen im Mittelalter. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S.65-92
- Nooteboom, Cees (1991): Die folgende Geschichte. 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Nooteboom, Cees (1997a): Im Frühling der Tau. Östliche Reisen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Nooteboom, Cees (1997b): Im Auge des Sturms. In: Von Deutschland in die Welt. ZEIT-Punkte 2/97, S. 8-9
- Nooteboom, Cees (2000): Nootebooms Hotel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Nooteboom, Cees (2004): Der Laut seines Namens. Reisen durch die islamische Welt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Noy, Gisela (2000): Grauzeit. Mein Weg aus der Depression. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Nunberg, Hermann; Federn, Ernst (Hrsg.) (1976): Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Bd.1, Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Obendiek, Edzard (2000): Der lange Schatten des babylonischen Turmes. Das Fremde und der Fremde in der Literatur. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

- Ohle, Karlheinz (1978): Das Ich und das Andere. Grundlagen einer Soziologie des Fremden. Stuttgart: Fischer
- Ohnesorg, Stefanie (1996): Mit Kompass, Kutsche und Kamel. Einbindung der Frau in die Geschichte des Reisens und der Reiseliteratur. St. Ingbert: Röhrig-Verlag
- Olsson, Ulf (2003): Simulakren. Die Geschichte des Wahnsinns bei Strindberg. In: Baumgartner, Walter; Fechner-Smarsly, Thomas (Hrsg.) (2003): August Strindberg. Der Dichter und die Medien. München: Wilhelm Fink Verlag, S.133-155
- Ondaatje, Michael (1992): Es liegt in der Familie. Aus dem Englischen von Peter Torberg. München/Wien: Carl Hanser
- Opaschowski, Horst W. (2002): Tourismus. Eine systematische Einführung. 3. aktual. u. erw. Aufl., Opladen: Leske und Budrich
- Opel, Adolf (1996): Landschaft, für die Augen gemacht sind. Wien: Deuticke-Verlag
- Opel, Adolf (2001): „Wo mir das Lachen zurückgekommen ist...“ Auf Reisen mit Ingeborg Bachmann. München: Langen Müller
- Orgaß, Annette (1995): Der Sonnenmond. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag
- Oster, Ulrike (1997): Barbara: Meine zweite Geburt. Ein Gespräch über eine psychotische Krise während einer Meditation in Thailand. In: Soziale Psychiatrie 4/97, S.8-9
- Ott, Karl-Heinz (1998): Ins Offene. Salzburg und Wien: Residenz-Verlag
- Overath, Angelika (1998): Händler der verlorenen Farben. Lengwil: Libelle-Verlag
- Oz, Amos (2003): ‚Frieden muss nicht idyllisch sein‘. In: DIE ZEIT 4/2003, S.46
- Pankoke, Helga (Hrsg.) (1976): Aufenthalte anderswo. Schriftsteller auf Reisen. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag
- Pannenbecker, Marion (1985): Club-Urlaub und Animation. Beobachtungen in einem Hotel des Robinson Club auf Fuerteventura. Starnberg: Studienkreis für Tourismus / Materialien zur Tourismusforschung
- Parin, Paul (1977): Das Ich und die Anpassungsmechanismen. In: Psyche 31, S.481-515
- Pascal, Roy (1965): Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt. Stuttgart: Kohlhammer
- Passie, Torsten (1995): Phänomenologisch-anthropologische Psychiatrie und Psychologie. Hürtgenwald: G.Pressler-Verlag
- Paßmann, Uwe (1989): Orte fern, das Leben. Die Fremde als Fluchtpunkt des Denkens. Würzburg: Königshausen und Neumann
- Paul, Fritz (1979): August Strindberg. Stuttgart: Metzler
- Pazi, Margarita (1994): ‚Verkünderin west-östlicher Prägung. Else Lasker-Schüler in Jerusalem. In: Text und Kritik, Heft 122: Else Lasker-Schüler. München: edition text+kritik, S.65-74
- Pazzini, Karl-Josef; Schuller, Marianne; Wimmer, Michael (Hrsg.) (2005): Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen. Bielefeld: Transcript-Verlag
- Pelz, Annegret (1991): ‚Wohnbare‘ und ‚poröse‘ Fremde. In: Iwasaki, Eijiro (Hrsg.) (1991): Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Konkresses Tokyo 1990, Bd.9, München: Iudicium-Verlag, S.229-238
- Pelz, Annegret (1993): Reisen durch die eigene Fremde. Reiseliteratur von Frauen als autogeographische Schriften. Köln: Böhlau

- Penzoldt, Ernst (1998): Sylt: Masse Meer. In: Neumann, Petra (Hrsg.): *Begegnungen am Meer*. München: Heyne-Verlag, S.129-132
- Perfahl, Jost (Hrsg.)(1993): *Mit Goethe auf Reisen. Schilderungen, Berichte, Beobachtungen 1770-1831*. München: Langen Müller
- Perry, John (1994): Erneuerung des Selbstbildes. Zum Sinn psychotischer Erfahrung. In: *Soziale Psychiatrie* 1/94, S.20/21
- Peters, Antje (2004): Hass auf meinen Körper. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr.158, 12.07.04, S.30
- Peters, Uwe Henrik (1982): *Hölderlin. Wider die These vom edlen Simulanten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Peters, Uwe Henrik (1997): *Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie*. Augsburg: Bechtermünz-Verlag
- Petzold, Hilarion G. (2003): *Lebensgeschichten erzählen*. Paderborn: Junfermann
- Piaget, Jean (1946): *Psychologie der Intelligenz*. Zürich: Rascher-Verlag
- Piaget, Jean (1973): *Die Psychologie des Kindes*. 2.Aufl., Olten und Freiburg/Brs.: Walter-Verlag
- Piaget, Jean (1975): *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart: Klett-Verlag
- Picard, Hans Rudolf (1978): *Autobiographie im zeitgenössischen Frankreich. Existentielle Reflexion und literarische Gestaltung*. München: Fink
- Pierce, Philip L. (1981): ‚Environment shock‘. A study of tourists‘ reactions to two tropical islands. In: *Journal of Applied Social Psychology* 11, S.268-280
- Pinquart, Martin u. Silbereisen, Rainer (2000): *Das Selbst im Jugendalter*. In: Greve, W.(Hrsg.): *Psychologie des Selbst*. Weinheim: Beltz, S.75-95
- Podak, Klaus (2003): Melancholie im Stauraum. In: *Süddeutsche Zeitung* Nr.92, 22.04.03, S.47
- Polo, Marco (2004): *Die Beschreibung der Welt 1271-1295*. Herausgegeben von Detlef Brennecke. München: Frederking&Thaler
- Poser, Hans (2001): *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung*. Stuttgart: Reclam
- Potts, Lydia (1988) (Hrsg.): *Aufbruch und Ausbruch. Frauen-Reisen um die Welt ab 1785*. Berlin: Orlanda
- Prokop, Heinrich (1965): *Das Problem des Aufenthaltes im Ausland in psychischer Sicht*. In: *Der Nervenarzt*, 36.Jg., Heft 5, S.212-218
- Prokop, Heinrich (1970): *Psychiatric illness of foreigners vacationing in Innsbruck*. In: *Schweizer Archiv für Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie* 107, S.363-388
- Proust, Marcel (1995): *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Bd.2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Putnam, Frank W. (2003): *Diagnose und Behandlung der dissoziativen Identitätsstörung*. Aus dem Amerikanischen von Th.Kierdorf. Paderborn: Junfermann
- Raban, Jonathan (1995): *Arabia Demens*. In: Enzensberger, Hans Magnus (Hrsg.): *Nie wieder! Die schlimmsten Reisen der Welt*. Frankfurt a.M.: Eichborn, S. 212-221
- Raddatz, Fritz J. (1989): *Bilder einer Reise – Heinrich Heine in Italien*. München u. Luzern: Bucher-Verlag
- Raguse, Hartmut (1991): *Autobiographie als Prozeß der Selbstanalyse*. Karl Philipp Moritz‘ *Anton Reiser* und die Erfahrungsseelenkunde. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): *Über sich selber reden*. Zur Psychoanalyse

autobiographischen Schreibens. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.11, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 145-157

Rahn, Ewald; Mahnkopf, Angela (1999): Lehrbuch Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag

Ransmayr, Christoph (2001): Online-Ausgabe des SPIEGEL vom 23.07.01 ([www.spiegel.de/0,1518,147452,00.html](http://www.spiegel.de/0,1518,147452,00.html))

Rasche, Hermann (1995): „Wohin jetzt? Dachte ich. Und wie weiter?“ Zu Rolf Dieter Brinkmanns ‚Rom/Blicke‘. In: Fuchs, Anne und Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S.625-639

Rehberger, Rainer (1999): Verlassenheitspanik und Trennungsangst. Bindungstheorie und psychoanalytische Praxis bei Angstneurosen. Stuttgart: Pfeiffer

Reichert, Folker (2001): Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter. Stuttgart/Berlin/Köln: Kohlhammer

Reimer, Christian; Rieger, Ulrich (2003): Psychodynamische Psychiatrie. Berlin: Springer-Verlag

Resch, Franz (1998): Das adoleszente Selbst im Professionalisierungsprozess. In: Rudnitzki, Gerhard; Resch, Franz; Althoff, Frank (Hrsg.): Adoleszente in Psychotherapie und beruflicher Rehabilitation. Heidelberg: Mattes Verlag, S.13-22

Richter, Dieter (1998): Das Meer. Epochen der Entdeckung einer Landschaft. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.2, Köln: DuMont-Verlag, S.10-31

Richter, Dieter (2003): Sigmund Freud als Tourist. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung. Bd.6, Köln: DuMont-Verlag, S.156-159

Rilke, Rainer Maria (1950): Briefe. Erster Band (1897-1914). Wiesbaden: Insel-Verlag

Rilke, Rainer Maria (1982): Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

Rilke, Rainer Maria (2000): Reise nach Ägypten. Briefe, Gedichte, Notizen. Herausgegeben von Horst Nalewski. Frankfurt a.M./Leipzig: Insel

Rimbaud, Arthur (1961): Briefe und Dokumente. Herausgegeben und übersetzt von Curd Ochwadt. Heidelberg: Schneider

Rimbaud, Arthur (1990): Seher-Briefe. Lettres du voyant. Herausgegeben und übersetzt von Werner von Koppenfels. Mainz: Dieterich

Riordan, Colin (1995): „Nachmittage in der Fremde.“ Dislokation in Uwe Johnsons ‚Jahrestage‘. In: Fuchs, Anne; Harden, Theo (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, S.213-228

Ristau, Oliver (2002): Abtauchen ins Spektakel. In: DIE ZEIT, 10.01.02

Röckel, Susanne (1999): Chinesisches Alphabet. Ein Jahr in Shanghai. München: Luchterhand

Röhricht, Reinhold (1967): Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Land. Aalen: Scientia Verlag (Neudruck der Ausgabe Innsbruck 1900)

Rohrwasser, Michael (2005): Freuds Lektüren. Von Artur Conan Doyle bis Arthur Schnitzer. Gießen: Psychosozial-Verlag

Roland-Jensen, Flemming (1992): Zur Frage: Hölderlin in Paris? In: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge Heft1, S.149-161

- Rosenfield, Israel (1999): Das Fremde, das Vertraute und das Vergessene. Aus dem Amerikanischen von Sebastian Vogel. Frankfurt a.M.: S.Fischer
- Roth, Gerhard (2000): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Roth, Joseph (1991): Werke, Bd.III, Köln: Kiepenheuer&Witsch
- Rotpart, Michael (1997): Tourismus in der postmodernen Erlebnisgesellschaft. In: Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): Tourismus und Gesellschaft, Gießen: Psychosozial-Verlag (psychosozial Nr.69, H.3), S.73-85
- Rovagnati, Gabriella (2005): Das unrettbare Venedig des W.G. Sebald. In: Atze, Marcel; Loquai, Franz (Hrsg.) (2005): Sebald. Lektüren. Eggingen: Edition Isele, S.143-156
- Roy, Claude (1964): Vom wahren Sinn des Reisens. Aus dem Französischen von E.Saboz. Lausanne: Editions Rencontre
- Rudnitzki, Gerhard; Resch, Franz; Althoff, Frank (Hrsg.) (1998): Adoleszente in Psychotherapie und beruflicher Rehabilitation. Heidelberg: Mattes Verlag
- Rudolf, Gaby (2004): Vom Stupor, Leibessensationen und qualitativ Abnormem. In: Pro Mente Sana, Heft 3, S.26
- Rüffer, Anne (1999): Leben mit Schizophrenie. 52 Gespräche mit Bettina über ihren Weg aus der Krankheit. Bern / München / Wien: Scherz-Verlag
- Ruff, Wilfried (1993): Das Fremde – Anlass zur Verführung und Verurteilung. In: Streeck, Ulrich (Hrsg.): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer, S.280-292
- Sabin, Stefana (2006): Ein Verwandter der Dichter. Freud und die Literatur. In: Neue Zürcher Zeitung, Nr 104 (6./7. Mai 2006), S.29
- Sachsse, Urich (1999): Selbstverletzendes Verhalten. Das Trauma, die Dissoziation und ihre Behandlung. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht
- Sauerländer, Willibald (2004): Sie liebten das Heulen der Schakale. Wenn Frauen die Reiselust packt. In: Süddeutsche Zeitung, 30.08.2004, S.12
- Sauter, Dorothea et al. (2004): Lehrbuch psychiatrische Pflege. Bern u.a.: Verlag Hans Huber
- Schachinger, Helga (2002): Das Selbst, die Selbsterkenntnis und das Gefühl für den eigenen Wert. Bern: Hans Huber Verlag
- Schächter, Tobias (2002): „Von der Sehnsucht erfüllt“. In: TAZ 07.11.02, S.19
- Schäffter, Ortfried (Hrsg.) (1991): Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Scharfetter, Christian (1998): Dissoziation und Schizophrenie. In: Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie, 66: 520-523
- Scharfetter, Christian (1999a): Dissoziation – Split – Fragmentation. Nachdenken über ein Modell. Bern: Hans Huber
- Scharfetter, Christian (1999b): Schizophrene Menschen. Diagnostik – Psychopathologie – Forschungsansätze. 5.Aufl., Weinheim: Psychologie Verlags Union
- Schauder, Karlheinz (1996): „Ich glaubte neu geboren zu werden.“ Hölderlins Reise von Maulbronn nach Speyer. In: Schauder, Karlheinz: Sie waren hier. Literarische Spurensuche in der Pfalz. Otterbach: Verlag F.Arbogast, S.69-94



- Scheff, Thomas (1983): Explosion der Gefühle. Über die kulturelle und therapeutische Bedeutung kathartischen Erlebens. Weinheim: Beltz
- Scheifele, Sigrid (2003): Migration und Psyche. Aufbrüche und Erschütterungen. In: Psychosozial, 26.Jg., Nr.93, S.7-13
- Schernus, Renate (1992): Verrückt. Subjektives Erleben und Bewältigung schizophrener Psychosen. In: Sozialpsychiatrische Informationen, Heft 3/1992
- Schernus, Renate (2002): Hausärztin im Kiez. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Schiller, Lori (1995): Wahnsinn im Kopf. Aus dem Amerikanischen von K.Miedler u. Ch.Neugebauer. Bergisch Gladbach: Lübbe
- Schindler, Birgit (1999): Psychose-Erfahrung und ‚Genesung‘. In: Psychosoziale Umschau, 3/99, S.33-34
- Schivelbusch, Wolfgang (1977): Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19.Jahrhundert. München u. Wien: Carl Hanser Verlag
- Schlieker, Kerstin (2003): Frauenreisen in den Orient zu Beginn des 20.Jahrhunderts. Weibliche Strategien der Erfahrung und textuellen Vermittlung kultureller Fremde. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Kultur
- Schlösser, Hermann (1987): Reiseformen des Geschriebenen. Selbsterfahrung und Welt Darstellung in Reisebüchern Wolfgang Koeppens, Rolf Dieter Brinkmanns und Hubert Fichtes. Wien/Köln: Böhlau
- Schmidt, Harald (1994): Melancholie und Landschaft. Die psychotische und ästhetische Struktur der Naturschilderungen in Georg Büchners ‚Lenz‘. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Schmugge, Ludwig (1985): Die Pilger. In: Moraw, Peter (Hrsg.): Unterwegssein im Mittelalter. Berlin: Duncker und Humblot, S.17-48
- Schmugge, Ludwig (1988): Kollektive und individuelle Motivstrukturen im mittelalterlichen Pilgerwesen. In: Janitz, Gerhard; Müller, Albert (Hrsg.): Migration in der Feudalgesellschaft. Frankfurt a.M.: Campus, S.263-290
- Schneider, Manfred (1986): Die erkaltete Herzensschrift. Der autobiographische Text im 20.Jahrhundert. München/Wien: Carl Hanser
- Schönau, Walter (1996): Methoden der psychoanalytischen Interpretation aus literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Cremerius, Johannes et al. (Hrsg.): Methoden in der Diskussion. Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd.15, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 33-43
- Schönhammer, Rainer (1991): In Bewegung. Zur Psychologie der Fortbewegung. München: Quintessenz-Verlag
- Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.) (1975): Entfremdung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Schütze, Jochen K. (1998): Goethe-Reisen. Wien: Passagen-Verlag
- Schütze, Jochen K. (2000): Vom Fremden. Wien: Passagen-Verlag
- Schütze, Peter (1997): Strindberg. 2.Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Schultz, Uwe (Hrsg.) (1965): Das Tagebuch und der moderne Autor. München: Carl Hanser
- Schwalfenberg, Claudia (1997): Die andere Modernität. Strukturen des Ich-Sagens bei Rolf Dieter Brinkmann. Münster: Agenda-Verlag
- Schwarz, Frank; Maier, Christian (Hrsg.) (2001): Psychotherapie der Psychosen. Stuttgart: Thieme
- Schwarzenbach, Annemarie (1995a): Tod in Persien. Basel: Lenos
- Schwarzenbach, Annemarie (1995b): Auf der Schattenseite. Ausgewählte Reportagen, Feuilletons und Fotografien 1933-1942. Herausgegeben von Regina Dieterle und Roger Perret. 2.Aufl., Basel: Lenos

- Schwarzenbach, Annemarie (2001): „Wir werden es schon zuwege bringen, das Leben.“ Briefe 1930-1942, hrsg. v. Uta Fleischmann. 3. Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag
- Schwartz, Jonathan M. (1989): In Defence of Homesickness. Nine Essays on Identity and Locality. Kopenhagen
- Schweikert, Uwe (1981): Alles ist Kaufhof und nichts mehr Leben. Rolf Dieter Brinkmanns ‚Rom, Blicke‘ lesend. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.) (1981): Rolf Dieter Brinkmann. Text und Kritik, Heft 71; München: R.Boorberg Verlag, S.83-89
- Sebald, W.G. (1995): Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag
- Sebald, W.G. (2005): Schwindel. Gefühle. 6. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer
- Sechehaye, Marguerite (1973): Tagebuch einer Schizophrenen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Sedlacek, Carola (1999): Goethe und das Reisen. In: Jessing, Benedikt; Lutz, Bernd; Wild, Inge (Hrsg.): Goethe-Lexikon. Stuttgart u. Weimar: Metzler, S.409-410
- Seeman, Melvin (1975): Über die Bedeutung der Entfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): Entfremdung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.360-381
- Seiffge-Krenke, Inge (2004): Adoleszenzentwicklung und Bindung. In: Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta, S.156-175
- Senf, Wolfgang (1996): Angstkrankheiten. In: Senf, Wolfgang; Broda, Michael (Hrsg.): Praxis der Psychotherapie. Ein integratives Lehrbuch für Psychoanalyse und Verhaltenstherapie. Stuttgart/New York: Thieme, S.268-278
- Seume, Gottfried (1985): Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. (Vollst.Ausg. nach der 3.Aufl.Leipzig: Hartknoch 1811), Nördlingen: Greno
- Shakespeare, Nicholas (2000): Wieso Tasmanien? In: Süddeutsche Zeitung, Magazin Nr.36, 8.9.2000, S. 40-44
- Shalev, Zeruya (2000): Mann und Frau. Berlin: Berlin-Verlag
- Shapiro, S. (1982): Airport wandering as a psychotic symptom. In: Psychiatrica Clinica 15/1982, S.173-176
- Sheehan, Susan (1991): Ich bin nicht da, wo ihr mich sucht. Die Geschichte einer Schizophrenie. München: Heyne
- Simmel, Georg (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Sluzki, Carlos E. (2001): Psychologische Phasen der Migration und ihre Auswirkungen. In: Hegemann, Thomas; Salman, Ramazan (Hrsg.): Transkulturelle Psychiatrie. Konzepte für die Arbeit mit Menschen aus anderen Kulturen. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.101-115
- Sontag, Susan (2004): Die Erweiterung der Welt: Warum Literatur lebensnotwendig ist. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr.305, 30.12.04, S.39
- Späth, Sibylle (1989): Rolf Dieter Brinkmann. Stuttgart: Metzler
- Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.) (1999): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta
- Spangler, Gottfried u. Zimmermann, Peter (Hrsg.) (1999): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Spangler, Gottfried (2001): Die Psychobiologie der Bindung: Ebenen der Bindungsorganisation. In: Suess, Gerhard; Scheuerer-Englisch, Hermann; Pfeifer, Walter (Hrsg.) (2001): Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Praxis. Gießen: Psychosozial-Verlag, S.157-177

- Spode, Hasso (1987): Zur Geschichte des Tourismus. Starnberg: Studienkreis für Tourismus
- Spode, Hasso (1995): Reif für die Insel. Prolegomena zu einer historischen Anthropologie des Tourismus. In: Cantauw, Christiane (Hrsg.): Arbeit, Freizeit, Reisen. Münster/New York: Waxmann-Verlag
- Spode, Hasso (1997): Wohin die Reise geht. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung, Bd.1, S.7-12
- Stark, Michael; Sandmeyer, Peter (2000): Wenn die Seele Kraft braucht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Steiner, John (1999): Orte des seelischen Rückzugs. Pathologische Organisationen bei psychotischen, neurotischen und Borderline-Patienten. Aus dem Englischen von Hans Weiß. Stuttgart: Klett-Cotta
- Stempel, Hans; Ripkens, Martin (Hrsg.) (2005): Hotel-Geschichten. 2. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Stendhal (i.e. Henry Beyle) (1996): Reise in Italien. Rom – Neapel – Florenz . Dt. Bearbeitung von F.v.Oppeln-Bronikowski. München: Diederichs (Nachdruck der Ausgabe Jena: Diederichs 1911)
- Stephens, Anthony R. (1974): Rilkes ‚Malte Laurids Brigge‘. Strukturanalyse des erzählerischen Bewußtseins. Bern: Lang
- Stern, Daniel N. (1998): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart: Klett-Cotta
- Stern, Martin (1986): Autobiographie und Identität. In: Benedetti, Gaetano; Wiesmann, Louis (Hrsg.): Ein Inuk sein. Interdisziplinäre Vorlesungen zum Problem der Identität. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, S.257-270
- Stern, Otto (1996): Zehn Stationen des Wahnsinns. In: Brückenschlag, Zeitschrift für Sozialpsychiatrie, Literatur, Kunst. Bd.12, Neumünster: Paranus-Verlag, S. 98-102
- Sternberger, Dolf (1958): Gefühl der Fremde. Wiesbaden: Insel-Verlag
- Stolz, Thomas et al. (2001): Global Fremd – Eine Tour durch die weltweite Fremde. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Michael (Hrsg.): Fremdes in fremden Sprachen. München: Fink Verlag, S.229-243
- Stratenwerth, Irene u. Bock, Thomas (1998): Stimmen hören. Botschaften aus der inneren Welt. Hamburg: Kabel Verlag
- Straub, Jürgen (2000): Identität als psychologisches Deutungskonzept. In: Greve, Werner (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union, S.279-301
- Strauß, Botho (1984): Der Junge Mann. München u. Wien: Carl Hanser Verlag
- Streeck, Ulrich (Hrsg.) (1993): Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das ‚Andere‘ in Seele, Körper und Kultur. München: Pfeiffer
- Streeck, Ulrich; Bell, Karin (Hrsg.) (1994): Die Psychoanalyse schwerer psychischer Erkrankungen. München: Pfeiffer
- Streeck-Fischer, Annette (1998): Gewalt und Rechtsextremismus als Ausdruck einer schweren Adoleszenzkrise. In: Rudnitzki, Gerhard; Resch, Franz; Althoff, Frank (Hrsg.): Adoleszente in Psychotherapie und beruflicher Rehabilitation. Heidelberg: Mattes Verlag, S.35-44
- Streeck-Fischer, Annette (Hrsg.) (2004): Adoleszenz – Bindung – Destruktivität. Stuttgart: Klett-Cotta
- Streltzer, J. (1979): Psychiatric emergencies in travelers to Hawaii. In: Comprehensive Psychiatry 20, S.463-468
- Strijards, Frans (1991): Das Stendhal-Syndrom. Aus dem Niederländischen von Monika The. In: Theater Heute, 11/91, S.43-56

- Strindberg, August (1916): *Inferno. Legenden*. Deutsch von E.Schering. 7.Aufl., München u. Leipzig: Georg Müller
- Strindberg, August (1924): *Erinnerungen und Briefe*. Herausgegeben von A.Paul. München: Langen Verlag
- Strindberg, August (1981): *Plädoyer eines Irren. (Le plaidoyer d'un fou)* Aus dem Fränkzösischen von H.J.Maass. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Strindberg, August (1998): *Verwirrte Sinneseindrücke. Schriften zu Malerei, Photographie und Naturwissenschaften*. Amsterdam u. Dresden: Verlag der Kunst
- Suess, Gerhard (1999): *Das Selbst als Ausdruck dyadischer und individueller Organisation*. In: Spangler, Gottfried u. Zimmermann, Peter (Hrsg.): *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett-Cotta, S.396-408
- Suess, Gerhard; Scheuerer-Englisch, Hermann; Pfeifer, Walter (Hrsg.) (2001): *Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Praxis*. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Süsske, Rudolf (2004): *Was meint Heinz Kohut, wenn er vom ‚Selbst‘ spricht? Assoziationen zum Thema*. In: *Psychosozial*, 27. Jg., Nr.96, S.91-102
- Sullivan, H.S. (1950): *The illusion of personal identity*. In: *The Fusion of Psychiatry and Social Science*. New York: Norton, S.198-226
- Svevo, Italo (2003): *Kurze sentimentale Reise*. Aus dem Italienischen von Piero Rismondi. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel
- Szerb, Anton (2004): *Reise im Mondlicht*. 4.Aufl., München: dtv
- Tabucchi, Antonio (1990): *Indisches Nachtstück*. Deutsch von Karin Fleischanderl. München: Hanser
- Taylor, Charles (1994): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Telser, Dietmar (2004): *„Das Buch des Okzidents“*. [www.rhein-zeitung.de/magazin/reise](http://www.rhein-zeitung.de/magazin/reise) (04.04.04)
- Termeer, Ursula (1995): *Meine manische Reise brachte mich auf den Weg*. In: Keßler, Nicola (Hrsg.): *Manie-Feste. Frauen zwischen Rausch und Depression*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 69-125
- Thom, Achim; Wulff, Erich (Hrsg.): *Psychiatrie im Wandel. Erfahrungen und Perspektiven in Ost und West*. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Thomä, Dieter (1998): *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem*. München: C.H.Beck
- Thomas, Alexander (1997): *Fremdheitskonzepte in der Psychologie*. In: Hahn, Heinz; Kagelmann, H. Jürgen (Hrsg.): *Tourismuspsychologie und Tourismussoziologie. Ein Handbuch der Tourismuswissenschaft*. München: Quintessenz-Verlag, S.148-154
- Thomashoff, Hans-Otto (1999): *Psyche und Kunst*. Stuttgart u. New York: Schattauer
- Thünemann, Silke; Schulte Renger, Iris (Hrsg.) (2003): *Autobiographisches Schreiben. Schreiberfahrungen, Schreibanregungen, Schreibtheorien*. Münster: Dokumentationsstelle für Randgruppenliteratur
- Timm, Uwe (1989): *Vogel, friss die Feige nicht. Römische Aufzeichnungen*. Köln: Kiepenheuer&Witsch
- Timm, Uwe (1997): *Das Nahe, das Ferne. Schreiben über fremde Welten*. In: Lützeler, Paul Michael (Hrsg.): *Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S.34-48
- Titzmann, Michael (1999): *Aspekte der Fremdheitserfahrung. Die logisch-semiotische Konstruktion des ‚Fremden‘ und des ‚Selbst‘*. In: Lenz, Bernd; Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Fremdheitserfahrung und Fremdhheitsdarstellung in okzidentalén Kulturen*. Passau: Wiss.Verlag Rothe, S.89-114

- Todd, Olivier (2001): Albert Camus. Ein Leben. Deutsch von Doris Heinemann. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt
- Todorov, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Aus dem Französischen von Wilfried Böhringer. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Tögel, Christfried (1989): Berggasse – Pompeji und zurück. Sigmund Freuds Reisen in die Vergangenheit. Tübingen: edition discord
- Tögel, Christfried (2002): „Gestern träumte ich wieder vom Reisen“. In: Freud, Sigmund: „Unser Herz zeigt nach Süden“. Reisebriefe 1895-1923. Herausgegeben von Christfried Tögel unter Mitarbeit von Michael Molnar. Berlin: Aufbau Verlag, S. 9-36
- Tölle, Rainer; Windgassen, Klaus (2003): Psychiatrie. 13. überarb. u. ergänzte Aufl., Berlin / Heidelberg / New York: Springer-Verlag
- Treder, Uta (Hrsg.) (1988): Die Liebesreise oder der Mythos vom süßen Wasser. Ausländerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Bremen: Frauenliteraturverlag
- Tugendhat, Ernst (1979) Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Uemoto, N. et al (1982): Maladies mentales chez les Japonais à Paris. In: Annales Medico-Psychologique 140, S.717-727
- Uhlenhaut, Cornelia (1995): „Das ist das Geheimnis: Ich weiß nicht, was außerhalb von mir existiert.“ Zum autobiographischen Schreiben Annemarie Schwarzenbachs. In: Holdenried, Michaela (Hrsg.): Geschriebenes Lebens. Autobiographien von Frauen. Berlin: E.Schmitt Verlag, S.266-277
- Urbain, Jean-Didier (1997): Auf der Suche nach dem Homo Viator. Überlegungen zu einer Anthropologie des Reisens. In: Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung, Bd.1, S.18-32
- Urban, Bernd; Kudzus, Winfried (Hrsg.) (1981): Psychoanalytische und psychopathologische Literaturinterpretation. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Urry, John (2002): The Tourist Gaze. Leisure and Travel in Contemporary Societies. 2.ed., London: Sage
- Vilas-Boas, Goncalo (1995): „Alles ist ein Fortgehen.“ Einblicke in Annemarie Schwarzenbachs vorderasiatische Reiseberichte und Erzählungen. In: Anne Fuchs / Theo Harden (Hrsg.): Reisen im Diskurs. Modelle der literarischen Fremderfahrung von den Pilgerberichten bis zur Postmoderne. Heidelberg: Universitätsverlag C.Winter, S.343-357
- Villers, Alexander von (1925): Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigang. Leipzig: Insel
- Völker, Ludwig (1998): Schreiben als Therapeutikum? In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): Schreiben und Lesen in psychischen Krisen. Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.89-99
- Vogt, Alfred (1984): Ärztliche Betrachtungen über ‚Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge‘ von Rilke. In: Engelhardt, Hartmut (Hrsg.): Rilkes ‚Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge‘. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 151-157
- Von Rintelen, Fritz-Joachim (1975): Daseinsentfremdung. In: Schrey, Heinz-Horst (Hrsg.): Entfremdung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S.382-394
- Von Salis-Marschlins, Carl (1793): Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel. Zürich u. Leipzig
- Vormweg, Heinrich (1995): Die strahlende Finsternis unserer Städte. In: Lüdke, Martin; Schmidt, Delf (Hrsg.): Rolf Dieter Brinkmann. Literatur-Magazin 36, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S.14-27
- Wälterlin, Urs (2005): Psychisch kranke Frau monatelang in Australien interniert. In: Süddeutsche Zeitung, 07.02.05, S.10

- Wagner-Egelhaaf, Martina (2000): *Autobiographie*. Stuttgart/Weimar: Metzler
- Wais, Mathias (2002): *Biographie-Arbeit, Lebensberatung*. Stuttgart: Verlag Urachhaus
- Waldenfels, Bernhard (1990): *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Waldenfels, Bernhard (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden, Bd.1*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Waldenfels, Bernhard (2001): *Das Phänomen des Fremden*. In: Jostes, Brigitte; Trabant, Jürgen (Hrsg.): *Fremdes in fremden Sprachen*. München: W.Fink-Verlag, S.19-41
- Waldmann, Günter (2000): *Autobiographisches als literarisches Schreiben*. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag
- Walz, Werner (1967): *Auf der Suche nach Hölderlin*. In: *Der Literat. Zeitschrift für Literatur und Kunst*. 9.Jg., Heft 3, S.35-36
- Wehrmann, Elisabeth (1996): *Kindheitsmuster unter der Glasglocke*. In: *Tagesanzeiger Zürich* vom 09.02.96, S.34
- Weinrich, Harald (1990): *Wie fern ist die Fremde? Von der Hermeneutik zur interkulturellen Fremdeheitsforschung*. In: Krusche, Dietrich; Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Hermeneutik der Fremde*. München: Iudicium-Verlag, S. 48-50
- Weithin, Thomas (2005): *Melancholie und Medienwahn*. In: Pazzini, Karl-Josef; Schuller, Marianne; Wimmer, Michael (Hrsg.): *Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen*. Bielefeld: Transcript-Verlag, S. 117-135
- Wellman, Angelika (Hrsg.) (1998): *Oh, das Meer! Das Strand- und Sandbuch*. Leipzig: Reclam
- Wemhöner, Karin (2004): *Paradiese und Sehnsuchtsorte. Studien zur Reiseliteratur des 20. Jahrhunderts*. Marburg: Tectum-Verlag
- Werder, Lutz von (1998): *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Das Konzept der Katharsis beim autobiographischen Schreiben in Lebenskrisen*. In: Koch, Helmut H.; Keßler, Nicola (Hrsg.): *Schreiben und Lesen in psychischen Krisen. Bd.1: Gespräche zwischen Wissenschaft und Praxis*. Bonn/Neumünster: Psychiatrie-Verlag, Paranus-Verlag, S.108-122
- White, Kenneth (1984): *Der blaue Weg. Eine Reise*. Deutsch von Andrea Spingler. Zürich: Arche-Verlag
- Widmer, Peter (2005): *Über die Schnittstelle des Wahns in Philosophie, Psychiatrie und Psychoanalyse*. In: Pazzini, Karl-Josef; Schuller, Marianne; Wimmer, Michael (Hrsg.): *Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen*. Bielefeld: Transcript-Verlag, S.13-25
- Wiesmann, Udo (2001): *Severe mental illness and airports – the scope of the problem*. In: *Psychiatric Bulletin* 25, S.261-264
- Willems, Elvira (Hrsg.) (2001): *Annemarie Schwarzenbach: Autorin – Reisende – Fotografin*. 2. Aufl., Herbolzheim: Centaurus-Verlag
- Winnicott, Donald W. (1984): *Familie und individuelle Entwicklung*. Frankfurt a.M.: Fischer
- Winnicott, Donald W. (2004): *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Winterstein, Alfred Freiherr von (1912): *Zur Psychologie des Reisens*. In: *Imago* 1/1912, S.489-506
- Wirth, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2004): *Das Selbst und der Andere*. Psychosozial, Heft 97/2004
- Wöhler, Karlheinz (1998): *Imagekonstruktion fremder Räume*. In: *Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung*. Bd.2, Köln: DuMont-Verlag, S.97-114

- Wokart, Norbert (2004): Wie die Wahrheit ans Licht kommt. Heidegger in Griechenland. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte, Nr.56/4, S.374-376
- Wolf, Ernest.S. (1998): Theorie und Praxis der psychoanalytischen Selbstpsychologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Wolter, Christine (1982): Italienfahrten. Meine italiensische Reise / Juni in Sizilien. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag
- Wolter, Christine (1990): Das Stendhal-Syndrom. Berlin: Aufbau-Verlag
- Wolter, Christine (1993): Italien muß schön sein. Impressionen, Depressionen in Arkadien. Berlin: Verlag Das Arsenal
- Woolf, Virginia (1994): Die Wellen. Übersetzt von Maria Bosse-Sporleder. Frankfurt a.M.: Fischer
- Wulff, Erich (1990): Was trägt die Ethnopsychiatrie zum Verständnis psychischer Erkrankungen bei? In: Thom, Achim; Wulff, Erich (Hrsg.): Psychiatrie im Wandel. Erfahrungen und Perspektiven in Ost und West. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S.96-114
- Wulff, Erich (1995): Wahnsinnslogik. Von der Verstehbarkeit schizophrener Erfahrung. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Wunderli, Peter (Hrsg.) (1993): Reisen in reale und mythische Ferne. Düsseldorf: Droste Verlag
- Wurmser, Léon (1999): Magische Verwandlung und tragische Verwandlung. Die schwere Neurose: Symptom, Funktion, Persönlichkeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Wuthenow, Ralph-Rainer (1980): Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Insel-Verlag
- Zapperi, Roberto (1999): Das Inkognito. Goethes ganz andere Existenz in Rom. Aus dem Italienischen von Ingeborg Walter. München: C.H.Beck
- Zaumseil, Manfred; Leferink, Klaus (Hrsg.) (1997): Schizophrenie in der Moderne. Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Zepf, Siegfried (2000): Allgemeine Psychoanalytische Neurosenlehre, Psychosomatik und Sozialpsychologie. Ein kritisches Lehrbuch. Gießen: Psychosozial-Verlag
- Zerchin, Sophie (1990): Auf der Spur des Morgensterns. Psychose als Selbstfindung. München: List Verlag
- Zeul, Mechthild (1996): Rückreise in die Vergangenheit. Zur Psychoanalyse spanischer Arbeitsmigrantinnen. In: Haase, Helga (Hrsg.): Ethnopsychanalyse. Wanderungen zwischen den Welten. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse, S.219-255
- Zielke, Anne (2000): Lonely Planet. Über die Risiken und Nebenwirkungen des Alleinreisens. In: Jetzt. Magazin der Süddeutschen Zeitung. 11.09.2000
- Zimmermann, Kristina (2003): Die höhere Macht erkennen. In: Gartelmann, Anke; Knuf, Andreas (Hrsg.): Bevor die Stimmen wiederkommen. Vorsorge und Selbsthilfe bei psychotischen Krisen. 4., akt. Auflage, Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 25-27
- Zimmermann, Peter et al. (1999): Bindung im Lebenslauf. In: Spangler, Gottfried; Zimmermann, Peter (Hrsg.): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. 3.Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta, S.311-332
- Zingg, Martin (Hrsg.) (2005): Auf Reisen. Geschichten von unterwegs. Basel: Lenos-Verlag
- Zweig, Stefan (1943): Die Tragödie Philippe Daudets. In: Zeit und Welt. Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904-1940, hrsg. von Richard Friedenthal. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, S.99-102
- Zweig, Stefan (1976): Die Monotonisierung der Welt. Aufsätze und Vorträge, hrsg.v. Volker Michels. Frankfurt a.M.: Suhrkamp

# Lebenslauf

## Personalien:

Name: Jens Jürgen Clausen

Adresse: Kanalstrasse 26,  
D - 48147 Münster

Telefon: (0251) 297447  
e-mail: [jjclausen@web.de](mailto:jjclausen@web.de)

Geboren: 20.März 1954 in Hamburg

Nationalität: Deutsch

Zivilstand: Verheiratet, 1 Kind

Konfession: Evangelisch-lutherisch

## Aus- und Weiterbildung:

2001 – 2006 Promotionsstudium zum Dr.phil. am Fachbereich  
Erziehungswissenschaft der **Universität Münster**  
1.Gutachter: Prof. H.Mair; 2. Gutachter: Prof. H.H.Koch

1988 – 1992 Therapeutische und supervisorische Weiterbildung am  
Institut für Gruppenanalyse **Heidelberg** e.V.

1982 – 1984 Referendariat und 2. Staatsexamen  
am Staatl. Seminar für Schulpädagogik **Esslingen**

1979 – 1980 1. Staatsexamen an der Universität **Hamburg**  
(„mit Auszeichnung“)

1978 – 1979 Stipendium für ein Studium der Geschichte  
an der University of **York, England**

1974 – 1978 Studium der Fächer Pädagogik, Geschichte und  
Germanistik an der Universität **Hamburg**

1965 – 1973 Heinrich-Hertz-Gymnasium in **Hamburg**



## Berufliche Tätigkeiten:

August 1994 bis heute	Lehrtätigkeit an der Evangelisch Sozialpädagogischen Ausbildungsstätte in <b>Münster</b> im Bereich Heilpädagogik / Heilerziehungspflege
August 1991 – Juli 1994	Dozent an der Westfälischen Fachschule für Sozial- und Heilpädagogik in <b>Hamm/Westf.</b>
April 1986 – Juni 1991	Heimleitung im Therapeutischen Wohnheim für psychisch Kranke in <b>Freiburg/Breisgau</b>
Sept. 1984 – März 1986	Soziotherapeutische Tätigkeit an der Fachklinik ‚Weißenstein‘ in <b>St.Blasien/Schwarzwald</b>
Februar 1981 – Juli 1982	Unterrichtstätigkeit an der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universitätsklinik <b>Freiburg/Breisgau</b>

## Funktionen / Nebenberufliche Tätigkeiten:

1999 - 2001	Lehraufträge an der Fachhochschule Münster, Fachbereich Pflegepädagogik
Seit 1998	Vorstandsmitglied des „Förderkreises Sozialpsychiatrie e.V.“ in Münster
Seit 1996	Autor des Fachbuches: <i>Soziale Arbeit im Arbeitsfeld Psychiatrie</i> (Lambertus-Verlag Freiburg/Br.) Zusammen mit K.D.Dresler und I.Eichenbrenner
Von 1992 bis 1994	Dozent für Pädagogik sowie Supervisor des Landschaftsverbandes Westfalen/Lippe
Seit 1987	Redaktionsmitglied der Fachzeitschrift <i>Soziale Psychiatrie</i>